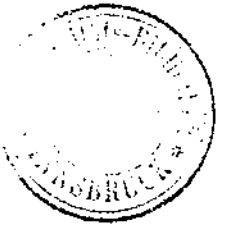
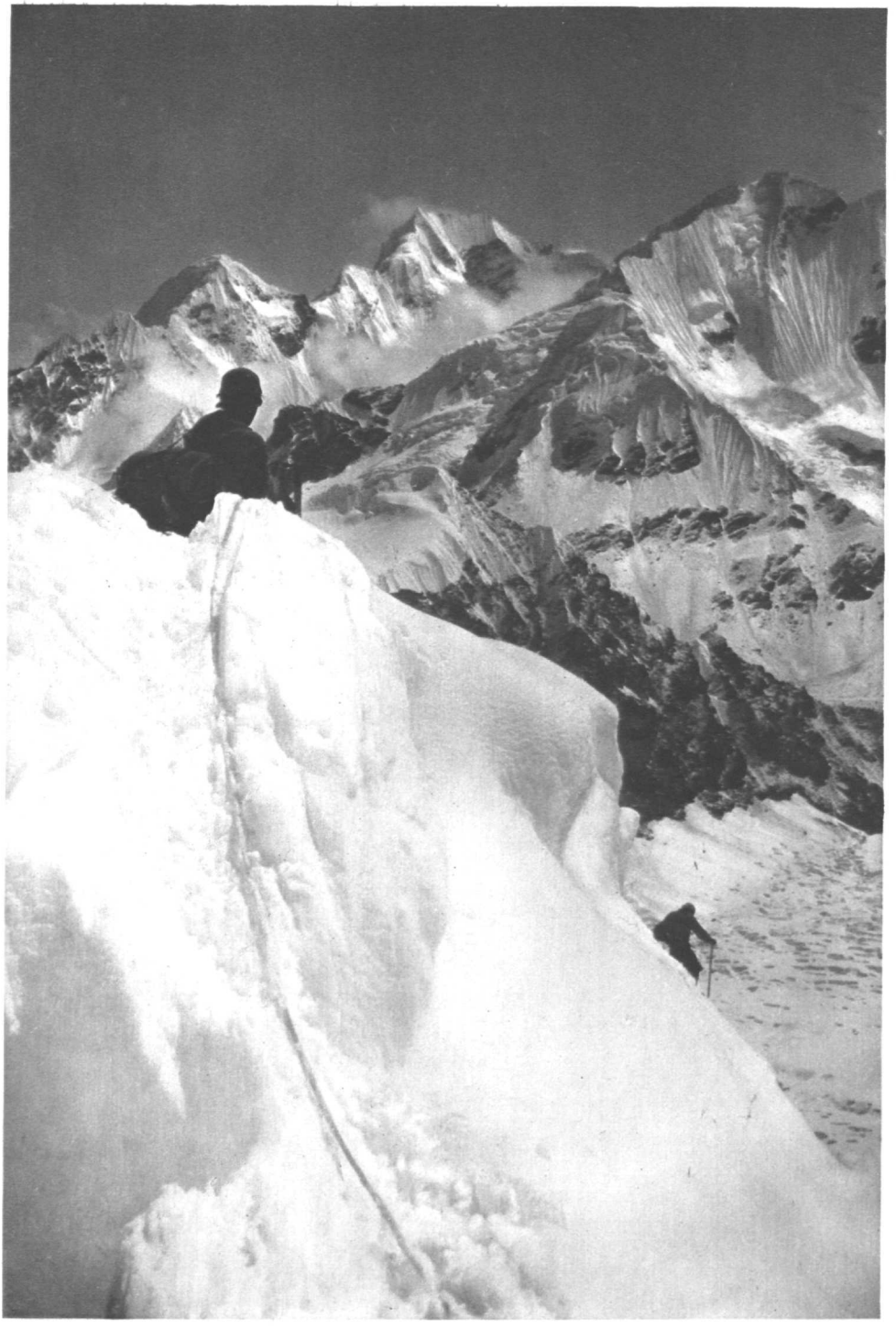
Zeitschrift des

# Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Band 61

Jahrgang 1930





Mezzotinto Bruckmann

Träger im Abſtieg beim „Little camp". Im Hintergrund der Siniolchu.

10901

# Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Hanns Barth

Band 61

Jahrgang 1930

Ml. 8 Tfln.

Innsbruck 1930

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Für den Buchhandel bei der J. Lindauer'schen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München
Hergestellt durch F. Bruckmann AG. in München

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben



28/1.1931. Verein, Bd. 61,
(gb.)

Buch- und Kunstdruck,
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann AG. in München
Papier der Scheufelenschen Papierfabrik in Oberlenningen

# Inhaltsverzeichnis

## Text:


Seite

1. Paul Bauer, Nabburg: Die deutsche Himalajafahrt 1929 . . . . . 1
2. Paul Bauer, Nabburg, und Hugo Tomaschek, Wien: Deutsche Kaukasus-Kundfahrten
   I. In den Swanetisch-Tatarischen Alpen. Die Münchner Fahrt im Jahre 1928. Von Paul Bauer . . . . . 58
   II. Die Erschließung der Swjetgarkette. Die Wiener Fahrt im Jahre 1929. Von Hugo Tomaschek . . . . . 70
3. Wilhelm Methner, Stolberg: Die Besteigungen des Kilimandscharo . . . . 82
4. Walter Stöffer, Pforzheim, und Karl Krall, Innsbruck: Fahrten im Montblancgebiet
   I. Montblanc. Der neue Brenva-Anstieg. Von Walter Stöffer . . . . . 97
   II. Verte und Charmoz. Von Karl Krall, Innsbruck . . . . . 104
   III. Rochefortgrat. Von Karl Krall, Innsbruck . . . . . 111
5. E. F. Hofmann, München: Karl Hofmann . . . . . 115
6. Dr. Julius Mayr, Brannenburg: Robert Grienberger (In memoriam) . . . . 139
7. Karl Bünsch, Garmisch: Die Berge der Loreagruppe und ihre Ersteigungsgeschichte 143
8. Willy Mayr, Innsbruck, und Ing. Konrad Plank, Deutsch-Matrei: Aus den Zillertaler Alpen
   I. Auf den Hochferner, 3480 *m*. Von Willy Mayr . . . . . 160
   II. Erinnerungen, die mir die neue Zillertaler Karte wachrief. Von Konrad Plank 177
9. Walther Flaig, Klosters: Im rätischen Himmelreich . . . . . 184
10. Rudolf Kauschka, Reichenberg: Bergfahrten im Gebiet der Neuen Reichenberger Hütte . . . . . 199
11. Julius Gallian, Wien, und Dr. Ernst Hanausek, Baden bei Wien: Schifahrten rund um das Seekarhaus . . . . . 224
12. Georg Jasker, Hamburg: Larsec-Erinnerungen . . . . . 253
13. Dr. Karl Prusik, Perchtoldsdorf bei Wien: Die Triglavkante . . . . . 265
14. Ing. Otto Langl, Wien: Aus den Sextener Dolomiten . . . . . 281


## Bilder in Kupferdruck:


1. Träger im Abstieg beim „Little camp". Im Hintergrund der Sinolchu. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . . Titelbild
2. Der Kangchendzönga von der Grünsee-Ebene. Lichtbild von J. Brenner, München 8
3. Swjetgar Tau, 4109 *m*. Lichtbild von Hans Slezak, Wien . . . . . 58
4. Hochfeiler, 3510 *m*, Gr. Möfele, 3479 *m*, von der Gefrorenen Wandspitze, 3291 *m*. Lichtbild von Photokunst E. & B. Groh, München . . . . . 178
5. Die Gösleswand vom Göslessee. Lichtbild von R. Kauschka, Reichenberg . . . . 198
6. Abfahrt vom Kesselkopf gegen Kleinen Pleißlingkeil. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Wien . . . . . 224
7. Oberes Larsectal. Lichtbild von Josef Netzuda, Wien . . . . . 260
8. Passo della Sentinella. Lichtbild von Otto Langl, Wien . . . . . 288

## Bilder in Kunstdruck:


Seite

1. Der Sintolchu. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . . 17
2. Der Simvu. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . . 17
3. Auf dem „Wagrechten Gratstück" (etwa 6000 *m* Höhe). Lichtbild von J. Brenner, München . . . . . 18
4. Der „Adlerhorst" (Lager VII, 5700 *m*) mit Blick in die oberste Mulde des Zemugletschers. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . . 18
5. Der Nordostsporn vom „Wagrechten Gratstück" (links leitet der Grat zum Hauptgipfel). Lichtbild von Dr. E. Allwein, München . . . . . 27
6. Das erste Eislager (Nr. VIII, 6300 *m*) mit Blick über den Zemugletscher zum Pawhunri. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . . 28
7. Vor dem „Großen Turm". Lichtbild von Dr. E. Allwein, München . . . . . 37
8. Rückblick vom „Großen Turm". Lichtbild von J. Brenner, München . . . . . 38
9. Das obere Hauptlager (Nr. VI, 5200 *m*). Lichtbild von J. Brenner, München . . 38
10. Träger unter einer Wächte. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . . 47
11. Ein Ausläufer des Kangchendzönga-Ostgrates beim oberen Hauptlager (VI). Lichtbild von J. Brenner, München . . . . . 47
12. Der Langebo von den Hängen oberhalb Lager III. Lichtbild von J. Leupold, Köln 48
13. Das Zemugap mit einem Simvugipfel. Lichtbild von J. Brenner, München . . . 48
14. Baschil-Tau (4170 *m*) vom „Neuen Paß" (Adyr-su-Gruppe). Lichtbild von Hans Kaser, Wien . . . . . 65
15. Schechildital und Schechildigruppe. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . 65
16. Swjetgar Tau, 4109 *m*. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . . 66
17. Tot Tau, ca. 4000 *m*. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . . 66
18. Baschil-Tau, 4170 *m*. Lichtbild von Hans Slezak, Wien . . . . . 66
19. Elbrus (5633 *m*) vom Gadill-Gletscher. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . 75
20. Adyr-su-Basch (Nordwand), 4370 *m*. Lichtbild von Hans Kaser, Wien . . . . . 75
21. Asmaschi Tau, 4090 *m*. Lichtbild von Hans Slezak, Wien . . . . . 76
22. Grandes Jorasses, Rochefortgrat-Alg. du Géant vom Mer de Glace. Nach einer Zeichnung von R. Reschreiter, München . . . . . 109
23. Rochefortgrat und Grandes Jorasses vom Montblancgipfel. Nach einer Zeichnung von R. Reschreiter, München . . . . . 110
24. Dormitz und Nassereith gegen Karlspitze, Karlkopf und Loreakopf. Lichtbild von A. Stockhammer, Hall i. T. . . . . 151
25. Bleispitze und Gartnerwand von Nordwesten. Lichtbild vom Alpenland-Verlag, München . . . . . 152
26. Die Loreagruppe von Osten vom Loreakopf bis zum Stockacher Jöchle. Lichtbild von Georg Schedele, München . . . . . 152
27. Blick vom Olperer, 3480 *m*, auf Schrammacher, 3416 *m*. Lichtbild von Photokunst E. & B. Groh, München . . . . . 169
28. Blick vom Schwarzen Pfann, 2391 *m*, auf Kleine Kasererspitze, Frauenwand 2540 *m*. Lichtbild von Photokunst E. & B. Groh, München . . . . . 169
29. Eistürme im Tuxer Ferner. Blick auf Tuxer Joch. Lichtbild von Photokunst E. & B. Groh, München . . . . . 170
30. Blick vom Riffler, 3245 *m*, auf Olperer, 3480 *m*. Lichtbild von Photokunst E. & B. Groh, München . . . . . 170
31. Die Pfälzer Hütte gegen Panüler Schrofen, Schafberg und Hornspitze. Lichtbild von A. Buck, Bregenz . . . . . 187
32. Die Bettlerjoch-Hütte vom Gorvion. Lichtbild von A. Buck, Bregenz . . . . . 187
33. Falknisgruppe vom Gipfel der Hornspitze. Lichtbild von W. Flaig, Klosters . . . 188

Seite

34. Winter auf dem Raaskopf gegen Grauspitzen und Falknis. Lichtbild von A. Buck, Bregenz 188
35. Gewitter über den Lasörlingbergen. Lichtbild von R. Kauschka, Reichenberg . . . 205
36. Die Umrahmung des Bödensees und der Neuen Reichenberger Hütte. Lichtbild von R. Kauschka, Reichenberg . . . . . 206
37. Venedigerberge über der Reichenberger Hütte und Bachlenke. Lichtbild von R. Kauschka, Reichenberg . . . . . 206
38. Bachlenkenkopf, Reichenberger Spitze und Großschober. Lichtbild von R. Kauschka, Reichenberg . . . . . 215
39. Sextener Dolomiten von der Gösleswand. Lichtbild von R. Kauschka, Reichenberg 215
40. Lasörlingberge vom Nordwestgrat des Keesecks. Lichtbild von R. Kauschka, Reichenberg . . . . . 216
41. Obere Pleißlingalm gegen Kesselkopf. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Wien . . 233
42. Beim Anstieg: Obere Pleißlingalm-Kesselkopf. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Wien 233
43. Seekarhaus mit Seekarspitze. Lichtbild von Helff, Graz . . . . . 234
44. Großwandkar und Pleißlingkar mit Kleinem Pleißlingkeil. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Wien . . . . . 234
45. Kleiner Pleißlingkeil. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Wien . . . . . 243
46. Auf der Hochstufe beim Wildsee. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Wien . . . 243
47. Zehnerkarspitze vom Grünwaldsee gesehen. Lichtbild von J. Gallian, Wien . . . . 244
48. Ausblick vom Großen Pleißlingkeil gegen Ankogel und Hochalmspitze. Lichtbild von Dr. Ernst Hanausek, Wien . . . . . 244
49. Blick über den Larsecsee nach Süden. Lichtbild von Josef Netzuda, Wien . . . . 263
50. Larsecgruppe von oberhalb Pozza gesehen. Lichtbild von Josef Netzuda, Wien . . 263
51. Triglav-Nordwand. Lichtbild von Franz Kröner, München . . . . . 264
52. Arzalpenscharte. Blick ins Valle Popera. Lichtbild von O. Langl, Wien . . . . . 279
53. Blick ins obere Altensteintal mit Paternkofel vom Ostanstieg der Langlahnspitze. Lichtbild von O. Langl, Wien . . . . . 279
54. Gipfelansicht von der Langlahnspitze gegen Morgenalpenspitze. Lichtbild von O. Langl, Wien . . . . . 280
55. Altensteingruppe von Süden. Lichtbild von O. Langl, Wien . . . . . 280

## Bilder im Text:

1. Zentral-Kaukasus. Kartenskizze von Hugo Tomaschek, Wien . . . . . 61
2. Kilimandscharo. Nach einer Zeichnung von Ernst Platz, München . . . . . 82
3. Kilimandscharo. Nach einer Zeichnung von Ernst Platz, München . . . . . 88/89
4. Anstieg „Sentinelle Rouge". Zeichnung von R. Reschreiter, München, nach einem Lichtbild von Dr. Borchers, Bremen . . . . . 97
5. Dent du Requin, Aiguille du Plan, Blattière, Grépon und Gd. Charmoz vom Glacier de Talèfre. Nach einer Zeichnung von R. Reschreiter, München . . . . . 102
6. Große und Kleine Dru, Aiguille Verte, Les Droites vom Glacier du Tacul. Nach einer Zeichnung von R. Reschreiter, München . . . . . 103
7. Karl Hofmann. Nach einer Zeichnung von Ernst Platz, München . . . . . 114
8. Die Lorea-Gruppe in den östlichen Lechtaler Alpen. Kartenskizze von K. Bünsch, Garmisch . . . . . 145
9. Loreahütte. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . . 159
10. Anstiegsrichtungen durch die Nordabstürze. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . . 160
11. Geraer Hütte gegen Fußstein und Olperer. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . . 183

Seite

12. Pfälzer Hütte am Bettlerjoch. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien 198
13. Kapelle auf dem Radstädter Tauern. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . . 252
14. Hans Dülfer. Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien, nach einem Lichtbild . . . 253
15. Kartenskizze der Larsec-Gruppe. Nach einer Zeichnung von Georg Jasker, Hamburg 255
16. Triglav-Nordwand mit Kanten-Anstieg. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . . 267
17. Rast während des Gewitters. Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien, nach einem Lichtbild von Dr. K. Prusik, Wien . . . . . 269
18. Auf den Platten unter dem großen Überhang. Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien. Nach einem Lichtbild von Dr. K. Prusik, Wien . . . . . 272
19. An der Ecke vor dem entscheidenden Quergang. Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien. Nach einem Lichtbild von Dr. K. Prusik, Wien . . . . . 276
20. Quergang über dem großen Überhang. Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien. Nach einem Lichtbild von Dr. K. Prusik, Wien . . . . . 277
21. Kirche in Sexten. Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . . 289

## Beilage:

Karte der Zillertaler Alpen, westliches Blatt
Von R. Finsterwalder und H. Rohn

Druck der Kartographischen Anstalt Freytag & Berndt, Wien

# I.

# Die deutsche Himalajafahrt 1929[1]

Von Paul Bauer, Nabburg

## I. Die Vorgeschichte

Die Beweggründe des Bergsteigens werden sich wohl stets einer restlosen verstandesmäßigen Erfassung entziehen, und es ist vielleicht überhaupt klüger, sich mit dem Wissen zu begnügen, daß seine Wurzeln in die tiefsten Schächte unserer Seele hinabreichen, ohne daß man versucht, sie bis in ihre feinsten Verästelungen bloßzulegen. Auch von den Zwecken des Bergsteigens kann man nicht sprechen. Was man hier anführt: Förderung des Wissens und der Wissenschaft, Stählung des Leibes, Schulung des Willens, Veredelung des Gemütes, das sind nur Blumen, von denen jeder die eine oder andere am Wege zur Höhe pflücken wird. Das Bergsteigen selbst ist nicht zweckgeboren. Eines aber aus dem Dreigestirn: Grund, Zweck und Ziel ist klar und unbestritten: das Ziel, der Gipfel. Von keines Gedankens Bläße angekränkelt, von keinem Zweifel in seiner Stellung erschüttert, steht der Gipfel so leuchtend als Ziel im Leben des Bergsteigers, daß er geradezu symbolische Bedeutung für diesen Begriff erlangt hat. Die höchsten Gipfel unserer Erde werden daher in diesen Blättern stets als erhabenstes Ziel am fernen Horizonte aufleuchten. Aber sie sind mehr: sie bergen eines der letzten großen Probleme unserer Erde. Während das Eis der Pole, die Wüsten Asiens, die Urwälder Afrikas uns kein unüberwindliches Hindernis mehr in den Weg stellen, während jeder andere Fleck unserer Erdoberfläche uns zugänglich gemacht werden kann, wenn Männer und Mittel hierfür eingesetzt werden, scheint die Natur vor den höchsten Gipfeln eine Schranke errichtet zu haben, die der Mensch nicht übersteigen kann. Die wenigen, die bis zu ihr vordrangen, sind verschollen oder konnten bestenfalles mit den letzten Kräften zurückkehren. Der Scheitelpunkt unserer Erde ist noch immer unbetreten. Für uns Bergsteiger ist das eine ständige Herausforderung, denn auf unseren Schultern ruht die Verantwortung dafür, daß der Mensch auch in diesem letzten und vielleicht schwersten Kampf um die Oberfläche unserer Erde Sieger werde.

Seit mehr als zwei Generationen kämpfen denn auch die besten der Bergsteiger mit den Eisriesen des Himalaja. Von 1854 bis 1858, den englischen und indischen Landmessern auf dem Fuße folgend, erschlossen die drei Gebrüder Schlagintweit als erste Bergsteiger große Strecken des gewaltigen Gebirges, sie drangen dabei am Ibi Gamin bis zur beachtlichen Höhe von 6790 *m* vor. Mehr als vier volle Jahrzehnte kämpften dann namhafte Bergsteiger, vornehmlich Engländer, unter ihnen Graham, Conway, Bruce, Meade, Mummery, Johnson, Freshfield vergebens, bis endlich die ersten und bis heute einzigen 7000er dort fielen. Es waren dies der Pinacle Peak (7090 *m* durch Workmanns), der Trisul (7134 *m* durch Longstaff), und der Pawhunri

[1]) Die Ereignisse, Erfahrungen und Ergebnisse der Reise sind in einem Buch mit über 100 Bildern und über 120 Textseiten niedergelegt, das im Verlag Knorr & Hirth in München erscheint.

(7040 *m* durch Kellas). Deutsche finden wir nur ganz vereinzelt: Dr. Böck, der allein Teile des zentralen und östlichen Himalaja durchstreifte, und Dr. Wessely und Pfannl, die als Glieder einer internationalen Expedition im Jahre 1902 den K 2 belagerten, wobei Dr. Wessely die Höhe von 7000 *m* erreichte. Den Höhenrekord hielt lange Zeit der Herzog der Abruzzen mit 7500 *m*, die er 1909 dem Broad Peak abgetrotzt hatte. Am nächsten waren dieser Höhe noch die beiden Norweger Rubenson und Aas 1907 am Kabru gekommen. Es bedurfte der eingehenden Vorbereitungen und der großen Mittel der zweiten Everesterpedition, bis es endlich 1922 gelang, in die 8000er-Region einzudringen. Nachdem dann die letzte Everesterpedition im Jahre 1924 mit dem Verschwinden Mallorys und Irvines so tragisch geendet hatte, war es stille geworden im Kampf um den Gipfel der Erde. Major Mason, der Holländer Visser und der Herzog von Spoleto, die seither noch im Karakorum reisten, verfolgten andere Ziele.

Es schien so, als ob die Erfahrungen aus all diesen Versuchen sich zu der Überzeugung verdichten wollten, daß der Mensch zu schwach ist, um in jenen Höhen bestehen zu können, man war fest davon überzeugt, daß er aus Luftmangel keine ernstlichen Hindernisse mehr überwinden könne, daß er eine sichere Beute plötzlicher Witterungsunbilden werden müsse. Obwohl bei den Everesterpeditionen die Überzeugung von der Notwendigkeit der Sauerstoffatmung sich nie ganz durchsetzen konnte, obwohl 1922 und 1924 auch Abteilungen ohne Sauerstoff aufstiegen und dabei kaum 100 *m* hinter dem Höhenrekord der Sauerstoffbewehrten zurückblieben, ging die allgemeine Überzeugung dahin, daß der Gipfel der Erde, wenn überhaupt, dann nur mit Sauerstoff bezwungen werden könne. Dieser verzichtende Schluß konnte sich aber doch nicht überall durchsetzen. Insbesondere der jungen deutschen Bergsteigergeneration, die unter erschwerenden Umständen gelernt hatte, die Natur in jeder Lage zu meistern, war der Gedanke unerträglich, daß dort oben dem Menschen eine absolute Schranke gesetzt sein solle. Der Tag mußte kommen, an dem diese Kräfte an den höchsten Bergen der Erde eingesetzt würden.

In München bildeten die vielen Hunderte von ernsten Bergsteigern, die da Samstag für Samstag nach Süden ziehen und von den Gipfeln unserer heimischen Berge voll Sehnsucht nach neuen Zielen Ausschau halten, den Boden, auf dem eine kleine Schar gedeihen konnte, die sich aus Angehörigen verschiedener Sektionen in einer Einmütigkeit zusammensetzt, wie sie bei der jungen Generation noch nicht überall und bei der älteren leider nie zu finden ist, und die im Akademischen Alpenverein München so etwas wie einen Mittelpunkt fand. Uns beherrschte schon seit Jahren der Gedanke, daß all unser Tun in den Alpen nur die Schulung und Vorbereitung für irgendeine größere Aufgabe sei. Wir nahmen deshalb vielfach Strapazen auf uns, die bloß um irgendeinen Gipfel oder irgendeine neue Route zu machen und sie dann in irgendeiner Zeitschrift oder einem Jahresberichte zu veröffentlichen, sicher nicht nötig gewesen wären, und mancher „Bergsportler" hat sicher etwas mitleidig auf die „Armen" herabgeblickt, die da abseit der Hütte nächtigten. Wir aber wußten es besser, war es uns doch schon 1922 mitten in der Inflation gelungen, ganz auf eigenen Füßen stehend mit diesen Methoden 12 4000er aus der Schweiz mit nach Hause zu bringen. Als wir dann Ende 1928 die Erfahrungen verarbeiteten, die wir aus dem Kaukasus und dem Hochland von Pamir mitgebracht hatten, da kamen wir zu der Überzeugung, daß wir nun einen Schritt weiter gehen und uns am Himalaja versuchen müßten.

Unser Unternehmen mußte sich freilich in vielem von anderen unterscheiden. Mir war es zur festen Überzeugung geworden, daß Bedürfnislosigkeit ein besserer Helfer ist als eine reiche Ausrüstung. Der Umstand, daß uns nur bescheidene Mittel zu Gebote standen, sorgte dafür, daß dieser Grundsatz nicht verletzt wurde. Wo treue Kameraden in gegenseitigem Vertrauen zusammenstehen, wird ja auch vieles leicht,

was andernfalls unerträglich wäre. Wir waren uns auch alle darin einig, daß jeder einen größtmöglichen Teil der auf ihn treffenden Kosten selbst tragen müsse; es bildet sich sonst leicht eine Gesinnung heraus, die ich als alpines Taglöhnertum bezeichnen möchte, das Verantwortungsgefühl und das Interesse an der Sache leidet darunter, wenn nicht jeder auch wirtschaftliche Opfer gebracht hat. Unser Ziel war es, unsere Methoden und uns selbst im Kampf mit den Riesen des Himalaja zu erproben und die Verhältnisse dort zu erkunden. Es war also ein rein bergsteigerisches. Ich denke zu hoch von der Wissenschaft, als daß ich sie dazu mißbrauchen würde, als Vorwand für irgend etwas zu dienen, und ich denke auch zu hoch vom Bergsteigertum, als daß ich es ihm zumuten würde, sich hinter einem wissenschaftlichen Mantel zu verkriechen. Um exakte Wissenschaft zu treiben, dazu fehlte es uns an den Mitteln, die Verhältnisse waren auch zu ungeklärt, um die hierfür notwendigen Mittel zu wagen. So nahmen wir es denn auf uns, mit einer zweifelhaften Gewohnheit zu brechen und unsere bergsteigerischen Ziele ohne Vorbehalt herauszustellen, selbst auf die Gefahr hin, von Oberflächlichen mißverstanden zu werden. Es war aber unser Bestreben, unsere Beobachtungen genau und gewissenhaft zu machen. Das Urteil, ob das, was wir in dieser Art mit nach Hause brachten, der Wissenschaft von Wert ist, bleibt den wenigen überlassen, die dafür zuständig sind.

Es liegt auf der Hand, daß wir diesen Plan nicht hätten durchführen können, wenn ihm nicht begeisterte Helfer erstanden wären: unser Vereinsvorsitzender, Herr Oberbaudirektor Rehlen, der Präsident des Bayer. Obersten Landesgerichts Herr Dr. G. Müller, Herr Ministerialrat Dr. Meukel, Herr Ministerialrat Sotier, Herr Sanitätsrat Dr. Hamm und Herr Direktor Mayerhofer. Ihrer moralischen und praktischen Hilfe ist es zu danken, daß es gelang, die zahllosen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich entgegenstellten. Wenn dann schließlich der Deutsche und Österreichische Alpenverein, die Sektionen Hochland und Oberland und der Akademische Alpenverein München die Mittel beisteuerten, die es erst ermöglichten, die Unternehmung in dem Umfange durchzuführen, wie dies geschah, so ist dies neben den Mitgliedern dieser Vereine und den einzelnen Spendern der Unterstützung jener Förderer zu danken.

## II. München—Dardschiling

(Dr. Ernst Beigel)

Als Teilnehmer der Kaukasusfahrt, deren geistiger Urheber und Führer mein Freund Bauer gewesen, war ich nicht sehr erstaunt, als ich Mitte Januar 1929 von ihm einen Brief erhielt, dessen erster Satz lautete: „Es ist mir nun klar geworden, daß wir im Jahre 1929 in den Himalaja müssen." Dieser kurze, so selbstsichere Satz genügte mir, um ohne den weiter folgenden Reiseplan gelesen zu haben, sicher zu wissen: „Jetzt wird etwas daraus." Ohne vorher etwas zu reden, hatte Bauer den Plan ausgearbeitet, seine Durchführbarkeit erkannt, seine Leute ausgewählt und sie vor die Entscheidung gestellt, ob sie mitgehen wollten oder nicht. Als alter Soldat und Kompagnieführer im Krieg stellte er selbstverständliche Kameradschaft und die freiwillige Unterordnung unter seine Führung als Bedingung. Alle kannten wir Bauer von vielen gemeinsamen Fahrten und sagten, soweit wir uns vom Studium oder Beruf frei machen konnten, freudig zu, wußten wir doch, daß die Führung in guten Händen lag. Mit den Vorbereitungen wurde sofort begonnen. Jedem wurde dabei ein bestimmtes Arbeitsgebiet zugewiesen. Über ihren Umfang und vor allem über die große Arbeitslast, die sich Bauer neben seiner Berufstätigkeit auferlegte, würden am besten die zahlreichen Rundschreiben Aufschluß geben, die vom Hauptquartier Nabburg in der

Oberpfalz an die acht Teilnehmer und noch einige Ersatzleute hinausgingen. Die diplomatischen Vorbereitungen und die Finanzierung waren insbesondere Bauers Sondergebiet. Die Verpflegung war meine Aufgabe, Fendt war für das Gepäck, Brenner für die photographische Ausrüstung, Kraus für die medizinische, Allwein war für die Verarbeitung der Literatur verantwortlich. Die überaus mannigfaltige Ausrüstung zu beschreiben, würde zu weit führen. Sie mußte für die Seereise, für die Fahrt durch Indien während der heißesten Zeit ebenso zweckmäßig ausgewählt werden, wie für die Märsche durch Urwälder und monatelangen Aufenthalt und die Eisarbeit in den Hochregionen. Unsere eigenen Erfahrungen und die der Everesterpeditionen kamen uns da sehr zugute. Viele Münchner Bekannte stifteten sturmerprobte Stücke, die uns als Ausrüstung für unsere Träger hochwillkommen waren. Wir waren froh, als wir alles in Säcken und Blechtonnen zu Trägerlasten zusammengepackt und registriert hatten. Am 27. Mai wurde das ganze Gepäck, etwa 1400 *kg*, nach Hamburg zur Einschiffung gesandt.

Als am 23. Juni neun junge Leute[1]) mit Handkoffern am Hauptbahnhof München in den Italienschnellzug stiegen, hätte kein Mensch gemerkt, daß sie etwas Besonderes vorhatten, wenn sich nicht noch viele Freunde auf dem Bahnsteig zum Abschied eingefunden hätten. Als wir in Genua ankamen, war unser Dampfer „Saarbrücken" des Norddeutschen Lloyd, von Hamburg kommend, schon eingelaufen. Am 25. Juni um Mitternacht liefen wir aus. Bei schönstem Wetter durchfuhren wir Mittelmeer und Suezkanal. Um bei dem bequemen Leben nicht zu faul zu werden, wurde um 5 Uhr früh, wenn die anderen Passagiere noch schliefen, zu Freiübungen auf Deck angetreten. Auch sonst waren wir nicht untätig. Es war noch mancherlei zu organisieren, und Pläne für alle Möglichkeiten wurden ausgearbeitet. Daneben betrieben wir englische und hindustanische Sprachstudien. Mit Eifer wurde außerdem während der 19tägigen Fahrt Literatur studiert. Das Ziel unserer Reise stand noch nicht fest. Politische Verhältnisse oder augenblickliche Schwierigkeiten im Anmarschgebiet konnten uns diesen oder jenen Teil verschließen. Wir mußten deshalb in allen Teilen des großen Gebirges wohl bewandert sein und immer noch einen Plan in Reserve haben, wenn einer undurchführbar war. Nach der Hitze des Roten Meeres und des Golfes von Aden (+45° die Luft und +35° das Wasser, wir haben unsere Freiübungen trotzdem nicht unterlassen) packte uns im Indischen Ozean der Südweststurm. Der Gang über Deck war eine Zickzackbewegung. Die meisten Passagiere waren bleich und wortkarg und schienen sichtlich mit sich selbst beschäftigt. Im Speisesaal war gähnende Leere, nur unser Tisch war immer gut vertreten. Von uns neun zogen Fendt und ich es vor, uns in der Nähe der Reeling aufzuhalten, Brenner war für einige Tage ganz ausradiert. Die anderen waren fidel und munter, turnten, spielten Schach, aßen wie die Dreschер und versuchten fliegende Fische zu fangen, die die Wellen aufs Deck warfen. Nach zwei Tagen wurde es ruhiger. Die Passagiere erschienen wieder — bleich aber gefaßt — beim Essen, die abendlichen Konzerte der Schiffskapelle fanden wieder statt, und die ganz Gesunden drehten wieder ihren Walzer. Endlich kam Ceylon näher.

In Colombo erhielten wir die freudige Nachricht, daß die Einreise nach Sikkim gestattet sei. Damit war unser Plan schon fester umrissen: wir fuhren nun über Kalkutta nach Dardschiling. Fünf Tage Aufenthalt auf Ceylon, drei Tage in Madras und die Fahrt auf unserem Frachtschiff durch die tropischen Meere waren voll von neuen Erlebnissen. In Kalkutta klappte alles wie am Schnürchen. Nach einem ar-

[1]) Dr. Eugen Allwein aus München, Peter Aufschnaiter aus Kitzbühel, Paul Bauer aus Kusel, Dr. Ernst Beigel aus München, Julius Brenner aus Kaufbeuren, Wilhelm Fendt aus München, Karl von Kraus aus Prag, Joachim Leupold aus Arnstadt, Alexander Thoenes aus Speyer, sämtliche Mitglieder des Akademischen Alpenvereins München und des D. u. Ö. Alpenvereins, vornehmlich seiner Sektionen Hochland und Oberland.

beitsreichen Tag vereinte uns ein Dinner mit dem Deutschen Vizekonsul D. Eberl, dem amerikanischen Konsul und Major Mason vom Himalaya Club, dann brachte uns der Nachtschnellzug an den Fuß des Gebirges, und am nächsten Morgen schraubten sich acht Autos mit uns und unserem ganzen Gepäck hinauf nach Dardschiling. Die Erlaubnis Nepal zu betreten, war noch nicht erteilt, es lag eine noch ausweichende Antwort auf unsere Anfrage vor. Wir entschieden uns daher, zunächst zum Zemuglet-scher zu gehen und an Ort und Stelle weitere Entschlüsse zu fassen. In dreitägiger harter Arbeit rüsteten wir uns zum dreimonatigen Marsch durch die Wildnis. Bauer unterhandelte ununterbrochen mit den Behörden und Trägerobleuten. Mir war die Aufgabe zugefallen, den noch fehlenden Proviant zu kaufen. Es war nicht ganz leicht, dem Kaufmann 30 verschiedene Wünsche auf englisch klarzumachen. Ich habe mit meinem Englisch gekämpft wie ein Löwe, habe das Lexikon gewälzt und mir den Schweiß von der Stirn gewischt, bis endlich 25 Kulis mit 15 Ztr. Proviant bereit standen zum Abmarsch in unser Quartier, dann kaufte ich noch 13 Tanks Benzin und kam stolz wie eine Spanier mit einem langen Troß von Trägern nach Hause. Auch hier ging alles wie am Schnürchen. Alle Behörden waren schon von unserem Vor-haben unterrichtet. Der deutsche Generalkonsul Graf v. Basewitz unterstützte uns gründlichst. Der Deputy Comissioner Mr. Blandy, der Polizeisuperintendent Mr. Ladenla, der Sekretär des Himalaya Clubs Major Tobin und Mr. Shebbeare ebne-ten uns alle Wege. Hunderte von Trägern standen schon bereit, als wir ankamen, so konnte denn am dritten Tag nach unserer Ankunft bereits die erste Trägerkolonne abmarschieren.

## III. Marsch durch Sikkim

(Peter Aufschnaiter)

In der langen Front der beiden unabhängigen, dem Europäer verschlossenen Staaten Nepal und Bhutan, bietet das dazwischenliegende schmale Sikkim die ein-zige Möglichkeit, ins Innere des östlichen Himalaja vorzudringen. Über die blauen Hügel und Berge von Sikkim, die Welle auf Welle gegen den Kangchendzönga anzu-branden scheinen, und mehrfach hinab in dessen tief eingeschnittene, feuchtheiße Wald-schluchten führte unser Weg in achttägiger Wanderung von Süden nach Norden bis nahe an die tibetische Grenze. Wir lernten dabei ein Land kennen, dessen Schönheit einzigartig ist durch die klimatischen Gegensätze, die es in sich vereinigt. Auf engem Raume sind der tropische Urwald und das Eis der Gletscher, mit allen Zwischen-stufen, nahegerückt zu einem Landschaftsbild, das in seiner großartigen Zusammen-setzung den Ausmaßen des höchsten Gebirges der Erde den würdigen Ausdruck verleiht. Das Reisen ist heute in Sikkim bedeutend angenehmer als früher. Die Wege und Brücken wurden ausgebaut und werden durch einen gut organisierten Straßen-dienst unter schwierigen Umständen in Stand gehalten. In Abständen von je einem Tagesmarsch (etwa 20—25 *km*) wurden Dak Bangalows errichtet, Rasthäuser, die, meist auf einer kühleren Höhe gelegen, angenehme Unterkunft geben.

Die Bewohner von Sikkim sind heute überwiegend, zu etwa zwei Drittel, Nepaler, hier Scherpas genannt, die erst in den letzten Jahrzehnten in großen Massen aus ihrer übervölkerten Heimat einwanderten und die Leptschas, die den Tibetern ver-wandten Ureinwohner, verdrängten. Die Scherpas sind Tibeter mit arischem Ein-schlag, ihre Sprache ist aber dem arischen Hindustani nahe verwandt. Im Norden finden sich noch Tibeter oder Bhutias, die ebenfalls den armen Leptschas ziemlich zu-zusetzen scheinen, so daß diese heute hauptsächlich in den Wäldern von Mittelsikkim anzutreffen sind. Der Religion nach sind die Scherpas zum größeren Teil Hindus,

die Bhutias und Leptschas lamaistische Buddhisten der Roten Schule. Politisch ist Sikkim ein indischer Vasallenstaat, an dessen Spitze ein Maharadschah steht, der Rasse nach, wie der ganze Adel von Sikkim, Tibeter. Ihm steht ein britischer politischer Beamter als Berater zur Seite.

Nach der langen Schiff-, Bahn- und Autoreise atmeten wir erleichtert auf, als wir uns am 1. August zu sechst ins Tistatal hinabschwangen. Dabei gerieten wir allerdings aus dem Regen, der uns anfänglich begleitete, in ein Dampfbad. Die Sohle des Tistatales liegt nur 210 *m* über dem Meere, wir verloren also über 2000 *m* an Höhe, und die geographische Breite von 26° ist dem Tropengürtel noch recht nahe. Jedenfalls schienen uns die beiden Autos, die uns an der Tista-Hängebrücke erwarteten, Himmelswagen, die uns über den Gegenhang ins kühlere Elysium, nach Kalimpong, 1250 *m*, hinauf entführten. Dort erwarteten uns die Träger, die tags zuvor von Dardschiling aufgebrochen waren, vollzählig und in fröhlicher Laune und umgaben uns sogleich mit eifriger Geschäftigkeit. Kalimpong ist ein stattlicher Ort mit großem Basar. Es liegt an der uralten Straße des indisch-tibetischen Handels, die in Pedong, dem Ziel unserer nächsten Tagesreise, über den Dzelep-La ins Tschumbital und nach Lhassa abzweigt. In Pedong, 1500 *m*, musterten einige sauber gekleidete Grenzsoldaten aufmerksam unsere Pässe oder taten wenigstens so. Unser Weg verließ nun das Gebiet des Dardschiling-Distrikts, der zu Bengalen gehört, und führte gegen Norden nach Sikkim hinein.

Ein dunkler und feuchter Wald, von Blutegeln wimmelnd, war der Empfang, den uns Sikkim bereitete. Als der Alarmruf ertönte, der die Anwesenheit dieser berüchtigten Tiere verkündete, bemächtigte sich unser einige Unruhe, da wir die Angriffskünste unseres Gegners noch nicht kannten. Wir haben erst später beobachtet, daß sie zwar, obwohl blind, mit unfehlbarer Sicherheit auf Stellen, die möglicherweise Einlaß bieten könnten, lossteuern, daß sie aber ebenso rasch sich mit der Enttäuschung, die ihnen Wickelgamaschen und vernähte Schuhlatze bereiten, abfinden und abziehen. Einige kommen aber fast immer durch. Mit Unbehagen denkt man an ein Biwak in solcher Gegend, und höchst unangenehm sind sie tatsächlich für die bloßfüßig gehenden Träger. Mit einiger Beschleunigung stiegen wir ins Tal des Rangpo, 320 *m*, ab, wo wieder eine abscheuliche Hitze herrschte, ebenso wie am steilen Gegenhang, über welchen wir Padhyong, 1430 *m*, erreichten. Zwischen Reisterrassen ging es dann wieder hinunter, ins Tal des Rongni-tschu, 850 *m*. Weiter droben am Hang, trafen wir auf die Straße, die durch das Tistatal von Siliguri heraufkommt, die aber wegen der Malaria und der Feuchthitze des Tales von langsam wandernden Karawanen gemieden wird. Auf ihr erreichten wir nach einigen Meilen Gangtok, die Hauptstadt von Sikkim: ein Dorf mit großem Basar. Der Bangalow, 1770 *m*, den man durch schöne Gartenanlagen erreicht, ist von allen der am wenigsten komfortable; er liegt aber sehr schön auf einer freien Höhe und hat noble Nachbarschaft: die Villa des Maharadschah und die „Residency" des britischen Residenten. Letzteren Posten hat gegenwärtig Oberstleutnant J. L. R. Weir inne, der für unser Unternehmen großes Interesse bekundete und es mit Rat und Tat unterstützte. Die weite Mulde des Rongnitales ausgehend, wanderten wir am andern Tag zum gebetsfahnengeschmückten Penlong-La, 1900 *m*, hinan und durch das enge Tal des Diktschu wieder hinab zur Tista, an welcher, inmitten Urwaldes der Bangalow von Diktschu liegt, 650 *m*. Dieser Urwald bildet zusammen mit der wilden Natur des Geländes eine der erstaunlichsten Landschaften. Zwischen Riesenbäumen, deren Stämme und Äste bedeckt sind von dichten Orchideenbüscheln und von dem geschlossenen Laubwerk der Schlinggewächse, liegen mächtige Felsklötze, bekleidet von einem Teppich von Moosen und Saxifragen, von welchen besonders eine herrliche blaue Art entzückt. Viele Meter lange Farne und Lianen verhängen jede Felswand, auf schmalem Gesimse stehen

Palmen und die von vielen Luftwurzeln gestützten Pandanusbäume. Die schönsten Gestalten aber sind die symmetrisch sich entfaltenden „Rasen" des Riesenbambus und die eigentliche Zierde von Sikkim: die Baumfarne, deren aus ungemein fein und zierlich geteilten Blättern bestehende Schirmkrone zusammen mit dem nach unten sich verjüngenden Stamm ein Wunder an Formgliederung und schöner Linienführung ist. Alle Pflanzen dieses jungfräulichen Waldes haben etwas Triumphierendes an sich, denn jede ist Siegerin in einem gerade durch das Optimum der Lebensbedingungen zur Tollheit gesteigerten Kampf um den Lebensraum.

Den Hang, in welchen der Weg dann hinaufführt, zerspaltet an einer Stelle die tiefe kanonartige Schlucht des Rong-rong-tschu. Eine der weitgespannten Hängebrücken, früher aus Rotang (span. Rohr), jetzt sauber und solide aus Drahtseilen und Salholz gefügt, mit zahlreichen Gebetswimpeln versehen, führt über sie in etwa 80 *m* Höhe hinweg. Je höher wir am Hang emporklimmen, desto heißer brennt die Sonne, und desto mehr verstärkt sich das Kreissägengeräusch, das die Zikaden hervorbringen, zu einem Höllenlärm. Zu Füßen der Dorflinde von Mangen, dem letzten Basar an unserm Weg, machen wir Mittagsrast. Zwischen den Hütten leuchten in großer Zahl die etwa 30 *cm* langen weißen Blütentrompeten einer Datura (Stechapfel)-Art, die man auch sonst in Sikkim als stickstoffliebende Pflanze in der Nähe jeder Ortschaft findet. Tief unten rauscht die Tista, in die sich hier der Talung-tschu ergießt, dessen Tal sich gegen Westen auftut, als ein Fenster, das einen Ausblick auf den etwa 40 *km* entfernten Kangchendzönga frei gibt. Er zeigte sich aber erst am andern Morgen von Singhik, dem nächsten, eine Stunde von Mangen entfernten Bangalow, aus, zwar auch von schwarzem Gewölk umwittert, aber doch deutlich genug, um dieses an dramatischer Wirkung nicht mehr zu übertreffende Bild unvergeßlich zu machen. Wir befanden uns in einer Höhe von 1400 *m*; gegenüber traf der Blick auf das weltferne Waldtal des Talung, über dessen Abschluß mehr als 7000 *m* höher der Gipfel des Berges thronte.

Als wir in Tsungtang, 1630 *m*, abends im Bangalow saßen, kam auf einmal Bauer und der Dolmetscher Samdup herein, vollkommen durchnäßt vom Regen und besetzt mit Blutegeln. Sie hatten die drei Tagreisen von Gangtok her in einem Tag zurückgelegt. Auch hier sahen wir erst am andern Morgen die Umgebung. Die Berge, die den Talkessel umsäumten, sahen zwar recht unbedeutend aus, ihre steilen Flanken waren aber anstatt von Wäldern von hellen Grasmatten und Zwerggesträuch bestanden, und sie waren immerhin alle um die 5000 *m* hoch. Im Norden blickte ganz nahe ein Eisgipfel herüber. Tsungtang bedeutet die „Hochzeitswiese (der beiden Flüsse)". Die beiden Flüsse, die sich hier vereinigen und nach ihrer Vermählung Tista heißen, sind der Latschung- und Latscheng-tschu. Unser Weg folgte dem Laufe des letzteren. Größere Teile desselben waren abgebrochen, was hoch in die Steilhänge hinaufführende Umwege erforderte, aber im großen und ganzen ging es nun ständig aufwärts. Je höher wir kamen, desto europäischer wurde der Wald: Eichen und Walnußbäume, Birken und Erlen traten immer mehr hervor, daneben fanden sich freilich immer noch subtropische und sogar manche tropische Gewächse vor, auch die Üppigkeit ließ erst über 2500 *m* nach. Die europäischen Arten sehen etwas fremdartig aus; z. B. sind die Blätter der Eiche spitz und länglich und ohne jene welligen Einbuchtungen, die für unser Eichenblatt charakteristisch sind. Nachdem wir eine hohe Talstufe erklommen haben, grüßen uns die Ritterſporne und Glockenblumen der Alpenwiesen von Latscheng. Der Langebo und die anderen Berge der Umgebung tragen einen Gürtel von dunklen Nadelwäldern mit Silbertannen, Himalajazeder und Lärche. Da es hier auch schon merklich kühler war und das Dorf Latscheng, 2700 *m*, das auf einer Terrasse liegt, einem Alpendorf zum Verwechseln ähnlich ist, fühlten wir uns bald heimisch.

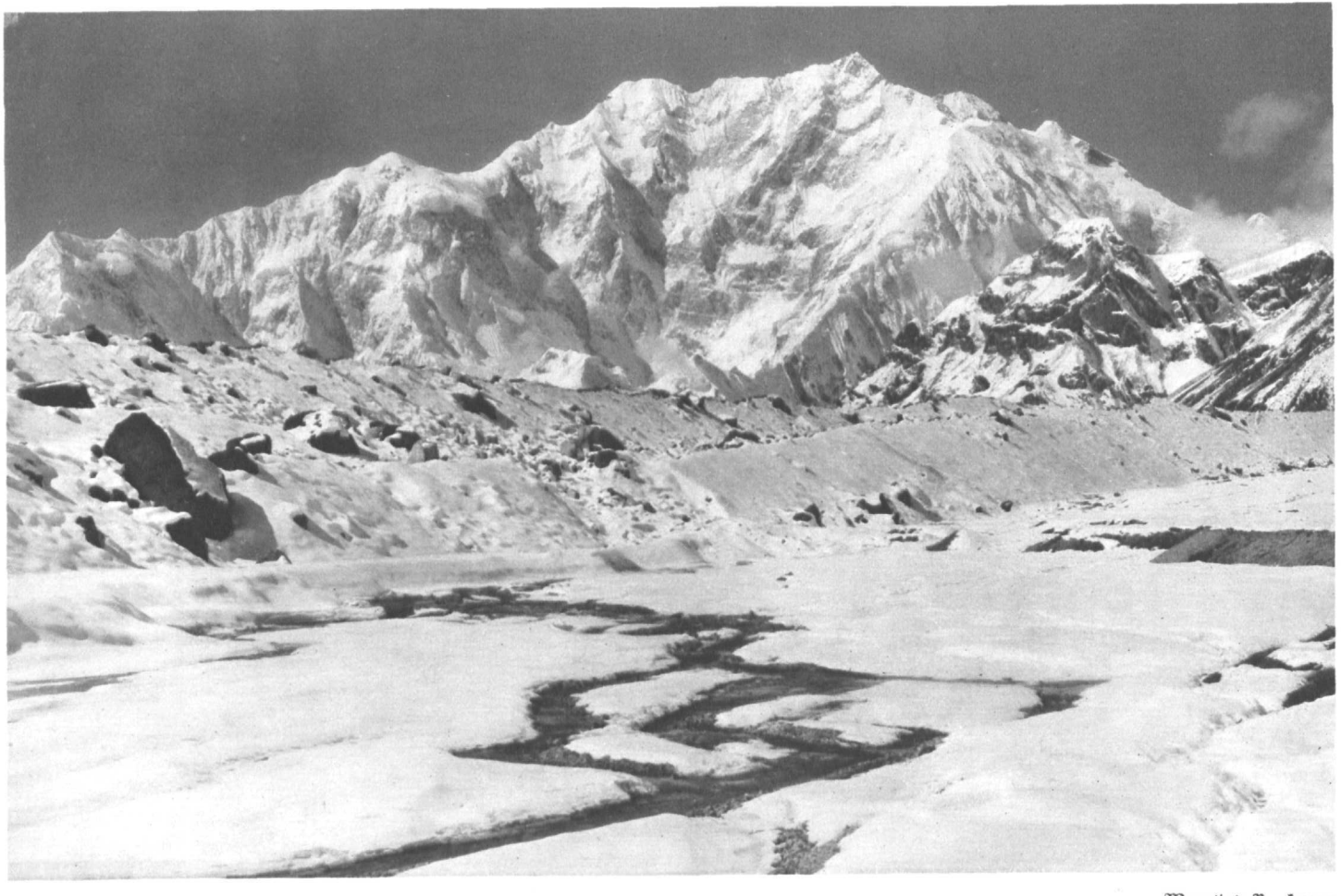
Unsere Ankunft war natürlich ein großes Ereignis, das ganze Dorf drängte sich vor dem Bangalow, dem letzten, den wir benutzten. Ihre Geriebenheit witterte eine Möglichkeit, ihre Schafe zu einem besonders unverschämten Preis anzubringen. Der Rasse nach sind sie Tibeter, nur wenige Leptscha sind darunter, freundliche, kräftige, manchmal sogar rotbackige Burschen und Mädchen, die jeden Augenblick bereit sind, in laute Heiterkeit auszubrechen. Ihre Schlauheit äußert sich manchmal auf groteske Weise. Wenn einer eine Reise tun will, etwa nach Tsungtang, nach Süden also, so wandert er erst einmal ganz harmlos gegen Norden, um sich dann unversehens in die Büsche zu schlagen und am Hang zurückzuqueren. So meint er die bösen Geister loszuwerden. Den Glauben an diese bösen Geister wachzuhalten, verstehen die Mönche des buddhistischen Klosters, das am Hang droben steht, und ihre Beschwörung verschafft ihnen ihren Lebensunterhalt. Alle Häuser sind von geweihten Gebetsfahnen umgeben, und zwar je näher dem Kloster desto mehr. Vater Ollila, der schwedische Missionar, der sich hier niedergelassen hat, wird sich noch lange plagen müssen, bis er in den von seltsamem Spuk erfüllten und doch so heiteren Urwald der Seele dieser Gebirgler vordringen wird.

## IV. Durch die Dschungeln zum Hauptlager

### Der Vortrupp

(Karl von Kraus)

Am 9. August setzte sich der Vortrupp, bestehend aus Aufschnaiter, Bauer, Thoenes und mir um 6 Uhr in der Frühe vom Bangalow Latscheng in Bewegung. Jeder Mann hatte nur ganz leichtes Gepäck, die allgemeine Ausrüstung wurde von dem Träger Nursang getragen, der als Knabe mit Kellas im Zemutal war und noch eine dunkle Erinnerung an den Weg hatte. Das Wetter war herrlich, bald hatten wir Latscheng hinter uns und folgten dem Weg, der über Jaktang nach Tibet hinaufführt. Dieser Weg zieht, ständig leicht ansteigend, an den Hängen des Langebo entlang, nach einer schwachen Stunde senkt er sich hinab zu der Hängebrücke über den Zemubach. Hier rasteten wir, stiegen auf die Widerlage der Seile, um einen erhöhten Standpunkt zu haben und starrten durch unsere Feldstecher in das tiefeingeschnittene Zemutal, dessen Hänge, so weit das Auge reichte, mit dichtestem Urwald bedeckt waren. Wir überschritten die Brücke, nach zwei Wegserpentinen ging es in den Wald hinein. Zunächst folgten wir noch pfadähnlichen Spuren, dabei gab es schon Arbeit genug, da wir für die großen Lasten der Kuli des Haupttrupps einen breiten Durchgang schaffen mußten. Weiter und weiter hackten wir uns in dieses Wirrwarr von Bäumen, Sträuchern, Schlingpflanzen, Bambus und Rhododendron hinein. Alles mußte mit Bajonett oder Beil beseitigt werden. Nur langsam kamen wir vorwärts. Zähflüssiger Schlamm und Sumpf zwang uns oft zu Umgehungen, oder wenn diese nicht möglich waren, sprangen wir von Wurzel zu Wurzel, von Stein zu Stein. Um 11 Uhr schienen wir das Schwerste geschafft zu haben. Wir fanden sumpfige Wiesen, in denen wir zwar bis an die Knöchel und auch darüber im Wasser gehen mußten, dafür gewannen wir Zeit und Gelände. Wiederum kamen Strecken, wo der Himmel vor lauter Gestrüpp, Ästen und Blättern nicht mehr zu sehen war. Um 14 Uhr traten wir auf eine Lichtung hinaus, die von einzelnen Sträuchern bestanden war. Hier stand eine alte Hütte. Ringsherum war dichtestes Bambus- und Rhododendrongestrüpp, nur nach Süden grenzt der Platz an den Zemubach. Thoenes geht noch am gleichen Tag mit dem Träger zurück, um den anderen das Resultat zu melden. Es wird 20 Uhr bis wir uns im Zeltsack zum ersten Biwak niederlegen. Langsam verglimmt das Feuer.



Mezzotinto Bruckmann

Der Kangchendzönga von der Grünsee-Ebene.


Universitäts-Bibliothek
INNSBRUCK

Um 7 Uhr 30 Min. brechen wir von Jaktang auf. Die Frage, auf welcher Talseite wir vorzustoßen versuchen sollen, war nach einem vergeblichen Versuch am rechten[1]) Ufer bald entschieden. Wir wühlten uns weiter durch sehr sumpfiges, zum Teil einfach grundloses Gelände; auf einigen Baumstämmen überquerten wir den Tumrachentchu und stiegen über immer häufiger werdende, mit Gras und Stauden bedeckte Weideplätze, mit Resten alter verlassener Jurten, an. Um 11 Uhr erreichten wir den letzten dieser Weideplätze, wo in einer Hütte fünf Jakhirten hausten, die die drei Sahibs etwas erstaunt betrachteten. Hatten wir bis hieher noch ab und zu Spuren gehabt, so hörte sich das von nun an ganz auf. Wüstester Rhododendron sperrte den Weiterweg zum Zemugletscher. Bald sahen wir ein, daß ein Vorwärtskommen in diesem Gelände zu mühsam und langwierig sei, wir bahnten uns deshalb einen Weg zum Bachbett und konnten in dem Geröll gut weiterkommen. Nach der Surveykarte[2]) sollten wir die Gletscherzunge schon längst erreicht haben. Aber nichts war zu sehen. Es begann zu regnen, Nebelschwaden hüllten uns ein, und ein kalter Wind trug zur Unfreundlichkeit der Situation bei. Wir fanden einen Riesenblock, der nach Norden weit überhängt. Hier sollte unser Lager 2 erstehen. Schnell ging es hierauf zurück. Als wir das Bachbett verließen, dämmerte es schon, bald wurde es Nacht. In dem Durcheinander von Bäumen, Ästen und Sträuchern verirrten wir uns, es regnete in Strömen. Zweige schlugen einem ins Gesicht, Dornen stachen durch die Handschuhe in die Hände, man stolperte über Wurzeln, rutschte aus und stand bald wieder bis zur Wade im Sumpf und Morast. Auch das ging vorüber, und um 20 Uhr erreichten wir patschnaß und dreckig Jaktang, wo Thoenes inzwischen mit fünf Kulis, die Zelte und Lebensmittel gebracht hatten, eingetroffen war.

Tags darauf ging Bauer mit 3 Trägern nach Latscheng, um den Abmarsch des Haupttrupps zu organisieren. Aufschnaiter verbesserte mit zwei Trägern den Weg, den wir tags zuvor gefunden. Thoenes und ich bauten das Lager aus. Wir stellten Zelte auf, dichteten mit Bambusstauden das Hüttendach ab, bauten regensichere Unterstände für den zu erwartenden Proviant. Gerade als wir damit fertig waren, erschien Leupold mit 37 Trägern, die Ausrüstung und Proviant brachten. Lange dauerte es, bis alle Lasten sortiert, verzeichnet und untergebracht waren, bis alle Träger ihre Schlafstellen und ihr Abendessen erhalten hatten. Am 12. August brachen Aufschnaiter, Leupold, ich und drei Träger auf, um die Gletscherzunge zu erreichen und unter dem Riesenblock Lager 2 anzulegen. Schwer hatten wir alle zu tragen, doch der Weg war durch Aufschnaiters Tätigkeit in prächtigem Zustand, und wir gewannen sehr schnell an Gelände. Der Auftrag für den kommenden Tag lautete: Leupold baut das Lager 2 weiter aus, Aufschnaiter, ich und drei Träger stoßen weiter vor und errichten das Lager 3, zwei Träger gehen mit Meldung nach Jaktang zurück. In der Frühe regnete es, dichter Nebel lag überall, und ein kräftiger Wind heulte um die Zelte. Überall im Lager war es feucht und kühl. Mit Proviant für vier Tage, Zelt und alpiner Ausrüstung brechen wir auf. Drei Träger begleiten uns. Nach ¾ Stunden haben wir den Beginn des Gletschers erreicht. Wir wußten, daß Freshfield den Zemubach überschritten, am rechten Rand angestiegen und dann den Zemugletscher in seinem unteren Drittel querend auf die linke Seite gelangt war. Wir wollten diese Querung sparen und blieben auf der linken Seite. Mit unserem schweren Gepäck stiegen wir zwischen dem Gletscher und seiner Begrenzungswand in einer steilen Schlucht an. Auf einmal klingt es: ſſſſſſt! Also schon der erste Steinschlag. Da es keinen anderen Weg gibt, mußten wir durch. Der Steinschlag wiederholt sich, unsere Kuli bleiben stehen und sehen uns an, reden irgend etwas Unverständliches. Wir lachen über das

[1]) Seitenbezeichnungen sind stets orographisch gemeint.
[2]) Survey of India = Indisches Topographisches Büro.

ganze Gesicht und gehen weiter. Nun da taten sie es uns nach und gingen ebenfalls weiter. Bald hatten wir diese Mausfalle hinter uns. Es regnet in Strömen, ein kalter Wind bläst dazu. Wir halten uns stets an der Flanke. Sie wird steil und immer steiler, und plötzlich kommt ein Abbruch, der uns aufhält. Mit Lasten ist diese Stelle nicht zu machen. Zwischen der Flanke und dem Gletscher fließt ein reißender Seitenabfluß. Das Seil als Sicherung und Handgriff benützend komme ich zwar vor Kälte schnatternd aber sonst gesund hinüber. Trägerlasten und Rucksäcke werden mittels einer „Seilbahn" (schräggespanntes Seil mit laufendem Karabiner) herüberbefördert. Aufschnaiter und die Träger rennen am Ufer zurück und erreichen mich in einer halben Stunde. Unser Weg geht nun auf der Seitenmoräne weiter. Der Nebel wird immer dichter, es regnet immer stärker, und da wir nichts sehen, geht es im bunten Wechsel Moränenhänge hinauf und hinunter, die Kleider kleben vor Nässe am Leib, schwer drückt der Rucksack die Schultern. Um 15 Uhr schlagen wir ein Lager, in einem Kessel der Seitenmoräne. Eine Rekognoszierungsfahrt in die Umgebung zeigt, daß etwa 50 *m* unter unserem Lager ein See liegt. Sollte das schon der Grünsee sein? Wir glauben es nicht, da wir wegen schlechter Sicht und vielen Umwegen noch nicht so weit sein können. Unsere Träger bringen das Kunststück fertig, aus frischen Alpenrosensträuchern, auf die es den ganzen Tag geregnet hat, ein Feuer zu machen. Dieser Biwakplatz sollte nicht endgültig zum Lager 3 werden, am nächsten Tag wollten wir einen geeigneten Platz dafür finden, danach sollte Aufschnaiter mit den Trägern die Wegmarkierung verbessern und ich den Weiterweg nach dem Grünsee erforschen.

Bei wechselndem Wetter, Regen, Schnee und Sonnenschein kamen wir in den nächsten Tagen zum Grünsee und begannen gerade Freshfields alten Biwakplatz herzurichten, als der Hauptmann kam und uns zurückrief. Um Träger und Zeit zu sparen sollte das Hauptlager schon am Ende des dritten Tagemarsches eingerichtet werden.

## Der Troß

(Dr. Ernst Beigel)

Am Abend des 9. August kam Thoenes hungrig und todmüde, von oben bis unten voll Schmutz und Schlamm vom Spitzentrupp zurück, brachte Nachricht über den Weiterweg und Anweisungen für den Vormarsch bis zum ersten Lager in Jaktang. Das Gros der Träger blieb am nächsten Tag, den 10. August noch in Latscheng, da Lager 1 in Jaktang erst ausgebaut werden mußte und Leupold, Fendt, Col. Tobin mit seinen Trägern und der zweite Trägertrupp von 42 Mann unter Führung von Sirdar Naspati mit dem gesamten Trägerproviant erst im Laufe des Tages in Latscheng eintraf. Thoenes führte sechs Träger zur Unterstützung des Spitzentrupps nach Jaktang. Gegen Abend glich Latscheng einem großen Heerlager. An die 100 Träger waren nun versammelt. Um das Rasthaus wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Die Eingeborenen belagerten unser Haus und konnten sich an den seltsamen Gästen nicht sattsehen. Bis spät in die Nacht hinein wurde wieder „magazinert", die Lasten für den nächsten Tag hergerichtet und zum erstenmal nicht ohne einige Aufregung der Proviant für die nächsten zwei Tage an Nursangs Trägerkolonne verteilt. Von jetzt ab wurden die Träger, die nach oben gingen, von uns verpflegt. Als alles fertig war, konnte schließlich Brenner daran denken, in der schnell eingerichteten Dunkelkammer bis zum anbrechenden Tag seine Bilder zu entwickeln[1]). Am 11. August setzte sich die erste große Trägerkarawane (37 Mann) unter Führung von Leupold mit den zunächst wichtigen Lasten nach Jaktang in Marsch, Bauer, der mit dem Spitzentrupp bis zum Zemu-

[1]) Format 6½ × 9, Zeiß-Optik und Perutz-Film genügten allen Anforderungen.

gletscher vorgedrungen war, kehrte mit drei Trägern nach Latscheng zurück. Er berichtete über den Weiterweg günstig und gab Anweisungen für den Nachschub. Unterstützt von Col. Tobin, der Hindustanisch beherrscht, und dem Dolmetscher Samdup wurde der Bürgermeister von Latscheng verpflichtet, im Laufe der nächsten acht Tage Butter, Mehl und Schafe bereitzustellen. Man kann nicht damit rechnen, sofort große Mengen Nahrungsmittel aufzutreiben, da sie von weit auseinander gelegenen Weideplätzen erst zusammengetragen werden müssen.

Wir von der Etappe brannten darauf, nun endlich nach vorne zu kommen. Fendt und ich waren glücklich, als wir uns am 12. August mit vier Trägern auf den Weg zum Lager 1 machen konnten. Der Pfad war nun schon ganz deutlich sichtbar. Mit unseren Eispickeln schlugen wir ihn breiter, hackten über den Weg hängende Äste ab und drangen langsam im Sumpfwald vorwärts. Im steinigen Bachbett des Zemutschu stießen wir auf die im Rückmarsch befindliche Trägerkolonne Nursangs. Nachmittags 4 Uhr kamen wir nach dem Hirtenplatz Jaktang, einer halbverfallenen Holzhütte, wo uns Thoenes als Lagerhalter inmitten einer kleinen Zeltstadt empfing. Am nächsten Tag entstand eine regensichere Küche und am Ufer des wilddaherbrausenden Baches ein offenes Speisezelt. Fendt rückte mit vier Trägern nach dem vom Spitzentrupp inzwischen ausgekundschafteten Lager 2, von uns Pokilager genannt, vor. Als am Abend Bauer, Brenner und Col. Tobin mit der 40köpfigen Trägerkolonne Nursangs in Jaktang ankamen, begann ein wildbewegtes Lagerleben. Nach kurzer Zeit brannten an die zehn Lagerfeuer, rings um die Hirtenbehausung standen sieben Zelte, und in der Küche brodelte die kräftige Yakfleischsuppe. Nach einem gemütlichen Teeabend zwischen und auf unseren Kisten, Ballen und Blechtonnen krochen wir in unseren Unterschlupf und freuten uns, vor den nächtlichen Regengüssen durch ein Dach geschützt zu sein. Am nächsten Tag bewegte sich der Haupttrupp mit Bauer, Brenner, Col. Tobin und mir schwerbeladen langsam über Yabuk (letzte Hirtenhütte) zum Lager vor der Gletscherzunge (Pokilager 3860), wo uns Fendt empfing. Wir hielten im Verlauf der ganzen Expedition daran fest, daß in jedem gerade bezogenen Lager einer von uns saß, der für die Lasten verantwortlich war und für Unterkunft, Verpflegung und Kochgelegenheit für die durchkommenden Trupps zu sorgen hatte. Thoenes betreute, solange noch Lasten dort lagen, Lager 1. Allwein folgte mit dem Rest der Lasten von Latscheng nach Jaktang nach. Naspati marschierte mit 38 Mann zurück nach Gangtok, um den dort noch lagernden Hochturenproviant und weiteren Trägerproviant zu holen. Im bisher so einsamen Zemutal wurde es mit einem Mal lebendig. Trägerkolonnen gingen und kamen. Bauer, der am liebsten überall gewesen wäre, verließ am 15. August mit Brenner, Fendt und sechs Trägern Lager 2, um zum Spitzentrupp zu stoßen. Sahibs und Träger schleppten Riesenlasten, dafür ging's auch vorwärts. Nursang brachte mit seinen Leuten vom 15. auf 16. August einen zweiten großen Lastentransport vom Lager 1 nach Lager 2. Allwein, der nun wieder hergestellt war, hielt es nicht mehr länger in der Etappe. Am 16. August erreichte er mit Tobin und sieben Trägern das inzwischen ausgewählte Lager 3 am Zemugletscher, etwa eine Stunde nach dem ersten großen Moränensee. Am 17. August war Großkampftag in der Etappe. Vom Lager 2, dessen Verwalter ich nun war, gingen die Träger sowohl nach oben als auch nach unten. Doppelter Lohn spornte sie dazu an, ihr Äußerstes herzugeben und den mühsamen Weg an einem Tag hin- und zurückzumachen. Als ich mit 13 Mann ins Lager 3 kam, war auf der herrlichen, mit Blumen übersäten Wiese eine kleine Stadt im Entstehen, über der lustig die deutsche und die englische Flagge im Winde knatterten. Thoenes konnte nun Lager 1 aufheben, da Unterfirdar Lobsang V mit acht Trägern den Rest der Lasten zum Lager 2 heraufbrachte. Tags darauf, am 18. August, führte Thoenes sämtliche (22) Lasten weiter zum Lager 3.

Am 19. oder 20. August sollte verabredungsgemäß Naspati mit weiteren 38 Lasten von Gangtok kommend in Latscheng eintreffen. Ich bekam von Bauer den Auftrag, die Sachen in Empfang zu nehmen, sie zu kontrollieren und außerdem die bestellten Nahrungsmittel einzukaufen, und dann alle Lasten möglichst in einer Kolonne nach Lager 3 zu bringen. Wenn es mich auch wenig freute, noch einmal in den dichten, nassen Bambus- und Rhododendronwald hinabzuschlüpfen, so machte mir die Aufgabe andrerseits doch Spaß. Noch am 18. August schickte ich unseren Dolmetsch Samdup mit seinem Diener voraus nach Latscheng. Den ganzen 19. August regnete es, was vom Himmel ging. Ich ließ unseren Koch Tinley mit der Weisung im Lager 2 zurück, sobald als möglich mit Nursangs Trägertrupp nach Jaktang zu gehen, und erreichte nach einem Gewaltmarsch mit meinem Diener Nima Tondup abends Latscheng. Erst im Laufe der nächsten zwei Tage kam Naspatis Kolonne aus Gangtok mit acht Korblasten Hochturenproviant, 13 Benzintanks, 6 Kisten und 17 Trägerproviantlasten an. Im Laufe des 21. August brachten die Latschengleute die bestellten 15 Schafe, die 74 Pfund Butter, 210 Pf. Gerstenmehl, Kartoffel und grüne Bohnen. Die Schafe waren durchwegs kleine Tiere. Beim Nachwiegen der Butter und des Mehles stellte sich heraus, daß der schlitzäugige Kaufmann eine überdehnte Federwaage benützte, die etwa $^1/_5$ des Gewichts mehr anzeigte. Zum Glück hatte ich meine eigene Waage dabei und konnte den Betrug feststellen. Der Bürgermeister war natürlich an dem Tage, an dem ich ihn gebraucht hätte, nicht da. Der Handel zog sich sehr in die Länge. Ich aß inzwischen gemütlich zu Mittag, machte Spaziergänge ins Dorf und ließ den unnachgiebigen Handelsmann ruhig warten. Nach etwa achtstündigem Hin- und Hergerede, wobei mir unser Dolmetsch gute Dienste leistete, machten wir einen Vergleich, wobei ich schließlich fast zu meinem Rechte kam.

Von Naspatis Leuten erklärte sich nur ein Teil bereit, weiter bis zum Gletscher zu gehen. Nursang wartete mit seinen Trägern in Jaktang. Ein Bote, den ich ihm mit der Weisung gesandt hatte, uns nach Latscheng entgegenzukommen, verfehlte den Weg. So sah ich mich gezwungen, spät abends noch Latschengleute anzuwerben. Am 22. August brach ich mit 30 Lasten und 15 Schafen nach Jaktang auf. 13 Lasten mußte ich in Latscheng unter Naspatis Obhut zurücklassen. Ein Eilbote ging nach Jaktang voraus und schickte uns Nursangs Leute entgegen. Sie brachten schließlich noch am selben Tage die 13 zurückgelassenen Lasten nach Jaktang. Am späten Abend waren 53 Lasten, von denen einige über 80 Pfund wogen, sicher unter Dach. Als vollends die Schafherde eingepferchi war, atmete ich erleichtert auf. Unsere Sherpas und Bhutias führten, als sie diese Mengen von Proviant sahen und nach den letzten, etwas mageren Tagen wieder die volle Ration mit Fleischzulage faßten, wahre Freudentänze auf, saßen noch lange um ihre großen Lagerfeuer, lachten, sangen und plauderten bis um Mitternacht. Abgesondert von ihnen hockten die Latschengmänner und -Frauen im Kreis um die glimmende Glut und kochten ihr einfaches kärgliches Mal. Es war ein wildromantisches Bild, und als ich vor dem Schlafengehen noch einen Rundgang von Zelt zu Zelt machte, kam ich mir vor wie ein alter Räuberhauptmann. Große Aufregung gab's am folgenden Tag, bis wir die 15 Schafe, Stück für Stück auf den schmalen Baumstämmen, über den wilden Tumrachen-tschu getragen hatten. Im Lager 2 traf ich Thoenes und Aufschnaiter, die mir vom Lager 3 entgegenkamen. Col. Tobin befand sich gerade auf dem Heimweg, er wollte über den Yumtso-La nach Dardschiling zurückkehren. Am 24. August brach ich mit der großen Kolonne in aller Frühe auf, um das steinschlaggefährliche Steilstück zwischen Berghang und der Gletscherzunge möglichst sicher hinter mich zu bringen. Schon um 11 Uhr erreichten wir Lager 3, von den Frontleuten freudig begrüßt, konnte doch jetzt, nachdem die Erkundigungstrupps zurückgekehrt und der Proviant und die Ausrüstung vollständig beisammen waren, die eigentliche Arbeit beginnen.

# V. Erkundungen

## Simvustock

(Joachim Leupold)

Am 17. August 1929 ist der Ausbau unseres Hauptlagers (Lager 3) soweit fortgeschritten, daß unsere Vorräte und Ausrüstungsgegenstände wettergeschützt untergebracht werden können. Für Teilnehmer und Kulis sind aus Rasenstücken und Steinen kriegsmäßige Unterstände errichtet worden, die an die Stelle der bisher verwendeten Zelte treten, da wir diese für den weiteren Vormarsch benötigen. Um die Mittagszeit halten wir einen großen Kriegsrat ab, d. h. eigentlich muß man es richtiger Befehlsausgabe nennen. Denn das parlamentarische System ist bei uns weder üblich noch zweckmäßig. Bei allen wichtigen Angelegenheiten liegt die Entscheidung nur bei unserem Führer, was natürlich nicht ausschließt, daß jeder seine Meinung vorbringen und Ratschläge erteilen kann. Diese unbedingte Unterordnung ist einer der Grundpfeiler für das einwandfreie Zusammenarbeiten der Expedition. Sie ist kein geschriebenes Gesetz, sondern eine Selbstverständlichkeit. Während Bauer und Brenner an den Fuß des Kangchen selbst vorstoßen sollen, bekommen Aufschnaiter, Kraus und ich den Auftrag, in das Gebiet des Simvustockes vorzudringen, Einblick in den Aufbau des Kangchen zu nehmen und auch nach einer Aufstiegsmöglichkeit zum Simvu zu suchen. In der Nacht setzt schlechtes Wetter ein mit heftigem Schneefall. Das Dach unseres mit so vieler Mühe errichteten Hauptunterstandes wird von den nassen Schneemassen eingedrückt und unsere Vorräte mehr oder weniger durchnäßt. Da jedoch zwei Teilnehmer im Lager zurückbleiben, können wir gegen 7 Uhr des nächsten Tages mit zwei Trägern aufbrechen. Die durchnäßten Zelte und Trägersäcke machen unsere an und für sich schon erheblichen Lasten — wir haben für acht Tage Proviant bei uns — noch schwerer. Doch bald kommt die Sonne heraus, nimmt in erstaunlich kurzer Zeit den Schnee weg und trocknet unsere Sachen, die gleich um viele Kilo leichter werden. Die Marschrichtung ist zunächst durch den Verlauf des Zemugletschers gegeben, dessen nördliche Seitenmoräne wir verfolgen. Noch am Vormittag erreichen wir den Grünsee gleichzeitig mit der Kangchenabteilung, die bis hierher den gleichen Weg hat. Nach längerer Mittagsrast, die durch die intensive Sonnenstrahlung hier oben fast täglich nötig wird, verlassen wir die Moräne, um den Zemugletscher in seiner ganzen Breite zu queren.

In dreistündiger, mühsamer Arbeit kämpfen wir uns durch dieses Labyrinth hindurch. Als die ersten Abendnebel aus dem Zemutal sich über den Gletscher legen, erreichen wir endlich das andere Ufer. Wir steigen auf der Moräne noch etwas an, bis wir auf dem letzten begrünten Fleckchen einen geeigneten Lagerplatz finden, etwa 4800 *m*. Schnell ist das Zelt aufgeschlagen, Wasser geholt und ein lustiges Lagerfeuer mit den letzten Resten kümmerlichen Wurzelholzes entfacht.

In der Nacht schneit es, und dichter Nebel verhindert am nächsten Morgen jede Fernsicht. Es klart jedoch schnell auf, so daß wir gegen 9 Uhr das Lager abbrechen und den Weitermarsch antreten können. Schnell haben wir die Einmündung des Simvugletschers in den Zemugletscher, den wir nun verlassen, erreicht. Auf der sehr steilen Nordostmoräne des Simvugletschers gewinnen wir schnell an Höhe, bis wir bei etwa 5100 *m* Höhe auf den Gletscher übergehen müssen, der zwar nicht übermäßig zerklüftet ist, immerhin aber in seinem unteren Teil einige große Spalten aufweist. Willig sind uns unsere Träger bis hierher gefolgt, doch an dieser Stelle gibt es den ersten Zwischenfall. Einer unserer Träger streikt und gibt als Grund alle möglichen

Ausreden an. In Wirklichkeit sind es religiöse Bedenken, die ihn einschüchtern. Denn nach dem Glauben unserer Träger wohnen in den Gletscherspalten die bösen Geister des Berges, die das Vordringen der Menschen in ihr Reich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern suchen. Sie ziehen die Eindringlinge in die Gletscherspalten oder vernichten sie durch Stein- und Schneelawinen. Unser unerschrockener und unermüdlicher Träger Lewa jedoch zeigt sich als Mann. Kurz entschlossen nimmt er einen Teil der Last des anderen und folgt uns. Den zweiten Träger lassen wir mit dem Rest des Gepäckes zurück, das wohlweislich keinen Proviant enthält. Wir versehen ihn jedoch reichlich mit warmen Sachen, so daß nichts passieren kann. Durch ein Gewirr kleiner Spalten spuren wir weiter und erreichen bald die obere Gletschermulde, die uns einen geeigneten Lagerplatz auf Geröll, etwa 5200 *m*, bietet. Kraus und ich machen noch einen Vorstoß bis zum Simvusattel, etwa 5500 *m*, um nach einem höher gelegenen Lagerplatz zu suchen. Nach kurzer Rast auf dem Sattel kehren wir jedoch unverrichteter Dinge bei beginnendem Schneetreiben zu den anderen zurück, bei denen inzwischen auch der andere Träger eingetroffen ist. Der knurrende Magen ist doch mächtiger gewesen als die Scheu vor den bösen Geistern. Zum erstenmal benutzen wir heute den mit Benzin geheizten Primuskocher, was unsere Träger sichtlich beunruhigt. Sie ziehen sich in die äußersten Ecken des Zeltes zurück und warten mit Spannung in voller Deckung auf die Dinge, die nun kommen werden. Erst nach Stunden, als bis dahin nichts in die Luft geflogen ist, fassen sie Zutrauen und befreunden sich mit dem Teufelswerk, zumal es ihnen den so begehrten Tee spendet.

Wie üblich liegt am nächsten Morgen tiefer Neuschnee, und Nebel bedeckt den Gletscher. Gegen 10 Uhr brechen Kraus und ich mit Lewa auf, um den Weiterweg zu erkunden. Am Vortag haben wir bereits festgestellt, daß der vom Simvusattel zum Simvu ziehende Grat im untersten Teil nur sehr schwer gangbar ist. Wir lassen daher heute beim Aufstieg den Simvusattel links liegen und suchen den Grat weiter oben zu erreichen. Im dichten Nebel gelangen wir auf den Grat oberhalb der schwierigen Stellen. Das Wetter ist jedoch zu unsichtig, um in diesem unübersichtlichen und uns vollkommen unbekannten Gelände weiter vorzudringen. Stundenlang warten wir, geschützt durch den Zdarskysack, auf eine Besserung des Wetters, doch vergebens. Wir lassen den überflüssigen Proviant und die entbehrlichen Ausrüstungsgegenstände auf dem Grat zurück und kehren bei heftigem Schneetreiben ins Lager zurück. Der nächste Tag bringt uns endlich einmal klares Wetter bei etwa 11° Kälte. Bald stehen wir wieder auf dem Grat und versuchen den Weiterweg. Bis an die Oberschenkel im Neuschnee watend, suchen wir zunächst eine gipfelartige Erhebung im Grat zu erreichen. Der Hang wird bald steiler und lawinengefährlicher — 1 *m* Neuschnee auf Eis —. Eine zeitraubende Umgehung verbietet die knappe uns noch zur Verfügung stehende Zeit, der Weiterweg auf dem Grat läßt sich jedoch bei der augenblicklichen Schneebeschaffenheit nicht verantworten. Schweren Herzens entschließen wir uns auf einer Höhe von etwa 5800 *m* zur Umkehr. Wir prüfen noch alle Möglichkeiten des Weiterweges bei günstigeren Verhältnissen, soweit wir es übersehen können, dann kämpfen wir uns durch die in den Gletschermulden brütende Mittagshitze zu unserem Lager durch, wo uns unsere Träger freudig empfangen. Sie haben sogar eigenhändig den Primuskocher in Betrieb gesetzt, worauf sie sichtlich stolz sind. Wir brechen das Lager sofort ab und treten den Rückmarsch an. Schnell erreichen wir die alte Lagerstätte, in deren Nähe wir einen noch schöneren, geradezu idealen Zeltplatz entdecken. Eine sternenklare Vollmondnacht, die uns die Himalajariesen in märchenhafter Beleuchtung zeigt, belohnt uns für unsere Mühen. Wiederum schlägt das Wetter in der Nacht um. Bei Neuschnee müssen wir am nächsten Morgen den Zemugletscher queren.

## Nordketten

(Dr. Eugen Allwein)

An einer schon Tags vorher mit einem Seil gesicherten Stelle überschritten wir, Thoenes und ich, am 21. August den Bach in aller Frühe bei herrlichem Wetter, um den Berg bei Lager 3 zu ersteigen. Großer Vorbereitungen bedurfte es nicht, denn er erhebt sich nur 1400 *m* über dem Moränental. Wunderschön war jetzt die Vegetation in diesen Höhenlagen: eine dichte Grasnarbe, noch mit einzelnen Weidengebüschen und Wacholderstauden durchsetzt, dazwischen großblättrige Rhododendren, die aber leider bei unserer Ankunft schon verblüht waren; zur Blütezeit, im Mai und Juni, muß es hier ganz herrlich sein, weite Flächen sind dicht mit verschiedenen Rhododendronarten bewachsen; weiter oben kommt eine Art vor, die genau unserer haarigen Alpenrose gleicht, auch so ähnlich blühen soll. Auf den Wiesen gibt es mehrere Arten Primeln, Enzian und Edelweiß, von dem wir drei verschiedene Sorten antrafen, deren eine gelbe Blüten zeigt. Höchst merkwürdig war eine Komposite: stengellos, Blätter und Blüten dicht mit einem Wollgespinst umwoben (Saussurea). Daneben gibt es eine bis zwei Meter hohe Rhabarberart, deren holziger und sehr bitter schmeckender Stengel von den Eingeborenen gerne gekaut wird. Der Anstieg bot keine Schwierigkeiten, über dem Schuttkegel baute sich ein Schrofengürtel auf, aus dem sich dann der schuttbedeckte Gipfelgrat erhob. Wunderbar entwickelte sich bei diesem Aufstieg die Aussicht, besonders der Siniolchu in unserem Rücken hebt sich immer mächtiger über seinen Nordgletscher heraus; gewaltig ist seine Nordwand, steile Eisrinnen, dazwischen unheimlich scharfe überzuckerte Felsschneiden. In der ersten halben Stunde unseres Gipfelaufenthaltes hatten wir noch ziemlich freie Aussicht, dann bildeten sich allenthalben Nebel, die die Sicht bald einschränkten. Immerhin gelang es uns noch, ein ziemlich vollständiges Panorama aufzunehmen und die wichtigsten Gipfel mit dem Kompaß anzupeilen. Neben einem wunderschönen Überblick über die Südkette des Zemugletschers hatten wir vor allem lehrreiche Einblicke in die Bergwelt im Norden des Grünsees; hier sahen wir einen kleinen, hochliegenden Gletscher, der von einem flachen Firnsattel weit im Westen nach Osten einige Kilometer abfließt und dann mit seiner Zunge noch etwa 100 *m* weit nach Süden in ein großes Moränental hineinfällt. Im Norden von ihm lagen Berge, die an die 6000-*m*-Grenze heranzureichen schienen.

Dem oben erwähnten Gletscher galt unser nächster Vorstoß, zu dem ich mit Fendt und Brenner am 24. August aufbrach; mit uns gingen zwei Träger, Kedar und Tsiten, die sich später als zwei der allerbesten herausstellten. Wir hatten vor, neben der Zunge dieses Gletschers ein Hochlager zu beziehen und dann am nächsten Tag einen der Gipfel im Norden zu besteigen, von dem wir uns interessante Einblicke nach Norden, ins Lhonakgebiet erwarteten. Die Sache glückte aber nicht ganz so, wie wir es uns gedacht hatten; wir stiegen schon einen Graben zu früh vom Zemugletscher weg an und kamen so nicht direkt zur Zunge unseres Gletschers, sondern wieder gegen unseren letzten Berg hinauf. Wir merkten unseren Irrtum natürlich bald, es zeigte sich aber lange keine Gelegenheit in den richtigen Graben hineinzukommen. Wir stiegen schließlich auf einem scharfen Grasgrat zwischen den beiden Gräben bis auf etwa 5000 *m* hinauf, nachdem wir schon einen felsigen Absatz auf der rechten Seite umgangen hatten. Endlich, als der Grat schon bald in die Gipfelfelsen überging, fanden wir einen Abstieg nach links auf eine hoch über dem Grund des Grabens liegende Grasterrasse. Hier schlugen wir unser Hochlager auf, wir konnten dann am anderen Morgen bequem zur Gletscherzunge hinüberqueren. Nachmittags fiel Nebel ein, es begann auch leicht zu regnen, gegen Abend hatten wir aber noch wunderbare Blicke auf die von Wolken umbrandeten Gipfel des Kangchen und Siniolchu.

Bei wolkenlosem Himmel begannen wir am anderen Morgen die Querung, aber

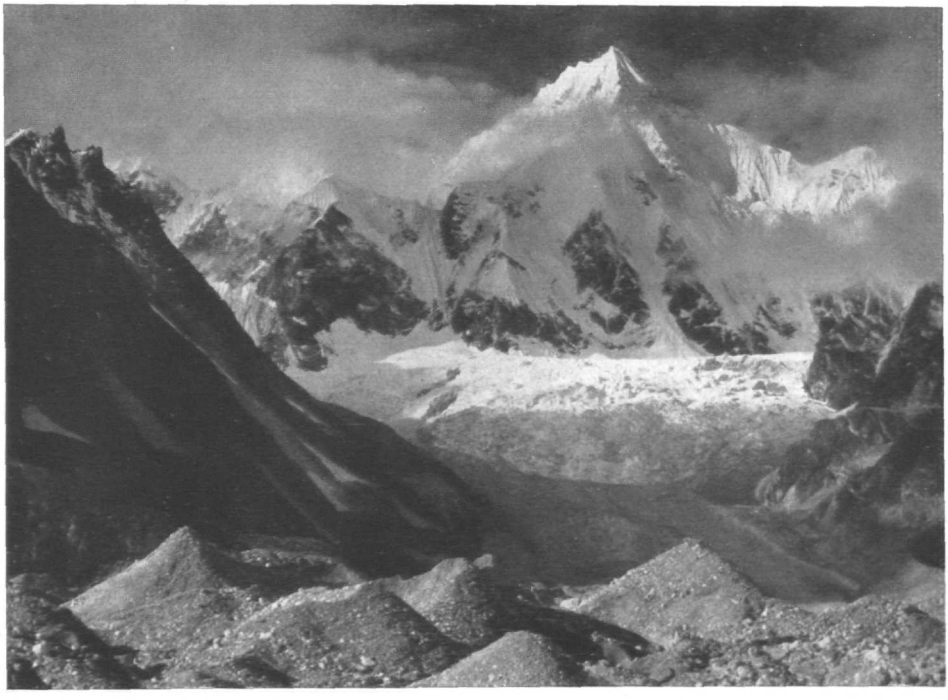
wir waren noch nicht lange unterwegs, als schon die ersten Nebel aufstiegen. So änderten wir unseren Plan und stiegen gegen einen anderen, kleineren Gletscher an, der zwischen dem Grat in der Fortsetzung unseres Lagergipfels nach Norden und einer anderen kurzen südlichen Abzweigung der Nordkette abströmt. Auf den Gipfel in seinem Hintergrund hofften wir noch vor der endgültigen Verschlechterung hinaufzukommen, was uns bei dem ursprünglichen Plan sicher nicht gelungen wäre. Nach einer guten Stunde hatten wir nach scharfem Anstieg über Geröll die Zunge des erwähnten Gletschers erreicht, der hier mit einem glatten Eishang endet. Zum erstenmal bekamen hier die Träger Steigeisen an die Füße, und wir waren erstaunt, wie rasch sie sich damit zurechtfanden. Wir brauchten in dem steilen Eis keine einzige Stufe schlagen, überallhin gingen uns die wackeren Burschen ohne weiteres nach. Schon nach kurzer Zeit hatten wir die Eiswand unter uns und gingen auf dem nun ganz flachen Gletscher weiter. Das Wetter verschlechterte sich rasch; allenthalben zogen die Nebel herauf, die größeren Gipfel waren schon längst verschwunden, nur in unseren Gletscherkessel herein schien noch heiße Sonne. Am Fuß des letzten Steilhanges, der uns in die Scharte im Süden unseres Gipfels bringen sollte, machten wir kurze Rast. Es war dies der Gipfel, mit dem der Grat unseres Lagergipfels an die Hauptkette anzuschließen scheint. Nach einem kleinen Bergschrund setzte der Hang gleich recht steil an, in einer tief eingeschnittenen Lawinenrinne begannen wir den Anstieg und querten dann nach rechts in die Scharte herein. Hier staunten wir wieder über die Träger, leicht und eigentlich ganz selbstverständlich stiegen sie hier herauf, obwohl der Hang sicher an die 45° steil war. Mit solchen Leuten konnten wir ruhig auch an schwerere Sachen herangehen. In der Scharte kamen wir endgültig in den Nebel, nur einmal erhaschten wir einen kurzen Blick jenseits hinunter auf einen kleinen Gletscher, den wir schon vom Lagergipfel aus gesehen hatten und dessen Abfluß unterhalb des Hauptlagers ins Moränental des Zemugletschers ausmündet. Der Felsgrat zum Gipfel baut sich in zwei Absätzen auf, aber in der Ostflanke zeigt sich eine leichte Umgehungsmöglichkeit. Trotz des immer dichter werdenden Nebels, auf dessen Aufreißen wir immer noch hofften, stiegen wir weiter, ein gut gangbares Schuttband, das nur an einer Stelle eine plattige Unterbrechung aufwies, führte uns langsam ansteigend in die Flanke hinaus. Wir kamen in eine Steilrinne, in der aus dem rutschigen Geröll einige Male plattige Felsen herausschauten. Sie führte uns auf den Gipfelgrat unmittelbar im Norden des höchsten Punktes, der durch einen scharfen Felsgrat dargestellt wird, 5800 *m*. Nur einmal riß der Nebel für Minuten auf, wir sahen im Westen einen hohen Berg mit steiler Eiswand, wohin er gehörte, konnten wir nicht feststellen. Über eine Stunde blieben die Nebel unbeweglich, es begann zu schneien, so mußten wir unverrichteter Dinge abziehen. Als dann am Nachmittag, als wir schon längst im Lager zurück waren, das Wetter wieder gut wurde, beschlossen wir noch einen Tag heroben zu bleiben. Am nächsten Tag war es aber noch schlechter, es regnete fast den ganzen Tag, doch am Nachmittag, als auf kurze Zeit die Sonne etwas durchkam, schöpften wir neue Hoffnung und blieben noch eine Nacht heroben. Als es aber dann am nächsten Morgen wieder regnete, zogen wir ins Hauptlager ab.

## Kangchendzönga[1])

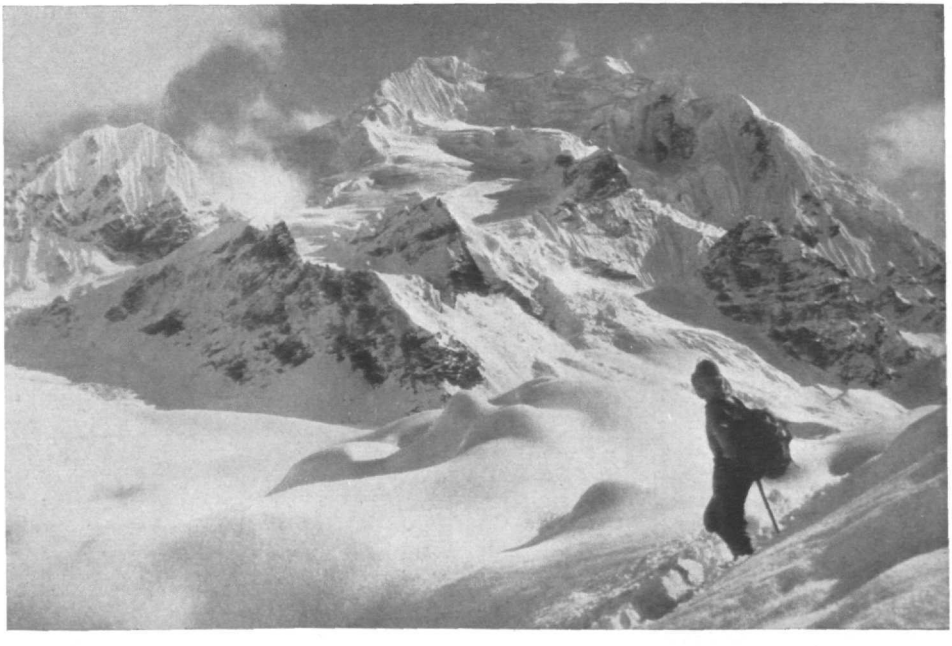
(Paul Bauer)

Die Kangchen-Abteilung, die Ltn. Col. Tobin noch ein Stück weit begleitet hatte, war vom Wetter mehr begünstigt, obwohl sie nur wenige Kilometer von der Simvu-Abteilung entfernt war, die Tage waren stets klar, der nächtliche Schnee verschwand

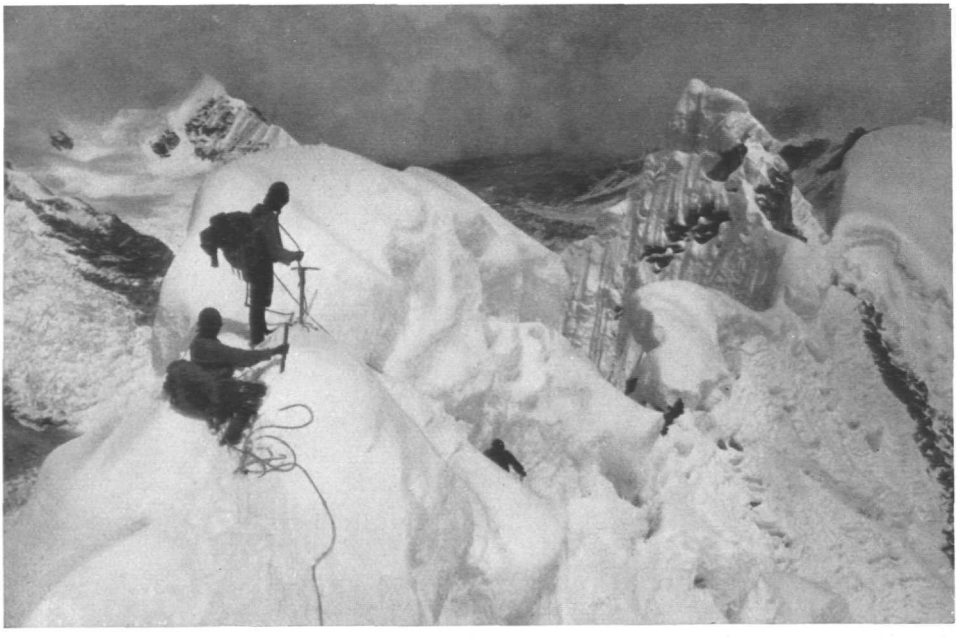
[1]) Kang = Eis, chen = groß, dzö = Schatzkammer, nga = fünf. Der Name ist tibetanisch und würde bei genauer Transskription des Tibetanischen noch eine Reihe von stummen



Der Siniolchu



Der Simvu



Auf dem „Wagrechten Gratſtück“ (etwa 6000 *m* Höhe)



Der „Adlerhorſt“ (Lager VII, 5700 *m*) mit Blick in die oberſte Mulde des Zemugletſchers

in den ersten Morgenstunden unter den Einwirkungen der Sonne. Wir hatten von hier aus zwei Anstiegsmöglichkeiten ins Auge gefaßt: den Ostgrat, der vom Zemugap herkommt, und den Nordgrat, der den Kangchen mit den Twins verbindet. Der Ostgrat ist ungeheuer lang mit verschiedenen Gegensteigungen und dem Wind stark ausgesetzt, er konnte nur dann gewählt werden, wenn keinerlei technischen Schwierigkeiten zu überwinden waren. Auch führt er bestenfalls auf den Vorgipfel 2. Der Nordgrat hingegen ist gleichmäßig geneigt, verhältnismäßig windgeschützt und kurz. Wenn er in der Scharte — Ltn. Col. Tobin hatte die Liebenswürdigkeit, diese Scharte Munich-Gap zu nennen — erreicht werden konnte, war der beste Anstieg zum Kangchen gefunden. Diese Hoffnung wurde jedoch zunichte, von der Scharte schießt eine 1000 *m* hohe eisdurchsetzte und wächtengekrönte Felswand sehr steil herab auf den Twinsgletscher. Wenn diese Wand vielleicht auch in einem tollkühnen Ansturm bezwungen werden kann, so ist es sicher unmöglich, Trägerkolonnen Tag für Tag — Wochen hindurch — über sie hinaufzuleiten. Als letzte Möglichkeit hatten wir auf dieser Seite einen Sporn ins Auge gefaßt, der hoch oben vom Nordgrat abzweigt und nach Osten herunterzieht. Sein oberster Teil ist sicher gangbar, der untere Teil dagegen war fraglich. Die Kangchen-Abteilung betrachtete diesen Nordostsporn, nachdem sich das Munich-Gap als unmöglich herausgestellt hatte, von beiden Seiten, vom Twinsgletscher und vom obersten Zemugletscher her. Der unterste Teil brach in zahlreichen senkrechten Eistürmen schreckenerregend ab. Leisten, Schluchten und Rippen in den Wänden dieser Türme ließen jedoch die Hoffnung aufkeimen, daß dieser Nordostsporn trotz allem einen Weg bieten könne. Es war die einzige Hoffnung, die auf dieser Seite des Kangchen dem Bergsteiger bleibt und je öfter und eingehender ich diese Türme betrachtete, desto mehr wurde es mir zur Gewißheit, daß es gehen könne, und daß wir einen Versuch unbedingt wagen müssen.

Am 24. und 25. August waren wir alle wieder im Hauptlager versammelt, die Erkundungen hatten ergeben, daß unsere Ausrüstung den Anforderungen genügte. Die Träger hatten sich bewährt. Das Wetter unterschied sich nicht von einem unbeständigen Sommerwetter bei uns, obwohl wir noch mitten in der Monsumzeit waren. Es waren häufige, aber kurze Störungen. Wir selbst hatten uns ausnahmslos der Höhe gewachsen gezeigt und hatten insbesondere unsere Fähigkeit, schwere Rucksäcke zu tragen, nicht eingebüßt. So konnten wir es denn wagen, dem Kangchendzönga selbst zu Leibe zu gehen. Es wäre uns auch angesichts dieses ungeheuren Berges wie Feigheit vorgekommen, wenn wir uns erst mit seinen Trabanten gemessen hätten. Da uns Nepal noch nicht offen stand — sonst hätten wir zunächst einmal die Nordwestseite vom Kangchendzöngagletscher her auf ihre Durchstiegsmöglichkeiten hin untersucht —, gingen wir auf den Nordostsporn los, der zum mindesten den einen großen Vorzug besaß, lawinensicher zu sein. Die Hochträger wurden mit Kleidern, Schuhen, Schneebrillen, Steigeisen, Pickel und Seil versehen, überflüssige und unbrauchbare Leute, darunter zehn ehemalige Everestleute, wurden entlassen. Wir behielten noch 17 Sherpas und Buthias, nur fünf von ihnen waren am Everest gewesen. Während nun Ltn. Colonel Tobin über den Yumtso-La und Tulung-gomba nach Dardschiling zurückreiste, brachen wir am 26., 28. und 30. August vom Hauptlager auf. Während die Ersten das obere Hauptlager (Nr. 6) in 5200 *m* Höhe am Fuß des Kangchen einrichteten und einen Durchstieg durch den Gletscherbruch oberhalb des Lagers ausfindig machten, war die letzte Abteilung mit dem Nachschub der letzten Lasten nach Lager 3 beschäftigt.

Konsonanten enthalten (gangs chhen mdzod lnga). Die hier gewählte Schreibweise schließt sich an die weitverbreitete Freshfields an (Kangchen junga), nur wurde das ju durch die Laute dzö ersetzt, die einem deutschen Leser die tatsächliche Aussprache ohne weiteres in den Mund legen.

# VI. Der Angriff

## Die ersten Versuche

(Karl von Kraus)

Als erste Abteilung trafen wir, Bauer, Leupold und ich, mit sechs Trägern am 28. August am Fuß des Kangchen ein und schlugen dort unser sechstes Lager in 5200 *m* Höhe auf. Unsere Aufgabe war es zunächst, einen auch für beladene Träger gangbaren Weg durch den Bruch oberhalb des Lagers zu finden. Bauer, Leupold und ich brachen zu diesem Zweck am 29. August auf. Eine Stunde lang stiegen wir auf der immer steiler werdenden Seitenmoräne an. In der Nacht war Neuschnee gefallen. Wir hatten gehofft, flache Stellen zu finden, wo wir uns durchwinden könnten, fanden aber nur steilstes Eis. Durch mußten wir, also hackten wir unter Bauers Führung los. Steile Eiswandeln, schlanke Eis- und Schneebrücken passierten wir, krochen unter überhangenden Eisblöcken durch, und erreichten nach allerlei „Reiter"kunststücken den oberen Rand des Abbruches. Hier lag knietiefer Schnee. Da wir unseren „Weg" nicht im Abstieg begehen wollten, spurten wir um zwei Längsspalten herum und krochen in die Randkluft. Anfangs ging es ganz gut; dann mußten wir uns mit dem Rücken gegen den Fels und den Steigeisen gegen das Eis hinunterstemmen. Bei einem eingeklemmten Eisblock schien alles aus zu sein. Unter uns gähnende Leere. Mit einigen gewagten Kunststücken und einmaligem Abseilen kamen wir schließlich mit Einbruch der Dunkelheit hinab. Es war uns klar, daß dort, wo wir hinaufgestiegen waren, ein Weg für die Träger nicht zu finden sei. Der nächste Tag brachte nun wiederum strahlendes Wetter. Gerade als wir aufbrechen wollten, meldeten die Träger ganz erregt, daß eine Karawane sich unserem Lager nähere. Unser Abmarsch wird aufgeschoben; um 10 Uhr 30 Min. treffen Thoenes, Aufschnaiter und Beigel mit neun Trägern ein. Beigel geht mit einigen Trägern wieder zum Lager 3 zurück, um den Nachschub zu regeln, Bauer, Thoenes und ich mit vier Trägern ziehen um 12 Uhr zu einer Erkundungsfahrt los. Wir wollen die Anstiegsmöglichkeit über einen Felssporn, der mitten im Gletscher liegt und auch zum oberen Firnbecken hinaufführt, näher betrachten. Nach einer Wegstunde stehen wir an seinem Fuße und sehen östlich des Felsens eine flachere Eiszone, die bis zum oberen Rand des Abbruches geht. Wir üben nun mit den vier Trägern Steigeisengehen, Sichern und Stufenschlagen und um 16 Uhr stehen wir am Rand des Firnbeckens, das fast eben bis zum Nordostsporn hinzieht. Eine Stunde später waren wir mit der Freudenbotschaft wieder im Lager und legten uns befriedigt nieder.

Schwer beladen brachen Aufschnaiter, Bauer, Leupold, ich und vier Träger am anderen Tag (31. August) auf, um das Lager vorzuschieben; nach drei Stunden lag das steile Eisstück hinter uns, wir querten bis zu den Flanken des Nordostspornes und schlugen neben einem großen Lawinenkegel schon auf Felsen das Lager 7 auf. Aufschnaiter und Leupold gingen mit den Trägern am gleichen Tag noch zurück zum Lager 6. Am nächsten Tag rekognoszierten Bauer und ich bei Nebel und Neuschnee im oberen Zemubecken. Als um 10 Uhr nichts mehr zu sehen war, krochen wir mitten im Gletscher in den Zeltsack und warteten auf Besserung. Eng liegen wir beieinander, draußen donnern fast andauernd die Lawinen von den Hängen und Flanken. Als es um 14 Uhr nicht besser wird, kehren wir ins Lager zurück. Der 2. September brachte Sonne und herrliches Wetter. Bauer und ich haben den Lawinenkegel als Anstiegsmöglichkeit ins Auge gefaßt. Schnell kommen wir mit Steigeisen über den hartgefrorenen Firn hinauf, dann geht es über steile Schrofen, eine steinschlaggefährliche Eisrinne querend, zum Fuße eines großen Turmes, den wir der Ähnlichkeit halber

„Delagoturm" nannten. Wir queren von hier, ständig nach links ansteigend, bis zu einem steilen, dem Steinschlag ausgesetzten Eisfeld, das von etwa 1 *m* tiefem Neuschnee bedeckt ist. Bauer spurt es mit beispielloser Energie senkrecht hinauf. An seinem oberen Ende unter gelben Felsen gönnen wir uns eine Stunde Rast. Dann geht es durch einen kleinen Wasserfall über steiles Eis und brüchige Schieferplatten ständig aufwärts. Inzwischen ist wieder Nebel eingefallen. Als wir nach unserer Schätzung etwa 100 *m* unter dem Grat sind, kehren wir um, da wir nichts mehr sehen können und da der Weiterweg einfach erscheint. Wie es sich später herausstellte, war er aber durchaus nicht so leicht. Um 15 Uhr waren wir wieder im Lager 7, wo wir Allwein, Aufschnaiter und Thoenes mit mehreren Trägern vorfanden. Ich ging am gleichen Tag noch mit drei Trägern nach Lager 6 zurück, um einen Rasttag zu machen. Dort traf ich Leupold, Brenner und Fendt, und abends erzählten wir uns noch lange im Zelt von unseren Erlebnissen.

## Zwei Mißerfolge

### (Alexander Thoenes)

Am 2. September waren Allwein und ich vom Lager 6 mit einigen Trägern zum Lager 7 heraufgekommen und hatten da mit Bauer übernachtet. Zum ersten Male an der vordersten Front, dem Ziel unserer Sehnsucht, waren wir entsprechend mit Auftrieb geladen, als wir am anderen Morgen zu viert mit drei Trägern aufbrachen. Es hatte in der Nacht etwas geschneit und war empfindlich kalt gewesen, der Sonnenaufgang war klar und versprach einen schönen Tag. Wir dachten heute nun sicher den Grat zu erreichen. Allwein und ich sollten möglichst weit vorstoßen und dann biwakieren. Das Gepäck war verhältnismäßig beträchtlich, doch kamen wir ganz flott vorwärts, als wir über einen größeren Lawinenkegel in den Spuren von Bauer und Kraus dem Einstieg in die Wand zustrebten. Die ersten leichteren Kletterstellen werden schnell überwunden, dann geht es schräg aufwärts über verschneite Bänder. Bald muß das Seil angelegt werden, und gegen 11 Uhr sind wir etwas oberhalb der Stelle, an der Bauer und Kraus gestern umkehrten. Auch unser Vordringen gerät nun ins Stocken. Auf einige Seillängen verteilt, sind wir in der Wand übereinander aufgebaut. Bauer und Allwein als die obersten geben sich die größte Mühe, uns nicht gar zu sehr mit abgeräumtem Schnee und gelösten Steinen zu bewerfen. Aber die Wand, von der Mittagssonne prall beschienen, wird von selbst langsam lebendig. Oben längere Beratung: nach einer Weile kommt der Hauptmann zurück und befiehlt für die Kolonne den Rückzug. Allwein und ich sollen ohne Gepäck noch versuchen den Durchstieg zum Grat zu erzwingen. Aber nach mühsamen weiteren drei Seillängen müssen auch wir den Kampf aufgeben. Die Gratschneide scheint greifbar nahe, etwa 80 *m* über uns, aber die steilen, verschneiten, nach abwärts geschichteten Platten erschweren das weitere Vordringen bis zur Unmöglichkeit. Bei einem kleinen Imbiß beraten wir über ein horizontales Queren in der Wand, um weiter drüben an günstigerer Stelle nach dem Grat aufzusteigen. Wir kommen jedoch zu dem Ergebnis, daß man, wenn überhaupt, dann sehr viel weiter unten queren muß und daß das jetzt um die Mittagszeit wegen der Lawinengefahr nicht ratsam erscheint. Es bleibt uns nichts übrig als umzukehren und uns für heute geschlagen zu bekennen. Gerade als wir weiter unten die anderen im Schutze eines Wandvorsprunges rastend treffen, poltern hinter uns die Zentnerblöcke einer Steinlawine in die eben passierte Spur. Wir sehen uns an. Keiner sagt ein Wort. Am Nachmittag sind wir wieder unten im Lager 7, alle etwas ermüdet, aber in die Enttäuschung über die Niederlage mischt sich der Trotz „Warte nur alter Kantsch, wir kriegen dich doch".

Am nächsten Morgen geht es wieder los, diesmal aber mit etwas bescheidenerem

Ziel. Wir wollen nun ohne Gepäck einmal versuchen, einen Weg auf den Grat zu finden. Bauer hat Ruhetag, Allwein und ich brechen auf und gehen diesmal die Eisrinne über dem Lawinenkegel direkt an. Jetzt in der Frühe ist sie zwar einigermaßen sicher, doch Eile tut not. Schnaufend streben wir möglich schnell über harten Firn und blankes Eis empor. Nur wenige Stufen sind notwendig, meist genügen die Steigeisen. Nach etwa 1½ Stunden verlassen wir die Rinne nach links und legen unter einem Felsüberhang das Seil an. Die ersten vereinzelten Steinschläge pfeifen. Allwein packt ihn an, doch alles, was er anfaßt, bricht aus. Schließlich schwindelt er sich doch hinauf, über leichtes Geschröfe steigen wir weiter, bis dann kurz vor der Gratkante tiefer Schnee beginnt. Wir wühlen uns aufwärts, bis an den Leib versinkend. Die Höhe macht sich bemerkbar. Sogar beim Seileinholen kommt man etwas außer Atem. Jetzt hat Alisi über eine Firnwächte den Grat erreicht. Beim Nachklettern stört mich der breite Rand meines Tropenhutes. Ärgerlich lege ich das lästige Möbel über mich auf den Wächtenkamm. Oben angelangt entdecke ich zu meiner größten Verblüffung, daß ich mich nur auf einer ganz schmalen Schneide befinde. Die auf dem Tropenhut befestigte Schneebrille grinst schadenfroh aus der Tiefe einer unmittelbar anschließenden Spalte.

Nach einigen vergeblichen Angelversuchen mit Seil und Pickel hacke ich unter der Wächte ein Tunnelfenster durch, durch das ich mich am Seil in die Spalte hinunterlasse. Der kostbare Hut wird geborgen, und dann kommt der schwierigste Teil: Allwein muß mich etwa 3 *m* aus der Spalte wieder emporziehen, damit ich zum Fenster wieder hineinklettern kann. Unten ist keinerlei Halt, ich hänge frei. „Ho ruck", mir bleibt fast die Luft weg, die in dieser Höhe sowieso nicht im Überfluß vorhanden ist. Noch ein Ruck und ich strecke den Kopf durch das Fenster und erblicke den guten Alisi. Karminrot im Gesicht mit vorquellenden Augen zieht er aus Leibeskräften. Nachdem ich herinnen bin, erst einmal fünf Minuten Atempause. Wenige Seillängen weiter stehen wir dann auf einem kleinen Gipfel im Verlauf des Grates. Nach drei Seiten ein großartiger Tiefblick, nach Osten weit hinaus über das Zemutal. Aber die vierte Seite will uns gar nicht gefallen. Schon der im wesentlichen horizontale Weiterweg auf dem Grat bis zum ersten Aufschwung scheint nahezu unmöglich, und der Aufschwung selbst? Eine Weile staunen wir hinüber, dann entschließen wir uns zum Rückzug auf demselben Weg, den wir gekommen. Verhältnismäßig rasch kommen wir nach unten in der Spur, am Überhang wird abgeseilt und dann möglichst schnell durch die aufgeweichte Rinne hinunter. Nichts rührt sich, doch atmen wir erleichtert auf, als wir durch sind. In langen Sätzen springen wir hinunter zum Lager.

## Zemugap

(Joachim Leupold)

Die großen Schwierigkeiten, denen wir auf dem Ostsporn begegnen, veranlassen uns, auch den Zugang vom Zemugap zu erkunden. Am Abend des 3. September war diesbezügliche Weisung vom Lager 7 eingetroffen. Am 4. September 1929 verlassen Kraus und ich zu diesem Zweck das Lager 6. Über Moränengeröll erreichen wir den Zemugletscher, den wir zum Weiterweg benutzen. Der Gletscher ist hier fast vollkommen eben und ohne nennenswerte Spalten, so daß wir schnell vorwärts kommen. Der zum Zemugap hinaufziehende Gletscher weist in seinem unteren Teil einen breiten Bruch auf, den wir jedoch westlich gut umgehen können. Nach Überwindung des Bruches kommen wir in eine ausgedehnte Gletschermulde, in der eine unerträgliche Hitze brütet. Unsere Tropenhelme schützen uns nicht mehr vor den Sonnenstrahlen, so daß wir sie mit Schnee anfüllen müssen. Immer langsamer geht es nun weiter, ohne daß irgend welche technische Schwierigkeiten auftreten. Nur die letzten Hänge sind vom

Simvu her durch Steine und Lawinen gefährdet. Nach etwa vierstündigem Marsch erreichen wir das Gap, über das die ersten Nebel aus dem Talungtal streichen. Leider wird dadurch unsere Absicht, den Weiterweg zu erkunden, vereitelt, da wir nur die ersten 100 *m* übersehen können, die zwar zu überwinden sind, immerhin aber einige Schwierigkeiten aufweisen. Aus dem Talungtal klingt das Rollen der Lawinen und das Poltern herabstürzender Steine unaufhörlich herauf und zeigt uns an, daß der Zugang zum Zemugap vom Talunggletscher aus wenig einladend ist. Wir warten vergeblich auf ein Aufklaren, so daß wir uns schließlich zur Umkehr entschließen. Gegen 18 Uhr erreichen wir das Lager 6 wieder.

## Der erste Erfolg

(Karl von Kraus)

Am 4. September 1929 war im Lager 6 die Nachricht eingetroffen, daß Bauer, Allwein und Thoenes am Mittag des 5. September vom Lager 7 aufbrechen und am Fuß des großen Turmes ein Lager beziehen wollten. Am 6. September sollte es sich dann endgültig zeigen, ob es wirklich unmöglich sei, den Grat des Nordostsporns zu erreichen. Da ich bei diesem „letzten" Versuch unbedingt mitmachen wollte, brachen Brenner, ich und zwei Träger am 5. September von Lager 6 auf, um gegen Mittag im Lager 7 zu sein. Unterwegs trafen wir Aufschnaiter und Thoenes, die eine Zahnzange und Jodtinktur für den an Zahnschmerzen leidenden Bauer holen wollten. Da ich Jodtinktur mit mir führte, kehrten beide mit uns zum Lager 7 zurück. Ich bat Bauer, mich für den Angriff mitzunehmen, was er zu meiner größten Freude genehmigte. Um 14 Uhr brachen Allwein, Aufschnaiter, Bauer, Brenner, Thoenes und ich mit drei Trägern auf. In einer Stunde hatten wir den Platz für das Biwak unter dem großen Turm erreicht. Zwei Zeltfäde wurden schräg an der Wand verspannt, dann gingen Aufschnaiter und Brenner mit den Kulis zurück. Ersterer blieb im Lager 7, letzterer ging mit den Trägern bis Lager 6 zurück. Beim Abschied überreichte uns der Träger Kedar einen geweihten Gebetsschleier, der unserer morgigen Unternehmung Glück bringen sollte.

Die Nacht war windig und kalt, in der Frühe lag auf unseren Schlaffäden etwa 5 *cm* Neuschnee, draußen war alles in Nebel gehüllt. Bald waren wir an der Stelle, wo die Vorgänger umgekehrt waren. Gerade hinauf zu dem Grat zu gelangen, erscheint aussichtslos. Wir wollen über Firn und Eisrippen und die Rinnen schräg ansteigend den Grat erreichen. Schweigend geht Bauer an die Arbeit des „Weg"hackens. Es schneit in dichten Flocken, und die Sichernden friert es erbärmlich, vom Neuschnee sind wir schon etwas angefeuchtet. Es muß aber gehen und jeder beißt die Zähne zusammen. Allwein ersucht Thoenes plötzlich, die Sicherung von Bauer zu übernehmen, da ihm nicht wohl sei. Bauer hat die erste Eisrippe durchgehackt und steht drüben in einem Eiscouloir, das sehr lawinengefährlich aussieht. Wir verständigen ihn von Allweins Erschöpfungszustand, den wir auf eine Überanstrengung vom Vortag zurückführen. Bauer kommt zurück. Thoenes und ich hacken noch eine halbe Seillänge in das Couloir hinein weiter, dann ruft uns der Befehl Bauers zurück. Die Lawinengefahr wird heute zu groß; wir alle aber haben die Überzeugung, daß wir auf diese Art zum Grat gelangen werden. Im Lager 7 begrüßt uns Aufschnaiter, der wegen der dauernd niederprasselnden Lawinen schon Sorge um uns hatte. Allwein ist nach einer Stunde Ruhe im Zelt wieder auf dem Damm, wir spielen mit selbstgefertigten Karten Skat und draußen schneit es, schneit es, schneit es.

Da wir für einen erneuten Sturm absolut frisch sein müssen, wird beschlossen, morgen ins Lager 6 zurückzugehen, übermorgen einen Ruhetag einzuschalten und am 9. September den Angriff fortzusetzen. Am 8. September war allgemeines Rasten,

aber nicht Rosten. Feuchte Ausrüstungsgegenstände wurden getrocknet, Bestände revidiert, verlorene Schuhnägel ergänzt, kurz es herrschte regste Tätigkeit im Lager. Bauer wurde in 2½stündiger Sitzung von Allwein, Beigel, Thoenes und mir von seinem bösen Zahn befreit, und abends krochen wir in die Zelte mit dem festen Glauben: Morgen geht's endgültig auf den Nordostsporn los.

## Ein Rückschlag

(Wilhelm Fendt)

Der 8. September war der einzige Tag, an dem seit Dardschiling sämtliche Teilnehmer wieder beisammen waren. Im Zelte herrschte eine drangvoll fürchterliche Enge. Manches heimatliche Lied bekam der Kangchen zu hören. Schon der nächste Morgen riß die Gemeinschaft auseinander: Leupold ging nach Lager 3 zurück, Beigel, Kraus, Aufschnaiter und ich marschierten gegen 9 Uhr ab mit dem Auftrage, das Lager 7 am Fuße des Ostsporns einige hundert Meter höher zu legen und den Weg weiter gegen den Grat vorzutreiben. Jeder trug sein Gepäck selbst, Proviant hatten Kedar und Lewa aufgeladen. Gegen 14 Uhr erreichten wir das Lager 7, als es eben zu schneien begann. Wir beschlossen hier eine kleine Mittagsrast zu machen und dann weiterzugehen. Als sich das Schneien verstärkte, standen wir von dem Vorhaben ab.

Am 10. September schneite es weiter. Beigel und Kraus brachen mit den beiden Trägern nach Lager 7 b auf, wohin sie Proviant und Zelte bringen sollten. Gegen Nachmittag kamen sie wieder zurück. Vom Kangchen hörte man riesige Lawinen herunterbrausen. Bald gingen auch in nächster Nähe Staublawinen nieder, deren Ausläufer zu uns herüber wehten. Trotzdem hätte der Abend recht gemütlich werden können, hätte Beigel nicht das Vergasen des Benzins dadurch beschleunigen wollen, daß er den Primusbrenner über eine brennende Kerze hielt. Das hatte den Erfolg, daß das Benzin aus der Düse spritzte und sich in eine lodernde Flamme entzündete. Wenn vier Leute in einem Zelte zum Schlafen gerade noch Platz genug haben, so reicht der Raum sicher nicht, wenn alle vier aufspringen und gemeinsam Löschen wollen. Kraus stürzte schließlich im allgemeinen Getümmel auf den brennend Kocher und erstickte die Flammenlohe. Auf das Dinner will ich nicht zu sprechen kommen. Es sei nur verraten, daß das Fleisch in der Suppe durch eine Schnur vorgestellt wurde, an der wahrscheinlich einmal eine Salami hing. Mehr Zuspruch fand der Plumpudding, vielleicht schon deshalb, weil er erheblich nach Alkohol roch. Am Abend hatte sich das Schneetreiben verstärkt. Gegen 2 Uhr morgens weckte uns ein großer Krach. Ein Schneerutsch war auf unser Zelt niedergefahren und hatte den vorderen Teil, der gegen den Gletscher hinausstand, niedergedrückt. Nachdem die Zeltwände von dem aufgeschütteten Schnee entlastet waren, krochen wir wieder in den Schlafsack und dachten uns aus, was alles passieren könne, wenn man eine weitere „Lieferung" auf uns herabsenden würde. Schließlich kam ich zu dem Schluß, daß nichts passieren könne, da wir mit dem Kopf durch den Überhang geschützt seien. Unangenehmer sei es freilich, wenn in einem solchen Schneerutsch einige Felsen eingebettet seien. Unter solchen Betrachtungen schliefen wir wieder ein. Es verging kaum eine Minute, in der nicht in näherer oder weiterer Entfernung eine Lawine niederging. Ich bin in der Nacht mehrmals aufgeschreckt, wenn ich das dumpfe, immer mehr anwachsende Brausen im Schlafe hörte. Gegen 5 Uhr morgens war die vordere Hälfte des Zeltes wieder verschüttet. Die Masse schien diesmal wesentlich größer zu sein. Durch die freigebliebene Rückseite zwängten wir uns hinaus und fingen sofort an, das kleine verschüttete Trägerzelt auszugraben. Auf Beigels sorgevolles Rufen: „Kedar! Lewa!" grüßten sie mit asiatischer Ruhe heraus „Salaam Sah'b!" und erzählten gestikulie-

rend, wie groß ihre Freude sei, daß die Lawine sie nicht verschüttete und daß die bösen Geister des Berges ihnen nichts anhaben konnten.

Beim Morgengrauen fingen wir dann an, mit Tellern und Kochtöpfen unser Zelt von Schnee zu befreien. Es war eine kalte Arbeit, jeden fror erbärmlich in den Händen. Ich mußte mich durch rasches Arbeiten überanstrengt haben, denn mir wurde übler und übler. Meine kalten Hände versuchte ich durch Schwingen wieder warm zu bekommen. Leider war der Erfolg weder beabsichtigt noch erwünscht: infolge der erhöhten Beanspruchung streikte mein Herz, und ich wurde ohnmächtig. Während Kraus, von den anderen unterstützt, mich zum Leben zurückrief, hatten die Träger die Zelte abgeschlagen. Wir mußten zurück nach Lager 6. Mein Rucksack blieb zurück, da ich unfähig war, etwas zu tragen, ebenso die Lebensmittel, die wir hier oben ohnehin wieder brauchten und die außerdem tief verschneit waren. Auf dem unsichtigen Gletscher hatten wir bei dem dichten Nebel große Kurven gemacht. Als der Wind ein Loch in die Nebelwand vor uns riß, sahen wir die Besatzung des Lagers 6 mit Allwein, Bauer und Brenner uns entgegenspuren. Wir trafen uns am unteren Ende des Gletscherbruches und erreichten das Lager gegen 4 Uhr 30 Min., nachdem wir morgens 6 Uhr 30 Min. aufgebrochen waren. Denselben Weg hatte ich wenige Tage vorher im Aufstieg in 2 Stunden 50 Minuten zurückgelegt.

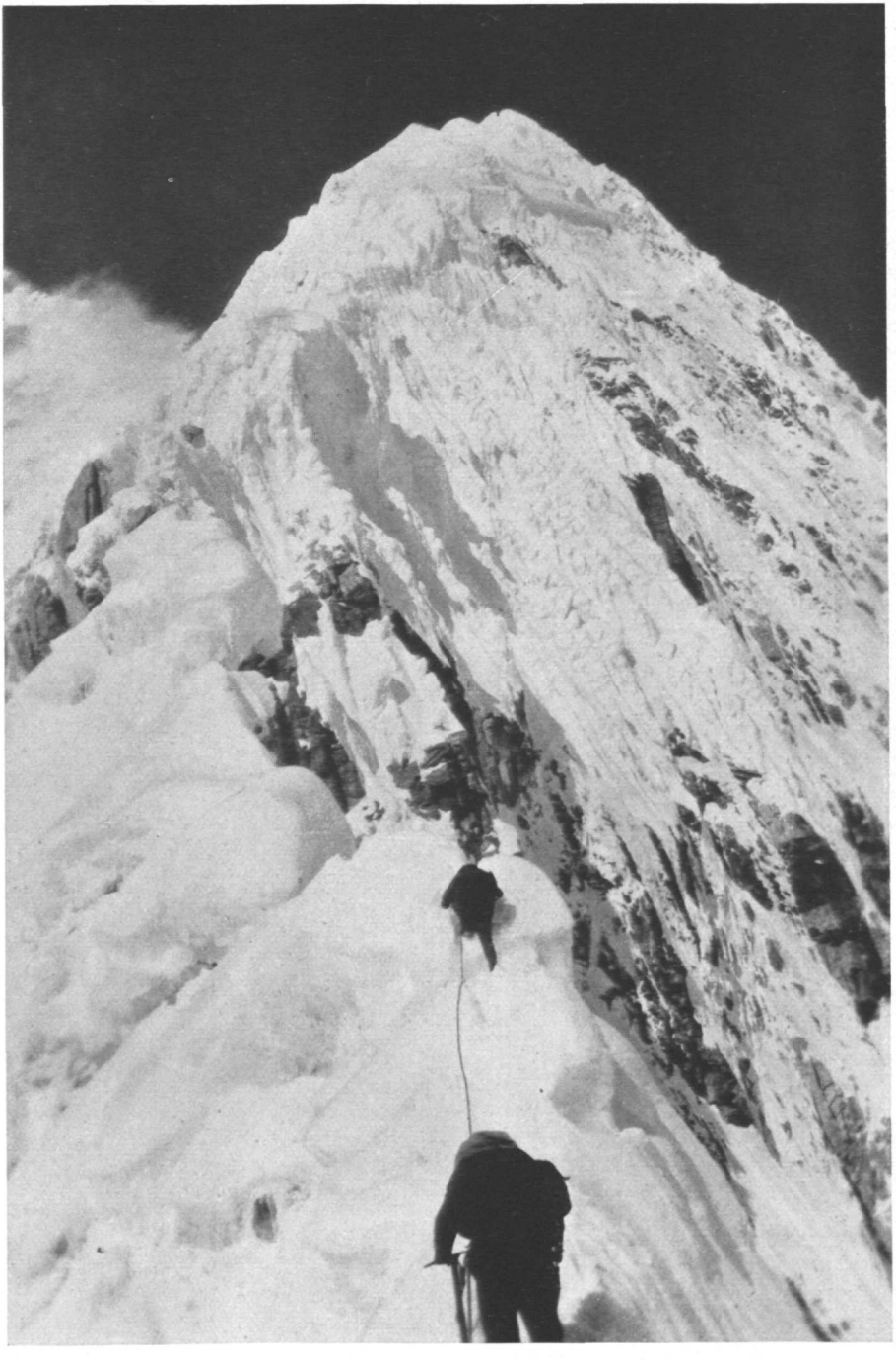
## Bis 6300

(Dr. Ernst Beigel)

Am 12. September brach ein herrlicher, sonniger Tag an. Als ich aus dem Zelt hinaustrat, umgab mich eine Lichtfülle, daß ich geblendet die Augen schloß, und erst den schützenden Tropenhelm aufgesetzt und mit der Schneebrille bewaffnet, es wagen konnte, der gleißenden Sonne gegenüberzutreten. Die Bergwelt um das Lager 6 glitzerte im glänzenden Neuschneegewand. Weit hinaus, soweit man den Zemugletscher verfolgen konnte, lag eine meterhohe Schneedecke, die die großen Granitblöcke unter sich begrub und den grauen holperigen Schuttgletscher in einen weißen, breiten Strom verwandelte. Die weite prachtvolle Schneelandschaft wurde draußen im Osten eingerahmt von den niederen Bergen der Nordkette, von den Ausläufern des Simvu und des Siniolchu und in weiter, nebelig dunstiger Ferne stand hoch, breit und mächtig der den Tibetern heilige Berg Pawhunri. Auf dem Küchenfelsen saß unser Koch Tenchedar mit untergeschlagenen Beinen aufrecht in feierlicher Haltung und sang aus seinem Gebetsbuch seine frommen Lieder. Das Frühstück nahmen wir vor dem Zelt im Freien ein und freuten uns nach dem düsteren Grau der letzten Tage an der wärmenden Sonne. Unser Platz glich bald einem wilden Zigeunerlager. An den Seilen hingen in langen Reihen unsere Sachen zum Trocknen. Einige schrieben ihre Tagebücher, Allwein eröffnete eine kleine Schusterwerkstatt, in Tenchedars Küche brodelte und schmorte es den ganzen Tag, und die kleinen Primuskocher fauchten im Trägerzelt. Nachmittags spurten Aufschnaiter, Bauer, Kraus und ich den Gletscher abwärts, um die Verbindung zum Lager 3 wenigstens wieder teilweise herzustellen und um Thoenes, der nach einem Rudel Gemsen am Knie des Zemugletschers Ausschau gehalten hatte, zu suchen. Gegen Abend erlösten wir ihn, nachdem er zwei Tage allein den Gletscher heraufgespurt hatte. Als am Abend die Sonne hinter dem Südostgrat des Kangchendzönga verschwand, umgab eine herrliche Schneefahnenkrone die schöne Gipfelpyramide des Berges, die letzten Strahlen trafen unseren Nordostsporn, der sich unglaublich kühn mit seinen senkrechten Grattürmen über uns aufbaute, dann lag er bleigrau und düster im Schatten. Es wurde gleich empfindlich kalt. Im warmen Zelt feierten wir gemütlich Krausens Geburtstag.

Der Neuschnee mußte sich erst setzen. So wurde der 13. September zum Rast- und Vorbereitungstag bestimmt. Der Angriffsplan wurde nochmals eingehend durchbesprochen und dann von Bauer für die nächste Zeit festgelegt. Die Erkundungen der letzten zwei Wochen hatten gezeigt, daß der Nordostsporn zwar eine außerordentlich schwierige, aber zweifellos die sicherste Anstiegsmöglichkeit bot. Der Angriff über seine vereisten Türme war beschlossene Sache. Daneben wollten wir aber die zweite Möglichkeit, vom Zemugap aus über den Ostgrat zum Gipfel 1 vorzudringen, nicht unversucht lassen. Proviant und Ausrüstung wurde deshalb für zwei selbständige Sturmtrupps hergerichtet. Am 14. September beginnt der eigentliche Ansturm. Die Nordostspornabteilung, bestehend aus Aufschnaiter, Bauer, Fendt, Kraus und mir bricht früh 6 Uhr mit vier Trägern auf. Während die Zemuabteilung noch auf den durch den tiefen Neuschnee ins Stocken geratenen Proviantnachschub aus dem Lager 3 warten muß. Über den hartgefrorenen unteren Gletscher und über den Bruch kommen wir im Schatten bei schneidender Kälte rasch in die Höhe und nähern uns in der Gluthitze der Mittagssonne langsam dem Lager 7 a, das wir einige Tage vorher fluchtartig vor den niedergehenden Lawinen räumen mußten. Keinem Europäer fällt es sonst ein in diesem Breitengrad, er entspricht dem von Oberägypten und der Wüste Sahara, in der Mittagshitze spazieren zu gehen. Auf den hochgelegenen Gletschern empfanden wir die senkrechte Einwirkung der Sonnenstrahlen besonders stark. Zwischen 11 und 2 Uhr waren wir gerade auf dem Marsch über flache Gletscherstrecken außerordentlich abgespannt und müde. Im Lager 7a graben wir den dort gelagerten Proviant aus. Fendt kehrt mit Pasang und Kedar zum Lager 6 zurück. Eine sternklare und eiskalte Nacht bricht an. Nach kurzer Nachtruhe steigen wir vom Lager 7a mit Laternen über den Lawinenkegel zum Adlerhorst an. Während wir auf beschneiten Bändern und durch eine kurze Geröllrinne zum markanten Felsturm in der Wand schräg aufwärtsqueren, bekommen die über 2000 *m* hohen Ostwände des Kangchendzönga zuerst fahles, graues Dämmerlicht, und als wir um 5 Uhr an dem kleinen, im Geröllhang errichteten, rechteckigen Lagerplatz am Fuße des etwas überhangenden, rund 120 *m* hohen Felsturms ankommen, grüßt das sonnenbeschienene, wuchtige, vom Neuschnee überzuckerte Felsdreieck des Kangchendzönga-Hauptgipfels zu uns herab. Nacheinander steckten dann die Schneegipfel im Ostgrat und die scharfen Schneiden dazwischen ihre Lichter auf, bis schließlich alles um uns im reinsten Weiß glitzert und blinkt. In der direkten Beleuchtung der Morgensonne verliert der Grat, der über uns gegen den Vorgipfel hinaufzieht, etwas seine Wildheit. Nach kurzer Rast machen Bauer, Kraus und ich uns an die Arbeit. Aufschnaiter holt mit den beiden Trägern die restlichen Lasten vom Lager 7a herauf. Unser Ziel ist es zunächst, schräg ansteigend, das ebene Gratstück im Nordostsporn zu erreichen. Von dem während der Anstiegsversuche gebauten Weg ist keine Spur mehr vorhanden. Zunächst finden wir in der steilen Flanke unter Felswänden Schutz vor drohendem Steinschlag, dann führt der Anstieg auf einer Felsleiste sehr steil aufwärts. Wir umgehen so eine breite, steile, steinschlagbestrichene Rinne westlich des Lagerturms. Dann zwingen uns senkrechte Wände weiter in die von steilen Rinnen durchzogene Flanke hinein zu queren. Die Schnee- und Eishaubenkämme, die sich auf den Kanten zwischen den Rinnen angesetzt haben, müssen einer nach dem anderen durchgeschlagen werden. Wir wechseln in der mühsamen Arbeit des Eishackens regelmäßig alle halbe Stunde ab. Der zweite Mann sichert den ersten, der dritte verbreitert den gebahnten Weg so weit, daß er für die Träger mit großen Lasten gangbar wird.

Allmählich lernten wir es, mit unseren Kräften haushälterisch umzugehen. Nur langsam bringen wir Rinne um Rinne, von einer Eiskante zur anderen querend, vor. Vorsichtig prüfen wir die phantastischen Eisgebilde, die scheinbar nur an den Felsvorsprüngen kleben, aber doch fester sind, als sie aussehen. Brennend heiß sticht die



Der Nordostsporn vom „Wagrechten Gratstück“ (links leitet der Grat zum Hauptgipfel)



Das erſte Eislager (Nr. VIII, 6300 *m*) mit Blick über den Zemugletſcher zum Pawhunri

Sonne, der Gaumen ist trocken und die Zunge klebrig, aber das Hacken macht uns Spaß, und wir erlangen allmählich die Gewißheit, daß wir den Durchstieg zum Grat erzwingen werden. Als wir ein steiles Eiscouloir erreichen, liegt der Weiterweg zum Grat völlig frei vor uns. Wir sparen uns dieses Stück Arbeit für den nächsten Tag. Im Abstieg zum Lager verbessern wir noch da und dort unseren Pfad. Todmüde, aber befriedigt kriechen wir ins Zelt und schlafen bald wie die Murmeltiere. Am nächsten Tag rücken wir zu sechst dem Grat zu Leibe. Aufschnaiter führt die beiden Träger am Seil, um sie an die Exponiertheit des Weges zu gewöhnen. Sie passen sich sehr leicht dem schwierigen Gelände an. Schon um 10 Uhr sind wir an der Stelle, wo wir tagszuvor umkehrten. Etwa 40 Stufen kostet die außerordentlich steile Rinne, nicht immer findet der Nagelschuh Halt in der pulverigen Auflage. Auf einer Eiskanzel hauen wir uns einen guten Standplatz. Vom Grat trennt uns noch etwas mehr als eine Seillänge. Die Flanke ist hier nahezu senkrecht. Es bleibt uns nichts anderes übrig als in den eisdurchsetzten Firn einen wahren Graben zu bauen. Bauer macht den Anfang. Vorsichtig und gut gesichert schlägt er Kubikmeter um Kubikmeter aus der steilen Wand. Ablösung vor! Hacken ist schöner als unten stehen müssen, immer gespannt die Bewegungen des Vordermanns verfolgend. Man wird leicht ungeduldig und meint, man könne es schneller und besser. Endlich nachdem Bauer und Kraus zwei Stunden lang angestrengt gearbeitet haben, darf ich vor und den Durchschlag durch die Gratwächte vollenden. Nach einer weiteren guten Stunde ist eine Bresche in den Grat geschlagen. Als ich mich vollends hinaufschiebe, bleibt mir fast der Atem stehen? Die Schneide ist kaum einen Meter breit. Der Eisbuckel auf dem ich sitze, hängt nach der Nordseite, die 1000 *m* auf den Twinsgletscher abbricht, über. So etwas von Steilheit und Exponiertheit habe ich noch nie gesehen. Die anderen kommen noch nach, um auch in die schwindelnde Tiefe zu schauen. Vom erreichten Standpunkt zieht ein schmaler Grat weiter. Morgen ist wieder ein Tag. Um 5 Uhr nachmittags treffen wir bei leichtem Schneetreiben im Adlerhorst ein. Da vorerst der Weiterweg auf dem Grat ausgebaut werden muß, geht Aufschnaiter am 17. September mit den beiden Trägern zum Lager 6 zurück, um weiteren Proviant nachzuschaffen. Bauer, Kraus und ich stehen nach zwei Stunden weiter oben auf der kühnen Schneide und hacken einen Fußpfad um und über die Türme auf dem wagrechten Gratstück. Zwei Eisbuckel machen uns im Abstieg viel Arbeit. Tags darauf erreichen wir endlich den Fuß des großen Steilaufschwungs, von dem aus der Weiterweg leichter aussieht. Wir haben uns inzwischen schon gut an die Höhe gewöhnt. In knapp zwei Stunden legen wir den Weg, den wir uns in viertägiger Arbeit erkämpft haben, zurück ins Adlerhorstlager. Am 19. September gönnen wir uns einen Rasttag und erwarten Aufschnaiter, der um 10 Uhr bei uns eintrifft. Er bringt Proviant, Briefe und Zeitungen aus der Heimat. Die Nachrichten von der Zemuabteilung sind nicht günstig. Der Anstieg vom Zemusattel über den Ostgrat war wegen dem tiefen Neuschnee und wegen Lawinengefahr nicht möglich. Bauer schickt deshalb noch am selben Tag zwei Träger mit der Weisung zum Hauptlager, daß die Zemuabteilung aufzulösen sei und von nun an die Kräfte auf den Nordostsporn zu vereinigen seien. Am 20. September bringen Aufschnaiter, Bauer, Kraus und ich mit zwei Trägern auf dem geschlagenen Weg bis zum Steilaufschwung vor. Der Pfad wurde durch das häufige Begehen immer besser und wir selbst gehen uns von Tag zu Tag immer leichter. Am Steilaufschwung kommen wir noch etwa 150 *m* hinauf, um 4 Uhr müssen Aufschnaiter und Kraus mit den Trägern zurück, da wir heute doch nicht mehr das große flache Plateau über uns, auf dem das nächste Lager entstehen soll, erreichen können. Bauer und ich bleiben auf dem Grat. Er ist so schmal, daß wir das kleine Klepperzelt erst aufstellen können, nachdem wir uns aus einem der Firntürme einen Platz gehauen haben. Nach einstündiger Arbeit steht unsere kleine Vorpostenbehausung unglaublich

kühn auf einer nach der Twinsseite überhangenden Firnwächte. Wir wunderten uns immer wieder, wie diese Schneehauben auf den Grattürmen so fest hielten. Die Erfahrungen der letzten Tage zeigten uns aber immer wieder, daß diese kunstvollen Schneegebilde von dicken Eiszapfen und ganzen Eisvorhängen durchzogen waren, die sie mit den darunter liegenden Felsen fest verbinden. Am frühen Morgen des 21. September nehmen wir die steilen Eistürme über unserem Lager in Angriff. In den ersten Turm bauen wir eine Art Wendeltreppe, in zahlreichen Kehren kommen wir langsam höher. Nach vierstündiger, anstrengender Eisarbeit haben wir einen kühnen exponierten Weg über die Türme gelegt, erreichen ziemlich erschöpft die Schneeterrasse, die wir schon seit Tagen erstrebten und richten dort für Allwein, Thoenes und Kraus, die über den Grat im Anmarsch sind, ein Lager her. Wir selbst kehren zu unserem luftigen Zeltplatz zurück, da wir unsere Zeltausrüstung nicht mehr hinaufbringen können. Noch einmal verbringen Bauer und ich eine Nacht in unserer über dem Abgrund gebauten Behausung. Die Anstrengungen der letzten Tage und das ständige Angespanntsein lassen mich keinen ruhigen Schlaf finden, und nur zu oft träume ich, daß wir mit unserer ganzen Wächte zum Gletscher hinuntersausen. Am nächsten Tag ziehen wir, nachdem ich Träger vom Lager 8 heruntergeholt habe, mit unserer Zeltausrüstung nach dem prachtvoll gelegenen Lager auf der breiten Schneeterrasse um.

## Bis 7400

(Dr. Eugen Allwein)

Thoenes und ich wurden am 19. September zur Unterstützung der Nordostsporngruppe ins Lager 7 hinaufgerufen, die Versuche am Zemugap wurden eingestellt; am 20. September zogen wir zu siebent da hinauf, Fendt, Thoenes und ich mit den vier Trägern Tsiten, Pasang, Pemba und Kami. Ohne Zwischenfall erreichten wir gegen Mittag den Adlerhorst, den wir leer fanden. Wir verbrachten hier einen wunderschönen Nachmittag, es war herrliches Wetter, und die Lage dieses Punktes ist ja einzigartig schön; wirklich wie ein Adlerhorst klebt das Lager mitten in der Wand des Spornes, darüber ein senkrechter Turm, in der Tiefe unten das Becken des obersten Zemugletschers mit den wilden Wänden des Kangchenstockes. Gegen 4 Uhr kamen Kraus und Aufschnaiter mit zwei Trägern zurück, Thoenes und ich sollten mit möglichster Beschleunigung nach oben kommen, während Fendt einstweilen als Lagerhalter hier bleiben sollte. Zwei der Träger gingen am Abend noch zurück ins Lager 6, die zwei, die von oben kamen, sollten morgen hinuntergehen, während Tsiten und Pasang mit uns nach oben gehen mußten.

Kraus, der heute eigentlich einen Rasttag haben sollte, ging am 21. September als Führer und Träger mit uns und zeigte uns den Weg. Es war viel geschehen in der Woche seit ich nicht mehr hier oben gewesen war, es führte jetzt ein wunderbarer Weg durch die steilen Flanken hinauf, und wo wir zuerst Tage lang gearbeitet hatten, da stieg man jetzt in einigen Stunden hinauf. Schon um 9 Uhr erreichten wir den Grat und konnten über die grandiosen Wände auf den Twinsgletscher im Norden hinunterschauen. Der Weiterweg war etwas schwieriger, ging aber dank der guten Vorbereitungsarbeiten glatt vonstatten, nur an einer Stelle, am Felsüberhang in der zweiten Steilrinne, mußten wir den Trägern am Seil etwas nachhelfen. In dem kleinen Lager, in dem Bauer und Beigel in der vergangenen Nacht geschlafen hatten, hielten wir Mittagsrast. Wir hatten die beiden vormittags öfters gesehen, wie sie sich den Weg auf die große Terrasse hinauf erkämpften. Auf dem Grat tritt schon lang kein Fels mehr zutage, die nächsten drei Wochen verbrachten wir dauernd auf Eis und Schnee. Der Weg wurde bald so schwer, daß das Gepäck aufgeseilt werden

mußte. Kurz unterhalb der Schneeterrasse trafen wir Bauer und Beigel auf dem Rückweg zu ihrem Lager. Der Weiterweg wurde als schwer, aber nach den Erfahrungen der letzten Tage als nicht aussichtslos geschildert. Kraus ging mit den beiden zurück, nachdem er sein Gepäck deponiert hatte, wir erreichten bald die Terrasse, auf der sich binnen kurzem das große Zelt erhob, in dem wir alle, Herren und Träger, zusammenhausten.

Thoenes und ich griffen am 22. September den sogenannten „zweiten" Aufschwung an, der sich als schwerstes Stück des ganzen Aufstieges erwies; eine Woche lang beschäftigte uns dieses Gratstück zwischen 6300 und 6600 *m*. Fünf große und fünf kleine Türme verbarrikadieren den Weg, verbunden durch kurze, flach ansteigende, aber scharfe und exponierte Grate. Gleich hinter dem Zelt, das teilweise in ihn hineingebaut ist, setzt der erste Steilhang an, darüber eine kleine Mulde und ein zweiter etwas größerer Steilhang, dann stehen wir am Fuß des ersten Steilaufschwungs. Senkrecht und überhangend die Nordflanke gegen den Twinsgletscher hinunter, ebenfalls fast senkrecht und tief verschneit die Südflanke. Wir müssen gerade an der Kante hinauf. Nach etwa 4 *m* Eisletterei tut sich ein überdachter und mit Pulverschnee fast vollgewehter Spalt auf, der steil schräg nach links hinaufzieht, oben mit einer Wächte abgeschlossen. Nachdem das Dach heruntergeschlagen ist, gestattet er einen verhältnismäßig einfachen Anstieg. Das war ja überhaupt das Eigenartige der nächsten Tage, das Herunterschlagen gewaltiger Schnee- und Eismassen mit dem Pickel, es handelte sich ja nicht nur darum, überhaupt hinaufzukommen, sondern der Weg mußte so gut als nur irgend möglich hergerichtet werden, für die schwer beladenen Träger, die derartiges Gelände noch nicht gewohnt waren. Auch die Möglichkeit eines sicheren Rückzuges mußte uns bei einem Wettersturz immer offen stehen. Wie sehr sich diese Arbeit gelohnt hat, bewiesen die nächsten Wochen. Überall, wo geklettert werden mußte — und das war an allen Türmen nötig — wurden nicht nur riesige Stufen geschlagen, sichere Griffe wurden hergestellt; wo die Eiswände den schwer beladenen Körper hinausdrängen konnten, mußten sie soweit abgeschlagen werden, daß man bequem daran vorbeischlüpfen konnte. So kam es, daß wir in den nächsten Tagen immer nur geringe Fortschritte machten. Dieser erste, verhältnismäßig noch leichte Turm kostete uns bereits über eine Stunde harter Arbeit, obwohl seine Höhe nur etwa 20 *m* betrug. Nach einem kurzen, flach ansteigenden Gratstück folgte dann der zweite Aufschwung, der schon wesentlich schwerer als der erste war; ihn nahm Thoenes in Arbeit. Eine kurze, fast senkrechte Eisrinne, dann ein Quergang nach links in eine tiefe Gufel, steiler Anstieg nach rechts auf die Gratkante, nochmals nach links in die Eiswand hinaus, schließlich eine hohe Schlußwächte, die ich beseitigte. Wegen der eigenartigen Wegführung nannten wir diesen Turm die „Wendeltreppe". Über zwei Stunden hatten wir an ihrer Herstellung gearbeitet und dabei mußten wir in den nächsten Tagen noch vieles nachbessern, bis der Weg für Träger brauchbar wurde. Nach Überwindung eines kleinen nur etwa 3 *m* hohen Abbruches und nach Umgehung einer großen Wächte standen wir dann auf der Südseite am Fuß des dritten Turmes, des „Twinsturmes", so genannt, weil sich der Aufstieg ganz auf der Twinsseite vollzieht. Er hat die Form eines ungeheueren Pilzes, der sich quer über den ganzen Grat legt, auf der Twinsseite spitzt sich ein Hang aus angewehtem Schnee über den überhangenden Wulst hinauf; in dem Winkel zwischen ihm und der Wächte arbeitete ich mich hinauf. Anfangs konnte ich ein gewisses unheimliches Gefühl nicht loswerden, es könnte der ganze Hang mit mir in die Tiefe gehen, aber der Schnee hielt hier, wie überhaupt überall, wunderbar fest. Mächtig drängte die Schneewand über mir in den gewaltigen Abbruch der Twinsseite hinaus, enorme Schneemengen mußten hier hinunterbefördert werden, bis ein Weg entstand. Bei heftigem Schneetreiben kehrten wir zurück zum Lager 8, wo bald nach uns auch eine Kolonne von unten eintraf,

Bauer, Beigel, Kraus und Aufschnaiter mit zwei Trägern, von denen am nächsten Tag Bauer und Aufschnaiter mit den Trägern wieder hinuntergingen, Bauer bis zum Lager 6, wo in diesen Tagen Mr. Shebbeare weilte, mit dem sich unser Führer besprechen wollte; die beiden anderen blieben zur Verstärkung bei uns heroben. In den nächsten Tagen blieb von uns immer einer als Lagerhalter zurück; anfangs war dieser Posten als Rasttag gedacht, aber bald stellte sich heraus, daß der Lagerhalter den ganzen Tag über genug zu tun hatte, um alles in Ordnung zu halten; in den Vormittagsstunden, solange die Sonne schien, mußten die feuchten Sachen getrocknet werden, zwecks Brennstoffersparnis mußte Schmelzwasser gesammelt werden, wozu sich unsere schwarzen Gummimäntel (Klepper) als Strahlenfänger und Wasserleitung glänzend bewährten. Mittags mußte dann gekocht werden, denn die zurückkommenden Leute hatten immer großen Hunger und Durst.

Als wir am 23. September wieder am vierten Turm standen, waren wir zunächst eine Weile vollkommen ratlos; senkrecht und überhangend war die Kante, ebenfalls überhangend war die rechte Flanke zum Twinsgletscher hinunter, ebenso auch die linke Flanke; in ihr führte aber ein schmales Band, überdacht von mächtigen Überhängen, in die Wand hinaus und in eine tief ins Eis eingelassene Gufel hinein. Bald hernach endet dann das Band unter ungangbaren Eisüberhängen. Es blieb nichts anderes übrig, als von der Gufel aus einen Schacht senkrecht nach oben durch die Überhänge zu treiben. Kraus machte sich an die Arbeit, er schlüpfte in die Gufel und begann sich mit dem Pickel in das Dach hineinzuarbeiten. Furchtbar mühsam und anstrengend war diese Arbeit, allmählich mußte man sich in dem werdenden Schacht verspreizen, um das Dach noch erreichen zu können, der heruntergeschlagene Schnee fiel dem Hackenden ins Gesicht und auf die Schultern, das Schmelzwasser bahnte sich seinen Weg auch in die ganz dicht gehaltene Kleidung. Während der ersten Stunde des Tunnelbaues verbreiterte ich das anfangs ganz schmale und nur mit Schwierigkeiten zu begehende Band zu einem bequemen Weg, auf dem auch der größte Rucksack kaum mehr hinderlich war; wir nannten dieses Band den „Hanomagweg". Den ganzen Tag nahm die Arbeit in Anspruch, und als wir uns um 4 Uhr wieder zum Lager zurückzogen, war der Tunnel noch nicht vollendet.

Tags darauf arbeiteten wir zunächst an der Verbesserung des Weges; die Ausstiegswächten am ersten und zweiten Turm wurden soweit abgebaut, daß ein bequemer Ausstieg entstand. Am dritten Turm schlug ich von oben her große Schneemengen von der Wächte ab, Thoenes arbeitete dann noch von unten nach, der anfänglich so schwere und gefährliche Twinsturm war nun der leichteste von allen geworden. Dann machten wir uns wieder an die Arbeit am Tunnel, den Beigel schließlich in einstündiger Arbeit vollendete; er kam auf ein schmales Band unter neuen Firnüberhängen heraus, versuchte einen Durchstieg nach links, kam aber nicht durch. Thoenes hackte dann in einer Schneeverschneidung nach rechts gegen die Schlußwächte hinauf, deren Überwindung schließlich mir gelang. Mächtig drängte der Überhang beim ersten Aufstieg in die Wand hinaus, als ich dann aber von oben her noch einen großen Teil der Wächte abgeschlagen hatte, ging der Ausstieg ganz leicht vonstatten. Ich konnte nur noch zwei kleinere Absätze, etwa 5 und 8 *m* hoch gangbar machen. Dann neigte sich der Arbeitstag schon wieder seinem Ende zu.

Am 25. September standen wir vor dem längst gefürchteten 60 *m* hohen Abbruch, als es leicht zu schneien begann. Ein sehr luftiges Grätchen führt zu seinem Fuß. Das Grätchen ist nach beiden Seiten überwächtet und darunter ist es kaum einen halben Meter breit. Da der Schnee sehr weich war, wiesen wir später die Träger an, genau in unsere Spuren hineinzutreten und schonten das zarte Gebäude möglichst. Der erste Absatz des großen Turmes ist verhältnismäßig einfach, wenn auch sehr mühsam. Durch eine steile Schneerinne kommt man auf eine schmale Gratschulter.

Hier sammelten wir uns zum letzten Angriff. Durch die Südwand des Turmes hackte ich einen steilen Zick-Zack-Weg hinauf. Während die Gefährten unten beim Sichern entsetzlich froren, geriet ich fast in Schweiß. Es schneite andauernd, aber ich hatte mich in die Arbeit so verbissen, daß ich nicht umkehren wollte, bevor sie nicht geschafft war. Ohne eine längere Pause hackte ich durch 2½ Stunden hindurch und ermüdete dabei eigentlich nicht mehr, als es bei einer solchen Arbeit auch in unseren Höhen der Fall gewesen wäre. Ich hackte erst gegen 25 *m* annähernd gerade hinauf, dann kam eine ansteigende Querung nach links unter einer großen Wächte entlang. Sehr steil war die Wand über mir und sehr tief der Schnee, nur langsam konnte ich vordringen; immer schien es, als ob nach wenigen Metern leichteres Gelände kommen wollte, aber die Neigung wurde kaum geringer. Längst schon hatte Beigel zum Sichern ein Stück am Turm heraufkommen müssen und noch immer wollte die Schlußwächte nicht kommen. Ihre Überschreitung war dann endlich noch recht schwierig, unter ihr war lockerer Schnee in großen Mengen angeweht und lange mußte ich arbeiten, bis ich nur einen festen Stand zum Loshacken der Wächte bekam. Endlich war auch dieses Hindernis überwunden, und ich stand oben auf dem freien Grat, das letzte große Bollwerk war gefallen. Rasch kamen die Gefährten nach, Beigel stieg noch eine Seillänge weiter, wo ein kleiner Turm nochmals zu einer Umgehung an der Nordseite in tiefem Pulverschnee zwang, der sogenannte „Pulverturm". In beschleunigtem Tempo ging's dann wieder zurück ins Lager. Das Wetter machte uns allmählich Sorge, es schneite jetzt fast jeden Tag, dieses Mal auch die ganze Nacht und am anderen Morgen lag gut fußtiefer Neuschnee, aber das Wetter war wieder gut.

Während ich mit den häuslichen Arbeiten beschäftigt war, kam eine große Kolonne von unten herauf, Bauer, Brenner und Fendt mit fünf Trägern mit frischem Proviant, der in den letzten Tagen schon etwas knapp wurde. Eigentlich hätte ein Teil der Leute sofort wieder absteigen sollen, aber infolge des schlechten Wetters und des vielen Neuschnees waren sie später gekommen, als vorgesehen, so mußten sie alle über Nacht hier bleiben. Da die beiden Zelte nicht für 12 Mann ausreichten, bauten wir noch eine Schneehöhle für 4 Mann. Diese Schneehöhlen — ein Gedanke Bauers — haben sich in der Folgezeit ausgezeichnet bewährt und ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß nur durch sie der Rückzug ohne Verluste ermöglicht wurde. Sie boten einen warmen, windgeschützten und geräumigen Unterschlupf; in Zukunft zogen wir sie immer den Zelten vor, und auch die Träger, die ihnen anfangs etwas mißtrauisch gegenübergestanden waren, waren von dieser neuen Erfindung bald ganz begeistert. Ihr Bau kostete ja ziemlich viel Arbeit — für eine Höhle für 3—4 Mann etwa 3 Stunden —, aber diese Arbeit lohnte sich. In dieser ersten Nacht in der Eishöhle wurde es so warm, daß wir verschiedene Kleidungsstücke ablegen mußten. Überhaupt maßen wir meist in den Höhlen +0° (die tiefste gemessene Innentemperatur war —4°), bei Außentemperaturen von —30° und mehr.

Der Grat belebte sich in den nächsten Tagen immer mehr und mehr, am nächsten Tag stieg Fendt mit zwei Trägern wieder hinunter, um für neuen Nachschub zu sorgen, Brenner blieb im Lager 8, wir übrigen schoben ein Lager über die Eistürme hinaus vor. Drei von uns hatten je einen Träger am Seil, den Anfang machte ich mit Lewa, dann kam Thoenes mit Kedar, Kraus mit Tsiten, zum Schluß noch Bauer und Beigel. Wir trugen schweres Gepäck, die Träger hatten je etwa 60 Pf., wir selbst hatten auch ganz gewichtige Rucksäcke. Die Träger staunten anfangs über die wilde Eisszenerie, aber da sie den unteren Weg bereits einige Male gemacht hatten, bewegten sie sich auf dem schweren Eise schon wie gewiegte alte Eismänner. Sie gingen sicher und gewandt und vor allem mit der nötigen Schneid, so daß wir nicht viel Arbeit mit ihnen hatten. Als ich am ersten Eisturm Lewa zum Nachkommen aufforderte, dauerte es nicht lange, und sein grinsendes Gesicht erschien über der Schluß-

wächte. Als der erste Mann einmal oben war, war es für die anderen selbstverständlich, daß sie ohne eine Miene zu verziehen nachkamen. Eine kurze Schnaufpause, und schon ging's weiter. Längeren Aufenthalt gab's erst am vierten Turm, dem Tunnelturm; ich hatte geglaubt, daß es nicht möglich sein würde, mit dem Gepäck durch den Tunnel zu kommen, hatte also mein und Lewas Gepäck aufgeseilt. Während dann Thoenes sein Gepäck am Seil heraufzog, und er eben Kedar zum Anbinden seines Packens auffordern wollte, erschien dieser plötzlich mitsamt seinem Sack, freundlich lächelnd wie immer, am oberen Rand des Loches. Tsiten ließ sich da natürlich nicht lumpen und kam auch mit dem Gepäck nach. Unsere Träger waren dabei, sich zu tadellosen Kletterern zu entwickeln, ja noch mehr, wir sahen, daß sie mit einem richtigen sportlichen Ehrgeiz bei der Sache waren, daß es ihnen ebenso wie uns Freude machte an diesen steilen Eistürmen herumzuturnen. Großen Eindruck machte es auf sie, daß wir selbst ebenfalls Rucksäcke trugen, vor allem aber, daß wir nicht nur den Weg über die Eistürme für sie hergerichtet hatten, sondern daß bei tiefem Schnee immer einer von uns vorausging. Auch das erkannten sie sehr hoch an, daß in schwerem Gelände immer ein jeder von ihnen von einem Sahib gesichert wurde. Als dann gar einmal einer bei einem Sturz am Seil gehalten wurde, da kannte ihre Hochachtung keine Grenzen mehr, und man sah es ihnen an, daß sie für uns durchs Feuer gegangen wären. Der Weiterweg verlief ohne Zwischenfälle, am obersten Turm mußten wir zwar etwas Seilhilfe geben, aber alle kamen gut herauf, und schon um 13 Uhr 30 Min. waren wir oben am neuen Lagerplatz, 6600 *m* hoch. Wir schlugen das Zelt auf, dann ging Beigel mit den Trägern gleich wieder hinunter zum Lager 8, wir anderen richteten uns oben häuslich ein.

Am 28. ging nun Beigel ganz hinunter zum Lager 6, um dort die letzten Kräfte für den Gipfelansturm mobilzumachen, Brenner begleitete ihn bis zur Gratscharte, nahm dort eine andere Trägergruppe, die Aufschnaiter heraufgebracht hatte, in Empfang und ging mit ihnen wieder zum Lager 8 herauf. Bauer baute im Lager 9 eine Eishöhle, während wir anderen ohne Gepäck weiter nach oben vorstießen. Gleich oberhalb des Lagers 9 kamen noch zwei kleine Eistürme, die abermals etwas Hackarbeit erforderten, dann waren die Schwierigkeiten endgültig überwunden. Ein elegant geschwungener Grat führte im Bogen nach rechts hinauf, nahe schon erscheint der Gipfel des Sporns, aber tief und immer tiefer wird der Schnee, jetzt schon spuren wir meist bis ans Knie. Weiter oben läuft der Grat allmählich in weite und nicht sehr steile Hänge aus, die durch kleine Grate und kurze Steilstufen untereinander verbunden sind. Langsam und stetig stiegen wir aufwärts, es ermüdete uns kaum mehr als ebenso tiefes Spuren in unseren Alpen. Nach dem ersten kurzen Hang bildet sich wieder ein Grat aus, der bald in eine große Mulde ausläuft, durch die wir nach rechts hin anstiegen. Hier, am Fuß eines neuen großen Hanges, machten wir kurze Rast; dieser Hang ist unten ganz flach, wird aber nach oben zu immer steiler und steiler und geht schließlich in einen Lawinenhang über. Sehr mißtrauisch betrachteten wir ihn von unten, aber der Schnee war mit der Unterlage gut und fest verbunden, er hielt, als wir hinaufstiegen. Nahe an der 7000-*m*-Grenze waren wir schon und trotzdem konnten wir den Hang in ganz gutem Tempo nehmen, obgleich wir bei jedem Schritt tief einbrachen. Oben kommt wieder ein großes Plateau, das mit einer mächtigen Eisbarriere abgeschlossen ist; sie läßt sich aber durch geringes Absteigen nach links leicht umgehen. Nahe der Kante dieser Barriere stiegen wir dann wieder in die Höhe und erreichten nach Überwindung einer großen Spalte und eines neuen Steilhanges schließlich das Plateau oberhalb der Eisbarriere, wo wir am Steilhang unter dem hier wieder deutlicher werdenden Grat den Platz für das neue Lager festlegten, etwa 7100 *m* hoch. Bei aufziehenden Wolken und Wind gingen wir wieder zurück ins Lager 9, wobei Thoenes am letzten Turm durch einen ungeschickten Seilruck noch

seinen Tropenhelm einbüßte. Am 29. stiegen Kraus und Thoenes, der vielleicht auch hoffen mochte, seinen Hut wiederzufinden, noch einmal zu den zwei Türmen hinauf, um den Weg zu verbessern. Am Nachmittag kam dann Brenner mit drei Trägern an. Wir zogen in die inzwischen fertiggestellte Eishöhle um, die Träger schliefen im Zelt. Da am 30. den ganzen Tag schlechtes Wetter war, beschlossen wir den Hauptangriff noch aufzuschieben und schickten die Träger wieder hinunter, um neuen Nachschub zu besorgen; Kraus, Thoenes und Brenner begleiteten sie, Bauer und ich blieben den ganzen Tag in der Eishöhle. Auch am 1. Oktober konnten wir noch nichts unternehmen, das Wetter war zwar schön, aber es herrschte ein ziemlicher Wind, so daß ein neuerliches Vorspuren keinen Zweck gehabt hätte. Brenner ging an diesem Tag vom Lager 8 zum Lager 6, Kraus, Aufschnaiter und Thoenes kamen mit zwei Trägern vom Lager 8 wieder zu uns herauf. Am 2. gelang es uns dann, das Lager bis auf den am 28. bestimmten Platz vorzuschieben; mit zwei Trägern zogen wir vier (Bauer wartete noch auf Beigel, der am nächsten Tag kommen sollte) los. Das Wetter war wechselnd, erst schön, dann mehrmaliges kurzes Schneien, oben pfiff ein scharfer Wind. Der Aufstieg ging ohne Zwischenfälle vonstatten, der Schnee war zwar tief, wir brauchten etwas länger als beim erstenmal, aber am frühen Nachmittag konnten wir doch das Lager in 7100 *m* Höhe aufschlagen. Hier oben wehte ein heftiger böiger Wind, der einge Male das Zelt einzureißen drohte.

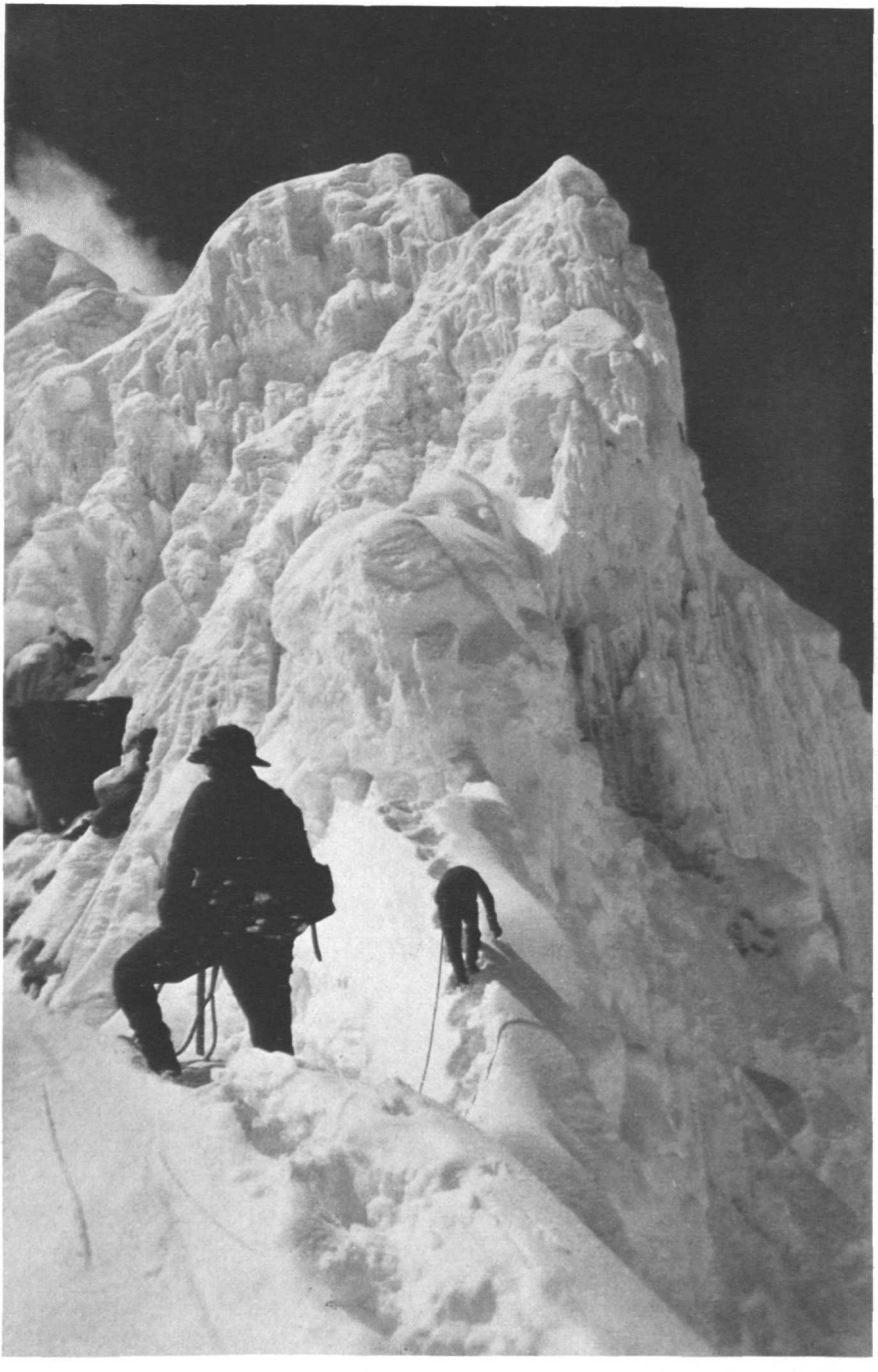
Während am nächsten Tage Thoenes in diesem Lager 10 eine Eishöhle baute, machten Kraus und ich einen Vorstoß nach oben. Das Wetter war schön, aber wieder ziemlich windig. Gleich vom Zelt weg stiegen wir über einen steilen Hang auf einen kleinen Grat hinauf, den wir kurze Zeit verfolgten. Der Schnee wurde schlechter, je höher wir kamen, besonders mühsam war gleich am Anfang die Umgehung eines kleinen Grataufschwunges nach rechts. Als wir unsere Gratrippe über einen steilen Hang wieder erreicht hatten, wurde der Schnee etwas besser, wir sanken nur bis zur Mitte der Wade ein. Wir stapften längs der Rippe hinauf und kamen dann wieder auf ein großes Firnplateau. Von hier an wurde das Spuren wieder recht anstrengend, bis weit übers Knie brachen wir oft ein. Eine zweite und dritte solche Terrasse kam noch, der Schnee war nirgends besser, und der immer heftiger werdende Wind verwehte die tiefen Spuren im Nu wieder vollständig. Im stillen hatten wir gehofft, heute bis zum Gipfel des Sporns vordringen zu können, aber der wollte und wollte nicht näher kommen. Gegen 11 Uhr besprachen wir die Lage und beschlossen umzukehren. Bis auf 7450 *m*[1]) waren wir gekommen und hatten so trotz des schlechten Schnees immer noch fast 100 *m* in der Stunde zurücklegen können. Wir waren beide recht gut in Form, und hätten wir geahnt, daß dies unser höchster Punkt bleiben sollte, so hätten wir gut noch einige Hundert Meter höher gehen können. Die Höhenanpassung war eine vollkommene, und ich glaube nicht, daß wir auch in unseren Höhen bei diesen Schneeverhältnissen recht viel schneller hätten gehen können. Unter eigentlicher Bergkrankheit hatten wir nie zu leiden, nur anfangs hatte der eine oder andere manchmal leichte Kopfschmerzen, die aber bei längerem Aufenthalt in der Höhe immer wieder schwanden. Der einzige Unterschied gegen unten war, daß man alles viel langsamer und ruhiger machen mußte. Geschlafen haben wir auch in dem 7000er Lager immer ausgezeichnet, der Appetit war ebenfalls glänzend, fast zu gut, denn wir hatten gedacht, daß man in diesen Höhen vor allem Lust nach Süßigkeiten habe, aber wir hatten eigentlich alle meistens Hunger nach Fleisch, und davon hatten wir zu wenig mit herauf genommen. Die Aussicht von diesem unserem höchsten Punkt war, trotzdem der Kangchen mit sei-

[1]) Das Aneroid zeigte über 7400 m. Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß diese Instrumente beim Steigen immer etwas zurückbleiben, kann man den höchsten Punkt mit 7450 m ansetzen. Unsere Messungen wurden dauernd überprüft durch Vergleichen der drei in den Höhen verwendeten Aneroide untereinander und mit den beiden Siedethermometern in Lager III und Lager VI.

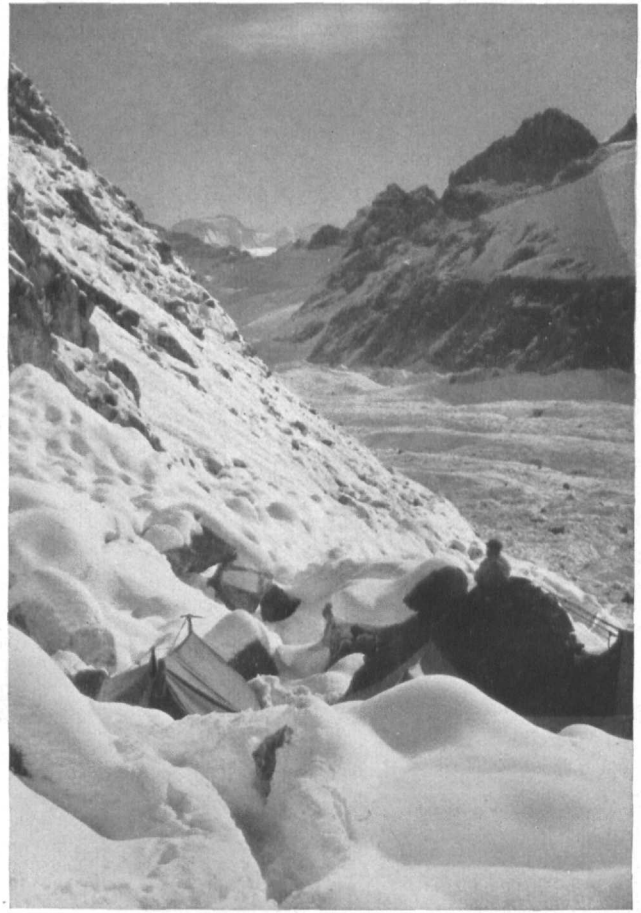
ner mächtigen Wand einen großen Teil des Horizonts einnahm, überwältigend. Seinem Vorgipfel waren wir schon recht nahe gekommen, auch der Hauptgipfel erhob sich nicht mehr zu so unwahrscheinlichen Höhen. Tief zu unseren Füßen lag das große Becken des Zemugletschers; die stolzen Berge in seiner Umrahmung, Simvu und Siniolchu, hatten wir bereits unter uns, nur der Tentpeak war noch in gleicher Höhe. Über das Zemugap hinaus konnten wir bereits die Wolken über der Indischen Ebene sehen, und im Nordosten sahen wir über die niedrige Nordkette weit hinein ins tibetanische Hochland, das mit seiner herbstlich braunen Farbe wohltuend abstach von dem ewigen Eis in unserer nächsten Umgebung. Dazwischen ragten in der Gegend des obersten Tistatales und seiner Seitentäler eine Reihe von einzelnen hohen Bergstöcken auf, Chomiumo, Kangchenchau und Pawhunri, jeder ein Gebirge für sich, die höchsten Gipfel aber bereits unter unseren Horizont versinkend. Voll froher Hoffnung machten wir uns dann wieder auf den Rückweg, denn ein weiteres Vorspuren hätte bei dem herrschenden Wind doch nicht viel Zweck gehabt; wir wollten unsere Kräfte lieber für den nächsten Tag schonen, wo wir mit dem ganzen Troß den Vorgipfel erreichen wollten. Beim Abstieg sprangen wir in schnellstem Tempo durch den tiefen Schnee und merkten erst unten, daß wir uns zu viel zugemutet hatten. Durch kurze Ruhe kamen wir aber bald wieder in den Vollbesitz unserer Kräfte.

Am Nachmittag zogen wir in die inzwischen fertig gewordene Eishöhle um, und kurze Zeit darauf kam Bauer und Beigel mit zwei weiteren Trägern an, auch sie hatten den ganzen Weg herauf wieder neu spuren müssen, der Wind hatte bereits wieder die ganze Spur verweht. Als am Abend Beigel seinen großen Rucksack auspackte, gab es große Überraschungen; in der kleinen Eishöhle herrschte richtige Weihnachtsstimmung, jedem hatte Beigel etwas mitgebracht. Allerhand gute und langentbehrte Dinge hatte er aus dem Hauptlager heraufgeschleppt, darunter sogar frische, allerdings leicht angefrorene Äpfel. Thoenes bekam guten englischen Pfeifentabak, wir anderen gute deutsche Haus-Neuerburg-Zigaretten. Eine andere Schwierigkeit wurde jetzt von Tag zu Tag größer: die Kälte; jeden Tag mußten wir nach Rückkehr ins Lager stundenlang unsere Füße massieren, bis sie wieder warm werden wollten. Die Außentemperatur ging den ganzen Tag nicht über —10° hinauf, dazu Tag für Tag immer in dem kalten Schnee herumsteigen, es ging gerade immer noch ohne eigentliche Erfrierungen ab. Wir hatten zwar warme Überschuhe aus Filz bei uns, die man über die Bergschuhe anziehen konnte, aber in dem steilen Gelände konnten wir sie nicht anziehen. Alles war nun zum Hauptangriff bereit, sechs Herren und vier Träger waren im Lager in über 7000 *m* Höhe, der Proviant, der in den nächsten Tagen noch durch Nachschub von unten ergänzt werden sollte, hätte für uns alle etwa sechs Tage ausgereicht, aber nun schlug leider das Wetter vollständig um; am nächsten Morgen war zum erstenmal der ganze Himmel dicht mit schwarzen Wolken überzogen, ein kalter Wind wehte, und bald begann es auch heftig zu schneien. Noch gaben wir uns aber nicht geschlagen, der Angriff wurde nur wieder verschoben, Kraus und Thoenes gingen mit zwei Trägern zurück, um einerseits die Proviantvorräte zu schonen, anderseits um die erwartete Nachschubkolonne zu verstärken; wir restlichen sechs wären zum letzten Ansturm auch allein noch in der Lage gewesen. Es schneite den ganzen Tag, wir vergrößerten und verbesserten die Eishöhle. Die Lage wurde allmählich schwierig, der Hauptgipfel rückte in immer weitere Ferne, aber den Vorgipfel hofften wir auf alle Fälle noch zu erreichen. Dazu waren zwei Mann auch ausreichend, so beschlossen wir an diesem Tag, die unterdessen eingetroffene Erlaubnis zum Besuch Nepals noch auszunützen; Beigel sollte zusammen mit Brenner und Fendt versuchen über das Nepalgap auf den Kangchengletscher zu kommen, um dann durch die nepalischen Gebirgstäler und über den Kang-La nach Dardschilling zurückzumarschieren.

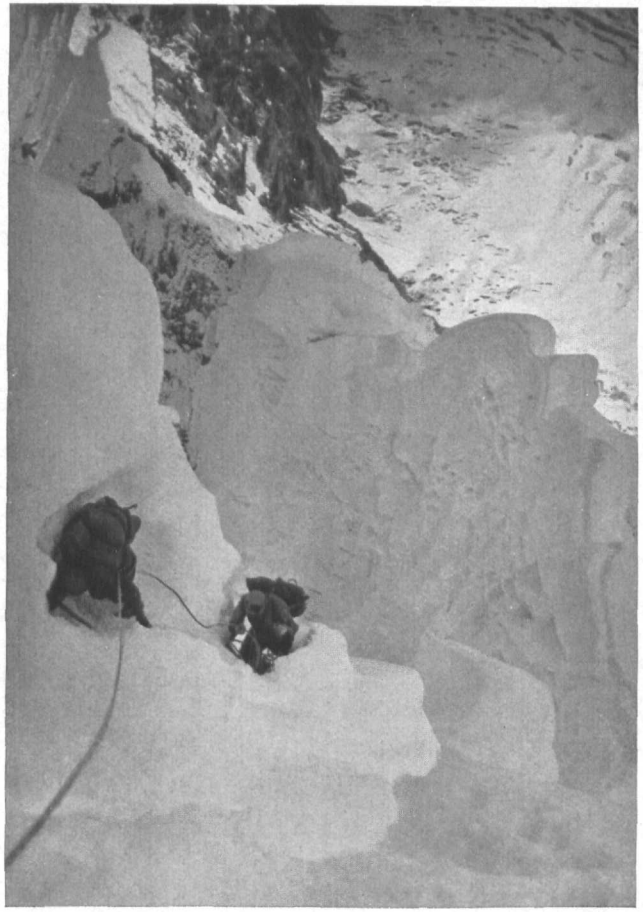
Am nächsten Tag war wenigstens in der Frühe wieder schönes Wetter, Beigel



Vor dem „Großen Turm"



Das obere Hauptlager (Nr. VI, 5200 *m*)
(Ganz im Hintergrund der Pawhunri)



Rückblick vom „Großen Turm"
(In der Mitte der Absatz des ersten Eislagers)

und Aufschnaiter zogen ab, Bauer und ich wollten noch den letzten Versuch wagen. Mit den beiden noch verbliebenen Trägern Kedar und Pasang wollten wir das Lager auf etwa 7500 *m* vorschieben, von da konnten wir dann hoffen, den Vorgipfel in einem Tag zu erreichen. Der gestrige Schnee erwies sich als ein schweres Hindernis, schon das Ersteigen des ersten kleinen Steilhanges gleich hinter dem Lager war unglaublich mühsam und anstrengend. Bis zum Bauch steckten wir im Schnee drinnen, und für die ersten 30 *m* brauchten wir schon fast eine halbe Stunde. Auch oben auf dem ersten Grätchen war der Schnee nicht besser, ein tiefer Graben mußte durch den Schnee hindurchgewühlt werden, anders kam man nicht vom Fleck; in den ersten zwei Stunden hatten wir kaum 80 *m* an Höhe geschafft. Den ersten kleinen Grataufschwung, vor dem wir vor einigen Tagen nach rechts ausgewichen waren, nahmen wir dieses Mal direkt, der Bergschrund, der uns damals abgewiesen hatte, war jetzt vollständig verschneit, so daß er keine Schwierigkeiten mehr bot. An dem nächsten längeren Grat, wo wir beim ersten Vorstoß den „guten" Schnee gehabt hatten, war er heute ganz miserabel, die oberste Lage hart gefroren, aber doch nicht fest genug, um nicht bei jedem Schritt durchzubrechen, darunter weicher Pulverschnee, in dem man fast bis ins Bodenlose einsank. Da sahen wir ein, daß es unmöglich war, das Lager an diesem Tag so hoch zu bringen, daß wir am nächsten Tag den Sporngipfel hätten erreichen können, der Schnee mußte sich erst etwas festigen. Wir ließen das Gepäck zurück und gingen unbeladen noch ein Stück weiter. Wir versuchten es auf allen vieren, da trug die Harschdecke den ersten, der nächste brach aber wieder durch. Freiwillig stellten sich hier auch die Träger an die Spitze und sie brachten es tatsächlich fertig, in diesem Schnee noch in ganz gutem Tempo hinaufzuspuren. Auf dem ersten Plateau oben setzte wieder Wind ein, der tiefe Graben unserer Spur war im Nu zugeschüttet, so beschlossen wir mittags in etwas über 7200 *m* wieder den Rückzug. Schon beim Rückweg begann es leicht zu schneien, als wir im Lager waren, verstärkte sich der Schneefall, und am Abend war von all den tiefen Spuren um das Lager herum nichts mehr zu sehen.

Als am anderen Morgen Bauer als erster aus der Schneehöhle herauskroch, nachdem wir den zugeschneiten Eingang freigemacht hatten, zischte eine kleine Lawine über den Hang herunter und verschloß ihn wieder vollständig. Zum Glück war Bauer nichts passiert, schon beim neuerlichen Ausgraben konnten wir uns mit ihm wieder verständigen. Es schneite immer noch mit ungeheurer Heftigkeit. Stündlich sah man die Neuschneemengen wachsen, und noch oft mußten wir im Lauf des Tages den Höhleneingang ausgraben, immer wieder war er zugeschüttet. In diesen 24 Stunden fiel der Neuschnee mindestens 2 *m* hoch. Nun war es uns klar, daß wir an einen weiteren Angriff nicht mehr denken konnten, jetzt konnte es sich nur noch darum handeln, alle Mann heil ins Standlager zurückzubringen. Wir beide waren uns der Schwierigkeiten und Gefahren der Lage wohl bewußt, und bange Sorge erfüllte uns um das Schicksal der anderen.

## VII. Der Rückzug

### Die erste Abteilung

(Alexander Thoenes)

Am Morgen des 4. Oktober schneit es ausgiebig; über Nacht ist der Eingang der Höhle fast zugeweht worden. An ein Vordringen nach oben ist nicht zu denken. Wenn wir aber womöglich tagelang zu sechst mit vier Trägern hier oben warten, bis die Verhältnisse für einen Vorstoß günstig sind, dann werden zu viele von den hier oben so kostbaren Nahrungsmitteln verbraucht, ohne daß etwas dafür erreicht wird. Vier

Mann müssen nach unten und möglichst bald mit neuen Vorräten wieder heraufkommen. Wir brechen also auf, v. Kraus und ich mit den Trägern Lewa und Tsiten, die Träger an einem Seil voraus, wir beide am andern. Von der alten Spur ist nichts mehr zu sehen; man kann sie nur ahnen, da man dort, wo sie verläuft, nicht ganz so tief einsinkt. Bald gehen wir voraus, die Träger sind etwas unsicher und gehen zu langsam. Mühselig geht es bergab. Nach einer kleinen Gegensteigung eine kurze Atempause. Vor uns liegt, nicht zu umgehen, ein Hang, von uns allen längst der „Lawinenhang" genannt, weil man sich nur wundern kann, wenn er einmal nicht losgeht, heute ganz besonders. Wir zitieren noch den geflügelten Ausspruch Allweins: „Es kommt bei einer Lawine nur darauf an, daß man rechtzeitig aussteigt", nehmen größtmöglichen Seilabstand, dann steige ich hinein, gerade nach unten, nach Möglichkeit die alte Spur erfühlend. Ich bin ungefähr in der Mitte, da ertönt der wohlbekannte dumpfe Krach, mit dem ein Schneebrett losbricht. Schon steckt aber auch mein Pickel bis zur Haue im Hang. Das hält einen Augenblick, dann nimmt es auch ihn mit und die Talfahrt beginnt. Doch nach wenigen Metern ein Ruck im Seil. Kraus hat guten Stand und kann mich halten. Befriedigt hören wir die Schneemassen mit Donnergepolter auf den Twinsgletscher hinunterprasseln. Über den nunmehr freien, sicheren Hang kommen wir schnell nach unten und sind bald bei dem ersten Gratturm, der dicht über dem Lager 9 steht. Wir klettern voraus, um die Stufen freizulegen und warten unten auf die nachkommenden Träger. Lewa gleitet an einer Stelle ab und kommt im nächsten Augenblick als rollendes Bündel an uns vorbei geschossen. Aber Tsiten steht wie ein Betonpfosten und hält den Sturz. Uns ist doch der Schreck etwas in die Glieder gefahren. Wir rufen den beiden zu, sich nicht von der Stelle zu rühren, bergen Lewa und geleiten dann Tsiten herunter, der auch ein bißchen den Tatterich in den Händen bekommen hat. In der Eishöhle des Lagers 9 ziehen wir sofort unsere Schuhe aus und reiben unsere Füße, die nahe am Erfrieren sind. Lewa, der trotz mehrfacher Ermahnungen seine im Gepäck verstauten Handschuhe nicht herausgeholt hat, scheint sich die Fingerspitzen bereits leicht erfroren zu haben. Um die Mittagszeit treten wir dann den Weitermarsch an, um heute noch Lager 8 zu erreichen, diesmal aber nun je ein Sahib und ein Träger am Seil. Die Träger haben unbegrenztes Vertrauen zu unserer Sicherung, und besonders Tsiten geht jetzt ruhig und gewandt voraus. Obwohl der Schneesturm uns um die Ohren pfeift, ist es eine Freude zuzusehen, wie der Mann mit seinem umfangreichen Bündel die Eisüberhänge hinunterturnt. Lewa kommt etwas vorsichtiger nach. Ohne weitere Zwischenfälle erreichen wir Lager 8. Wieder massieren wir unsere Füße, dann wird Tee gekocht, und bald ist es im Schlafsack ganz behaglich.

Am anderen Morgen schauen wir vor den Höhleneingang: Alles weiß in weiß, Nebel und Schneesturm, der einzige Unterschied gegenüber gestern, daß ½ *m* Neuschnee dazugekommen ist. Eigentlich sollten wir heute ein paar Stunden weiter unten am Grat die dort deponierten Lebensmittel abholen und bis hierher wieder heraufbringen. Doch erscheint das völlig aussichtlos. Nach unten käme man vielleicht durch, aber sicher nicht wieder herauf, sondern müßte zum Übernachten dann gleich ganz hinunter bis zum Lager 7 gehen. Wir beschließen also, heute hier zu warten. Wahrscheinlich brechen die oben überhaupt den Angriff ab und kommen heute oder morgen herunter. Wir beschäftigen uns also den Tag über damit, die etwas kleine Eishöhle zu erweitern, damit dann für alle Platz ist. Zu essen ist hier nicht viel, also leben wir von Tee und Tabakspfeife. Morgen müssen wir aber dann durch nach unten. Lewas Finger bekommen Blasen und er klagt über Schmerzen. Am Nachmittag versuchen wir durch Rufen und mit der Signaltrompete Verbindung nach oben zu bekommen, doch ohne Erfolg. Es schneit ununterbrochen, aber in der Höhle ist es ganz behaglich; wenn nur die kalten Füße nicht wären, die wollen und wollen nicht warm werden. Früh legen wir uns schlafen.

Wir wachen auf, weil es besonders hell in der Höhle ist und trauen unsern Augen kaum: Strahlender Sonnenschein und wolkenlos blauer Himmel, über Nacht nur wenig Neuschnee. Nun aber schleunigst hinunter, wo es was zu essen gibt. Vor dem Start machen wir noch einen vergeblichen Versuch, mit oben in Signalverbindung zu treten. Dann binden wir uns zusammen, von einem Mann zum nächsten je ein ganzes Seil. Ich spure, dann kommen die Träger, Karli als letzter sichert das Ganze. Von unserem Wege auf dem Grat keine Spur mehr. Wie ein Schneepflug wühle ich mich abwärts über die Wächten. Tsiten sichert sehr sorgfältig, manchmal etwas zu besorgt, so daß ich auch noch den Seilzug aufbringen muß. Nachdem ich mir von ihm die Seilkommandos „Festhalten!" und „nachlassen" in seiner Muttersprache habe sagen lassen und fortan auf Nepali kommandiere, geht es etwas besser. Das schöne Wetter und der Hunger beschleunigen unser Tempo, und um 14 Uhr sind wir bei der Lebensmittelniederlage auf dem Grat. 16 Attakuchen verschwinden binnen weniger Minuten in unseren ausgehungerten Mägen. Unterdessen sehen wir plötzlich weit oben zwei Gestalten in unsern „Lawinenhang" einsteigen. „Jetzt bin ich doch neugierig, ob..." Schon löst sich der Hang. Aber nachdem sich die Schneewolken verzogen haben, sehen wir unsere beiden schwarzen Punkte sich ruhig und geordnet abwärts bewegen. Auch sie sind offenbar „rechtzeitig ausgestiegen".

Für uns kommt ein Aufstieg nach Lager 8 der vorgeschrittenen Zeit wegen heute nicht mehr in Frage. Wir lassen den Hauptteil der Lebensmittel gleich hier und steigen nur mit dem notwendigsten Mundvorrat ab. Zwei Stunden später sind wir im Adlerhorst, wo wir bei weiteren Vorräten es uns für die Nacht bequem machen. Lange noch tauschen wir Vermutungen. Was kann das bedeuten, daß nur zwei Mann nach unten kommen? Glauben die andern wirklich noch, bei den Verhältnissen oben etwas ausrichten zu können? Dann müssen wir wohl morgen hinauf. Und dann haben wir nur noch Tsiten; Lewa ist kampfunfähig. Der Mann hat sich überanstrengt und kann mit seinen erfrorenen Fingern nicht mehr nach oben. Spät entschlummern wir. Der nächste Tag löst unsere Zweifel; beim Aufwachen wieder Nebel und Schneesturm. Jetzt müssen wir bleiben. Das Trägerzelt ist verschwunden, bis über den First unter dem Neuschnee begraben. Unsere Besorgnisse wachsen und peinigen uns um so mehr, als wir nicht helfen können, sondern zur Untätigkeit verdammt hier warten müssen. Ein Spuren aufwärts ist bei diesen Schneemengen ausgeschlossen.

## Die zweite Abteilung

(Dr. Ernst Beigel)

Der Entschluß zur endgültigen Umkehr konnte nach all den großen, oft unmenschlichen Anstrengungen nur schwer durchdringen. Eine kleine Abteilung, bestehend aus Allwein, Bauer, Neddar und Pasang spurte am 6. Okt. noch einmal nach oben. Aufschnaiter und ich begannen um dieselbe Stunde den Rückzug. Jetzt da der Kangchendzönga so grausam alle seine Waffen gegen uns ins Feld führte und uns den Zutritt in seine höchsten Regionen versperrte, wollten wir noch ein letztes Projekt aufgreifen. Der Maharadscha von Nepal hatte uns in der Zwischenzeit gestattet, beim Rückzug nepalisches Gebiet zu betreten. Diese Gelegenheit wollten wir noch ausnützen, um den Kangchen von der Westseite auf seine Anstiegsmöglichkeiten zu untersuchen und möglichst viele Bilder von dort mitzubringen. Der Übergang über das Nepalgap im Norden des Kangchen sollte versucht werden, der Heimweg sollte dann über den Kang-La und der Singale-La-Route folgend eingeschlagen werden. Schon um die Mittagszeit nebelte es uns ein, und bald darauf begann es wieder dicht zu schneien. Sehr erschöpft kamen wir gegen 4 Uhr im Eislager 9 an, dessen Eingang wir erst freischaufeln mußten. Wir hatten, da wir ohnedies unsere Rucksäcke mit der gesamten Ausrüstung, den Schlaf-

säcken und den Zelten kaum schleppen konnten, von oben nur ganz wenig Proviant mitgenommen. Der Notproviant im Lager 9 half uns über den größten Hunger hinweg. Die Nacht war denkbar ungemütlich. Die Schlafsäcke hatten seit Tagen keine Sonne mehr gesehen, waren naß und kalt, die Zeltunterlage war steif gefroren und mit hartem Eis verkrustet. Zweimal mußten wir in der Nacht den zugeschütteten Eingang mühsam freischaufeln, draußen schneite es weiter, und der Sturm pfiff schneidend kalt über den Grat. Die Aussichten für den weiteren Abstieg über die schwierigen Eistürme zwischen Lager 9 und 8 waren denkbar schlecht. Aber was half es, wir mußten nun so schnell wie möglich hinab, weil wir unbedingt wieder mit den anderen Abteilungen die Verbindung herstellen wollten und noch immer nicht unseren Plan, nach Nepal zu gehen, ganz aufgeben wollten. Am 7. Oktober brachen wir früh auf. Ein hartes Stück Arbeit stand uns bevor. Von dem im Aufstieg gebahnten Weg war keine Spur mehr zu sehen. Wir spurten ins graue Nichts vor uns. Am sogenannten Pulverturm, vor dem großen Steilabbruch, brach der fast senkrechte Hang zum Twinsgletscher in breiter Front ab. Nach unheimlichem Brausen hörten wir ein dumpfes Grollen von dem 1000 *m* tiefer gelegenen Twinsgletscher herauf. Der große Abbruch ging besser, als wir zuerst dachten. Er war zu steil, um allzuviel Schnee ansetzen zu können. Die folgenden Türme räumten wir zuerst nach rechts und links ab, bohrten mit den Knien vor uns Platz im Schneesumpf, mit jedem mühsamen Schritt gewannen wir höchstens 10—20 *cm*. Wir wechselten häufig ab. Ich war immer sehr froh, wenn die Reihe im Spuren wieder an mich kam, denn als Hintermann riß einem bei dem Schneckentempo, mit dem der erste vorwärts kam, die Geduld. Die Füße waren, da sie aus dem Pulverschnee nicht herauskamen, eiskalt. Zur Not konnte ich durch Klopfen und Aneinanderschlagen immer wieder etwas Leben hineinbringen. Auch den Tunnel brachten wir glücklich hinter uns. Das fast ebene Verbindungsstück zum Twinsturm war maßlos anstrengend. Es herrschte diesiges, unsichtiges Licht um uns, bei dem man nicht unterscheiden kann, ob es hinauf- oder hinuntergeht, in dem jeder Umriß verschwindet. Wie blind tappten wir in das milchige Weiß vor uns. In die Twinsflanke wollte ich unter keinen Umständen hinausqueren, denn ich fürchtete die Schneemassen des uns dort überragenden Turmes. Bei einem Sturz in die senkrechte Flanke war an ein Hochkommen mit diesem Gepäck gar nicht zu denken.

Den Twinsturm senkrecht hinabzusteigen, schien mir weniger gefährlich. Aufschnaiter baute sich einen Sicherungsplatz, ich wühlte mich, bis zur Hüfte einsinkend, dem Abbruch zu, kam in der überhangenden Wächte ein gutes Stück hinunter und sprang dann über die vier Meter hohe Stufe in die hier weniger steile Südflanke hinein. Der Rucksack stauchte mich ordentlich zusammen. Gott sei Dank hielt der Schnee im Hang, in der Höhlung unter dem Turm fand ich einen Stand. Ob ein zweiter Sprung wieder so glücklich abgehen würde, war zweifelhaft. Jetzt, da ich den Weg in die Twinsflanke überblicken konnte und einen ausgezeichneten Sicherungsstand hatte, ließ ich Aufschnaiter auf diesem Wege nachkommen. Beim Abstieg über den „Wendeltreppenturm" konnte ich das erste Steilstück glatt überwinden, bei einer Wendung drängte mich der breite Rucksack soweit nach außen, daß ich den Stand im glatten überschneiten Eis verlor und stürzte. Da das Seil oben im weichen Pulver keine Unterlage fand, war der augenblickliche Zug so stark, daß es Aufschnaiter das Seil durch die gefrorenen Handschuhe riß, nach ungefähr 10 *m* freiem Sturz straffte sich das Seil mit einem Male wie eingeklemmt über mir, der plötzliche Ruck riß mir den Rucksack von den Schultern. Er sauste unwiederbringlich in die Tiefe. Zunächst war es mir unmöglich, mich gleich wieder aus der steilen Flanke hinaufzuarbeiten. Mit der letzten Kraft krallte ich mich im Hang fest und rang nach Luft. Schließlich kam ich wieder auf den Grat hinauf. Die Verständigung mit Aufschnaiter war außerordentlich erschwert. Es war als erstickten die dichten Schneewirbel in der Luft jeden Laut. Nach einer

kurzen Schnaufpause gingen wir daran, Aufschnaiters Rucksack über den Turm abzuseilen, mit gefühllosen Händen eine schwierige Aufgabe. Noch ein Turm, dann standen wir um 2 Uhr 30 Min. nachmittags auf der Schneeterrasse des Lagers 8. Wir gruben nach und fanden die Höhle leer. Aus einem Zettel war zu entnehmen, daß Kraus und Thoenes die Höhle am 6. Oktober passiert hatten und daß sie nun im Adlerhorst auf uns warten würden. Auf ein Entgegenspuren von unten konnten wir nicht rechnen, denn es war völlig ausgeschlossen bei diesen Schneeverhältnissen heraufzukommen. Im Lager war kein Stückchen Proviant mehr. Es schneite mit einer Stetigkeit weiter, daß die Schneemassen sich bis zum nächsten Tag noch vermehren und der Abstieg sich noch schwieriger gestalten würde. Wir hatten noch gute 4½ Stunden Tag vor uns; es schien uns möglich, nachdem wir die schwierigsten Türme schon hinter uns hatten, den Weg, zu dem wir sonst bei guten Verhältnissen zwei Stunden brauchten, in dieser Zeit zurückzulegen. Daß wir die Rechnung ohne das flache, bei dieser Schneemenge besonders zeitraubende Gratstück mit seinen kleinen Gegensteigungen machten, rächte sich bitter. Das steile Stück hinunter zum flachen Grat ging besser als wir dachten, hielt uns aber auch sehr auf. Als wir dann flach hinüberqueren und eine kleine Gegensteigung nehmen sollten, kamen wir kaum mehr vom Fleck. Hier unten wo der Wind den Schnee nicht verblasen konnte, lag er 2 *m* hoch. Die Gänge und Höhlen unter den Wächten waren zugeschneit, wir mußten im Dämmerlicht außerordentlich aufpassen, daß wir nicht nach der einen oder anderen Seite hinaustraten. Gegen ½7 Uhr kamen wir auf eine schwierige, sehr exponierte Stelle in der Flanke. Aufschnaiter gelang die Querung. Ich ging als zweiter, trug gerade Aufschnaiters Rucksack und packte die Stelle, von Aufschnaiter gut gesichert, an. Die kalten Finger suchten im Neuschnee nach verborgenen Griffen. Ich bekam einen dicken Eiszapfen zu greifen, hielt ihn mit den steifen Handschuhen für einen Felsen und wollte mich an ihm festhalten. Er brach mit einem großen Stück Wächte über mir aus und riß mich mit. In dem steilen Eishang gab's kein Halten. Es schleuderte mich unter einen Felsvorsprung hinunter. Dann konnte Aufschnaiter den Sturz auffangen. Meine Lage war ziemlich verzweifelt, der schwere Rucksack hinderte jede Bewegung. Ich versuchte vergebens mit den 60 Pfund am Rücken den Überhang über mir hinaufzukommen. Meine Kraft war zu Ende. Der Stand auf ganz kleinen, lockeren, ins Eis eingebackenen Steinen konnte jederzeit ausbrechen. Mit der größten Vorsicht hielt ich mich mühsam im Gleichgewicht, wälzte die drückende Last vom Rücken und zwängte den Rucksack in eine Felsspalte vor mir. Die Finger und Fußspitzen waren wie abgestorben. Ich kämpfte mich nun ohne Rucksack, durch Seilzug von oben unterstützt, mühsam hinauf. Nochmals mußte ich die Stelle versuchen, um zu Aufschnaiter hinüberzuqueren. Wieder glitt ich aus, rutschte aber diesmal nicht so weit. Wir waren nach der wahnsinnigen Spurerei den ganzen Tag über und nach diesen letzten Unglücksfällen am Ende. Wir beschlossen an dem Rastplatz unter einer großen Wächte die Nacht zu verbringen. Jetzt, in der inzwischen eingetretenen Dunkelheit und bei unserem erschöpften Zustand, konnten wir den Rucksack unter uns unmöglich heraufbringen. Hier auf dem schmalen exponierten Grat war nirgends eine Möglichkeit eine schützende Eishöhle zu bauen. Wir hatten den Zeitpunkt versäumt, wo man noch in der Lage ist, sich frei gewollt eine Unterkunft für die Nacht herzurichten. Durch Reiben und Klopfen brachten wir wieder Leben in unsere erstarrten Glieder. Meine Füße waren ganz bedenklich gefühllos. 20 Meter unter uns hing der Rucksack mit dem wärmenden Daunenschlafsack, und wir konnten ihn nicht benützen. Die Nacht war sehr lang. Eng aneinander gepreßt saßen wir auf einem Granitblock, der unter der Wächte schneefrei geblieben war. Es war ein Glück, daß es nur 7—10° unter Null hatte und unser Platz windgeschützt war. Wir hielten uns gegenseitig wach, sangen Lieder, ich forderte Aufschnaiter immer wieder auf „Erzähl mir doch einen Schwank

aus deinem Leben". Wenn ich nah daran war einzunicken, erinnerte mich Aufschnaiter daran, daß wir unter keinen Umständen einschlafen dürften. Die Versuchung sich hinzulegen und zu dösen war unheimlich groß. Das Kältegefühl in meinen Füßen war auf einmal vollständig geschwunden. Ich glaubte, sie seien warm. Man kann nicht stundenlang klopfen, es ist zu anstrengend. Die Schneemassen vor uns sahen wir förmlich wachsen. Auf unserem kleinen Schneeband stand, als es dämmerte, eine 1 *m* hohe Mauer. Genau wie der Regen drunten in den Urwäldern sich in Sturzbächen ergießt und sich mit unseren Niederschlägen nicht vergleichen läßt, so hatten wir solche Schneefälle wie hier in den Höhen des Himalaja bei uns noch nie gesehen. Um 7 Uhr wurde der Weiterweg stumm und mit zäher Verbissenheit fortgesetzt. Die Last ließen wir vorerst hängen, um sie dann bei besserem Wetter vom Adlerhorst aus zu bergen. Unendlich mühselig werkelten wir uns vorwärts. Zuerst Abräumbewegungen mit beiden Armen, um die Schneemassen links und rechts vom Grat ins Gleiten zu bringen, zog man einen Fuß aus dem Schneesumpf, dann sank der andere um so tiefer. Vier volle Stunden arbeiteten wir uns über das ebene Gratstück. Das Schneien hatte nun endlich aufgehört, man spürte die Sonne durch den milchigen Nebel hindurch. Die letzten Tage war keine Schneebrille nötig gewesen. Jetzt, da es auf einmal hell wurde, setzte sie Aufschnaiter eine Stunde zu spät auf. Um 12 Uhr, als wir in die Flanke hinaufzusteigen begannen, erklärte er geblendet zu sein und nichts mehr zu sehen. Ich mußte daher die Spurerei bis zum Adlerhorst voll übernehmen. Die sonst so bizarren Rippen und Schneehauben sahen nun ganz anders aus. Der Weg war verschwunden, vom Adlerhorst kam kein Laut zu uns herauf. Überall mußten wir uns von neuem durch die Schneerippen durchraufen. Völlig erschöpft und ausgepumpt kamen wir um 2 Uhr 30 Min. zu unserem Zeltplatz, wurden von Kraus und Thoenes, Lewa und Tsiten freudig begrüßt und im warmen Zelt rührend bedient; die völlig durchnäßten und vereisten Kleider wurden uns vom Leib gezogen, warme Sachen angelegt, bewirtet wurden wir mit herrlich heißen Getränken. Bei mir kam nun auf die Überanstrengung die Reaktion. Die Hände, die sich zwei Tage um den Eispickel klammerten und die Beine, die den tiefen Graben wühlten, krampften sich ineinemfort zusammen. Thoenes mußte meine Glieder immer wieder aus ihrer Starre lösen. Mit großer Aufopferung rieb Kraus über zwei Stunden meine schneeweißen Füße, um soviel als irgend möglich noch von den eisharten Zehen zu retten.

## Die letzte Abteilung

(Dr. Eugen Allwein)

Es schneite immer noch, als wir uns am Morgen des 8. an den Abstieg machten, wenn auch nicht mehr mit der gleichen Heftigkeit wie am Vortag. Ein längeres Ausharren hätte keinen Zweck mehr gehabt; wenn sich das Wetter auch wieder gebessert hätte, durch diese Schneemassen hätten wir niemals mehr nach oben vordringen können, von der Lawinengefahr ganz abgesehen. Es hätte viele Tage gedauert, bis sich der Schnee etwas gesetzt hätte, und solange reichten die Vorräte nicht. Damals kam uns die Bitterkeit des Verzichtes eigentlich gar nicht so zum Bewußtsein, die Schwierigkeiten und Gefahren des Rückzugs nahmen unsere ganzen Kräfte und all unsere Gedanken so in Anspruch, daß wir kaum an etwas anderes denken konnten. Ungeheuer waren die Schneemassen, die am letzten Tag gefallen waren, einen Schritt vom Höhleneingang entfernt saß man schon bis zum Bauch im Schnee. In der ersten halben Stunde sah es nicht so aus, als ob wir überhaupt hinunterkommen würden, bis zur Brust steckten wir oft im Schnee, und alle Augenblicke versackte einer der schwer beladenen Träger ganz im Schnee und mußte von Bauer wieder herausgezogen werden. Wir überlegten schon den Rückzug zum Lager 10, aber es blieb uns keine andere

Wahl, am nächsten Tag konnte der Schnee womöglich noch tiefer sein, und der Proviant wurde auch allmählich spärlich. Ich ging voraus, dann kamen die zwei Träger, den Schluß machte Bauer; zwischen den einzelnen hatten wir Abstände von 30 und 40 *m*, so hofften wir der offensichtlich großen Lawinengefahr zu begegnen. Eine tiefe Gasse wühlte ich durch den Schnee, und noch sanken die Träger hinter mir immer wieder tief ein, schwer drückten die Rucksäcke (wir trugen etwa 50 Pfd., die Träger 80), kurz es war bei weitem das Anstrengendste, was ich je im Gebirge mitgemacht habe, auch der letzte Anstieg war noch eine Kleinigkeit gegen die heutige Arbeit gewesen; und dazu noch die Höhe von rund 7000 *m*! Dieser Rückzug beweist wohl auf das schlagendste die durch langen Aufenthalt eintretende Gewöhnung an die großen Höhen; im Jahre 1928 waren wir auf dem Gipfel des Pik Lenin, 7120 *m*, so ziemlich am Ende unserer Kräfte, nachdem wir den Anstieg in einem Zug von 2700 *m* an gemacht hatten, hier, nachdem wir uns schon wochenlang in der Höhenlage zwischen 6000 und 7000 *m* aufgehalten hatten, konnten wir auch diese Anstrengungen noch ganz gut leisten.

Langsam ging dieser Rückzug vonstatten, ganz entsetzlich langsam, hatten wir beim Aufbruch noch gehofft, heute bis ins Lager 8 zu kommen, so sahen wir bald, daß dies unmöglich sein würde, wir durften froh sein, wenn wir noch bei Tageslicht das Lager 9 erreichen konnten. Der erste Steilhang oberhalb der Randkluft ging programmgemäß als Lawine ab, als ich hineinsprang. Unglaublich mühsam und anstrengend war dann der Anstieg und die Querung des Plateaus unterhalb der Eisbarriere, nicht weniger als zwei Stunden brauchten wir für dieses Stück von gut 50 *m* Länge. Ein Wegräumen des Schnees hatte keinen Zweck, denn auf festen Grund kam man überhaupt nicht, man mußte sich entweder, bis zum Bauch im Schnee steckend, vorwärtswühlen oder versuchen, einen festen Stand durch Zusammenschieben und Festtreten des Schnees zu gewinnen. Oft wenn ich dachte, so einen Tritt geschaffen zu haben, brach dieser beim endgültigen Belasten wieder durch, und die Arbeit begann von neuem. Bis zu 50 Einzelbewegungen (gezählt!) waren so nötig, um nur einen Schritt vorwärtszukommen. Der große Lawinenhang, vor dem wir am meisten Respekt hatten, war zum Glück schon selbsttätig abgegangen; hier hatten wir auf ein gut Stück freie Bahn vor uns, der ganze Neuschnee war abgerutscht, darunter lag verhältnismäßig harter Firn, über den wir rasch hinunterlaufen konnten; diese Lawine hat uns Stunden an Zeit gespart, die uns am Abend noch sehr zugute kamen. Durch die große Mulde unten war die Lawine nach rechts abgebraust, wir kamen in den Neuschnee, und das Gewühle begann wieder. Ohne Rast ging's bei ständigem leichtem Schneien weiter.

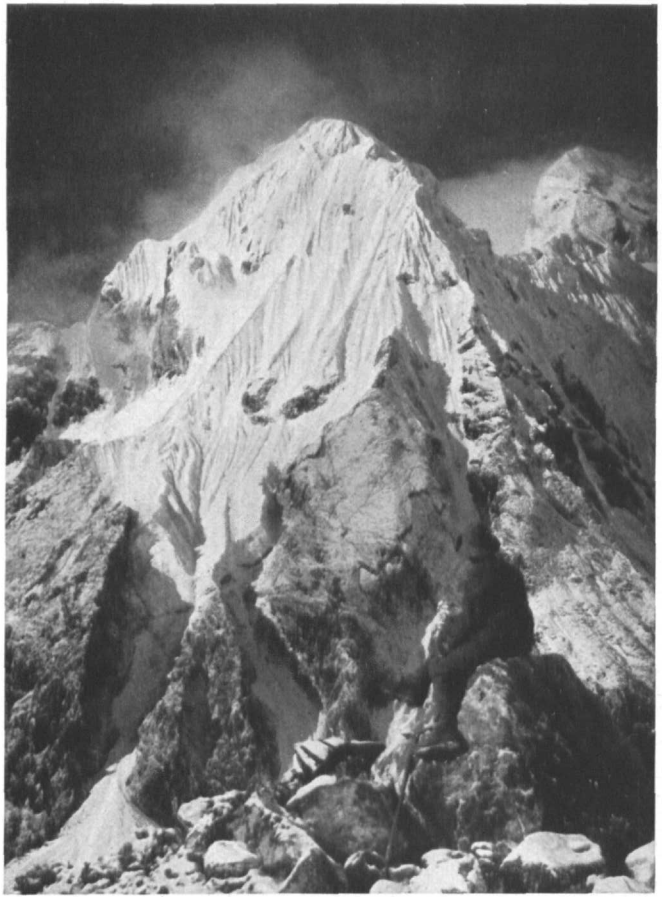
Am unteren Hang war dagegen der Schnee noch nicht abgegangen, immer und immer wieder versuchte ich vom sicheren Grat aus die Lawine zu lösen, aber es ging nicht, erst als ich im Hang drinnen war, gab es plötzlich einen Krach, und schon ging's dahin, ich wurde von den nachdrängenden Schneemassen umgeworfen, nach wenigen Metern straffte sich aber schon das Seil, ein gewaltiger Druck auf der Brust nahm mir fast den Atem, dann drückte mir noch ein großer Schneeklotz in den Nacken und ich hing am Seil. Minutenlang dauerte es, bis ich wieder Atem schöpfen konnte, alles war gut abgegangen, die beiden Träger waren auch ein paar Meter mitgenommen worden, aber Bauer, der noch auf dem sicheren Grat stand, hatte uns alle gehalten. Sichtlich eingeschüchtert waren die Träger von diesem Erlebnis, aber noch hatten sie Vertrauen zu ihren Sahibs: solange die noch dabei waren, konnte nichts passieren. Leise Gebete murmelnd nahmen sie ihr Gepäck auf, und die Kolonne setzte sich wieder in Bewegung. Unendliche Mühe kosteten dann noch in der Senke vor den letzten Türmchen zwei kleine Gegensteigungen, besonders die obere, wo es nur ein paar Meter auf dem steilen Grat in die Höhe ging. Am untersten Turm gab es noch kleine Zwi-

schenfälle. Kedar versackte in der Randkluft, ich mußte erst sein Gepäck lösen, herausziehen und dann ihm selbst heraushelfen; dann leistete sich Bauer einen kleinen Sturz, der aber von Pasang gut aufgehalten wurde, schließlich verschwand auch noch Pasang in der Randkluft. Am späten Nachmittag langten wir dann bei der Eishöhle im Lager 9 an; der Eingang war zwar verschneit, aber an der Form der Schneeverwehung konnten wir ihn gleich finden. Wie froh waren wir jetzt um unsere Schneehöhlen, das Aufschlagen des Zeltes hätte bei diesem Schnee Stunden erfordert, so aber hatten wir, nachdem der Eingang ausgeschaufelt war, gleich ein gemütliches Heim. Nachrichten von den anderen Partien fanden wir hier nicht vor.

9. Oktober. Zum Glück wieder schönes Wetter! Prachtvoller Blick am Morgen auf den bis zu seiner Zunge tief verschneiten Zemugletscher! Von den anderen Partien ist nichts zu sehen, sie sind hoffentlich alle unten im Adlerhorst geborgen. Eine frische Spur sehen wir nur vom Adlerhorst bis zur Gratscharte, auf dem Gletscher unten nichts. Das Gepäck war durch verschiedene hier vorgefundene Ausrüstungsgegenstände, die wir nicht opfern wollten, noch vermehrt worden, sehr langsam nur kamen wir vom Fleck. Schon beim Abstieg über den „Pulverturm" sahen wir, daß es so nicht gehen würde, über eine Stunde hatten wir bis zum Kopf des großen Abbruches gebraucht; da kehrten wir wieder einmal um und brachten die Träger zurück ins Lager 9 und machten erst allein den großen Turm wieder gangbar. Alles war dick verschneit, von der Weganlage kaum mehr etwas zu sehen. Leichte Nebel zogen wieder um den Grat, eine Verbindung nach unten aufzunehmen, glückte uns nicht.

Am nächsten Tag entschlossen wir uns dann doch dazu, einen Teil unseres Gepäckes zu opfern, mit den ganzen Lasten hätten wir die Träger wohl kaum heruntergebracht. Wir verpackten die weniger wertvollen Sachen in zwei große Packsäcke und warfen sie dann über die Wand auf den Gletscher hinunter, vielleicht konnten wir da einen Teil davon wieder bergen. Fast bei jedem Stück, das geopfert werden mußte, entspannen sich Kämpfe, das eine wollte Bauer retten, anderes wieder wollten die Trägen annektieren, aber schließlich brachten wir die zwei Säcke doch voll; Decken, Trägermäntel, Kochgeschirre, Spaten, Heilmittel und Verbandmaterial und ein kleines Zelt traten dann die Luftreise an. Ein Sack platzte unterwegs, der andere blieb in der Wand hängen, da war nicht viel Aussicht noch etwas zu retten. Zufällig hatten gerade zu dieser Zeit unsere Gefährten im Adlerhorst voller Sorge um uns den Grat mit Feldstechern abgesucht, da sahen sie mit einem Male einen Körper durch die Luft fliegen; sie dachten natürlich nichts anderes, als daß einer von uns abgestürzt sei, erst als dann wenige Minuten später ein weiterer Schatten herunterkam, konnten sie sich die Sache erklären.

Heute ging's besser. Verhältnismäßig rasch kamen wir über den großen Abbruch hinunter; in seinem unteren Teil, in der Steilrinne, konnte ich einen großen Teil des Neuschnees zum Abgehen bringen, so daß wir leichte Arbeit hatten. Die Ausstiegswächte am Tunnelturm war unterdessen wieder nachgewachsen, aber von oben konnte man sie leicht soweit abschlagen, daß sie nicht mehr hinderte. Der Tunnel selbst war nicht verschneit, auch das Band unter ihm war noch ganz gut gangbar. Nur an der Wendeltreppe gab es Schwierigkeiten, hier war neues Eis nachgewachsen und der Weg ziemlich verdorben. Wir mußten das Gepäck abseilen, wobei sich das Seil natürlich immer wieder verhängte. Gegen drei Uhr erreichten wir das Lager 8, überlegten noch kurz, ob wir gleich weiter gehen sollten, entschieden uns aber dann doch zum Dableiben. Auch hier war der Eingang vollständig zugeschneit, und dieses Mal brauchten wir etwas länger, bis wir ihn gefunden hatten. Im Innern fanden wir eine Nachricht von der Partie Kraus, die besagte, daß sie gut heruntergekommen waren und weiter zum Adlerhorst absteigen wollten; von Beigel fand sich auch hier keine Nachricht. Unsere Sorgen um die Gefährten waren gewachsen, immer noch zeigten sich keine



Ein Ausläufer des Kangchendzönga-Ostgrates
beim oberen Hauptlager (VI)



Träger unter einer Wächte
(Im Hintergrund der Kleine Siniolchu)



Der Langebo von den Hängen oberhalb Lager III



Das Zemugap mit einem Simvugipfel

frischen Spuren, weder auf dem Gletscher noch auf dem Grat, ja wir konnten nicht einmal einwandfrei feststellen, ob sich im Adlerhorst Leute aufhielten.

Der weitere Abstieg zum Adlerhorst ging am nächsten Tag glatt vor sich. Wäre die Sorge um unsere Kameraden nicht gewesen, so wäre es ein wunderschöner Tag gewesen. Warm schien die Sonne, es war wieder vollkommen windstill, und den ganzen Tag hatten wir den herrlichen Tiefblick auf den Zemugletscher vor uns. Wir kamen ziemlich rasch vom Fleck, wenn auch der Schnee noch kaum weniger geworden war. Gegen Mittag kamen wir in die Gratscharte, an die Stelle, wo die frischen Spuren aufhörten; wir konnten nichts Besonderes feststellen, wahrscheinlich hatte uns eine Gruppe entgegenspuren wollen, war aber durch den tiefen Schnee wieder zurückgetrieben worden. Zum erstenmal seit drei Wochen bekamen wir wieder aperen Fels unter die Füße, wenn auch vorläufig nur in sehr spärlichem Ausmaß. Auf dem vorgetretenen Weg ging's dann rasch hinunter, und schon am frühen Nachmittag waren wir im Adlerhorst. Gott sei Dank, alle sind da, es ist nichts Ernstliches passiert, nur Beigel hat sich die Füße erfroren. Auch hier unten waren noch an die 2 *m* Neuschnee gefallen, deshalb hatten die Gefährten uns nicht weiter entgegenspuren können.

# VIII. In den unteren Lagern

## Das obere Hauptlager

(Wilhelm Fendt)

Am 28. September war ich vom höchsten Eislager heruntergekommen, mit dem Auftrag, den nächsten vom Lager 3 eintreffenden Proviantzug zur Front hinaufzuführen. Zwei Tage später kam Brenner mit den drei Buthias, um einen weiteren Transport zu übernehmen. Keiner von uns dachte daran, daß er nicht mehr hinaufkommen sollte, aber es schneite von Tag zu Tag heftiger, wir warteten vergebens auf die Träger, selbst Babulall, der als Eilbote zwischen Lager 6 und Lager 3 verkehrte, blieb aus. Am Morgen des 3. Oktober war das Wetter endlich schön, aber der inzwischen gefallene Schnee war so tief, daß die Zelte ausgeschaufelt werden mußten. Als dann am Nachmittag neuer Schneefall einsetzte, ergriff uns bange Sorge um das Schicksal der andern in der Höhe. Drei, vier, fünf Tage schneite es nun ununterbrochen. Von oben kam niemand, von unten kam niemand: „No gentlemen, no Babulall, only snow", sagte unser treuer Tenchedar immer wieder mit besorgtem Gesicht. Asiatische Eintönigkeit und Zeitlosigkeit und Ergebenheit in das Schicksal kehrten im Lager 6 ein, jeder Schritt nach oben oder unten war gleich aussichtslos und gleich zwecklos.

Am 10. Oktober hörte es zum erstenmal auf zu schneien. Fieberhaft starrten wir mit unseren Gläsern nach dem Grat. Als wir schließlich drei Leute im Abstieg sahen, und als eine angebliche Spur sich als Abbruchstelle einer Lawine entpuppte, da wagte keiner etwas zu sagen, wir befürchteten Schlimmstes. Brenner und ich schnallten die Schneereifen an und versuchten eine Spur gegen den Gletscherbruch zu legen, ein Bemühen, das wenig Erfolg zeitigte, denn wir versanken bis an die Brust im Schnee. Es war mehr ein Schwimmen, denn ein Gehen zu nennen. Nach unseren Berechnungen mußten die Leute, die wir am Grat gesehen, am übernächsten Tag bei uns eintreffen. Wir mußten bis dahin eine Spur bis zum Gletscherbruch gelegt haben, und wenn sie am 12. Oktober nicht kamen, dann mußten wir trotz der Lawinengefahr den Bruch angehen, um nach Lager 7 zu gelangen. Gegen 2 Uhr endlich erschienen Leute am oberen Rand des Bruches. Durch Flaggensignale und Rufe nahmen wir Verbindung auf, es fehlte niemand. Während Tenchedar und die beiden Träger Pemba

und Nursang weiter spurten, gingen Brenner und ich zurück, um Tee für die andern zu kochen. Als wir dann abends alle im Zelt beisammensaßen, da standen die von oben Gekommenen noch so sehr unter dem Eindruck der riesengroßen Schwierigkeiten, die glücklich hinter ihnen lagen, daß die Freude des Wiedersehens selbst durch Beigels schwere Erfrierungen und den Entgang des Gipfels nicht wesentlich beeinträchtigt werden konnte.

Der Angriff war nun zu Ende, denn der Winter stand vor der Tür, und infolge der Unterbindung des Nachschubs waren die Lebensmittel hier vorne aufgezehrt. Wir mußten zurück. Den 13. Oktober verbrachten wir mit der Abwicklung des Lagers, es hatte sich dort eine Unmenge der verschiedensten Dinge angesammelt, viel zu viel jedenfalls für die wenigen Träger. Wesentliche Dinge konnten wir aber nicht zurücklassen, und was wir an Geringwertigem wegwarfen, das nahmen unsere Träger wieder, sie packten sogar noch eine Kiste voll Kerzen ein, um sie in Gangtok auf eigene Rechnung zu verhandeln. So hatten wir denn sehr erhebliche Lasten, als wir am folgenden Tag nach unten abmarschierten. Die Träger trugen, wie wir am Abend feststellten, bis zu 60 Kilo und wir mehr als ebenso viele Pfunde. Das Gepäck war so schwer, daß die Leute es bald teilten und nach einer Strecke Weges zurückgingen, um die andere Hälfte zu holen. Die Sahibs spurten voraus, wir versanken bis zum Oberschenkel im Schnee. Am Ende des Zuges marschierte Beigel auf zwei Zeltstangen gestützt; wortlos verbiß er seine Schmerzen und ließ es nicht zu, daß man ihn trug. Nach 6 Stunden hatten wir noch nicht die Strecke hinter uns gebracht, die man sonst in 2 Stunden zurücklegte. Gegen 2 Uhr sahen wir, die wir an der Spitze marschierten, Punkte zwischen den Moränenhügeln auftauchen und wieder verschwinden. Mit dem Glas konnten wir feststellen, daß uns eine Trägerabteilung entgegenkam. Sofort hob sich die Stimmung, und Herren wie Träger taten ihr bestes um die anderen raschestens zu erreichen. Eine Stunde später übergab Nursang uns das Begleitschreiben, das Leupold der Kolonne mitgegeben hatte. Wir schlugen an diesem Platze mitten auf dem Gletscher in der Nähe des Ausläufers des Ostspornes das Lager auf. Seit Wochen gab es zum erstenmal wieder frisches Fleisch und, was jedem noch lieber war: Post aus der Heimat.

Die Nacht war klar und bitterkalt. Morgens 7 Uhr 30 Min. hatten wir noch —19,5° C gemessen. Brenner und ich lagen gemeinsam in einem Daunenschlafsack, der mit einem Kleppermantel überdeckt war. Die Körperausdünstung hatte sich daran niedergeschlagen und morgens waren der Schlafsack und der Kleppermantel so fest aneinander gefroren, daß sie erst die Sonne auftauen mußte. Warm war es nicht, aber die eisige Unterlage hatte die Körperform angenommen und wir lagen daher bequem. Die Träger hatten ihre Zelte nicht aufgeschlagen, sondern sie nur auf dem Gletscher ausgebreitet und lagen auf ihnen die ganze Nacht über enganeinander geschmiegt. Der Weitermarsch ging rascher vor sich, da wir nun wenigstens eine Spur hatten. Gegen Abend erreichten wir die Ausläufer des Sugarloaf, wo wir die ersten aperen Hänge antrafen. Weißer und himmelblauer Enzian sproß zwischen herbstlich gelben Gräsern hervor. Wir fühlten uns wie junge Geißlein, die im Frühling die erste Weide betreten. Wir hatten auch wochenlang zwischen Eis und Schnee gehaust. Unsere Träger strahlten wieder. Treuherzig versuchten sie uns über den abgeschlagenen Angriff zu trösten: „Diesmal, Sahib, hat es nicht gereicht. Aber wenn du nächstes Jahr wieder kommst, wirst du den Gipfel erreichen, und wir werden wieder mit dir gehen. Keiner wird fehlen." Wir hatten in wenigen Wochen ihre Herzen gewonnen, es war nicht notwendig gewesen, den Weißen, den Herrn gegen sie herauszukehren. Nur die Tatsache, daß wir selbst mit ihnen arbeiteten und mit ihnen ein Stück Wurst auf dem Marsche teilten, hat genügt, daß sie ihr Äußerstes hergaben. Ein paar gute, fröhliche Worte taten mehr, als Vorhaltungen und Befehle. Am vierten

Tage näherten wir uns dem Hauptlager. Für Beigel hatten wir eine Tragbahre konstruiert, an der vier Mann tragen konnten. Die Träger trugen ihn aber lieber jeweils einzeln, indem sie ihn in den Traggurt sitzen ließen und ihn dann mit der Stirne trugen. Diese Sitzweise auf dem Rücken eines Menschen war für Beigel sehr mühsam und gerne humpelte er von Zeit zu Zeit wieder ein Stück.

## Das untere Hauptlager

(Joachim Leupold)

Mitte September erwies es sich als unumgänglich notwendig, daß einer von uns zum Lager 3 zurückkehrte, um dort nach dem Rechten zu sehen. Ich erbot mich freiwillig, diesen Posten vorübergehend zu übernehmen, nicht ahnend, daß ich infolge der später eintretenden Ereignisse über einen Monat von meinen Kameraden getrennt wurde und das Lager 6 nicht wiedersehen sollte. Es gab dort immer wieder neue Arbeit, von Gangtok, der Hauptstadt Sikkims, bis hinauf nach Lager 6 waren meine Träger unterwegs, sie alle und alle Vorräte in den Lagern 3 bis 6 standen in meinen Büchern. Wenn der Zucker oder der Zampa oder das Benzin auszugehen drohte, so mußte ich dies 14 Tage vorher merken, denn bis Ersatz aus Gangtok beschafft werden konnte, vergingen volle zwei Wochen. Kaum, daß es mir möglich war, die Berge um unser Lager zu besteigen.

Und dann kommen die schlimmen Tage mit der Ungewißheit über das Schicksal der anderen. Am 3. Oktober setzt schlechtes Wetter ein. Zwei Tage schneit und regnet es ununterbrochen. Der 6. Oktober bringt vorübergehende Besserung. Wie jeden Morgen so ist auch heute meine erste Morgenbeschäftigung, die Moräne zu besteigen und den Ostsporn, den ich von einer Stelle aus gut übersehen kann, nach irgendwelchen Spuren abzusuchen. Bald glaube ich hier ein Zeltlager, bald dort eine Seilpartie zu entdecken, und immer sind es Steinblöcke oder Wächten, die mich narren. Schließlich kehre ich niedergeschlagen ins Lager zurück. Kein Lebenszeichen ist oben zu sehen.

In der Nacht setzt wieder schlechtes Wetter ein, und erneut schneit es ununterbrochen mehr als zwei Tage in einer Weise, wie ich es noch nie erlebt habe. Unvergeßlich wird mir die Nacht vom 7. zum 8. Oktober sein. Die ganze Nacht hindurch donnert eine Lawine nach der anderen zu Tal. Oft erzittert der Boden von den herabstürzenden Felsblöcken, dann ist wieder kurze Zeit Totenstille. Keine Minute kann ich schlafen, denn immer wieder quält mich die Frage nach dem Schicksal der anderen. Zwar haben wir jederzeit mit Schlechtwetterperioden gerechnet, aber eine solche Naturkatastrophe ist außerhalb menschlicher Berechnung gelegen. Am nächsten Tag liegt alles unter einer 2 *m* tiefen Schneedecke. Nur mit großer Mühe kann ich mich aus meiner Hütte mit Kistendeckeln und Tellern herausschaufeln und zur nächsten Hütte vordringen, in der ich meinen Kuli fassungslos und laut betend vorfinde.

Eine kleine Beruhigung ist es mir, daß ich endlich am Nordostsporn eine Spur im tiefen Schnee entdecke, offensichtlich eine Abstiegsspur. Da ich Träger aus Latscheng erwarte, fange ich an, ihnen entgegenzuspuren, muß aber schon nach einigen hundert Metern einsehen, daß ich gegen die Schneemassen machtlos bin. Ich warte auch vergebens auf sie. Doch als es bereits dunkel ist, höre ich auf einmal Rufen und Schreien aus der anderen Richtung. Unsere Sherpaträger kommen zurück. Im Lager 4 sind sie von dem Unwetter überrascht worden und haben dort warten müssen. Da sie keinerlei Brennmaterial hatten — das wenige vorhandene Holz war unter dem tiefen Schnee begraben — sind sie umgekehrt und haben sich heute vom Grünsee aus buchstäblich durchgewühlt in 14stündiger Arbeit, ein Weg, zu dem man sonst 2—3 Stunden braucht. Zwei Tage später kommen auch die Bhutiaträger vollkommen erschöpft von oben zurück. Schon vor vier Tagen haben sie das Lager 6 verlassen. Sie erzählen

furchtbare Dinge von den Schneemassen, die auf dem oberen Gletscher liegen. Oft sind sie bis über den Kopf in Schneeverwehungen verschwunden. Leider bringen sie keinerlei Nachricht von den oberen Lagern mit, da sie Lager 6 kurz vor Beginn des großen Schneefalles verlassen haben.

Die Lage ist nun kritisch geworden. Mit allen Mitteln muß eine Verbindung nach oben hergestellt werden. Ich schicke daher am nächsten Tag alle Sherpaträger unter dem Sirdar Nursang nach oben, nur mit leichten Lasten beladen. Die Bhutiaträger folgen am nächsten Tag, nachdem sie sich von den überstandenen Strapazen etwas erholt haben. Eine bösartige Augenentzündung, die ich schon seit Tagen mit mir herumtrage, macht es mir unmöglich mitzugehen. So bleibe ich allein im Lager zurück und muß wieder eine Woche warten bis der erste Bote von oben zurückkommt. Es ist Dr. Allwein, allein. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt und wage ihn kaum nach den anderen zu fragen. Ein Stein fällt mir vom Herzen, als er bis auf die Frostschäden Dr. Beigels nichts Schlimmes berichten kann. Ich eile, ohne die Ankunft der anderen abzuwarten, sofort hinunter nach Latscheng, um neue Träger zu werben und für den Rücktransport Dr. Beigels zu sorgen.

## IX. Der Heimweg

### Durch die verschneiten Dschungeln

(Wilhelm Fendt)

Am 18. Oktober wurde das Hauptlager geräumt. Die deutsche und die englische Flagge, die fast drei Monate friedlich nebeneinander flatterten, wurden niedergeholt. Unnötiger Proviant und anderes wurde zurückgelassen. Allerdings packten die Träger alles wieder ein. So hat Nima, ein Buthia, einen Sack von etwa 20 Pfund guten Tees, den wir wegwarfen, in sein Privatgepäck wieder aufgenommen. Aber auch das Gepäck der Sahibs wurde nicht geringer. Auch sie trugen Lasten bis zu 92 Pfund. Gegen Mittag erreichten wir bei trübem Wetter Pockilager. Während der Rast fing es an zu regnen, und als wir in den Urwald eindrangen, schneite es wieder. Der Plan, noch bis nach Jaktang vorzudringen, mißlang. Gegen 5 Uhr erreichten wir den Hirtenplatz Jabuk, wo Quartier bezogen wurde. Ein aus gefällten Bäumen hergestellter Unterschlupf wurde mit Kleppermänteln dicht gemacht. Er bot für 8 Mann Raum genug. Die Träger blieben draußen im Schneetreiben. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Stimmung an jenem Abend schlecht war. Jeder war naß, jeden fror. Der neue Schneefall machte jeden mißgestimmt. Ich stand draußen und verteilte, mitten im Sumpf stehend die Rationen. 23 Kuli, je drei Tassen Zwieback, macht 69 Portionen Zwieback, keinem mehr, keinem weniger. Dazu pfeift der Wind, und der Schnee fällt in den Nacken und ins Gesicht, und der sumpfige Morast läuft oben in die Schuhe. Dazu kommt der jedem Manne zustehende Tee. 8 Mann ein halbes Pfund Tee, 23 Mann etwas weniger als 1½ Pfund, eigentlich sollte es abgewogen werden. Aber Naturmenschen sind nicht kleinlich. In der Hütte, die eigentlich nur ein Dach war, bemühte sich Bauer ebenso vergeblich wie hartnäckig, mit nassem Holz in einer Grube Feuer zu machen. Brenner und ich versuchten ebenso überzeugend, wie aussichtlos, ihn von der Erfolglosigkeit seines Tuns zu überzeugen. Als ich dann glaubte, bei der Verteilung des Abendessens zu kurz gekommen zu sein, und nur mehr einen Platz fand, an dem es hereinschneite und tropfte, zog ich mich lautlos unter seltsamen Betrachtungen in meinen Schlafsack zurück.

Der Morgen brach trüb und grau an. Die Träger, die draußen in ihren Zelten schliefen, waren im tiefen Schnee begraben. Die Lasten hatten durch die Feuchtigkeit an Gewicht zugenommen. Schon gestern war jedermann überanstrengt gewesen. Wäh-

rend der Nacht war wieder ein halber Meter nasser, schwerer Schnee gefallen. Als die Träger aber sahen, daß wir in stiller, verbissener Selbstverständlichkeit unsere Rucksäcke aufnahmen, da begannen auch sie ihr Gepäck wortlos und ohne zu murren aufzuladen. Wir waren noch nicht aus dem Lager, als aus dem verschneiten Dickicht plötzlich Gestalten auftauchten. Es waren 6 Männer und 2 Frauen aus Latscheng, die Leupold uns entgegengesandt hatte. Junge sehnige Gestalten, angetan mit braunen kuttenähnlichen Kleidungsstücken mit blauen, roten und schwarzen Streifen. An den Füßen hatten sie die hohen tibetanischen Filzstiefel, die mit Jackfellen besohlt sind. Die Knie sind freigelassen. Unsere Träger jubelten laut. Auch wir freuten uns, daß unsere Lasten erleichtert werden konnten. Es schneite den ganzen Tag in dichten Flocken weiter. Pfadlos spurten wir das Tal hinaus, durch Urwald und Sumpf. Überschritten Bäche, versanken im Sumpf und wühlten im Schnee. Allenthalben brachen Baumwipfel, vom schweren Schnee gebrochen, dräuend zwischen die Kolonnen. Lawinen zogen ihre Bahn durch den Urwald, Sträucher und uralte Bäume mit sich reißend. Nicht nur einmal fuhr eine zwischen den Kolonnen hindurch, hinab in die Tista, wo die Schneemassen den wilden Bach stauten, bis dann wieder ein unbändiger Durchbruch des tosenden Wassers erfolgte. Nachmittags erreichten wir Jaktang. Beigel hatte den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt. Es ist nicht möglich im dichten Rhododendron- und Bambusgebüsch, mit dem wir den ganzen Tag lang kämpften, einen Menschen zu tragen. Tschesang war abends noch nicht eingetroffen. Wir sandten zwei Träger zurück, ihn zu suchen. Spät erst brachten sie ihn, vollständig durchnäßt. Eine Lawine hatte ihn in die Tista gerissen. Allein konnte er sich nicht aus der Schlucht befreien.

Am nächsten Morgen schneite es weiter. Stundenlang turnten wir über verschneiten Bambus, rutschten an seinen biegsamen Stangen ab, blieben mit Armen und Beinen an Rhododendronstauden und Schlingpflanzen hängen, stürzten in Seen und wateten in Bächen und fluchten zu allem. Aufschnaiter erklärte Kraus in aller Ruhe, in Sikkim geht ein Sprichwort: „Wo ein Bach ist, geht auch ein Weg." Der nahm es für bare Münze. Der Galgenhumor ließ es entstehen. Bauer, Brenner und ich waren bei Beigel geblieben. Die anderen waren vorausgeeilt, um Latscheng noch vor Dunkelheit zu erreichen und für Beigel ein Pony und einige Kulis an den Ausgang des Urwaldes zu schicken. Gegen Nachmittag ging das Schneien in Regen über. Aber die Sümpfe wurden dadurch nicht kleiner und nicht trockener. Ich ging dann allein voraus, um möglichst bald auf die Kulis zu stoßen, damit diese Beigel möglichst weit im Urwald entgegengehen konnten. So stampfte ich allein weiter. Allenthalben zogen sich Muren zwischen Baum und Strauch hindurch. Bis an die Schenkel versank ich im Schlamm. Die Schuhe füllten sich mit Schmutz und Sand. Aber weiter, weiter! Als die Nacht anbrach, lagen hier und dort im Dschungel Gepäckstücke vertreut, die die Träger nicht mehr weiterschleppen konnten. An einer Sandreiße verlor ich die Spur. Es war Nacht, regnete, und da ich keine Laterne hatte, verlöschte der Wind die ängstlich geblitete Kerze im Nu wieder. Als ich im losen Schlamm ausglitt und die Steine, die ich gelöst hatte, unter mir in die rauschende Tista poltern hörte, war ich doch etwas beeindruckt. Ich ging vorsichtiger.

Bald erreichte ich ein kleines Bächlein. Am Rande daneben zu gehen war nicht möglich. Dichter Wald und Dornen und Stacheln ließen es nicht zu. Also ging ich im Bach. Er mündete in einem See. Irgendwo mußte er schließlich wieder herausführen. Bis ans Hüftgelenk stand ich im Wasser, nichts bot einen Anhalt für die Richtung, an allen Seiten standen schwarze Bäume, es war stockdunkel. Schließlich fand ich den Ausgang aus dem See in einem kleinen Bächlein wieder. Ein Stümpchen Kerze in meiner Tasche, das sich mit Schokolade und Tabak in besseren Tagen verschmolzen hatte, hatte unsagbar wertvollen Dienst geleistet.

Weiter ging's über Bambusstauden und gestürzte Urwaldbäume, zwischen Dornen und Brennesseln hin, durch Schlammbäche und Sümpfe. Endlos aufwärts und abwärts. Todmüde, überdeckt von Schmutz und Schlamm, von Dornen zerrissen und zerschunden, erreichte ich die Brücke. Hier traf ich 8 Männer mit Laternen aus Latscheng. Während ich mit ihnen unterhandelte und sie antrieb, Beigel möglichst rasch entgegenzukommen, fiel mein Blick auf eine ihrer Ollaternen. Das eingeprägte „Made in Germany", Monate weit weg von der Heimat, am Rande der Wildnis, wirkte wie ein Gruß.

Bei biwakierenden Schafhirten erwartete ich Beigel, Bauer und Brenner. Nun hatten wir einen für dortige Verhältnisse geradezu herrlichen Weg erreicht. In einer halben Stunde mußten wir in Latscheng sein. Nach wenigen Metern aber war der Weg abgerutscht. Muren kamen dröhnend und polternd von den Hängen des Langebo herab, den Höhenunterschied vom Gipfel ins Tal mit mehr als 3000 *m* in wenigen Minuten zurücklegend. An einem Vorsprung bleiben die Latschengleute stehen. Ein Donnern und Krachen ist rings um uns. Deutlich bebt der Boden. Vor und hinter uns graben sich Muren und Erdrutsche ihre Bahn durch den Berghang. Schlamm und Felsen donnern hinab in die Schlucht. Bauer und ich gehen vor, und als der Schlammfluß nachläßt, geht Bauer als erster weiter. Die Latschengleute, von denen einer Beigel auf dem Rücken trägt, folgen uns mit großen Sprüngen. Der Träger wird von den andern gestützt und mit lauten „atscha"-Rufen angefeuert. Wieder geht's 100 *m* weiter. An einer großen Sandreiße ist wieder Halt geboten. Rings um uns rollen Steine, Schlamm und Bäume in die dunkle Tiefe. Als ich als erster in die Sandreiße springe, kommt von oben wieder eine Mure. Bauer springt zurück, das Licht verlöscht. Ich haste mit wilden Sätzen vorwärts. Als ich einem rollenden Felsblock ausweichen will, stürze ich. Mit dem Gedanken „nur jetzt weiter" springe ich mit eingeschlagenen Zähnen und durchschlagener Lippe hoch und erreiche den jenseitigen Rand. Zwischen uns zieht eine Mur ihre zermalmende Bahn.

Endlich betrete ich, blut- und schlammbedeckt, das hellerleuchtete Bungalow von Latscheng, wo mir Überraschtem ein gepflegter Kavalier mit dem Gruß „Wellcome, Will you have tea or whisky" entgegenkommt. Natürlich wollte ich Whisky und als mir die Mischung zu dünn war, verstärkte ich sie auf eigene Faust.

## Im herbstlichen Sikkim

(Peter Aufschnaiter)

Erst am übernächsten Morgen strahlte die Sonne wieder auf das nun herbstlich gewordene Tal von Latscheng, über dessen dunklen Wäldern die frisch verschneiten Gipfel leuchteten. So wurde uns der Abschied von dem Himalajadorf, das einem Alpendorf so ähnlich ist, beinahe schwer. Beigel wurde von Latschengleuten, die sich immer nach einer Meile ablösten, über die zahlreichen Murstellen gebracht. Sie machten das wieder mit einer Behendigkeit und einem Eifer, der uns in Erstaunen setzte. Auf halbem Weg wartete seiner ein schön gesatteltes Pony, das ihm der Straßenaufseher von Tsungtang entgegengeschickt hatte. Ein eigenartiges Gefühl der Geborgenheit und Ruhe bemächtigte sich unser, als wir so in die tropische Zone abstiegen und wieder unter Riesenbambussen wanderten. Dieses Gefühl ist kostbar, denn nur an wenigen Stellen dieses Erdballs wird man es wieder erleben.

Vor dem Abmarsch von Tsungtang stellte sich heraus, daß einige unserer Garde sich noch hinten herumtrieben. Sie waren verstimmt. Seit Wochen schon war ihr beliebtestes Gespräch mit uns gewesen: Sahib, ham(= ich) Latscheng Rucksack? Wenn es wieder einmal ungemütlich war, gaukelte ihnen die Phantasie als höchste irdische Seligkeit vor, daß sie als Erleichterung und wohlverdiente Auszeichnung vor den andern

Trägern die Sahibrucksäcke durch Sikkim tragen würden. Damit war es aber nun nichts. Der Pipön von Latscheng hatte sich als überaus hartnäckig erwiesen, so daß sich die Verhandlungen, die Bauer mit ihm wegen Neueinstellung einiger Träger mit orientalischer Geduld geführt hatte, an seinen phantastischen Forderungen zerschlugen. So mußten die Sahibs ihre Rucksäcke selber tragen und sie sich weiterhin mit ihren fürchterlichen Lasten schinden, die aber nicht das kleinste Stück von uns mehr enthielten. Was Wunder, daß sie versuchten, im Maruwa Trost zu suchen — wozu es aber nach der langen Entbehrung des beliebten Nationalgetränkes vielleicht nicht allzuviel des Kummers bedurfte. Bauer und Allwein machten sich an diesem Morgen eiligst auf. Sie sollten zur Erledigung verschiedener Geschäfte einen Tag vor uns in Gangtok eintreffen. Wir andern wanderten gemächlich hinterdrein. Da wir kein Mittagessen bekamen, weil aus irgendwelchen Gründen zum ersten und einzigenmal Tenchedar mit seiner Küche nicht zurecht kam, bildeten während der zweiten Hälfte des Marsches Hungergespräche eine häufig wiederkehrende Unterhaltung. Wir waren so voll des Hungers, daß der geringste Anlaß genügte, den Kelch überlaufen zu machen. Unter solchen Umständen muß jeder sehr an sich halten, daß das nicht zu heftig geschieht. Die animalische Natur des Menschen kommt zu leicht zum Vorschein.

In Singhik war vor uns ein vornehmer Tibeter eingetroffen, der mit Kind und Kegel nach den warmen Heilquellen des Latschungtales reiste. Er dedizierte uns einige Äpfel und grüne Orangen. Zur Warnung für Nachfolger sei mitgeteilt, daß ein Tibeter, wenn man ihm unter solchen Umständen einen silbernen Füllbleistift leiht, diesen als Geschenk betrachtet. In vollkommener Klarheit stand am andern Morgen der Kangchendzönga im Kardinalspurpur der Morgensonne über dem blauen Dunst des Talungtales. Wir hatten nun eigentlich etwas genug von dem hohen Herrn, aber wir konnten nicht umhin, seine hehre Majestät zu bewundern. Wer so hoch über alles Irdische emporragt, büßt auch im langen und vertrauten Umgang nichts von seiner Würde ein. Hingegen machte nun der Urwald, in dem wir wieder untertauchten, nicht mehr jenen starken Eindruck auf uns wie beim Anmarsch. Seine Schönheit ruht mehr in den Gedanken, die man sich bei seinem Anblick macht und dazu waren wir jetzt offenbar etwas zu abgestumpft.

Beigel machte uns in diesen Tagen große Sorge. Er konnte schon lange nichts mehr essen und dazu gesellte sich jetzt hohes Fieber, so daß Komplikationen zu befürchten standen. Seine gesunde Natur hielt aber stand und ebenfalls sein Wille, stets guter Dinge zu sein. Als wir in Gangtok ankamen, waren Bauer und Allwein eben dabei, sich zum Fünf-Uhr-Tee zu Oberstleutnant Weir, dem Politischen Beamten von Sikkim, zu begeben. Sie schienen uns sehr gepflegt und vornehm, obwohl sie eigentlich keine anderen Korrekturen an ihrem Äußeren vorgenommen hatten, als daß sie sich die Haare und den Bart gekämmt hatten. Sie brachten von ihrem Besuch einen herrlichen Kuchen mit, den Beigel verzehrte, wobei er, zum erstenmal seit langer Zeit beim Essen Appetit entwickelte, wodurch Weir, ohne es zu wissen, zum Lebensretter Beigels wurde.

Obwohl einige von uns noch nie auf einem Pferderücken gesessen waren und für sie die Natur des Pferdes voller Rätsel war, ging es doch am andern Tag flott dahin, als wir in einem Zug nach Singtam hinausritten. Allenthalben war die Straße auch hier von Erdrutschen zerstört worden, von welchen aber die meisten schon wieder ausgebessert waren. Leupold, der einige Tage vor uns diese Strecke passiert hatte, erzählte uns dann, daß sie in einem solchen Zustand war, daß er dachte, das würde Monate dauern, bis sie wieder instand gesetzt wäre. Der Straßendienst ist aber offenbar ausgezeichnet organisiert. In Singtam, einem großen Basar, warteten zwei Automobile auf uns. Als wir damit beschäftigt waren, unser Gepäck über eine provisorische Brücke (die große Brücke war zerstört) hinüberzubringen, tauchte in

der hierbei beschäftigten Eingebornen-Trägerkolonne auf einmal Tsiten auf, eine schwere Last tragend, schob er sich mit seinen für seine Körpergröße etwas zu großen Schritten zwischen den andern bedächtig durch. Bald kamen auch seine Kameraden an. Wir waren sehr erstaunt und beinahe gerührt von diesem Wiedersehen nach der kurzen Trennung. Es stellte sich heraus, daß sie sich ebenfalls Pferde und Kuli gemietet hatten und so hinter uns drein geritten waren. Sie wollten auf würdige Weise in ihrer Heimat einziehen. Wir freuten uns sehr über diese Art, die auf sich hält und um so sympathischer ist, als sie, wie alles bei diesen Leuten, auf naivem Boden wächst.

Von Rangpo aus, wo wir übernachteten, fuhren Beigel, Allwein und Brenner unter Umgehung der Hügel von Dardschiling geradenwegs durch das Tistatal hinaus nach Siliguri und nach Kalkutta, während wir andern nach Dardschiling hinaufritten, vor dessen Toren uns Leupold bewillkommte, wo wir von Ltn. Colonel Tobin und anderen Freunden freudigst begrüßt wurden. Wir waren erstaunt über das große Aufsehen, das wir erregten; die öffentliche Meinung in Indien schien wie elektrisiert durch die Tatsache, daß die erste deutsche Bergsteigerabteilung, die den Himalaja aufsuchte, die unnahbaren Abstürze des gewaltigen Berges überwunden hatte, dazu noch ohne jeden Verlust an Menschenleben.

## X. Ausblick

(Paul Bauer)

Als wir im Juni München verließen, lag die Zukunft noch im Dunkel, eine ganze Anzahl von Fragen barrten ihrer Antwort. Einige von ihnen sind heute gelöst: Wir wissen, daß man bei gewissen Voraussetzungen auch mit den geringen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, mit Aussicht auf Erfolg in den Kampf um die höchsten Gipfel der Erde eingreifen kann. Wir können freudig feststellen, daß eine rein deutsche Unternehmung bei entsprechender Fühlungnahme die uneigennützigste und kameradschaftlichste Unterstützung seitens der englischen Bergsteiger und bereitwilligste Hilfe bei den englischen Behörden findet.

Andere Fragen, ob zum Beispiel der Mensch fähig ist, sich den großen Höhen genügend anzupassen, sind nicht restlos geklärt, denn in der Zone von 7400 bis 8600, die wir nicht erreichten, können noch mancherlei Überraschungen auftreten. Es hat sich aber gezeigt, daß man sich den Höhen viel besser anpassen kann, als man bisher glaubte, und wenn wir wochenlang um 7000 herum leben und schwerste Arbeit verrichten konnten, wenn wir dabei einen normalen Hunger und einen gesunden Schlaf hatten, so berechtigt dies zu der Hoffnung, daß man auch die folgenden 1400 *m* bis zum Gipfel der Erde mit jener Sicherheit überwinden kann, die gefordert werden muß.

Ob der Kangchendzönga selbst zugänglich ist, steht noch nicht außer jedem Zweifel. Wir sind aber der festen Überzeugung, daß unser Weg zum Gipfel führt, freilich wird es stets ein Weg besonderer Art bleiben, dessen ungewöhnliche Schwierigkeiten nur durch die Tatsache aufgewogen werden, daß er nahezu lawinensicher ist. Nachdem heuer der Expedition des Herrn Professor Dr. Dyhrenfurth der Aufstieg über die Nordwestflanke nicht glückte, wird es wohl die letzte und einzige Möglichkeit bleiben, diesen kühnsten und hervorragendsten Gipfel unserer Erde zu besteigen.

Eine andere Frage ist in ein neues Licht gerückt worden. Die Meinungen gehen seit den Everesterpeditionen auseinander, ob die Vormonsumzeit (Mai) oder die Nachmonsumzeit (Ende September—Oktober) für eine solche Unternehmung zu empfehlen ist. Wir hatten uns unter Berücksichtigung der gesamten Himalajaerfahrungen entschlossen, die Monsumzeit (= Regenzeit), nämlich die Monate August und die größere Hälfte des September für den Anmarsch und die Erkundung zu benutzen und erst in den letzten Septembertagen und in der ersten Oktoberhälfte die entschei-

dende bergsteigerische Tätigkeit zu entfalten. Das Wetter entwickelte sich aber bekanntlich ganz anders. Aus unseren täglichen Wetteraufzeichnungen geht hervor, daß der August viel besser ist als sein Ruf. Er brachte zwar keinen wolkenlosen Tag, aber nur vier Tage, an denen es vorwiegend regnete, dagegen aber 20 Tage mit überwiegend Sonne, im ganzen betrachtet ein sehr stark wechselndes Wetter, wobei die Regen- und Schneefälle meist (an 14 Tagen) während der Nacht erfolgten. Doch war es warm, die ersten Temperaturen unter Null (—2 Centigrad) wurden am 29. und 30. August im Lager 6, früh 7 Uhr, gemessen, während das Maximum-Minimum-Thermometer im Lager 3 als tiefste Nachttemperatur plus 1,5 Centigrad und als höchste Tagestemperatur plus 27,5 auswies. Im September wurden die Unterschiede etwas schroffer. Drei Tage waren wolkenlos, dafür fiel aber am 6. und 10. bis zu 1½ *m* Schnee. Es war schon erheblich kälter, im Lager 3 lag die Nachttemperatur in der zweiten Septemberhälfte immer unter Null (bis —5 Centigrad). Der Wind am Kangchen verstärkte sich immer mehr, er kam aus Südwesten, Westen und Nordwesten. Wenn schließlich auch die Morgenstunden noch windstill waren, so hingen doch Abend für Abend die Windfahnen am Grat. Wir warteten vergebens auf das Aufhören des Monsums. Die ersten zwanzig Tage des Oktober haben uns dann vollends enttäuscht. Sie brachten Schneefälle, wie sie noch keiner von uns erlebt hatte. Es schneite acht volle Tage, dazwischen lag allerdings eine Woche, in der keine Wolke am Himmel zu sehen war. Die Temperaturen waren aber schon sehr niedrig: unter Tags bis —19,5°. Auf Grund dieser Erfahrungen drängt sich die Frage auf, ob nicht der August die günstigsten Bedingungen bietet. Auch der Umstand, daß in den letzten Augusttagen die Ausaperung am weitesten fortgeschritten war, spricht dafür. Vielleicht versucht man es demnächst einmal, die entscheidenden bergsteigerischen Versuche in den Monat August zu verlegen. Die Verhältnisse auf der Nordseite des Kangchendzöngamassivs scheinen dafür zu sprechen.



# Deutsche Kaukasus-Kundfahrten

## I.

## In den Swanetisch-Tatarischen Alpen

### Die Münchner Fahrt im Jahre 1928[1])

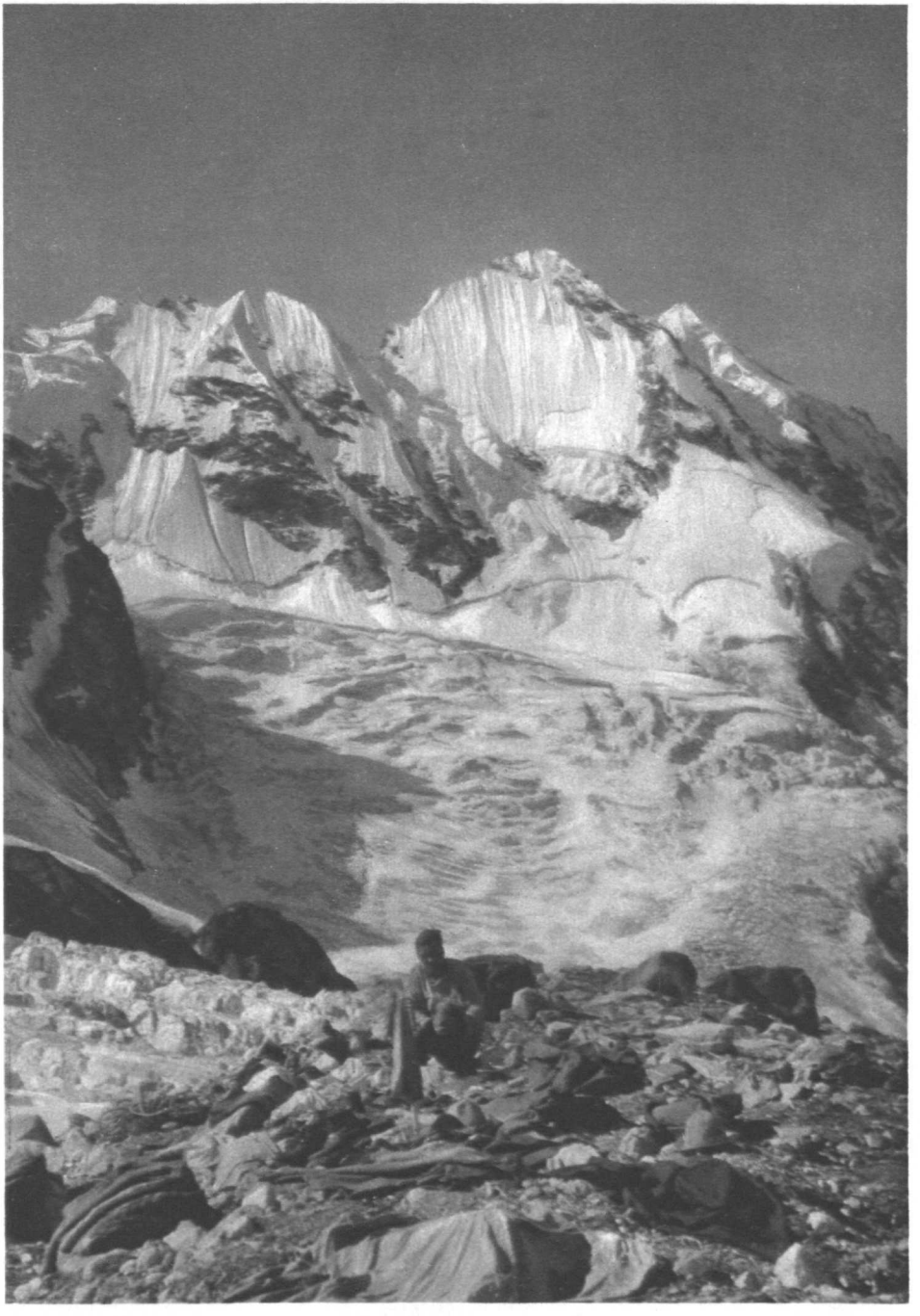
Von Paul Bauer, Nabburg

Der Kaukasus ist weit früher als die Alpen in das Gesichtsfeld unseres Kulturkreises hineingerückt worden. Das Volk der Griechen erfüllte ihn schon lange, bevor es die Alpen kannte, mit geheimnisvollen mythologischen Begebenheiten, die von der großen Bedeutung künden, die er für das Leben seiner Vorfahren gehabt haben muß. Lange Zeit lebte er dann sein eigenes Leben, ohne daß die große Geschichte sich mit ihm befaßte. Völkerstürme brausten über ihn hin, von denen kaum mehr Spuren künden. Ob in diesen dunklen Zeiten auch Teile der Kreuzfahrer dorthin verschlagen wurden — die eigenartigen Kulturen der Swaneten und Chewsuren scheinen darauf hinzudeuten —, wird wohl stets eine offene Frage bleiben. Ein Name leuchtet geheimnisvoll aus jenem Dunkel, der Name der Königin Tamara, die über ein machtvolles georgisches Reich gebot. In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war er dann auf einmal wieder in aller Mund durch die unerhört hartnäckigen Gebirgskämpfe, in denen die kräftigen und, wie man hier mit Erstaunen vernahm, hochentwickelten Völker der Kabardiner, Georgier, Tscherkessen, Lesgier, Chewsuren, Osseten, Swaneten und, wie sie alle heißen, unter hochbegabten Führern wie Schamyl ihre Unabhängigkeit gegen die todesmutigen Truppen des unermeßlichen russischen Reiches verteidigten.

Bald darauf begann die bergsteigerische Geschichte des Kaukasus. Im Jahre 1868, als der Kampf um die Hochgipfel der Alpen noch lange nicht überall zugunsten des Menschen entschieden war, drang Sir Douglas W. Freshfield als erster Bergsteiger in seine Täler ein und erstieg die beiden bekanntesten Gipfel, den Elbrus und den Kasbek, als erster. Mit ihm und nach ihm kamen in den nächsten Jahren andere, zunächst in erster Linie Engländer, dann als erster deutscher Bergsteiger—Wissenschaftler deutschen Stammes waren schon früher im Kaukasus tätig gewesen — im Jahre 1891 Professor Dr. Gottfried Merzbacher, dessen zweibändiges Werk über den Kaukasus auch uns unschätzbare Dienste geleistet hat. Zahlreiche kühne und erfolgreiche Deutsche folgten seinen Spuren. Der Weltkrieg setzte dann allen bergsteigerischen Unternehmungen im Kaukasus ein Ende, auch die Russen fanden dazu keine Zeit mehr. Die beiden Gesellschaften des Jahres 1914 mußten ihre Reise abbrechen: die Schweizer Egger und Miescher traten die Heimreise an und die beiden Dresdner Schuster und Fischer wurden in Gefangenschaft geführt, wo Schuster an den Folgen der Behandlung starb.

Seit dieser Zeit sind die Hochregionen des Kaukasus verwaist; unsere bis Transkaukasien vorgeschobenen Truppen sahen sie zwar noch von ferne. Krieg, Revolution und Gegenrevolutionen sind aber nach ihrem Abmarsch über seinen Kamm hinweggeschritten, so daß kein Mensch recht wußte, was in seinen Schluchten noch alles verborgen sein mochte. Die Verhältnisse dort waren für uns mehr noch und länger als

[1]) Über die Kundfahrt des Jahres 1928 erschien ein Bericht von 55 Seiten mit 16 Bildern, 1 Panorama und 1 Kartenskizze im Verlag Parcus in München. Preis 2 RM.



Mezzotinto Bruckmann

Swietgar Tau, 4109 *m*



im übrigen Rußland in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Sehnsucht heftete sich jedoch immer wieder an jene Gipfel. So reifte denn in München, das schon so manchen erfolgreichen Kaukasusfahrer ausgesandt hatte, im Laufe mehrerer Jahre (schon 1925 machte ich den ersten Versuch nach Rußland hineinzukommen) der Entschluß, diese Schleier zu lüften, zur Tat heran. Nach mancherlei Wechseln und Ausfällen waren wir noch zu viert: Dr. Ernst Beigel, Hans Niesner, Heinz Tillmann und ich, hervorgegangen aus dem Akademischen Alpenverein München und der Sektion Hochland.

Die Reise durch das weite russische Reich wurde uns über alles Erwarten leicht gemacht. Unsere Botschaft in Moskau und die russischen Behörden ebneten uns alle Wege. Wir waren vieler Sorgen ledig, als wir am 16. Juli von Naltschik, der Hauptstadt des Kabardinisch-Balkarischen Autonomen Gebietes, in die Berge ritten. Bald trabten unsere Pferde durch Wälder und Stauden von fast tropischer Wüchsigkeit, über Hochmatten von paradiesischer Schönheit — überstrahlt von den weiß prangenden Riesen der Swanetisch-Tatarischen Alpen — durch Blütenmeere von märchenhafter Farbenpracht, endlich durch eine enge Felsenschlucht hinein in das ernste, weite, fast steppenartige Tal von Bezingi. Scharen von Bergtataren ritten mit uns, sie kehrten vom Naltschiker Markt in ihre Dörfer zurück.

Die Balkaren sind ein türkischer Volksstamm, der durch die tscherkessischen Kabardiner in die Schluchten des Tscherek- (Bezingi) und Tschegemflusses zurückgedrängt wurde. Ihre Siedlungen sind höchst eigenartig in den Glazialschutt der Hänge hinein gebaut. Das flache Dach des niedrigen Hauses dient oft dem höher liegenden Nachbarhaus als Hof. Doch im Innern kann man recht saubere Kammern mit Fenstern finden und einfachem Hausrat nach Tiroler Art. Der Airam, eine Art Joghurt, ist zusammen mit ungesäuerten Gerstenbroten die Hauptnahrung der genügsamen Balkaren, ihre Beschaffung Aufgabe der Frau. Die Männer haben eine kriegerische Ader und lieben das Reiten. Der Reichtum in dem Balkarengau sind die großen Herden von Fettschwanzschafen, Ziegen und Rindern auf den noch lange nicht voll ausgenützten Hochwiesen. Für uns war es die Hauptsache, daß die Verhältnisse hier weit geordneter waren, als wir erwarten mußten und daß sich die Bergtataren als ein friedliches, gastfreies Volk erwiesen.

## Dychtau, 5198 *m*

(Paul Bauer)

Im hintersten Winkel des Bezingitales, in ungefähr 2400 *m* Höhe, in der Nähe des „Misses Kosch", auf einer Moränenwiese hoch über dem gewaltigen Eisstrom des Bezingigletschers schlugen wir unser Lager für mehr als zwei Wochen auf. Die letzten Hirten des Bezingitales waren unsere gastfreien, wohlgesinnten Nachbarn. Die übermächtigen Berge riefen uns von der ersten Minute unseres Hierseins an. Zuerst bestiegen wir den 4304 *m* hohen Tschumurtscherantau, den Hauptgipfel der Kette, die das Bezingital im Westen begrenzt. Der Blick vom Elbrus und Uschba bis zum Adai-Choch war überwältigend. Dann rückten wir dem zweithöchsten Berg des Kaukasus, dem formenschönen Dychtau, zu Leibe, dessen Flanke sich mehr als 2800 *m* hoch vom Gipfel bis zu unserem Lagerplatz in einer einzigen Flucht herabsenkte. Wir wählten erstmalig die Südkante, die sich aus dem südlichen Dychtaugletscher steil und geradlinig zu seinem Gipfel, dem zweithöchsten im Kaukasus, hinaufschwingt, als Anstiegsweg.

Nach einem Freilager in 3800 *m* Höhe stiegen wir einen ganzen Tag (22. Juli) lang an einer überaus steilen Felskante in die Höhe. Ein ungangbarer, glatter Felsturm machte uns viel Arbeit und so waren wir bei Einbruch der Dunkelheit erst etwa 150 *m* unter dem Gipfel und mußten hier neben dem Turm in einem etwa 2 *qm* großen Schneefleck unser Nachtlager in 5050 *m* Höhe beziehen. Nebel jagten, der Sturm

heulte, Graupeln tanzten, während wir unsere Klippe gegen den viele hundert Meter tiefen Absturz durch eine Schnee- und Felsmauer zu sichern suchten. Da riß plötzlich mit dem Scheiden des Tages die Nebelwand auf. Weit im Westen ruhte der reine Doppelgipfel des Elbrus über den Wolken, 600 *m* über unserm wilden Lagerplatz, unirdisch leuchtend im letzten Abendschein. Wer so erhabene Schönheit schauen durfte, der kann dann getrost stundenlang im Trommelfeuer des Sturmes im Finstern aushalten. Mit Eiskristallen hämmerte er auf den Zdarskysack, unter dem wir uns verkrochen hatten. Seile und Pickel waren unsere Polster, die Füße staken im Rucksack und je zwei Mann hatten eine Seidendecke um die Schultern. Über alle vier spannte sich dann der Zdarskysack. Auf Beigels Knien zischte der Primusbrenner und bereitete unermüdlich heiße Suppe, Tee, Kaffee.

Erst am Spätnachmittag des nächsten Tages wurde das Wetter besser, wir brachen auf, um den Weg für die morgen geplante Überschreitung zu erkunden. Der Turm wurde umgangen und der scharfe, gezackte Grat weiter verfolgt. Vor einem Überhang kehrte die zweite Seilschaft aus Zweckmäßigkeitsgründen um. Wir querten schwer über kleingriffige, ausgesetzte und vereiste Platten nach links und mit großer Schleife wieder zurück zum Grat. Nach fast zwei Stunden lag der Gipfel in Reichweite vor uns. Eine Wand von etwa 25 *m* Höhe trennte uns von den Gipfelschrofen. Ein anscheinend gangbarer Kamin durchzog die Wand von links unten nach rechts oben. Tief unter uns lag die Scharte zwischen den beiden Gipfeln, der Ostgipfel war ungefähr in gleicher Höhe, der Hauptgipfel war kaum 30 *m* höher als wir. Trotzdem mußten wir umkehren und zwar in höchster Eile. Unser Ziel war ja auch erreicht, wir kannten den Durchstieg für morgen. Tiefschwarzes Gewittergewölk stürzte sich auf uns, der Sturm heulte über den Grat, es blitzte am Ostgipfel, Schnee- und Eiskristalle jagten in dicken Wehen einher. Als wir uns in größter Eile über den Überhang abseilten, war es vollkommen dunkel. Grelle Blitze beleuchteten ein phantastische Landschaft, Schlag auf Schlag gellten die Donner. Aus dem Aufruhr der entfesselten Natur leuchtete weit unten das matte Licht unserer Freunde.

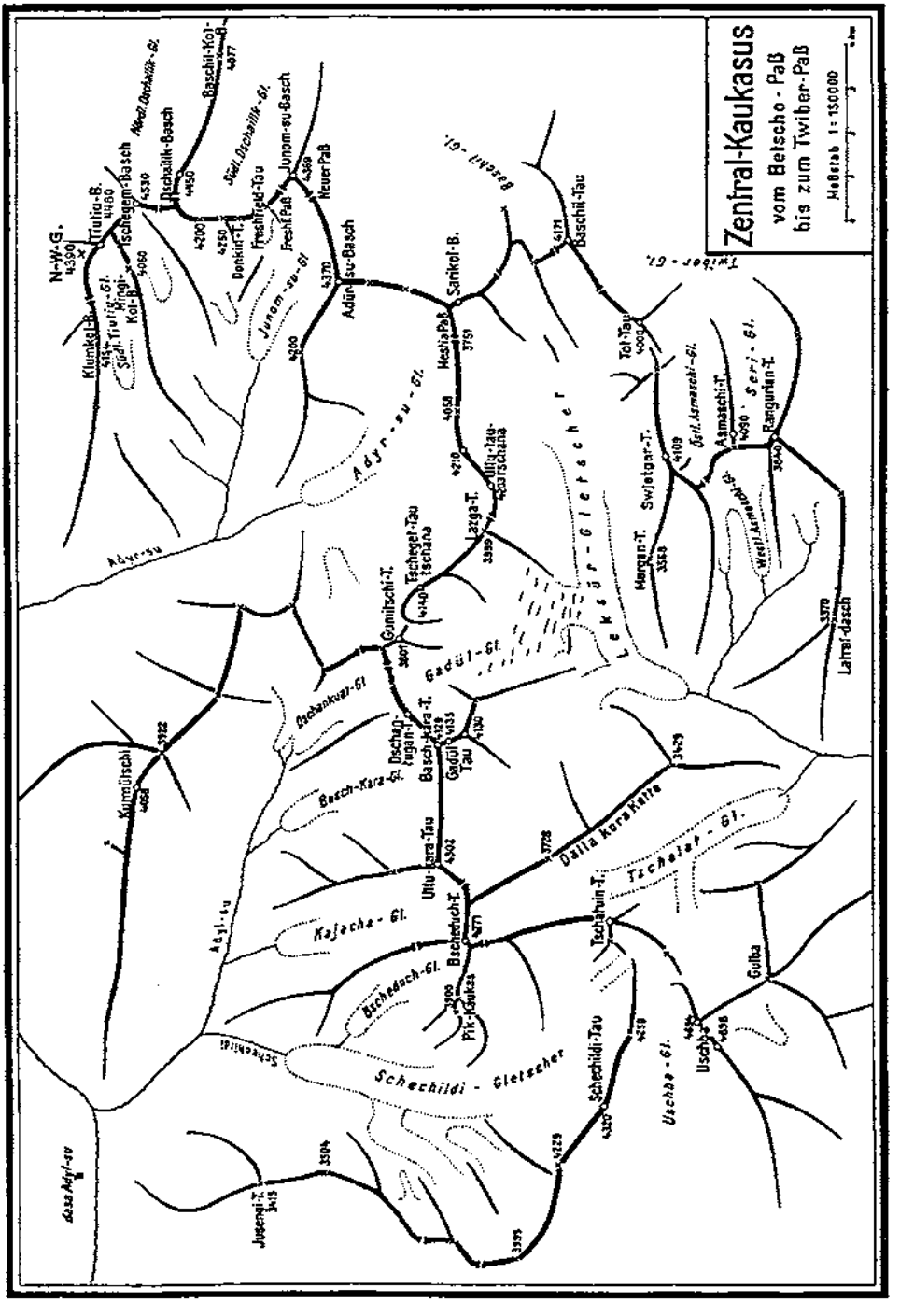
Am nächsten Morgen (23. Juli) lagen 30 *cm* Neuschnee. Zwei von uns waren infolge der Benzindämpfe im Zelt körperlich nicht ganz auf der Höhe. An eine Gipfelbesteigung oder Überschreitung war nicht zu denken. Es erforderte den Einsatz aller Vorsicht und Ausdauer, um die 1200 *m* hohe Kante wieder hinunter zu kommen. — Nach 20 Stunden, am 25. Juli morgens um 2 Uhr, stiegen wir langsam, naß und müde die Moräne zum Kosch hinauf, von unseren Hirten auf das herzlichste wie von den Toten Auferstandene begrüßt und aufs köstlichste bewirtet.

### Katuin, 4900 *m*, Ljalwer, 4350 *m*, Gestola, 4860 *m*

(Paul Bauer)

Unsere nächste Bergfahrt sollte uns auf die gewaltige Eismauer im Süden führen, die unsere Blicke immer von neuem voll Verlangen untersuchten. Am Knie des Bezingigletschers angekommen, griffen wir die einzigartige Eisrippe an, die, auf einem felsigen Sockel aufgebaut, feingeschwungen aus dem Gletscherbecken, 1800 *m* hoch, bis zum Plateau unter dem Katuin hinaufführt. Wir kamen an dem steilen Nordpfeiler des Katuin rasch in die Höhe und hatten von diesem Brennpunkt des ganzen Gebirgssystems einen großartigen Ausblick. Vom weiten Bezingital im Norden, der Wohnung der Menschen, schweifte der Blick über die eisgepanzerten Bergungetüme, die den Gletscherstrom tief zu unsern Füßen umstanden.

Knietiefer Schnee machte inzwischen das Vordringen mühsamer. Deshalb mußten wir etwas unterhalb des Plateaus Nachtlager beziehen. Am 40° geneigten Hang des Gletschers entstand eine Eishöhle, wie ich sie erstmalig am Pétéretgrat in 4400 *m* Höhe ausprobiert hatte. Meine Kameraden rissen zunächst Mund und Augen auf, als


Zentral-Kaukasus
vom Betscho-Paß
bis zum Twiber-Paß
Maßstab 1:150000
N-W-G.
Tiutiu-B.
Tschegem-Basch
Dschailik-Basch
Baschil-Kol-B.
Junom-su-Basch
Neuer Paß
Freshfield-Tau
Donkin-T.
Adün-su-Basch
Sarikol-B.
Mestia Paß
Baschil-Tau
Tol-Tau
Swjetgor-T.
Asmaschi-T.
Rangurian-T.
Lazga-T.
Ultu-Tau-Tschana
Tschegel-Tau
Gumitschi-T.
Gadül-Gl.
Dschankuat-Gl.
Basch-Kara-Gl.
Dschag-Tugan-T.
Basch-Kara-T.
Gadül Tau
Ultu-Kara-Tau
Bscheduch-T.
Pik-Kaukas
Kajacha-Gl.
Bscheduch-Gl.
Schechildi-Tau
Schechildi-Gletscher
Uschba-Gl.
Uschba
Gulba
Tschaluin-T.
Tschalat-Gl.
Dalla kora Kette
Leksür-Gletscher
Adyr-su-Gl.
Adyr-su
Adyl-su
Schechildi
Kurmütschi
Jusengi-T.
Lattai-dasch
Twiber-Gl.
Baschil-Gl.
Junom-su-Gl.
Südl. Dschailik-Gl.
Nördl. Dschailik-Gl.
Südl. Tiutiu-Gl.
Südl. Asmaschi-Gl.
Westl. Asmaschi-Gl.
Seri-Gl.
Dasa Adyl-su

sie sahen wie ich am hintersten Ende einer in den Firnhang gehackten Plattform mich in den Berg hineinzugraben begann. Dann aber packten sie begeistert mit an. Als der Gang etwa ½ Meter tief war, wurde er zu einer mannshohen Höhle erweitert, „Sitzbänke" zu beiden Seiten blieben stehen und im Hintergrund entstand eine Nische zum Ablegen überflüssiger Sachen. Wir verschlossen unser neues Haus vor der klaren eisigen Vollmondnacht durch eine Windjacke, zündeten Licht an, kochten und stülpten dann den Zdarskysack über unsere Köpfe und ruhten so recht gut bis zum Morgengrauen.

Das Wetter war am nächsten Tag (28. Juli) ganz klar, doch sehr kalt, so daß wir nach Ersteigung mehrerer Eisabbrüche eine gute Stunde an einer windgeschützten Stelle haltmachen mußten um die Füße Beigels und Niesners vor dem Erfrieren zu retten. Der tiefe Schnee des Plateaus war eine harte Probe unserer Ausdauer, so daß uns der Bergschrund und die steile Eiswand unterhalb des Gipfels eine Erholung waren. Herrlich schön war der noch von keines Menschen Fuß betretene Grat, der vom Katuin zur Dschanga führt und nun vom Gipfel aus vor uns lag. Doch die Schneeverhältnisse waren heute zu ungünstig. Vom Felsgipfel im Südwesten der Schneekuppe, dem Hauptgipfel des Katuin[1]), schauten wir dann bald darnach zum erstenmal über die steilen Südflanken der Bezingi-Eismauer auf grüne Matten und unwahrscheinlich nahe Wälder, hinein in das von Türmen bewehrte romantische Swanetien. Auch auf eine Besteigung des Tetnuld[2]), dessen einzigschöne Gestalt uns mächtig anzog, mußten wir verzichten. Wir eilten zur Gestola.

Die Sonne war untergegangen, als wir den jenseitigen Hang hinunterhasteten. Von einem Vorgipfel konnte man noch auf den Gletscher hinuntersehen. Er schien gangbar. Wir stürzten uns besinnungslos auf ihn, sprangen über Schründe und Spalten, bis es ganz dunkel war und wir schließlich über dem Nichts standen. Wir mußten an Ort und Stelle Biwak beziehen. Es war ein großer Fehler, daß ich mich hier durch die allgemeine Müdigkeit verleiten ließ eine neue Art der Nächtigung zu erproben. Mühsam hoben wir uns eine offene Grube von 1 *m* Tiefe aus, setzten uns hinein, steckten die Füße in den Rucksack, hingen die Decken über die Schultern und stülpten je zu zweien einen Zdarskysack über unsere Köpfe. Wir froren trotz der warmen Suppe erbärmlich. Auch der dampfende Kaffee und die Sonne des nächsten Morgens vermochten uns nicht zu beleben. Unendlich mühsam schleppten wir uns wieder zur kleinen Scharte hinauf, von wo wir tags zuvor auf den Gletscher heruntergehastet waren. Ein auf der Karte nicht benannter Gipfel, den wir gestern hatten umgehen wollen, mußte nun überwunden werden.

Doch der Fels, den wir anpacken mußten, weckte unsere Lebensgeister wieder. Nach einem flotten Aufstieg hielten wir droben in der warmen Sonne die herrlichste Gipfelrast der ganzen Kaukasusfahrt. Lange lagen wir dort und blickten weit nach Süden, wo der Ararat am Horizont stand. Wir konnten uns nicht sattsehen an den grünen Tälern Swanetiens uns zu Füßen. Wir träumten davon, im Schatten seiner duftenden lebensfrischen Wälder zu liegen. Über Ljalwer, Zannerpaß und Kel Basch ging es dann zu Tal. Nach Eis und Schnee und nach dem Schutt der Schieferhänge dünkte uns das Grün der Moränenwiesen und das Duften und Leuchten der mannigfachsten Blumen darin etwas ganz Köstliches.

[1]) Es ist zweckmäßiger, den Namen Adischtau, der in dem erwähnten Bericht noch für diesen Gipfel gebraucht wird, auszumerzen. Ich stimme Sir Freshfield (Alpine Journal, Bd. 42, S. 135) darin bei.

[2]) Dr. W. Amschler, der im Jahre 1927 anläßlich von landwirtschaftlichen Studien durch Swanetien reiste, erzählte bei Vorträgen in München, er habe, obwohl kein Bergsteiger, den Tetnuld allein und ohne Steigeisen bestiegen. Jedem Kenner war es klar, daß das nicht den Tatsachen entsprechen konnte. Dr. Amschler hat denn nun auch zugegeben, daß er nur bis zur „obersten Gletscherwand" kam. Von dort bis zum Gipfel sind es noch weit mehr als 1000 *m*.

## Schkara, 5184 *m*

(Hans Riesner)

Der mächtige Eiswall der Schkara hatte es uns angetan; ihre Besteigung sollte der Abschluß unserer Tätigkeit am Bezingigletscher werden. Ihr Ostgipfel, 5189 *m*, war nur ein einziges Mal bestiegen und zwar bereits im Jahre 1888 durch den Engländer Cockin mit zwei Schweizer Führern vom Bezingigletscher aus. Den Westgipfel erreichten Roleston und Longstaff im Jahre 1903 von Süden her. Wir liebäugelten schon seit der Dychtaubesteigung mit dem Nordgrat, der in mächtigem Aufschwung vom Dychnyauschpaß über den Nordgipfel, etwa 5000 *m*, zum Ostgipfel hinaufzieht und nur im oberen Teil von Cockin, der ihn dort über seine Westflanke erreicht hatte, benützt worden war.

Am 1. August mittags war nach langer Gletscherwanderung der Dychnyauschpaß, 3877 *m*, erreicht[1]). Mit Reizmitteln — Kaffee und Kaviar — machte uns Beigel scharf auf das Kommende. Besonders erfreulich sah just der Grat nicht aus. Ein Eiswall mit senkrechten Wänden und Türmen schien höher oben den Weg zu versperren. Wegen der Nähe der Nacht hatten wir keine Sorge, diese „alpinen Hemmungen" hatten wir abgelegt. Ein scharfer Firngrat führte zum steilen Ansatz der Kante, die mit einem Eis- und Firnhang von einigen Seillängen einleitete. Dann standen wir unter der haushohen senkrechten Mauer aus blauem Eis, die in riesige Türme gespalten, auf einem steilen Eishange ruhte. Da an ein Durchkommen nach oben und ein Ausweichen nach rechts gar nicht zu denken war, mußten wir versuchen, unter ihrem Fuße solange nach Osten zu queren, bis sie nach oben zurückweichend, an ihrer linken Begrenzung ein Weiterkommen gestatten würde. Dort winkte eine schmale Felsrippe, der unsere Hoffnung galt.

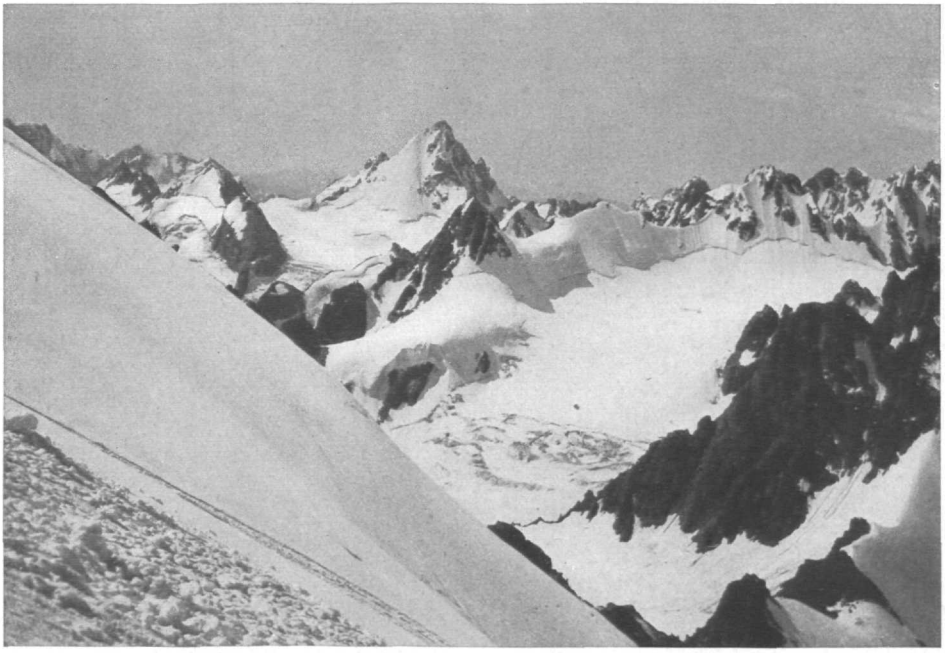
Ein luftiger, spannender Weg begann. Nach Überwindung vereister Felsen hieben wir in rascher Arbeit eine sanft ansteigende lange Reihe von Stufen, immer mit einem Auge nach dem über uns drohenden Bruche schielend, bis hinüber zu jener Rippe, die wenige Meter unter uns in 1000 *m* hoher Wand abbrach zu dem vom Dychnyauschpaß nach Osten fließenden Dychkotiusgletscher. Doch leider: die Rippe hielt nicht, was ihr Aussehen von der Ferne versprochen hatte. Steil zog sie etwa 100 *m* in die Höhe, mit glatten griffarmen Platten aus dem Eise gewachsen. Nur zwei Seillängen folgten wir ihr in sehr schwieriger Kletterei, bis wir vorzogen eine links neben ihr verlaufende Geröllrinne zu benützen. Bauer und Tillmann hatten die Rippe schon weiter unten verlassen, während ich von Beigel und Semenowsky auf mehr als zweifelhaftem Stand gesichert, den ersten vorsichtigen Schritt in die Rinne tat. Das ganze Steinlager, das nur im labilen Gleichgewicht auf dem steilen Eise geruht hatte, kam dadurch in Bewegung und sandte eine wahre Kanonade in die Tiefe, wobei eine zentnerschwere Steinplatte mir auf die beiden Füße rutschte. Mühsam hielt ich mich mit den Händen an wackligen Blöcken, Bauer stand einige Meter unter mir vom Steinschlag schwer am Kopfe verletzt. Eine verteufelte Lage! Kaum konnte ich mehr mit den hängenden Beinen die Platte halten. Bei der geringsten Bewegung hätte sie mich und Bauer mitreißen müssen. Bauer kam rasch auf meinen Zuruf mit blutüberströmtem Gesicht und verklebten Augen zu mir herauf und riß mir den Stein von den Füßen, der lautlos in die Tiefe fuhr. Mit griffbereitem Mull verband ich Bauer rasch und weiter ging's. Immer wieder sausten Steine, von denen einer Semenowsky am Knie verletzte. Oben, wo Rinne und Rippe im Eis verschwand, war es Nacht. Über uns stieg eine äußerst steile Eiskante in die Höhe, deren Ende im Dunkel nicht abzusehen

[1]) Unsere Gesellschaft hatte sich vermehrt. Wasily Loginowitsch Semenowsky aus Moskau war von nun an unser ständiger, treuer Begleiter.

war. Sie wurde unser Weg für den ersten Teil der Nacht. Stundenlang pickelten wir uns an ihr hinauf. Eishaken gaben Sicherung an besonders steilen Stellen. Tillmann als erster war in „Hochform" und arbeitet wie ein Wilder. Nur kurze Zurufe unterbrachen die Stille. Über den Digorischen Alpen ging der Mond auf und überstrahlte die wilde Landschaft, den trotzigen Ailama und Nuamquam, den zackigen Dychtau und Mischirgitau mit mildem Licht. Erdrückend steil bäumte sich das Eis über uns; es verlor sich unter uns im Dunkel gewaltiger Abstürze. Schwer lastete Bauers Unfall, dessen Tragweite wir nicht kannten, auf allen, und doch waren wir, selbst er, hingerissen von dem Eindruck unseres Wegs und dieser Stunden. Niemals hatte ich Macht und Schönheit der Berge so stark empfunden. Bei einem kleinen, felsigen Seitengrat war die Neigung etwas geringer geworden; hier bohrten wir uns um Mitternacht wieder eine Höhle in harten Firn. Steine wurden zu Polsterzwecken herbeigeschleppt und nach einer Stunde bezogen wir unser geräumiges Lager (etwa 4350 *m*). Still und bedrückt beobachteten wir Bauer, der wortlos und schwer gegen Schmerz und Schwäche kämpfte. Auch der sonst immer heitere Beigel fand kein lustiges Wort, sondern kochte sorgenvoll wärmende Getränke.

Der erste Sonnenstrahl verwandelte unseren Eiskeller in ein glitzerndes Märchenschloß mit einzigartigem Blick auf die Berge und Gletscher im Osten. Wir mußten den Weiterweg versuchen, denn ein Zurück gab es hier nicht. Etwas weniger steile Hänge führten auf den Eckpunkt des Nordgrates, von dem ein Seitensporn in den mittleren Bezingigletscher hinunterzieht. Der weitere Verlauf des Grates war nun klar zu erkennen. In wesentlich geringerer Neigung schwingt er sich hinauf zum Nordgipfel und trennt diesen vom höheren, steilen Ostgipfel durch eine breite Scharte. Bauer fühlte sich stark genug, einen Gipfelversuch zu wagen; ging's nicht, so konnten wir immer noch absteigen. Ein Teil des Gepäcks wurde abgelegt und der Grat weiterverfolgt. Knietief lag der Schnee und stellte damit eine anstrengende, langwierige Aufgabe. Anfangs wechselten steile Hänge mit verschneiten, vereisten Felsen, bis sich der Grat zusammenschnürte, mit steilen Flanken beiderseits in die Tiefe stürzte und eine ununterbrochene Reihe weitausladender Wächten trug. Zu diesem, mehrere hundert Meter langen Stück bis zum Nordgipfel brauchten wir viele Stunden. In mühsamer Arbeit mußte die ungewöhnlich luftige Schneide gangbar gemacht, die Wächten abgeschlagen und eine gute Trasse gelegt werden. Verbissen wühlten wir im Schnee, nur in kurzen Schnaufpausen die großartige Aussicht und den erstaunlichen Tiefblick bewundernd. Nachmittags schritten wir den Nordgipfel hinab zur Scharte vor dem Ostgipfel, der etwa 150 *m* hoch seinen steilen Rücken über ihr aufbaut. Da brach dem ersten Mann unerwartet eine Wächte ab, er kam aber erfreulicherweise gerade noch auf der Abbruchskante zu sitzen. Um uns von dem Schrecken zu erholen, hielten wir kurzen Kriegsrat. Es war uns klar, daß bei den gegebenen Schneeverhältnissen das Erreichen des Ostgipfels erst im Laufe des Abends möglich wäre, daß uns aber dann sicher ein Freilager ohne Biwachtausrüstung blühen würde. Dies konnte bei Bauers Zustand nicht verantwortet werden; und so entschlossen wir uns schweren Herzens zur Umkehr. In der guten Spur kamen wir rasch hinab zu unserm Gepäck. Da Bauer noch eine Nacht hier oben glaubte aushalten zu können, gruben wir noch einmal unterm Grat eine Eishöhle, etwa 4880 *m*, während unser Häuptling in Decken gewickelt, im Dämmerzustand in der Wärme der scheidenden Sonne lag.

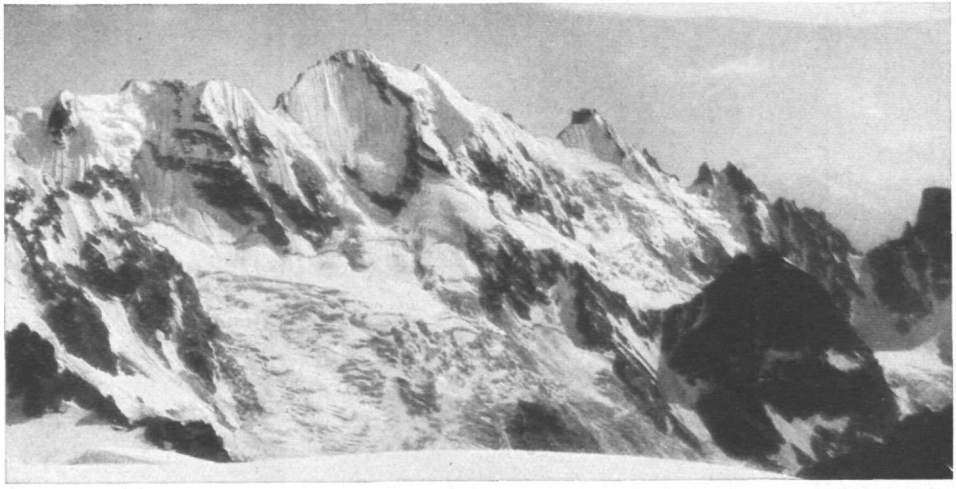
Auch diese zweite Nacht im Eise der Schkara wäre angenehm gewesen, hätte nicht in allen die Wut über das Umkehrenmüssen gekocht. Noch gaben wir aber den Berg nicht ganz verloren und hofften auf den kommenden Tag; was aber, wenn schlecht Wetter käme, wie am Dychtau? Die schweren Kopfwunden, Gehirnerschütterung und Blutverlust machten leider Bauer kampfunfähig. Er hatte ohnedies sein Äußerstes beim Vorstoß hergegeben. Auch Semenowsky litt unter erheblichen Knieschmerzen.



Baſchil Tau (4170 *m*) vom „Neuen Paß“ (Adyr-ſu-Gruppe)



Schechildital und Schechildigruppe



Swjetgar Tau, 4109 *m*



Tot Tau, ca. 4000 *m*



Baſchil-Tau, 4170 *m*

Beide zogen deshalb vor, in der Eishöhle unsere Rückkehr zu erwarten. Heftiger Sturm blies über den Grat und ließ die Wärme der Morgensonne nicht fühlen, als wir kurz nach Sonnenaufgang (3. August) die steifen Steigeisengurten banden. Mit mächtigem Auftrieb verfolgten wir zu dritt den gestrigen Weg, der nur wenig verblasen war und unser Vordringen bedeutend erleichterte. Schon nach 2½ Stunden saßen wir auf der Scharte zu kurzer Rast. Ein Wettersturz stand bevor, also galt es rasch zu handeln. An steiler Kante schlugen wir Stufen zur Höhe, wandten uns dann zwischen einigen Spalten des Nordhanges hindurch und kämpften uns gegen wütenden Sturm über den Grat zum Gipfel. Heulend zerrte der Wind am Seil und spannte es in großem Bogen. 2 Stunden nach der Rast standen wir an der riesigen Gipfelwächte. Ein wildes He-ju ha-he auf unsere Sektion Hochland, auf den Akademischen Alpenverein München und unsere beiden entsagenden Freunde zerriß der Wind. Stäubend fuhr die Wächte 2000 *m* tief hinab auf den Bezingigletscher. Ein unendliches Gipfelmeer bot sich in seltener Klarheit unseren Blicken. Weit im Süden glaubten wir über Wolken den Ararat zu sehen. Grünes Land zu Füßen, Swanetien, grüßte herauf und lockte. Nur wenige Minuten ertrugen wir den kältenden, schmerzenden Sturm, aber sie genügten für ein unvergeßliches Gipfelglück, das nur ein so teuer erkauftes Ziel zu bieten vermag.

In größter Eile stiegen wir ab, verschnauften nur eine Weile in einer Spalte unterm Gipfel, balancierten vergnügt über den Nordgipfel hinab und erlösten schon nach 1½ Stunden Abstieg unsere in der Höhle wartenden Freunde. Der Gipfel war bereits in dichten Wolken! Im Abstieg verfolgten wir den bedeutend leichteren Weg der Erstersteiger über den westlichen Gratabsenker und über steile Firn- und Eishänge hinab zum mittleren Bezingigletscher. Dabei fegte der Sturm als Vorbote schlechten Wetters über uns hinweg, heftige Wirbel peitschten die Schneekristalle in die schmerzende Haut. Eine allzu rasche „Schußfahrt" meinerseits auf hartem Eis beendeten Beigels und Semenowskys fürsorgliche Arme — die letzte Episode dieser denkwürdigen Gipfelreise. Am Gletscher erwartete uns zäher, tiefer Schnee und eine sechsstündige, „genußvolle" nächtliche Wanderung über Moränen und Eis.

Tierarzt Beigel tauchte am andern Tag Bauers Kopf in heißes Wasser, löste ihm seinen blutrünstigen Turban ab und stellte fest, daß die Bezeichnung „eiserner Schädel" nicht nur auf das „Innere", sondern auch auf die Rinde dieses Hauptes angewendet werden müsse, denn die Löcher waren schon halb verheilt.

## Zannerpaß, 4100 *m*

(Paul Bauer)

Nach zwei Tagen (am 6. August) nahmen wir den Übergang über den Zannerpaß nach Swanetien in Angriff. Unsere Hirten bewiesen uns zum Abschied noch eine rührende Aufmerksamkeit, indem sie uns alles Gute und Leckere, das sie bereiten konnten, auftischten; da gab es köstliches frisch gebackenes Gerstenbrot, im Feuer gerösteten Hammelskopf und einen eigens zubereiteten Airam ganz besonderer Art. Mit einigen kleinen Gegengeschenken verabschiedeten wir uns von ihnen und wuchteten beim ersten Morgengrauen unsere Rucksäcke auf die Schultern, um uns langsam hinüber zum Kosch beim See zu bewegen. Zum Abschied gab's auch da Airam, Käse und Brot. Dann verließen wir das gastliche Gebiet des Bezingigletschers, in dem wir uns schon wie zu Hause fühlten, und schoben unsere Last Schritt für Schritt hinauf gegen den Zannerpaß. Die unermeßlich reiche Pracht der Blumen am Fuße des Kelbasch konnte uns nur vorübergehend fesseln, alle Energie, alle Gedanken galten dem Höherschieben des Rucksackes. Am frühen Nachmittag waren wir bereits 1300 *m* über unserem Ausgangspunkt und beschlossen, hier im warmen Geröll, am Rande des Gletschers, die Nacht zu verbringen. Es wurde eine Nacht von ganz besonderer weltentrückter Schön-

heit. Das halbgeschlossene Auge trank noch die Bilder weißleuchtender Gletscher und ferner himmelragender, silbriger Eisgebilde, während wir eng aneinandergerückt zu fünft in unserem großen Schlafsack lagen, über uns den hellen, lebendig funkelnden Sternenhimmel. Das ganz Besondere dieses Nachtlagers aber war das Öfchen. Kunstvoll aus Steinen gebaut stand es in Reichweite und geheimnisvoll wie in einer Hexenküche glimmte und schwelte darunter der Kuhmist. Es erweckte den Anschein, als ob die ganze weite Umrahmung des Bezingigletschers und alles, was dort jenseits des Dychyauschpasses noch herüberschaute, nichts weiter sei, als unsere gemütliche Schlafstube, und wir konnten das auch wirklich behaupten, denn in dieser Nacht gehörte alles, was wir ringsum sahen, uns allein.

Am frühen Morgen schon kurz nach Sonnenaufgang standen wir 400 *m* höher auf dem 4100 *m* hohen oberen Zannerpaß. Tiefer, oberflächlich verharschter Schnee machte den Abstieg über den sanft geneigten jenseitigen Hang sehr mühevoll. Ein Marsch durch die Hochmulden nach Westen, wie es ursprünglich beabsichtigt war, wurde unter diesen Umständen unmöglich. Wir trachteten deshalb möglichst rasch hinabzukommen nach Swanetien. Der große Gletscherbruch im Zannergletscher hielt uns noch lange auf. Wir hatten ihn an der falschen Seite angepackt und arbeiteten uns mühsam auf der orographisch rechten Seite, dort wo das Eis an den Fels ansteht, hinab. Gegen Abend waren wir auf dem unteren Gletscherboden, aber trotz höchster Eile gelang es uns nicht mehr, in die Waldregion hinunterzukommen. In einer Felsengufel, rings eingeschlossen von Eis und Fels, verbrachten wir eine nicht unangenehme Nacht. Der Wald, nach dem wir so großes Verlangen hatten, dessen Anblick und anheimelnde Atmosphäre wir seit mehr als drei Wochen vermißten, duftete zu uns herauf. Drüben schien sogar Buschwerk im Nachtdunkel zu stehen, aber es war durch eine Plattenwand von uns getrennt, die jetzt nicht angreifbar schien. Am nächsten Tag staken wir bald mitten drinnen im Wald und konnten uns seiner doch nicht recht freuen. An der steilen Wand der Zannerschlucht entlang bahnten wir uns durch das dickste Urwaldgestrüpp ungewöhnlich mühsam mit unseren gut $^3/_4$ Zentner schweren Rucksäcken auf dem Rücken unseren Weg hinaus. Nach 7 Stunden hatten wir die Strecke von noch nicht 10 Kilometern überwunden und standen draußen im versteckteften Winkel des ganzen Kaukasus, im hinterften Talschluß des Freien Swanetien.

Der erste Eindruck war denkbar schlecht, man bestahl uns bei einer Rast, bevor wir überhaupt jemanden zu sehen kriegten. Mit kräftig geschwungenem Eispickel, auf alles gefaßt, zogen wir in das erste Dorf, Schabesch, ein. Aber wir wurden abermals überrascht, überall wurden wir mit größter Freundlichkeit begrüßt und zum Eintreten und Verbleiben aufgefordert. Doch so schnell konnten wir uns von Feindseligkeit nicht auf Freundschaft umstellen: wir zogen weiter. In den nächsten Tagen lernten wir dann die Gastfreundschaft der Swaneten bei dem aufgeweckten Lehrer in Tscholasch kennen. Ihm gelang es auch mit Hilfe der Behörden, uns unsere ganzen Sachen wieder zu beschaffen. Sogar das gestohlene Geld zählte uns der Chef der Miliz von Mestia einige Tage später bei Heller und Pfennig wieder auf den Tisch. Es war ein Beispiel von prompt funktionierender Justiz, um das ich, der Kollege aus dem hochkultivierten Deutschland, die Swaneten beinahe beneidet habe.

### Swjetgargruppe und Twiberpaß, 3600 *m*

(Paul Bauer)

Schließlich war auch das Regenwetter und der Müßiggang in Swanetien zu Ende und wir zogen hinauf gegen den Uschba (am 12. August). Wir hätten gerne den 25. Jahrestag der bergsteigerischen Großtaten von Ficker und Schulze, von Distel, Leuchs und Pfann auf unsere Weise würdig begangen. Seitdem war niemand mehr auf seiner Spitze gestanden. Auch wir sollten nicht hinaufkommen. Vier Tage und drei

Nächte hielten wir in 3200 *m* Höhe im Zelt aus, um einen günstigen Zeitpunkt zu erspähen, doch es schneite und nebelte ununterbrochen. Dann zogen wir ab, wir mußten wieder nach Deutschland. Bei strömendem Regen stiegen wir hinunter nach Betscho. Dann schien uns die Sonne wieder und zeigte uns Swanetien, dieses Kleinod des Kaukasus, im üppigsten sommerlichen Gewand. Von Tscholasch begleitete uns ein tüchtiger junger Bursche mit zwei Packpferden hinauf ins Twibertal. Der Weg war schwer und auch für kaukasische Pferde fast ungangbar. Bald riß ein Sattelgurt von der übermäßigen Beanspruchung und alles stürzte herab, bald mußten die Pferde abgeladen und das Gepäck ein Stück weit getragen werden, dann stürzten die Pferde mit dem ganzen Gepäck wieder einmal, dann mußten sie zitternd über Felsstufen hinaufgebracht werden, immer aber blieb unser Begleiter guter Laune und setzte seinen Ehrgeiz drein durchzuhalten. Bei einem Hirtenplatz ließen wir die Pferde zurückgehen und machten wieder selbst die Lasttiere. Von unserem Lager, das wir am andern Tage am großen Knie des Twibergletschers bezogen, machten wir noch am Nachmittag einen Erkundungsvorstoß auf einen 3600 *m* hohen Bergausläufer und entdeckten dabei, daß zwischen Seri- und Asmaschigletscher ein ganzer Bergstock liegt, der auf keiner Karte eingezeichnet ist, der aber an Selbständigkeit, Höhe und Formenschönheit selbst der Swetgarkette fast ebenbürtig ist, der Asmaschitau, auf dessen Grat wir standen.

Der nächste Tag (20. August) brachte uns dann noch einen schönen bergsteigerischen Erfolg. Wir stiegen als erste von unserem Lager am Knie des Twibergletschers auf der am Vortag eingesehenen Route auf den Tottau, 4100 *m* Höhe. Anderntags eilten wir nach Norden. Ein Versuch auf die Skala Bodorku mußte jenseits des Vorgipfels, etwa 4000 *m* Höhe, im wütenden Schneesturm aufgegeben werden. Über dem Twiberpaß drüben bezogen wir dann bei dem Punkt 3075 des Sgimargletschers ein Sturmbiwak. Bald hatten wir uns vor den rasenden Luftmassen so gut geborgen, daß sie uns nichts mehr anhaben konnten, freilich unser Zeltraum war kleiner geworden, da wir große Steine von innen gegen die Zeltwand legen mußten, um ihr Widerstandsfähigkeit zu geben.

Der Sturm tobte sich aus in der Nacht. Bei herrlichstem Wetter bummelten wir am anderen Tag, Abschied nehmend von den weiß verschneiten Bergen der Zentralkette, über die Gletscher hinab ins Gara aufa Tal. Noch am Nachmittag marschierten wir — ein Endsport muß sein — die 30 *km* lange Strecke hinaus nach Tschegen. Nach manchen Irrwegen durch die im Dunkel der Nacht kaum entwirrbaren, hohlwegartigen Gassen der balkarischen Dörfer kamen wir spät in der Nacht dort an und gerieten unversehens in die Gesellschaft von Offizieren der roten Armee hinein, die einen Ausflug hierher gemacht hatten. Die Anwesenheit ihrer Gemahlinnen, von denen eine von ihrer Gouvernante ein ausgezeichnetes Deutsch gelernt hatte und außerdem hübsch und jung war, verpflichtete uns trotz unserer Müdigkeit noch zu einigen Stunden gesitteten Benehmens beim Tee, wobei sehr zu unserem Vorteil ein edler Kommunismus herrschte.

Hier hatten die Strapazen ein Ende, zwei Wagen brachten uns in den nächsten Tagen mühelos durch die endlos lange Schlucht, die der Tschegenfluß durch die nördlichen Kalkketten gegraben hat, hinaus nach Naltschik. Das Ziel war erreicht. Die erste hochturistische Unternehmung im Kaukasus war geglückt. Ein neues Betätigungsfeld stand nun den deutschen Bergsteigern offen[1]).

[1]) Die Kosten betrugen rund 4800 RM., davon zahlte die Sektion Hochland 1700 RM., der Rheinisch-Westfälische Sektionsverband 1000 RM. (an Tillmann als Vorschuß für zu haltende Vorträge), der Akademische Alpenverein München 300 RM., die Teilnehmer 1800 RM. (Bauer 900, Dr. Beigel 600, Niesner 250, Tillmann 50 RM.).

## II.

# Die Erschließung der Swjetgarkette

## Die Wiener Fahrt im Jahre 1929

Von Hugo Tomaschek, Wien

Hundert Jahre nach der ersten Kaukasusexpedition, die den höchsten Gipfel erforschen sollte, kann man sagen: die großzügige Erschließung des Zentralkammes zwischen Elbrus und Kasbek ist vollendet. Kleinarbeit gibt es allerdings noch genug zu leisten, wenn auch die unerstiegenen Viertausender äußerst selten geworden sind. Dem Kartographen dagegen steht noch ein großes Betätigungsfeld offen. Die Merzbacher-Karte aus dem Jahre 1903 leidet an vielen Fehlern und genügt nur als Übersichtsbehelf, die russische Generalstabskarte stellt das Gelände ziemlich genau dar, ist aber im Hochgebirge unverläßlich, da man nie weiß, wo der Topograph zu dichten begonnen hat.

Die Swjetgarkette war das letzte große Bollwerk, das sich aller Angriffe erwehren konnte. Die eigenartig gerifften, äußerst steilen Schnee- und Eiswände haben bisher alle Beschauer abgeschreckt, ein ernstlicher Versuch ist nur aus dem Jahre 1894 bekannt geworden. Erst im Jahre 1928 ist der ganz isoliert stehende Tot Tau von der Münchner Expedition erstiegen worden.

Das gewaltigste Schaustück des Kaukasus birgt wohl die Umrahmung des Bezingitales, die Swjetgarkette kann sich aber ruhig damit messen. Südlich des Hauptkammes erhebt sie sich als Parallelkamm von 6 *km* Länge, der in 1600 *m* hohen Eiswänden zum Lekfürgletscher abstürzt. Der Gipfelkamm des Swjetgar weist drei Erhebungen über Viertausend auf; die mittlere, ein klotziger Felsturm, 4109 *m*, ist die höchste, auch der Ostpfeiler der Wandflucht stellt einen stolzen Viertausender dar. Durch einen tiefen Sattel getrennt, erhebt sich noch der Tot Tau über viertausend Meter. Westwärts teilt sich der Hauptgrat; der eine Ast verliert rasch an Höhe und zergliedert sich in unzählige, wild zerrissene Seitengrate, der andere dagegen bringt noch einen Viertausender auf und umklammert mit seinen Ausläufern einige kleine Gletscher. Südlich erhebt sich noch ein Parallelkamm, der in dem doppelgipfeligen Asmaschi Tau, 4045 *m* und 4090 *m*, seine höchste Erhebung aufweist und einerseits durch den Asmaschisattel, 3600 *m*, mit dem Hauptkamm, andrerseits durch einen kurzen Gratzug mit der Gwaldakette verbunden ist.

Vom Asmaschisattel sinken nach beiden Seiten Gletscher ab, der westliche wird durch einen Felspfeiler gespalten und endigt in zwei steilen Gletscherzungen hoch über dem Haupttal. Dieses wird in der Literatur als Asmaschital bezeichnet und birgt nur einen kleinen Gletscher ohne Einzugsgebiet. Das Tal schließt unvermittelt mit steilen Flanken ab, die stark in Ausaperung begriffen sind. Der östliche Asmaschigletscher bricht in einem 700 *m* hohen Eisfall ab und vereinigt sich dann mit dem Twibergletscher. Durch den langen Ostgrat des Asmaschi Tau getrennt, fließt in gleicher Richtung der Serigletscher, der sich ebenfalls mit dem Twibergletscher vereinigt.

Vergleicht man die Karte Merzbachers, besser aber seine Beschreibungen mit dem heutigen Stand der Gletscher, so kann man ein allgemeines Zurückweichen des Eises feststellen. Die Karte ist dabei nur mit großer Vorsicht zu Rate zu ziehen; die Gletschergebiete sind meist viel ausgedehnter und zusammenhängender dargestellt, als sie je gewesen sein konnten.

Zugangswege. Bei den heutigen Verkehrsverhältnissen kommt nur der Zugang von Norden in Frage und zwar von Naltschik ausgehend durch das Baksan- und Adür-su-Tal, und über den Mestiapaß, 3701 *m*, auf den Lekfürgletscher. Am

Ende dieses Gletschers mündet das Asmaschital, durch das man von Westen ohne große Schwierigkeiten zum Mittelpunkt der Gruppe gelangen kann. Der kürzeste Zugang wäre allerdings von Mestia, der Hauptstadt Swanetiens, diese ist aber von der Bahnstrecke Kutais—Tiflis nur mit Tragtieren zugänglich, während in das Baksantal seit 1929 ein Personenkraftwagen verkehrt. Über den Betschopaß, 3375 *m*, ist Mestia auch vom Baksantal in kürzester Zeit zu erreichen. Durch das Ingurtal soll allerdings eine Straße nach Mestia gebaut werden, damit wäre dann auch die Zufahrt vom Schwarzen Meer erschlossen.

Der Reiseweg unserer Unternehmung war durch die kürzeste Verbindung vorgezeichnet, denn es galt die karg bemessene Zeit möglichst auszunützen. Wien—Moskau—Naltschik ist die beste Bahnverbindung, der Autoverkehr in das Baksantal ist ein weiterer Vorteil. Sehr angenehm empfanden wir die neu errichtete Talherberge des „Sowjetski Turist" an der Mündung des Adül-su-Tales, 140 *km* von Naltschik entfernt.

Die Hinreise erforderte an Zeit: 42 Stunden Bahnfahrt nach Moskau, zwei Tage Aufenthalt dort, weitere 54 Stunden Bahnfahrt nach Naltschik und einen Tag für Proviantbesorgung. Am siebenten Tage nach unserer Abreise erreichten wir nach einer achtstündigen Kraftwagenfahrt unseren Bestimmungsort

## Adül-su

Am 22. Juli, 6 Uhr früh, waren wir abmarschbereit, obwohl unser Gepäck erst vor zwei Stunden eingelangt war. Das Feilschen und Zeitvertrödeln, von dem jeder Reisende im Osten zu berichten weiß, mußten auch wir durchkosten. Drei Stunden landesübliche Verspätung fand ich zum Schlusse gar nicht so schrecklich, denn in der Zeit war ich als einziger Sprachkundiger genügend beschäftigt und war auf meine Leistung als Anfänger ganz stolz. Das russische „Sogleich" war mir bereits ins Blut übergegangen und ich sah den weiteren Ereignissen mit stoischer Ruhe entgegen.

Auf einem guten Saumweg trabten unsere vier Esel das Adül-su-Tal bergan. Wir konnten uns nichts Schöneres vorstellen, als das Dahinbummeln, frank und frei aller drückenden Lasten. Durch die Lücken des hochstämmigen Tannenwaldes erblickten wir die glitzernde Pracht der Hängegletscher der ersten Viertausender. Unsere Erwartungen waren aufs höchste gespannt. Ein klotziger Turm erregte wegen seiner Ähnlichkeit mit der Dent de Géant am meisten unsere Aufmerksamkeit: der Pik Kaukas, wie ihn später die Russen tauften; er fiel auch später unserem Tatendrang zum Opfer.

Ein großartiges Schaustück bot der Hintergrund des Schechildiatales. Der Schechildi Tau erhebt sich mit einer prallen Wandflucht aus Fels und Eis unvermittelt über dem flachen, schuttbedeckten Gletscher. Sein Bild schmückt heute meine Sammlung, es ruft mir immer wieder den großartigen Eindruck wach, der mich damals fesselte. Ich brauchte lange, bis ich wieder meinen Gefährten nacheilte.

Durch meterhohe Gräser und Buschwerk führte der Pfad an der rechten Talseite stetig bergan. Die Sonne brannte auf uns herab, doch heute waren uns die sengenden Strahlen nur eine Wohltat. Leider wurde unser friedlicher Bummel bald durch einen Streik der Eseltreiber gestört. Doch 1¼ Stunden langes, geduldiges Verhandeln, Trinkgeldversprechungen brachten sie wieder in Bewegung, die Kerle hatten anscheinend eine große Angst vor dem Gletscher, dem wir uns rasch näherten. Über alte, strauchbewachsene Moränen und durch ein Gewirr von Moränentälern erreichten wir die Zunge des Dschankuatgletschers. Hier machten die Balkaren mit den heiligsten Beteuerungen, sie würden sich die Füße erfrieren und erblinden, endgültig „Kehrt euch!" Sie schieden mit Drohungen, da sie die verlangte Mehrbezahlung natürlich nicht erhalten hatten.

Das erste Biwak im Kaukasus war recht trübselig, der Regen plätscherte unauf-

hörlich auf die Zeltwand, der Primuskocher qualmte und die 40 *kg* Rucksacklast pro Mann konnte uns in keine rosige Stimmung versetzen. Was soll ich da Erfreuliches von dem Gepäcksmarsch zu dem unbenannten Paß, 3600 *m*, am nächsten Tage erzählen? Etappentransport war unsere Losung! Einen willkommenen Grund zum Rasten bot nur das Lichtbildern, weniger das Pulszählen, das Essen aber schon gar nicht. Die Proviantmeister waren zum Auspacken viel zu faul.

Unter der Paßhöhe wurde unser Vordringen immer langsamer, der Schnee immer weicher. Die Neugier, das heißersehnte Neuland zu erblicken, packte mich schon gewaltig und ließ mich die Müdigkeit leichter überwinden. Zufriedener konnte ich nimmer sein, als ich endlich meinen Rucksack auf dem Paß abwerfen durfte. Mit dem Apparat stürmte ich auf den Gletscher hinaus, bis ich freie Sicht hatte. Das Gewirr von Graten und riesigen Eiswänden der Swjetgarkette löste einen überwältigenden Eindruck in mir aus, doch auf Einzelheiten merkte ich nicht viel, denn es gab immer etwas Neues zu sehen und nur auf die stolze Felsenburg Gadül Tau-Baschkara suchte ich mit den Augen hochzuklettern.

Viel Arbeit hatten wir noch zu erledigen bis wir die Zelte aufsuchen konnten. Von den ersten Kochergebnissen will ich lieber schweigen. Auch über die qualmenden Petroleum-Primuskocher, die nur bei Anwendung von Kunstgriffen brannten, will ich hinweggehen. Ich muß da immer an rußgeschwärzte Hände denken!

Kaser, Slezak und ich erstiegen an den beiden nächsten Tagen den Gadül Tau, 4135 *m*, über den Ostgrat, Chladek und Wächter den Dschan-tugan-Tau, 3899 *m*, und den Tscheget-Tau-tschana, 4140 *m*. Wir beschlossen, in zwei Gruppen weiterzuarbeiten. Slezak und ich in der Swjetgargruppe, die anderen drei in der Adür-su-Gruppe.

## Gadülgletscher

Mit gewaltigen Rucksäcken, die samt Aufbau eines jeden Kopf überragten, machten wir uns an den Abstieg zum Lekfürgletscher. Das Firnbecken des Gadülgletschers weist nur wenige Spalten auf und ist daher ohne Schwierigkeiten zu begehen. Den 450 *m* hohen Bruch packten wir zuerst in der Mitte an, mußten aber bald erkennen, daß die einzige Abstiegsmöglichkeit am rechten Ufer sei. Eine Rinne knapp neben den Felsen vermittelte den Zugang zu dem Irrgarten des Eisfalles. Durch Stunden waren wir dem Zufall ausgeliefert und es ist mir heute noch ein Rätsel, daß keiner der Eistürme barst und daß die glühenden Sonnenstrahlen die schlummernden Kräfte in den Felsenklippen nicht aufrüttelten.

Ein gewaltigerer Baumeister, als Menschen es sein können, ist hier an der Arbeit. Eine Stufenleiter führte uns aber doch den ersten Abbruch hinab auf den Grund einer gewaltigen Eisschlucht. Geduckt schlichen wir unter den sturzbereiten Wächtern des Eisdomes dahin, ein einziger warmer Hauch hätte uns hier zermalmen können. Ein langer Eishang mit wenig Spalten führte uns vom Ausgang der Schlucht hinab. Es war ein gefährlicher Gang und an der Grenze der Leistungsfähigkeit unserer Muskel. Mit 30 *kg* Gepäck ohne Stufen abzusteigen ist keine kleine Anstrengung, eine Seillänge in steilstem Blankeis, inmitten stürzender Felsblöcke, ist mir, der ich damals am Schlusse ging, noch heute in deutlicher Erinnerung.

Es war ein guter Einfall, hier durchzusteigen, der Gletscher endigt mit einer Nebenzunge vor einer Felswand, während links der Hauptstrom vollständig zerborsten weitere 150 *m* in die Tiefe sinkt. Auf dem blank gefegten Eisbuckel über dem Gletschertor, im Streukegel einer Steinschlagrinne, querten wir in schrofiges Gelände. Bei dem ersten Gerinnsel schlürften wir lechzend das kostbare Naß und verschlangen heißhungrig unsere Eßvorräte, nach 7 Stunden Fasten schmeckt es eben doppelt. Unten auf dem Lekfürgletscher hielten wir erst die wohlverdiente Rast, teilten das Gepäck und versteckten einen Teil unter einem Felsblock.

Der weitere Abstieg war noch lang und konnte uns leicht einige Überraschungen bereiten, darum mußten wir bald wieder weiter trachten. Endlos stolperten wir über höckeriges Eis, dann Moränenschutt, zuletzt mußten wir unvermutet über 100 *m* an der linken Talseite ansteigen. Einige Steindauben und spärliche Fußspuren wiesen uns den Steig. Das Queren in hartem Moränenschutt war höchst unangenehm, als aber Vegetation auftrat, trafen wir auf ein gutes Steiglein. Hoch über dem Gletscher auf dem alten Moränenfirst wanderten wir mühelos zur Mündung des Asmaschitales.

Auf weichem Grasboden, im Schutze eines großen Blockes, errichteten wir unser Zelt. Gleich in der Nähe sprudelte eine starke Quelle hervor und ein Blättermeer lieferte eine weiche Unterlage. Wir blieben auch eine zweite Nacht in der Sommerfrische, das Wetter war ohnedies nicht vielversprechend, zeitweise regnete es auch. Für den weiteren Aufstieg konnten wir nichts auskundschaften, wir sahen nur eine Reihe von Türmen, zwischen denen sich unheimlich steile Gletscherzungen herabzwängten.

### Asmaschi Tau, 4090 *m*

Am 28. Juli konnten wir uns kein günstigeres Wetter für unseren Anstieg wünschen. Frisch war es und die Sonne versteckte sich außerdem hinter Wolken. Im Haupttal hatten wir immer Steigspuren, es weidete hier eine Menge Vieh, Menschen sahen wir keine. Wir hofften im Talhintergrund einen guten Durchstieg zu finden, hatten aber keinen bestimmten Plan, sondern wählten nur den jeweils gemütlichsten Weg. Kurz nach der Gletscherzunge des kleinen Gletschers im Haupttal arbeiteten wir uns durch Schwimmbewegungen in einer 300 *m* hohen Schuttrinne auf den rechten Begrenzungskamm hinauf, 2900 *m* hoch.

Die steile Zunge des Asmaschigletschers lag schon tief unter uns und ober uns waren auch keine besonderen Schwierigkeiten zu erwarten. Bis auf 3200 *m* verfolgten wir die Felsrippe, dann verflachte sie sich und man kann leicht den Gletscher erreichen. Ein günstiger Lagerplatz war auch bald gefunden und ausgeebnet.

Mit dem Sturmgepäck wollten wir den Weg erkunden, Zeit und Wetter waren uns günstig. Mit geringem Höhenverlust querten wir zu einer breiten Bucht in der Mitte des Gletschers, die den Durchstieg durch den steilen Eisfall ermöglichte. Ohne Schwierigkeiten erreichten wir das oberste Gletscherbecken und stiegen mühelos zum Asmaschisattel, 3660 *m*, an. — Wir hatten den leichtesten Zugang zum Mittelpunkt der Swjetgargruppe gefunden.

Eine herrliche Schau bot sich uns, im Osten die stolzen Eisburgen der Fünftausender, im Westen die düsteren Felsberge der Uschbagruppe, und zum Greifen nahe der Swjetgar Tau. Von beiden Seiten fließt der Gletscher in sanften Wellen zu Tal, um dann einem erstarrten Wasserfall gleich in der Tiefe zu verschwinden. Wir sahen nur die obersten Eistürme, erst tief unten, wo die Hänge schon ein leichtes Grün zeigten, entdeckten wir den Twibergletscher mit den Schuttschlangen auf seinem Rükken. Dem Asmaschi Tau, zu dem ein schön geschwungener Eisgrat vom Sattel hinaufführt, sollte unser Besuch gelten. In den Bildern Merzbachers und Sellas wird der Berg immer als Bangurian Tau bezeichnet, dieser liegt aber viel weiter zurück und bildet den Knotenpunkt der Swjetgar- und Gwaldakette. Wir konnten diese Tatsache schon vom Gadül Tau feststellen und vermuteten auch ganz richtig, einem stolzen Viertausender an den Leib zu rücken.

Der Anfang der herrlichen Bergfahrt war sehr einladend. Gemütlich bummelten wir über einen Schneehöcker und einen steilen Hang zur Grathöhe hinan. Ein schwindelnder Tiefblick auf die Nordwand des Berges bot sich uns dar, ungemein steil schießen die Eisrinnen 700 *m* tief zum Asmaschigletscher hinab. Am Rande des gruseligen Abgrundes turnten wir über die Gratschneide hinweg. Das Spiel des Sonnen-

lichtes auf dem wohlig warmen Felsen, das Sprühen und Funkeln auf den Schneerippen und Eisbuckeln vom Gipfelfirst bis hinab zu den blauen Schatten der Gletscherschründe entlockte uns manchen Ruf des Entzückens. Das Steigen war keine Überwindung der Erdenschwere mehr, eine helle Freude war es, auf der Himmelsleiter hinaufzuschreiten, wenn auch das Ziel noch so ferne schien. Ein Gratwächter mit senkrechtem Abbruch vermochte uns auch nicht zu schrecken, wir freuten uns nur, ihn in der rechten Flanke so schlau überlistet zu haben.

Für mich begann nun der schönste Teil des Anstieges, der fein geschwungene Eisgrat zum Vorgipfel. Wenn anderen das Gehen mit abgewinkelten Knöcheln ein notwendiges Übel bei Eisturen ist, ist es mir eine wahre Wonne, Felsen mit Eishängen vertauschen zu können. Mit Feuereifer bereitete ich eine Stufenleiter im tiefen Schnee, später im morschen Eis, zuletzt, wo die Ausgesetztheit auch in der Südflanke eine beträchtliche war, im harten Wassereis.

Über den Wächtensaum hinweg erreichten wir den Vorgipfel. Ein fester Händedruck bezeugte unsere Freude über unseren ersten Gipfelsieg, über den Fall des ersten jungfräulichen Gipfels. Ein Blick auf den Höhenmesser belehrte uns, daß ein Viertausender, 4045 *m*, unser war. Der Übergang zum Hauptgipfel bot weiter keine Schwierigkeiten, einen Felshöcker konnten wir südseitig umgehen und über einen letzten nicht hohen Steilaufschwung erstürmten wir den höchsten Punkt.

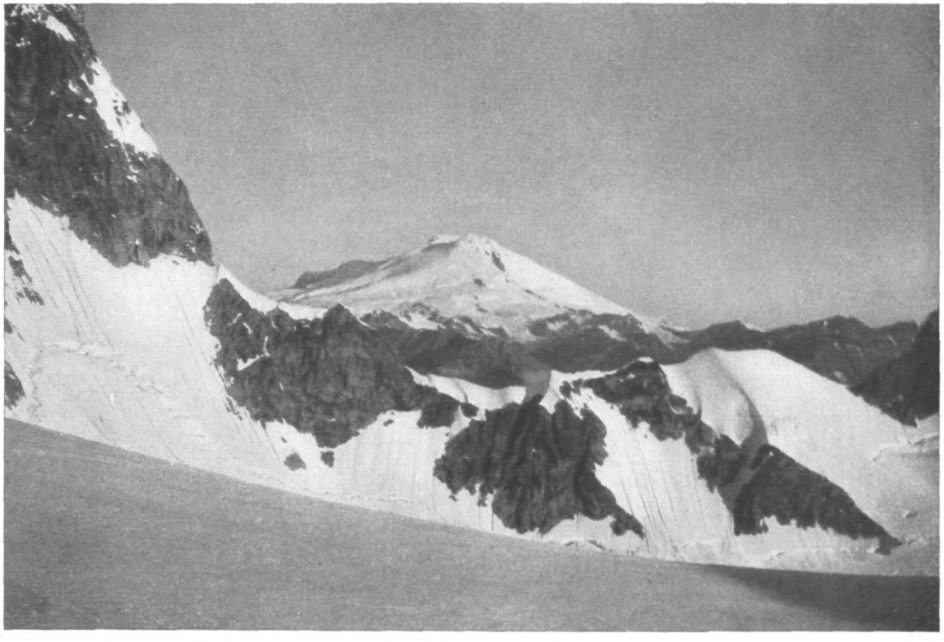
Nüchternen Auges versuchte ich die weite Rundsicht zu ergründen und zückte nach den einzelnen Gipfeln die Bussole; den Kammverlauf der näheren Umgebung bannte ich aufs Papier. Der Zauber trunkhaften Genießens war damit gebrochen. Ich ordnete die Berge nach Ersteigungsmöglichkeiten, die Gletscher sanken zu einem Irrgarten herab, den ich zu entwirren suchte. Die kostbaren Minuten mußten eben ausgenützt werden, kaum, daß mir Zeit zum Essen blieb.

Mit froher Zuversicht stiegen wir wieder hinab, wir wollten ja wiederkommen und den Hauptgipfel der Gruppe, den Swjetgar Tau, bezwingen. Seine schwache Seite hatten wir nun gründlich studiert. Rasch gewannen wir an Tiefe und ehe wir es uns versahen, standen wir im aufgeweichten Firn des Gletschers. Das Stapfen in dem Schneebrei war eine bittere Pille, doch wir mußten eilen. In den Tälern war es längst düster, mit den Schatten stieg der Dunst empor und schwebte wie ein zarter Silberschleier zwischen Licht und Dunkel. Uns hüllte die Sonne noch in ihren Lichtmantel, die Berge der Uschbagruppe zeichneten sich aber nur mehr als Schattenriß vom Himmel ab. Feiertagsstille war um uns, kein Krachen störte die Ruhe, heute hielten auch die Berge die Sonntagsruhe ein. Nur das Wasser gluckste unermüdlich an allen Ecken und Enden, gleich ruhelos wie wir selbst.

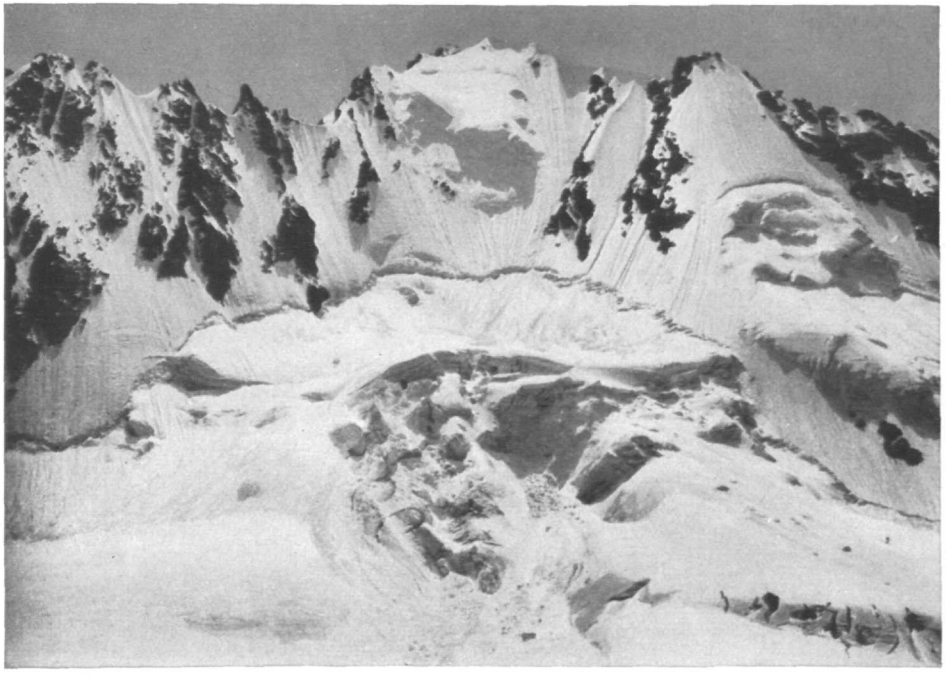
Wie gut war es, daß der Lagerplatz schon vorbereitet war und wir in unserer anspruchslosen Behausung sofort unterkriechen konnten. Mit dem Verschwinden der Sonne war es auch kalt geworden. Den nächsten Tag mußten wir dem Wettergott opfern. Ob ungern? Ich glaube nicht. Wir faulenzten, sahen den ziehenden Wolken nach, zählten jeden blauen Fleck am Himmel und waren zufrieden, wenn einmal die Sonne durch die Wolken gudte.

### Swjetgar Tau, 4109 *m*

Am 30. Juli rüsteten wir zum Hauptsturm. Wir gingen denselben Weg zum Asmaschisattel, in der kurzen Zeit hatten sich in staunenswerter Weise Klüfte geöffnet oder verbreitert und der Firn war schon am frühen Morgen bedenklich weich. Das Wetter war noch schlechter als am Vortag, dunkle Wolken wälzten sich regendrohend heran. Auf dem Asmaschisattel angelangt, fuhr uns ein neuer Schreck in die Glieder. Wir sahen eine kunstvoll angelegte Spur, die just dorthin führte, wo wir unseren



Elbrus (5633 *m*) vom Gadül-Gletſcher



Adyr-ſu-Baſch (Nordwand), 4370 *m*



Asmaſchi Tau, 4090 *m*

Anstieg ausgeklügelt hatten. Zu unserem Glücke war es nur die Fährte eines lüsternen Bären, den wohl die Steinböcke in die Eiswüste gelockt hatten.

Den Anstieg hatten wir uns schon zurechtgelegt. Vom Hauptgrat sinkt eine Felsrippe ab, die links von einer sich gabelnden Schneerinne begleitet wird. Mit der Felsrippe durch einen flachen Schneesattel verbunden, erhebt sich ein auffallender Felskopf, der steil zum Östlichen Asmaschigletscher abstürzt. Dieser Schneesattel ist von Südwesten leicht zu erreichen, das Wetter verschlechterte sich aber derart, daß wir im Zelt Zuflucht suchen mußten und über eine Stunde warteten.

Als sich das Wetter wieder gebessert hatte, stiegen wir aus der Mulde unter dem Asmaschisattel über einen Eishang zum Schneesattel hinan. Wir blickten zurück und genossen ein schönes Schauspiel. Der Wind trieb die Nebel zu einer Wolkenfahne zusammen, die sich vom Gipfel des Asmaschi Tau nicht zu lösen vermochte. Auch in der Nordflanke stritten die Sonnenflecken vergebens um die Vorherrschaft. Es dauerte nicht lange und die Herrlichkeit verblich im trüben Nebellicht. Wir hatten erst jetzt erkannt, welch großartigen Berg wir erstiegen hatten.

Diesmal trugen wir gar nichts, die Ausrüstung hatten wir am Körper, Steigeisen und eine Rebschnur hatten wir umgehängt. In dem steilen Blockwerk der Felsrippe turnten wir rasch höher. Als wir wieder auf den Gletscher hinabblickten, entdeckten wir drei Gestalten: die „Konkurrenz", die zu spät kam. Sie waren nicht wenig erstaunt, hier Freudenrufe zu hören. Eine prächtige, genußreiche Plattenkletterei nahm wieder unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir kletterten um die Wette und dachten gar nicht daran, uns mit der Seilsicherung abzuquälen, in den folgenden brüchigen Schrofen mußten wir so wie so bedacht sein, dicht hintereinander zu klettern. Den Hauptgrat erreichten wir an dem Punkt, wo sich dieser in zwei Äste teilt.

Wir gingen auf dem Grate wie in einem Wandelgang, links ein Eiswall und rechts eine Brustwehr aus Fels. Hier konnte man mit dem besten Willen nicht abstürzen. Mit Steigeisen bewehrt überschritten wir den Vorgipfel, ein steiles Eiswandl folgte, dann nahm uns der felsige Gipfelgrat auf. Bei einer senkrechten Felskante legten wir die Eisen ab und kletterten das kurze waagrechte Gratstück entlang zum klotzigen Gipfelblock. An diesem scheiterten aber alle Versuche, ich kam zwar in einem Riß in der Nordseite sehr hoch, doch die letzten Meter konnte ich in Nagelschuhen nicht mehr erzwingen. Ausschlaggebend für den raschen Rückmarsch war aber das Grollen des Donners.

Am Fuße des 8 *m* hohen Turmes bauten wir einen Steinmann und kehrten ohne weiteren Aufenthalt zurück. Unten am Gletscher schien wie zum Hohn wieder die Sonne. Wir begrüßten auch die drei Russen, unter ihnen Herrn Semenovsky, einen bekannten Kaukasusfahrer, die um wenige Stunden zu spät gekommen waren. In ihren Aufstiegsspuren wollten wir durch den 700 *m* hohen Eisfall des Westlichen Asmaschigletschers hinabsteigen.

In endlos wechselndem Spiel, kreuz und quer, vom linken Ufer gegen die Gletschermitte und wieder zurück, wanden wir uns zwischen den Spalten hindurch. Manche Brücke war hinter den Russen eingestürzt und wir mußten etliche kecke Sprünge wagen. Je tiefer wir kamen, desto verworrener wurde der Bruch und wir hatten auch keine Spuren mehr. Immer, wenn wir glaubten, nun endlich den ebenen Gletscherstrom zu betreten, senkte sich ein neuer Abgrund in die Tiefe. Im ärgsten Kampfe überraschte uns noch ein Wolkenbruch mit Hagel und wir mußten unter einem überhängenden Felsen Unterschlupf suchen.

Nebel und rasch hereinbrechende Dämmerung vereitelten nun jeden Überblick, der Spürsinn half uns aber doch weiter. Bei vollständiger Dunkelheit turnte ich über eine senkrechte Eiskante, inmitten gähnender Schlünde, auf sicheres Gelände hinab. Mit der Laterne stolperten wir in den pechschwarzen Talschlund hinein und schlugen bei

den ersten Moränenblöcken auf blankem Eis unser Zelt auf. Etwas Besseres zu finden, war aussichtslos.

Das Rauschen des Regens war unser Schlummerlied und die ganze Nacht floß durch unser Zelt ein Wasserschwall. Ich triumphierte noch am besten über die Sintflut, da ich aus der Reservewäsche einige Rettungsinseln baute, die das Wasser nicht überfluten konnte. Trotz der faustgroßen Steine als Unterlage schlief ich, wie man eben nur in der Jugend schlafen kann.

## In Swanetien

Morgens fror uns bis auf die Knochen und dabei war kein Fleckchen blauer Himmel zu entdecken; wie sollten wir daher trocken werden? Hinab nach Swanetien war die einzige Lösung. Das Schlechtwetter tobte sich nur in den Bergen aus, an der Zunge des Twibergletschers grüßte uns blauer Himmel und wohlige Wärme. Lange beschäftigten wir uns mit der Befriedigung des nimmersatten Magens und der Trockenlegung unserer Ausrüstung.

Im weiteren Abstiege lernten wir die Heimtücken swanetischer Wegführung kennen. Bis zum Talausgang hatten wir nicht das Gefühl, je bergab gegangen zu sein, der Höhenverlust war auch nicht bedeutend, dafür waren wir ständig an den Talflanken hochgeklettert. Von der Gletscherzunge führte der Weg an der rechten Talseite durch Buschwald. Unzählige Wasseradern kreuzten unseren Weg, im Gegensatze zur anderen Talflanke, wo wir nicht eine einzige Quelle antrafen. Und als wir glaubten, es ginge endlich bergab, da führte uns noch eine Lawinenbrücke über die Schlucht in einen feuchtwarmen Urwald, wo wir in gleiche Höhe mit dem Gletscherende nochmals hochklettern mußten. Dann erst führte der Weg durch hochstämmigen Fichtenwald bergab. Am Waldsaum, noch ein tüchtiges Stück über der Talsohle, sahen wir zum ersten Male hinaus in das weite, sonnige Swanetien.

Unten am Flusse bei der Brücke wurden wir von einigen Einwohnern der Ortschaft Mulach empfangen. Der Hunger löste bei mir eine so überschwengliche Redegewandtheit aus, so daß wir in kürzester Zeit mit Käse, Brot und Eiern versehen waren. Auch zwei Träger trieb ich noch auf, wir wollten einmal als noble Herren in Mestia einziehen. Im Eilmarsch führten uns die beiden Swaneten durch fruchtbare Felder und Ortschaften, immer schußbereit, wenn uns die kläffenden Hunde zu nahe kamen.

Der kürzeste Saumweg nach Mestia führt am linken Ufer des Mulchraflusses, während sich die größeren Ortschaften auf der rechten Seite, auf einer Talstufe erheben. Unterwegs trafen wir auf viele eisenhaltige Quellen; das Heilwasser wird hier zum täglichen Gebrauch verwendet. Vor Mestia verengt sich das Tal zu einer Klamm und wir mußten wieder bergan steigen, um die Enge zu umgehen. Wir glaubten in einem botanischen Garten zu wandeln, so verschiedenartige Gewächse standen zu beiden Seiten des Weges. Rhododendrongebüsch durchsetzt mit Nadelbäumen wechselte mit üppigem Gestrüpp. In den dichten Laubgängen herrschte eine feuchtwarme, würzige Luft, überall rieselte das lebenspendende Wasser in feinen Silberfäden über den Boden. Erst, als wir unmittelbar über Mestia standen, erblickten wir am anderen Ufer die Wartttürme der Hauptstadt Swanetiens.

Über Wiesen stiegen wir zum Fluß hinab und erreichten über zwei Brücken bald den Hauptplatz Mestias. Auch hier fanden wir freundliche Aufnahme in einer Herberge des „Sowjetski Turist", verpflegen mußten wir uns allerdings in landesüblicher Weise in der „Kooperative". Wehe, wenn wir die allgemeine Fütterungszeit versäumten, dann durften wir am Hungertuch nagen oder an gedörrten Fischen ersticken.

In den zwei Tagen unseres Aufenthaltes sahen und hörten wir so viel Neues, daß ich in die gesammelten Eindrücke einige Ordnung bringen muß. Dieses Hochtal ist

durch seine primitiven Verkehrsmittel, Schlitten und Tragtiere, sowie durch die Hochpässe, die zu überschreiten sind, so ziemlich von der Außenwelt abgeschnitten. Unter den Sippen wütete dafür die Blutrache, doch die Wartttürme, das Zeichen einstiger Selbständigkeit, sind nur mehr ein Wahrzeichen des Landes. Die Wogen der Revolution drangen auch in dieses Tal. Vor ungefähr sechs Jahren zog zum ersten Male der derzeitige Machthaber Swanetiens mit einigen Getreuen im Winter über den 3700 *m* hohen Mestiapaß nach Süden, um den Kommunismus zu verkünden. 1½ Jahre saß er dann in seinem Turm und durfte sich nicht blicken lassen, eine Kugel wäre ihm sonst sicher gewesen. Heute ist Swanetien auch in den kommunistischen Machtbereich eingegliedert, von der Unabhängigkeit ist den Swaneten nur mehr der „Kindschal", ein langer Dolch, geblieben, ansonsten dürfen nur Angehörige der kommunistischen Partei Schußwaffen tragen.

Das äußere Zeichen der neuen Macht ist das Regierungsgebäude auf dem Hauptplatz, um das sich das öffentliche Getriebe abspielt. Auf dem großen Platze sahen wir die Schuljugend moderne Freiübungen turnen, sowie die Jünglinge militärisch exerzieren. Das Innere des Gebäudes lernten wir anläßlich der offiziellen Vorstellung kennen. Der Versammlungssaal war mit roten Fahnen und Aufklärungsbildern geschmückt, hier wird Anschauungsunterricht über Landwirtschaft, Kinderpflege u. a. betrieben. Vorherrschend sind aber die Werbebilder für den Kommunismus und die militärischen Bilder über Kampfflugzeuge und modernste Waffen.

Nicht zu leugnen ist, daß von den Kommunisten mancher Fortschritt in das Land gebracht wurde. Durch das Ingurtal wird eine neue Verkehrsstraße gebaut, gleichzeitig wird ein großes Wasserkraftwerk errichtet. Bisher wurde die Verbindung mit der Außenwelt nur mit Tragtieren aufrechterhalten, Wagen gibt es im ganzen Lande keine, die steilen und steinigen Wege werden nur mit Schlitten befahren. Die größte Überraschung war für uns ein Badehaus, Reinlichkeit ist für Westeuropäer ein Bedürfnis, für die Einheimischen eine Notwendigkeit.

Auch die Errichtung einer Herberge ist der staatlichen Organisation des Wanderns zugute zu schreiben, weniger das heißhungrige Ungeziefer, dessen ich mich kaum erwehren konnte. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß man nichts herumliegen lassen darf und bei geschlossenem Fenster schlafen muß. Es gibt hier entsetzlich viel diebisches Gesindel, wie einige unserer Vorgänger zu ihrem Schaden feststellen mußten.

Einen Spaziergang widmeten wir der Vergangenheit des Landes, unser Führer war ein 75jähriger Steinbockjäger, dessen Söhne wir als Träger angeworben hatten, den Dolmetscher machte ein Arzt aus Moskau. Die Sitte der Blutrache bedingte den Bau kugelsicherer Türme, der Swanete war aber auch gegen seinen nächsten Nachbar mißtrauisch und baute die Schießscharten so, daß der Nachbar nicht in sie hineinschießen konnte. In diesem Bau befindet sich auch die luftige Sommerwohnung, bei ihrer Besichtigung wäre ich fast durch eine Falltüre in die Tiefe gestürzt.

Das Kellergeschoß stellt die Winterwohnung vor. Hier haust die Familie gemeinsam mit den Haustieren. In der Mitte des großen, freien Mittelraumes hängt ein Kessel über der offenen Feuerstelle. Die eine Seitenwand nimmt die Festtafel ein, an den anderen Wänden stehen, mit den Köpfen nach innen, die Haustiere, von dem allgemeinen Aufenthalts- und Schlafraum durch eine Holzwand mit Öffnungen und Futtertrögen getrennt. Licht spendet nur das Feuer, denn die einzigen Öffnungen sind Schießscharten, die mit Steinen verstopft oder mit Ölpapier verkleidet sind. Der Winter dauert sehr lange, es gibt bis zu 2 *m* Schnee und der Bauer streut den Dünger auf die Schneedecke, um sie möglichst rasch zum Schmelzen zu bringen.

Trotz der dürftigen Lebensweise rühmen sich die Swaneten eines hohen Alters, einen angeblich 150jährigen trug man gerade zu Grabe, ein 120jähriger meinte, er sei vielleicht noch älter. Die Frauen altern dagegen frühzeitig, denn sie haben die

schwersten Arbeiten zu verrichten. Schönheiten nach unseren Begriffen fand ich keine, die Männer sind aber stolze und prächtige Erscheinungen, zum Teil blauäugig und erinnern an unser kerniges Alpenvolk.

### Mestiapaß, 3751 *m*

Am 3. August holte uns der alte Radjan mit seinen beiden Söhnen um 3 Uhr früh ab und gab uns noch ein Stück das Geleite. Die Feigheit der Balkaren hatten wir schon kennengelernt, um so mehr würdigten wir die Ruhe und Sicherheit der Swaneten auf den steilen Grashängen und Gerölhalden. Ihr Schuhwerk besteht nur aus einem Lederfleck, der auf der Sohle kunstvoll zusammengeflochten ist und mit Heu ausgestopft wird. Die Wegführung war eine recht verwickelte, da der Fluß den ehemaligen Fußsteig weggespült hatte. Erst nachdem wir diese Stelle umgangen hatten, trafen wir auf einen schönen Saumweg, auf dem wir in angenehmer Wanderung die Enge des Tiubritales erreichten. Gegenüber erblickt man die Zunge des Tschalatgletschers; das Tal ist hinter den bewaldeten Vorbergen verborgen und nur einzelne Felsspitzen überragen das Grün der Bäume. Der Weg wird nun so dürftig, daß man es nicht begreifen kann, wie hier ein beladenes Tragtier durchkommen soll. Das Steiglein klebt an den glatten Felsen, gestützt bloß durch einige Fichtenstämme. Rasch aber wird das Tal wieder breiter, nur muß man jetzt hoch in das Asmaschital aufsteigen, um den Bach auf einer Lawine zu überschreiten. Auf bekanntem Wege stiegen wir zum Lekfürgletscher aufwärts. Auch auf dem Eise bewährten sich unsere Träger vortrefflich, mit großem Geschick stießen sie sich mit einem eisenbewehrten Stock Stufen in das Eis.

Ein hoher Eisfall trennt den flachen Gletscherstrom von den oberen Firnbecken. Orographisch rechts vermittelt eine ausgeprägte Seitenmoräne einen guten Anstieg zu einem Absatze oberhalb des Bruches. Hier fanden wir einen geeigneten Lagerplatz, 3200 *m*, gerade gegenüber den gewaltigen Eiswänden der Swjetgarkette. Das war unser großartigstes Hochlager im Kaukasus und es schien mir ein großer Lohn zu sein, den Swjetgar Tau gerade von dieser Seite bei schönstem Wetter zu sehen. Die Formenschönheit des Eispanzers zu schildern, ist mir unmöglich, zu mannigfaltig sind die Bilder und auch ein Lichtbild kann nur eine Ahnung von dem überwältigenden Eindruck vermitteln.

Bei einem Spaziergang zum Mestiapaß stand ich ganz im Banne der Eisriesen. Als ich gar erst den kühnen Dreispitz des Baschil Tau erblickte und ihn meinem Freunde in den glühendsten Farben schilderte, wurde uns der Entschluß leicht, diesem einen Besuch abzustatten. Mehr konnten wir nicht unternehmen, unsere Lebensmittel gingen zur Neige, einen Tag versäumten wir ohnehin durch eine Magenverstimmung Slezaks.

Der Baschil Tau, 4100 *m*, gehört bereits der Adür-su-Gruppe an und darum erwähne ich nur seine Ersteigung, die uns einen köstlichen Klettergenuß in den eisenfesten Gipfelfelsen bescherte. Wenig angenehm war der Abschluß, da wir im Dunkeln durch den Gletscherstumpf tappen mußten und ein Dauerwolkenbruch unser Lager unter Wasser setzte. In den Höhen gab es nachher beträchtliche Neuschneemengen und das allein hätte genügt, unseren Aufenthalt zu beenden, außerdem erwarteten uns bereits unsere Freunde.

Den Mestiapaß erreichten wir in kurzer Zeit, den Abstieg beeinträchtigte das heimtückische Wetter. Einige Male trieb uns eine wahre Sintflut unter das Zelt. Von dem gewiß großartigen Talschluß erinnere ich mich nur des endlosen Moränenschuttes und der vielen Bäche, die wir überspringen mußten. Auch die vielen Gegensteigungen verbesserten unsere Stimmung nicht. Reichlich spät schlugen wir in einem Wald das Zelt auf und stillten den Hunger mit dünnen Suppen und gedörrten Brotresten.

Mit allzumenschlichen Gelüsten nach stundenlangem Essen und Rasten eilten wir durch das Adül-su-Tal hinab in das Haupttal. Mit einer Schüssel voll dicken Rahms stärkte ich mich beim ersten Kosch für den Eilmarsch nach Werchno Baksan. Angesichts des schachbrettartig ausgebreiteten Ortes hielten wir die letzte Rast vor dem dreistündigen Weg auf der staubigen Straße nach Adül-su.

Während der 14tägigen Abwesenheit war es uns vergönnt gewesen, ein ansehnliches Gebiet des Kaukasus kennenzulernen und eine unbegangene Gruppe zu erschließen. Wenn wir auch nicht den Forderungen, die an eine wissenschaftliche Expedition gestellt werden, nämlich eine genaue Karte zu liefern, entsprechen konnten, so bin ich doch mit meinen Erfolgen zufrieden. Das Ergebnis ist eine verbesserte Kammverlaufskizze, die dem Bergsteigergebrauch vollauf genügt. Ich hoffe dabei viel gelernt zu haben und trage mit meinem Freunde wohl den gleichen Wunsch im Herzen, daß wir nicht zum ersten und letzten Male die deutsche Bergsteigerschaft in ausländischen Gebirgen vertreten haben.

---

Bemerkungen zur Kartenbeilage: Die Namensgebung bisher unbenannter Punkte in der Adür-su Gruppe ist eine vorläufige, da Herr Carl Egger, Basel in „Die Alpen", Jahrgang VI, Heft 4, einen Gegenvorschlag gebracht hat. Dieser führt auch wieder den Namen Urubaschigruppe für das Gebiet ein, obwohl bereits Merzbacher in seinem Werke diese Namensgebung ablehnt. Einige Änderungen in den Höhenangaben sind nach dem Vorschlag Egger bereits in der Karte eingetragen. Die Namen selbst würden nachfolgende Änderung erfahren: Neuer Paß = Urubascht-Paß, Junom-su Basch = Uru Baschi, Freshfield Tau = Junom Kara Tau, Dschailik Basch = Ritschlidar Basch und Tschegem Basch = Dschailik. Die endgültige Namensgebung muß aber den Russen überlassen bleiben.





Kilimandscharo

# Die Besteigungen des Kilimandscharo

## Ein historischer Überblick

Von Wilhelm Methner, Stolberg (Harz),
Geheimem Regierungsrat und ehemaligem Bezirksamtmann in Moschi

Der Versailler Vertrag hat uns mit unseren Kolonien nicht nur zukunftsreiche Ansiedlungsgebiete und reiche Rohstoffquellen geraubt, sondern auch dem deutschen Alpinisten die tropischen Riesenberge, die deutscher Besitz waren, genommen. Kamerun besaß im großen Kamerunberg einen Viertausender, Neuguinea in der Zentralkette eine Reihe solcher Gipfel, Deutsch-Ostafrika, abgesehen von mehreren Dreitausendern, die bis 4500 *m* ansteigenden Virunga-Vulkane und den Meru mit 4610 *m*. Aber über alle ragt das dem Harz an Ausdehnung gleichkommende Massiv des Kilimandscharo empor, der mit seinem vergletscherten Hauptgipfel, dem Kibo, 6010 *m*, die höchste Erhebung des schwarzen Erdteils darstellt.

Lange unbekannt, ist er wie kein anderer Hochgipfel der Welt in seltsamer Weise mit dem deutschen Namen verknüpft worden.

Als der deutsche Missionar Rebmann am 11. Mai 1846 ihn zum ersten Male zu Gesicht bekam, ahnte er nicht, daß er den höchsten Berg Afrikas vor sich hatte. Auch sein Amtsbruder Dr. Krapf schätzte die Höhe des Berges nur auf 12 500 Fuß, 3800 *m*. Was der Entdeckung der beiden deutschen Missionare die außerordentliche Bedeutung verlieh, war ihre Mitteilung, daß sich hier, unter dem Äquator Afrikas, ein Berg befinde, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sei. Allerdings stieß ihr Bericht zunächst auf Widerspruch: in erster Linie war es der Londoner Geograph Desborough Cooley, der die Beobachtungen der beiden ernsthaften Männer in überheblicher Weise als Sinnentäuschung und Einbildung bezeichnete.

Es ist seltsam, daß sich in der Folgezeit kein englischer Forscher an die Lösung des anregenden Problems heranmachte. Wiederum war es ein Deutscher, der genauere Kunde von dem geheimnisvollen tropischen Schneeberg bringen sollte. Der Baron Carl Claus von der Decken, einer der kühnsten Afrikaforscher, marschierte im Juli 1861 von Mombassa aus nach dem Kilimandscharo, den er Mitte Juli 1861 erreichte. Sein erster Versuch, von Kilema aus den Berg zu besteigen, brachte ihn allerdings nur bis in eine Höhe von 8360 Fuß, 2548 *m*. Aber der tatkräftige und unerschrockene Reisende unternahm im folgenden Jahre mit Otto Kersten eine zweite Expedition nach dem Schneeberg, bei der sie am 29. November 1862 von Moschi aus bis 14 160 Fuß, 4316 *m*, vordrangen. Die in den nächsten Jahrzehnten unternommenen Expeditionen der Engländer Charles New und R. Bushell (1871), des Deutschen Dr. Fischer (1883), der Engländer Joseph Thomson und H. H. Johnston (1884), der Österreicher Graf Teleki und v. Höhnel (1887) und schließlich des Amerikaners Abbott und des Deutschen Otto Ehlers (1888) brachten zwar eine Reihe interessanter Einzelheiten, indessen überschritt keiner von ihnen die Höhe von 5000 *m*, obgleich Ehlers behauptete, den Nordgipfel erreicht zu haben; was er freilich später widerrief. Die Bezwingung des Bergriesen blieb wiederum einem deutschen Forscher vorbehalten, dem Geographen und bekannten Alpinisten Professor Dr. Hans Meyer aus Leipzig.

## I. Die Besteigungen des Kibo

Die erste von Hans Meyer im Jahre 1887 unternommene Expedition führte zwar bis an den Eismantel des Kibo, 5500 *m*, indessen verhinderten die Erschöpfung seines Begleiters, des Freiherrn v. Eberstein, Mangel an bergsteigerischer Ausrüstung und ein einsetzender dichter Schneefall ein weiteres Vordringen. Eine zweite Expedition (1888) wurde durch den Araberaufstand unterbrochen, die dritte (1889) führte zum Ziele. Am 24. September war Hans Meyer, begleitet von dem Salzburger Alpinisten Ludwig Purtscheller, am Kilimandscharo eingetroffen, schon am 28. September brachen sie nach den Hochregionen des Kibo auf.

Oberhalb der bewohnten Landschaften zieht sich um den Kilimandscharo zwischen 1700 und 3000 *m* ein Gürtel schweren Urwaldes, der allerdings nach oben zu allmählich einen immer greisenhafteren Charakter anzunehmen beginnt. Lange Bartflechten und dichte Moospolster bedecken die immer kümmerlicher werdenden Bäume, die Vegetation und der Boden triefen vor Nässe. Dann folgt die Region der Hochweiden, an deren oberem Rand strauchartige Heide (Ericinella) dichte Büsche bildet und endlich geht die Landschaft in die von Asche und Schutt bedeckte alpine Wüste über. Am fünften Tage wurde bei 4330 *m* das „Kibo-Lager" bezogen, und nachts um 1 Uhr brachen Meyer und Purtscheller allein zur Kibo-Besteigung auf.

Hans Meyer hatte beschlossen, den offenbar höchsten, südlichen Rand der Kibo-Kuppe über den von ihm später „Ratzelgletscher" genannten Teil des Eismantels hin-

weg zu erreichen. Nach einem anstrengenden Anstieg, bei dem sich die durch die dünne und extrem trockene Luft hervorgerufenen Beschwerden bemerkbar machten, wurde um 9 Uhr 50 Min. die untere Grenze des geschlossenen Kibo-Eises erreicht und Seil und Steigeisen angelegt. In zweistündigem Stufenschlagen wurde der Steilhang des Gletschers überwunden, dann ging es noch nahezu zwei weitere Stunden über das in Form des „nieve penitente" (Zackenfirn) zerfressene Eisfeld, und wenige Minuten nach 2 Uhr öffnete sich zum ersten Male vor Menschenaugen der Krater des Kibo. Es zeigte sich sogleich, daß die erreichte Stelle des Kraterrandes nicht die höchste Erhebung des Kibo war, sondern daß sich auf dem Südrand einige flache Felskuppen befanden, die um 100 bis 200 *m* höher zu sein schienen. Mit Rücksicht auf die vorgerückte Tageszeit und die Unmöglichkeit, hier oben ohne Schutzausrüstung zu biwakieren, wurde die Ersteigung des höchsten Gipfels verschoben und um 2 Uhr 20 Min. der Rückmarsch angetreten.

Der Versuch wurde nach einer eintägigen Rast am 5. Oktober wiederholt, und jetzt mit Erfolg. Diesmal wurde der letzte Anstieg durch ein in Höhe von 4650 *m* in einer Höhle bezogenes Zwischenlager verkürzt und um 3 Uhr früh der Marsch angetreten. Um 8 Uhr 45 Min. war der Kraterrand gewonnen, und nun führten 1½ Stunden mäßigen Steigens über sonnenerweichten Firn und zerfressenes Eis zu der mittelsten der 2 Tage vorher gesichteten Felskuppen, die Hans Meyer um 10 Uhr 30 Min. als erster betrat und, da sie die höchste Spitze des Deutschen Reiches war, Kaiser-Wilhelm-Spitze benannte. Auf Grund der durch Siedethermometer kontrollierten Aneroidablesungen und der sonstigen Beobachtungen wurde die Höhe dieser Spitze von Dr. Ernst Wagner in Berlin später auf 6010 *m* (19 718 Fuß) berechnet.

Spätere Messungen Klutes haben zwar eine etwas geringere Höhe ergeben, aber die Höhenangaben für tropische Hochgebiete werden noch mancher Korrektur bedürfen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Korrekturen höhere Zahlen als bisher ergeben werden.

Der gelungenen Erstbesteigung folgte zunächst ein Versuch Meyers und Purtschellers, die Steilwand des nördlichen Eismantels zu erklimmen, die sich aber als ungangbar erwies, und sodann am 18. Oktober ein viertes Vordringen zum Kibo-Krater, diesmal auf einem anderen Wege. Schon 1887 war Hans Meyer nördlich vom Ratzelgletscher eine tiefe Scharte im Eismantel aufgefallen. Als letztes Lager vor dem Anstieg wurde dieses Mal eine geräumige, in 4690 *m* Höhe gelegene Lavahöhle gewählt, die später als „Biwakhöhle" den meisten Besteigern als Ausgangspunkt gedient hat. Nach dem mit den üblichen Anstrengungen verbundenen, sehr ermüdenden Aufstieg über die losen Schutthalden gelangten die beiden Reisenden nach einer nur 10 Minuten währenden Stufenarbeit in die „Hans-Meyer-Scharte", 5923 *m*. Meyer und Purtscheller betraten jetzt den Kraterboden, indessen hinderte sie das wildzerklüftete Eis, quer durch den Krater die Kaiser-Wilhelm-Spitze nochmals zu erreichen.

Einige in den folgenden Jahren unternommene Vorstöße mißlangen: Der Franzose Joseph Chanel kehrte bei 5200 *m*, die Deutschen, Stabsarzt Dr. Eggel und Zahlmeister Körner aus Moschi, infolge heftigen Schneetreibens bei 5400 *m* um.

Erst im Jahre 1898 wurde der Krater wieder erreicht, und zwar war es wieder Hans Meyer, der diesmal von dem Münchner Maler Ernst Platz begleitet war. Diesmal wählte er als Basis den nördlichen Abfall des den Kibo mit dem zweiten Hauptgipfel, dem Mawensi, verbindenden Sattelplateaus und bezog in 4440 *m* Höhe unter einer vorspringenden Wand am Kibofuß Biwak. Die beiden Askari, die noch bis hierher mitgegangen waren, kehrten nach dem Zwischenlager zurück, und am Morgen des 23. August machten sich Meyer und Platz um 4 Uhr an den Aufstieg. Derselbe erforderte in dem sehr lockeren Geröll die äußerste Anspannung. Meyer bemerkt

hierbei mit Recht, daß jede Erstlingstur — es handelte sich um die erste Besteigung von Norden her — infolge der Ungewißheit, ob das Ziel auf diesem Wege zu erreichen sei, einen stärkeren Kräfteverbrauch verursacht als später.

Wie wohl alle seine Nachfolger, machte er wieder die Erfahrung, daß man in Höhen über 5000 *m* seine Leistungsfähigkeit immer wieder überschätzt, indem man die scheinbar nahen Ziele, die man sich bis zum nächsten Halt steckt, nicht erreichen kann und Zwischenrasten einschieben muß. Um 12 Uhr wurde der Absturz des Eises erreicht und nach wenigen Minuten Stufenschlagens die Hans-Meyer-Scharte betreten. Da es dem Forscher diesmal nicht auf touristische Leistungen ankam, wurde kein Versuch zur nochmaligen Ersteigung der höchsten Spitze gemacht.

Bei seiner letzten Expedition hatte Hans Meyer die weitgehende Unterstützung des Stationschefs von Moschi, Hauptmanns Johannes, eines alten Wißmann-Mitkämpfers, gefunden. Jetzt plante dieser selbst eine Besteigung des Gipfels. Ihn begleitete der Zahlmeister Körner. Der Aufbruch erfolgte nach sorgfältiger Vorbereitung am 4. Oktober 1898 von Moschi aus. Dieser Weg ist steiler als der von Marangu, aber er führt schneller empor. Es wurden, um die Kräfte zu schonen, nur sehr kleine Märsche gemacht. Am vierten Tag wurde in der Biwakhöhle am Ostkibo genächtigt. Die Leute wurden gleich nach der Ankunft bis auf den Askari Munifasi, der auch Hans Meyer begleitet hatte, und den Koch zurückgeschickt.

Am 8. Oktober traten die beiden Weißen und Munifasi den Vormarsch um 4 Uhr morgens an, doch hielt der letztere nur zwei Stunden aus. Mittags um 12 Uhr näherten sich die beiden Deutschen der Eiswand, die hier eine 30 *m* tiefe Scharte (später: Johannes-Scharte) aufwies. Körner schlug nur wenige Stufen in das Eis, dann standen beide in der Scharte und nach einigen Schritten auf einem Felsvorsprung, von dem sie den Krater übersehen konnten. Nach einem Aufenthalt von 40 Minuten, der zum Photographieren benutzt wurde, kehrten die Bergsteiger, ohne zum Gipfel vorgedrungen zu sein, zur Biwakhöhle zurück; der Aufstieg hatte 8½ Stunden erfordert.

Hauptmann Johannes machte mit seiner Anstiegroute Schule, denn nach ihm sind sämtliche Besteigungen bis zum Jahre 1912 von Moschi aus über die Johannes-Scharte unternommen worden.

Am 30. September 1901 brachen der meteorologische Beamte des Gouvernements, Dr. Uhlig, heute Professor in Tübingen, und der Zahlmeister Mühlhäuser von der Station Moschi auf. Sie erreichten am 2. Oktober die Biwakhöhle und verließen sie am nächsten Morgen um 2 Uhr. Die Johannes-Scharte wurde nach 8 Stunden erreicht.

Uhligs Wunsch nach einer Fortsetzung seiner Untersuchungen der Gletscherwelt des Kilimandscharo ging drei Jahre später in Erfüllung, indem durch die Otto-Winter-Stiftung die Ausrüstung einer Expedition nach den Riesenvulkanen Deutsch-Ostafrikas ermöglicht wurde. An der trotz der Regenzeit Ende Juli unternommenen Kibo-Besteigung beteiligten sich außer Uhlig Dr. Fritz Jaeger und Assessor Gunzert. Infolge des Regens, der aufgeweichten Pfade und der erhöhten Schwierigkeit, den triefenden Urwald zu durchqueren, brauchte die Karawane dieses Mal vier Tage bis zur Biwakhöhle. Am 2. August 1904 früh um 2¼ Uhr fand der Abmarsch von dort statt. Alle drei Teilnehmer wurden mehr oder minder stark von der Bergkrankheit befallen, sie brauchten unter Aufbietung aller Kräfte fast 10 Stunden, um die Johannes-Scharte zu erreichen. Auch diesmal drang Uhlig mit seinen Gefährten nur etwa 200 *m* nach Süden zu auf dem Kraterrand vor. Zu weiterem Vorgehen in dem durch tiefe Karren zerrissenen Eis und Firn, in den sie bei jedem Schritt bis über die Knie einsanken, reichten Zeit und Kräfte nicht mehr.

Auch Fritz Jaeger, heute Professor der Kolonial-Geographie in Berlin, suchte nach einigen Jahren erneut den Kilimandscharo zum Zwecke wissenschaftlicher For-

schungen auf. Von seinem Freunde Eduard Oehler begleitet, versuchte er am 18. August 1906 zum ersten Male, des Vergriesen von Westen her Herr zu werden. Das letzte Lager befand sich in 4342 *m* Höhe. Nach fünfstündigem Steigen war man indessen erst bis 5150 *m* gelangt. Erschöpfung und Zeitmangel zwangen zur Umkehr.

Im nächsten Jahre wagte der Verfasser dieser Zeilen, damals Bezirksamtmann von Moschi, einen Angriff auf den gepanzerten Eisriesen. Anfang März 1907 rüstete ich mich zu einer Kibo-Besteigung. Ich wählte zum ersten Male diese Jahreszeit, weil neben der Nässe auch die Kälte ein Faktor ist, der nicht nur auf die eingeborenen Träger, sondern auch auf diejenigen Weißen, die schon jahrelang an das tropische Klima gewöhnt sind, lähmend zu wirken pflegt.

Zum Ersatz für meinen infolge eines Wadenkrampfes ausgefallenen Begleiter hatte mir die Station am zweiten Tage den Polizeiwachtmeister Weckauf nachgesandt. Am 4. März gelangten wir zur Biwakhöhle, 4690 *m*, in deren kaminartig nach oben auslaufenden Spalten sich Schnee genug befand, um für alle (wir hatten etwa 12 Träger mit) Wasser zu liefern. Am 5. März gingen wir um 4 Uhr morgens mit zwei Farbigen in der am Abend vorher erkundeten Richtung vor, nahmen, als unsere Wadschagga (Eingeborene vom Süd-Kilimandscharo) nach einer Stunde versagten, die Rucksäcke mit Seil, Eispickel und Lichtbildapparat selbst auf den Rücken und traten um 10 Uhr in die Johannes-Scharte ein. Obschon wir anfänglich unter der Kälte, später unter dem Sauerstoffmangel der Luft schwer zu leiden hatten, waren wir nicht einen Augenblick bergkrank geworden. Daß wir den Anstieg in einer verhältnismäßig kurzen Zeit durchführen konnten, dürfte sowohl der völligen Enthaltsamkeit von Alkohol in den letzten Tagen, wie unserer reichlichen Übung im Bergsteigen zu verdanken sein.

Wie Uhlig, stiegen wir auf der linken Flanke der Scharte empor. Nachdem wir dort etwas geruht und einige Aufnahmen gemacht hatten, wollten wir nach der Kaiser-Wilhelm-Spitze hinübergehen. Der Weg durch den Krater erwies sich wegen der Steilheit des Abhanges und der fürchterlichen Zerrissenheit der Eisoberfläche — wir brachen bisweilen bis zu den Hüften ein — nicht als gangbar. Um 11 Uhr begann ich auf dem Firn des Ratzelgletschers entlang zu gehen und, da er zum Teil vom Schnee entblößt war, Stufen zu schlagen. Um 12 Uhr lösten sich von einer nördlich stehenden Nebelbank einzelne Wolken, die immer schneller aufeinander folgten und uns bald völlig einhüllten. Um 12 Uhr 20 Min. gab ich daher schweren Herzens den Versuch, die Spitze zu erreichen, auf; wir traten den Rückmarsch an. Einige Stunden, nachdem wir die Biwakhöhle verlassen hatten, überfiel uns ein Schneesturm, und es bedurfte äußerster Aufmerksamkeit und Strenge, um die Leute zu verhindern, sich niederzuwerfen und zurückzubleiben.

Noch im selben März folgten der Ansiedler Dr. E. Th. Förster aus Moschi und, einige Tage später der Stabsarzt Dr. Ahlbory und der (am Beginn des Weltkrieges gefallene) Forstassessor Rohrbeck meinen Spuren und mit demselben Ergebnis. Auch sie gerieten auf dem Rückweg von der Biwakhöhle in einen Schneesturm. Leider forderte dieser ein Opfer. Einer der Träger war plötzlich aus der Kolonne verschwunden und konnte trotz alles Suchens nicht wiedergefunden werden. Es sei hier bemerkt, daß der Geologe Dr. Kirschstein im Februar 1908 im Gebiet der Virunga-Vulkane 20 Träger in einem Schneesturm verlor. —

In den folgenden Jahren baute der oben erwähnte Dr. Förster zwei Unterkunftshütten, die Bismarckhütte, 2700 *m*, über Marangu, und die Petershütte, 3900 *m*. Durch diese Maßnahme sind die späteren Ersteigungen außerordentlich erleichtert worden.

Im Jahre 1909 erfolgte die zweite Besteigung des eigentlichen Gipfels durch den

Landmesser Max Lange und den Topographen Weigele. Beide waren, ebenso wie ihre Träger, in ausgezeichnetem Training, da sie mehrere Jahre lang Bergländer vermessen hatten. Sie erreichten von Moschi aus bereits am zweiten Tag die Biwakhöhle und marschierten am 6. Juli 1909 nachts 2 Uhr bei Mondschein ab. Um das ermüdende Gehen in dem lockeren, nachgebenden Schutt zu vermeiden, benutzte Lange öfters die schotterfreien Flankenrippen des Tals, fand aber, seinen, mit meinen Beobachtungen übereinstimmenden Angaben nach, daß durch die erforderlichen Umwege und Klettereien der Vorteil bequemeren Schreitens wieder aufgehoben wurde. Immerhin betrat er schon um 7 Uhr, Weigele bald nachher die Johannes-Scharte, sie hatten also nur 5 Stunden gebraucht, eine vorzügliche Leistung, die dem vorerwähnten Training zuzuschreiben ist.

Bei seinem Vordringen auf dem Kraterrand zeigte sich, daß der zerklüftete Firn, der den vorigen Besteigern ein unüberwindliches Hindernis entgegengesetzt hatte, weggeschmolzen war und auf einer kurzen Strecke die glatte, gewölbte Eiskappe des Ratzelgletschers zutage trat. So bedenklich dieser Umstand Lange und seinem Begleiter erschien, so war er es doch, der ihnen ermöglichte, in kurzer Zeit über die Kaiser-Wilhelm-Spitze hinweg den großen West-Barranco, die „Bresche" in dem westlichen Kraterrand, zu erreichen.

In der „Cape Times" vom 21. April 1922 hat Miß Gertrude Benham mitgeteilt, daß sie im Oktober 1909 den Kraterrand erreicht habe.

Das Jahr 1912 brachte zwei bemerkenswerte Besteigungen. Eduard Oehler hatte beschlossen, den im Jahre 1906 mißlungenen Versuch, den Kibo von Westen aus zu nehmen, zu wiederholen, und führte im Herbst 1912 sein Vorhaben bis zum Kraterrand aus. Sein Gefährte war Dr. Fritz Klute, heute Professor in Gießen. Das letzte Lager wurde in unmittelbarer Nähe des Penckgletschers, nur 20 *m* unterhalb seiner Zunge, gelegt. Eingehende vorherige Erkundungen hatten ergeben, daß der Hang oberhalb des Drygalskigletschers flacher war als auf dem Penckgletscher selbst. Die Besteiger hielten sich daher über dem Gabelpunkt der beiden Gletscher zu dem ersteren hinüber. So gelang es, ohne Stufen zu schlagen, wenn auch behindert durch die Streifen jungen Zackenfirns, langsam voranzukommen. Solange es die Steilheit des Hanges erforderte, wurde in Zickzacklinien gegangen, später nahm die Steigung ab, doch machte sich die Ermüdung stärker geltend.

Endlich tauchte über der einförmigen Schneekante die Kaiser-Wilhelm-Spitze auf, um 12 Uhr 30 Min. nach fast achtstündigem Steigen war der nordwestliche Kraterrand in einer Höhe von 5910 *m* gewonnen. Oehler fühlte sich zu müde, um noch bis zur Spitze zu gehen, weshalb auch Klute verzichtete; dafür wagten beide den Abstieg durch den großen Barranco. Auf einem Schuttstreifen hinabkletternd und schließlich über den kleinen Breschegletscher im Sitzen abfahrend, gelangten sie bei Einbruch der Dunkelheit in das Lager.

Die Oehler-Klutesche Unternehmung hatte in erster Linie wissenschaftliche Zwecke verfolgt. Die Kibo-Besteigung von Dr. Furtwängler und Siegfried König (3. Dezember 1912) war von vornherein als turistische Leistung gedacht und wurde auch als solche ausgeführt.

Über diese Besteigung der beiden genannten Mitglieder des Münchner Akademischen Skiklubs ist nur ein Bericht im Jahrbuch 1921 des Norwegischen Skiklubs veröffentlicht worden. Am 3. Dezember 1912 brachen sie von der Biwakhöhle in 4690 *m* auf und wurden schon beim ersten Aufstieg zum Kibo von wildem Schneetreiben überfallen, das den bereits hochliegenden Schnee noch vermehrte. Unter diesen Umständen kamen ihnen die Schi sehr zugute, die nun beim Betreten des Gletschers um 7½ Uhr angelegt wurden. Schon „nach einigen Zickzackläufen" erreichten sie die Johannes-Scharte, was also nur kurze Zeit gedauert haben kann. Aber erst um 12 Uhr sind sie



Kilimandscharo

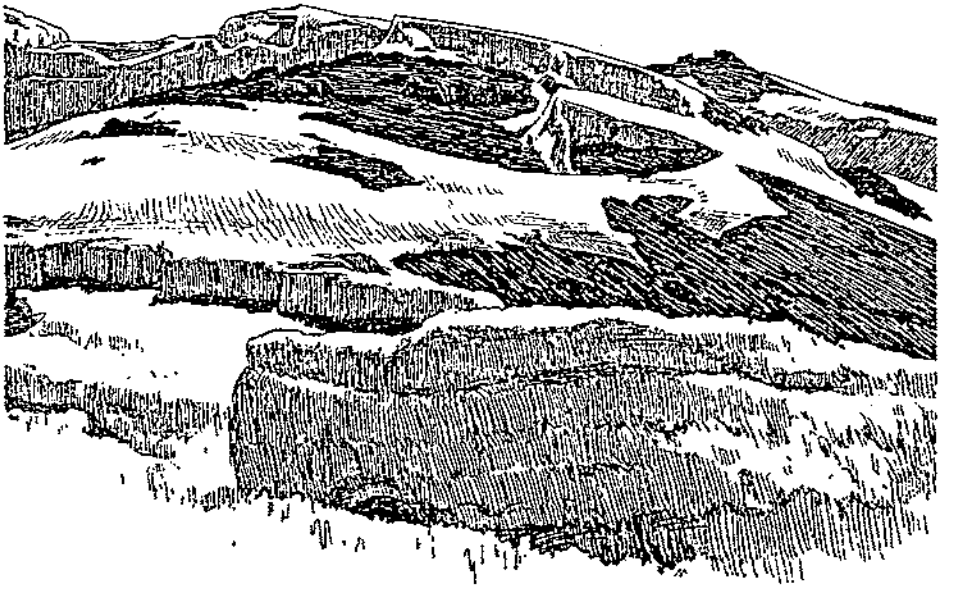
von da zum Gipfel aufgebrochen, den sie „nach 2½stündigem Steigen“ um 2½ Uhr betreten haben.

Auch weiterhin ist der Bericht über die Beschaffenheit der Föhre und des Gipfels, die Aussicht u. a. leider außerordentlich dürftig. „Wir standen 6000 *m* über dem Meer. Abwärts ging es schnell; die Abfahrt dauerte knapp eine halbe Stunde.“ Wenn das nicht viel ist für den Bericht zweier begeisterter Schituristen, die ein monatelang erstrebtes, hohes Ziel endlich erreicht haben, so mag hier bemerkt werden, daß die Aussicht von so hohen Bergen etwas enttäuscht. Es kommt hinzu, daß beim Kibo das Auge außer dem Mawensi und dem Meru keine hervorragenden Objekte gewahrt, die weite Ebene liegt in flimmerndem graugelbem Dunst; man hat, wie ein anderer Beobachter richtig hervorhebt, das Gefühl, auf einer einsamen arktischen Insel zu stehen.

Übrigens haben Furtwängler und König nicht nur die Kaiser-Wilhelm-Spitze bezwungen, sie sind auch wie Lange und Weigele bis zum Absturz des großen Barrancos vorgedrungen und jedenfalls die ersten und bisher einzigen Touristen, die mit Schi den höchsten Punkt Afrikas erreicht haben.

Im Dezember 1913 ist die Johannes-Scharte durch Herrn Adolf Huber aus Achern bestiegen worden, dem mehrere meteorologische Beobachtungen zu verdanken sind.

Das nächste Unternehmen gegen den höchsten afrikanischen Berg stand im Zeichen der Kunst. Im Jahre 1914 befanden sich die Maler Carl v. Salis und Walter v. Rudtschell, letzterer begleitet von seiner Gattin Clara, einer hervorragenden Bildhauerin, auf einer Studienreise in Deutsch-Ostafrika und hielten sich



Kilimandscharo

längere Zeit am Kilimandscharo auf. Da sie sämtlich erprobte Alpinisten waren, vertauschten sie eines Tages den Pinsel mit dem Eispickel, um dem Bergriesen, dessen Bild sie täglich vor Augen hatten, zu Leibe zu gehen. Am 11. Februar 1914 brachen die drei von Marangu auf und gelangten in drei Tagen nach der bekannten „Biwakhöhle". Kurz vor 1 Uhr wurde am 14. Februar der Anstieg begonnen. Ein „Führer" und drei Träger wurden mitgenommen, die die notwendige Ausrüstung und — nach Furtwänglers Beispiel — auch Schi trugen. Aber schon etwa nach einer Stunde beteuerten die Träger, daß sie nicht weiter könnten. Schweren Herzens wurde zuerst der Schiträger, dann auch die beiden anderen und nach Erreichung des ersten Firnfeldes auch der „Führer" zurückgeschickt. Man behielt nur Seil, Steigeisen, Eispickel, etwas Proviant und den photographischen Apparat. Nach neunstündigem Steigen, am Schluß mit angeschnallten Steigeisen über harten Firn, war man in der Hans-Meyer-Scharte. Somit ist Frau von Ruckteschell die erste Frau, die ihren Fuß auf den Rand des Kibo-Kraters gesetzt hat.

Vor den Besteigern lag der Krater mit seinen Schneeflächen und „Eisburgen" und sah harmlos aus. Da aber Furtwängler erzählt hatte, er habe mit Schi 3 Stunden bis zum Gipfel gebraucht, schien Vorsicht geboten, und obschon Frau von Ruckteschell sich noch keineswegs am Ende ihrer Kräfte fühlte, ging sie allein nach der Höhle zurück. Die beiden Maler durchquerten jetzt (¾11 Uhr) ohne Schwierigkeit die Schneeflächen des Kraterbodens und begannen dann an einem steilen Schneehang nach dem südlichen Rand emporzusteigen. Hier aber erwartete sie eine Fülle von Schwierigkeiten. „Der Schnee", berichtet Carl von Salis, „war tief und pulvrig, nur mit dünnem Harscht überzogen. Wir sanken meist bis über die Hüften ein, krochen zuletzt, um

unsere Tragflächen zu vergrößern, auf allen Vieren weiter, bis etwa 30 *m* unter einem Sattel, der über uns lag. Da riß plötzlich mit dumpfem Knall der ganze Hang, zum Glück jedoch ohne abzurutschen." Salis und Ruckteschell verlängerten sofort das Seil und zogen sich hastig, aber mit größter Vorsicht zurück.

Sie versuchten dann den Anstieg an einer anderen Stelle. Hier hatten sie endlich Erfolg und gelangten nach erneuten schweren Anstrengungen auf den Südrand, auf dem sie, anfangs auch noch öfter einbrechend, über die Kaiser-Wilhelm-Spitze weg bis zur „Bresche" entlang gingen. Auf dem Steinhaufen, den sie für die höchste Erhebung erachteten, bauten sie einen Steinmann und legten in ihn ein Gipfelbuch, das der „Kilimandscharo-Bergverein Moschi" den Bergwanderern vor ihrem Abmarsch überreicht hatte. Die Uhr zeigte 3 Uhr 30 Min. nachmittags. So war die dritte wirkliche Gipfelbesteigung des Kibo ausgeführt.

Wenige Monate später hat ein Kolonial-Engländer, William C. West, aus Kapstadt, Mitglied des Londoner Alpine Club und Vizepräsident des Mountain Club of South Africa, durch die Johannes-Scharte ebenfalls die höchste Spitze erreicht (6. Juni 1914).

Inzwischen hatte unsere Sektion Hannover den Beschluß gefaßt, am Fuße des Kibo in Höhe von 4900 *m* eine Schutzhütte zu erbauen und im Jahre 1913, besonders durch die Bemühungen des Geheimrates Dr. Arnold, die erforderlichen Mittel hierzu aufgebracht. Im Frühjahr 1914 wurde das Material auf dem Seewege nach Deutsch-Ostafrika überführt und vorläufig in Alt-Moschi gelagert. Der Krieg verhinderte die Ausführung des Baues; das Material wurde später für ein Hilfslazarett verwendet.

Im Juli 1914, kurz vor Ausbruch des Krieges, gelangte der bekannte Schriftsteller Arthur Heye bis zum Kraterrand. Etwa zur selben Zeit muß Dr. Anton Jakutski eine Besteigung unternommen haben, wenigstens fand Gillman seine Karte in der Johannesscharte.

Der Weltkrieg ließ natürlich in der Erforschung der Hochregionen eine Pause eintreten. Erst im Jahre 1921 wurde der Berg wieder bestiegen, zum ersten Male, seit das Gebiet unter englische Mandatsherrschaft gekommen war, und zwar von dem englischen Geographen C. Gillman und P. Nason. Die Expedition, an der sich auch der Senior Commissioner Charles Dundas und F. J. Miller beteiligten, nicht weniger als 4 Europäer, 2 Köche, 2 Führer, 4 Diener, 4 Askaris, 50 Träger, 2 Maultiere und eine kleine Schafherde als Proviant, ging von Marangu aus und machte am vierten Tag in der Biwakhöhle des Kibo Rast. Die Besteiger litten nach Gillmans Bericht unter denselben physischen und psychischen Beschwerden wie ihre Vorgänger; Miller gab schon bei 4900, Dundas bei 5200 *m* den Versuch auf; Gillman und Nason brauchten bis zur Johannes-Scharte 7¼ Stunden. Gillman und Nason, die aufs äußerste erschöpft waren, gingen wegen des Schnees, sobald es ihnen möglich war, auf den Hang des Ratzelgletschers. Beim Stufenschlagen wurden sie wieder frisch. Für ein weiteres Vordringen auf dem Kraterrand war aber Nason zu ermüdet, und so gab auch Gillman den Versuch, bis zur obersten Spitze weiterzusteigen, auf. Er mußte sich damit begnügen, den Union Jack, der auf der Kaiser-Wilhelm-Spitze hatte siegreich flattern sollen, bei der Johannes-Scharte in einer Kiste niederzulegen.

Wieder blieb der Eisberg einige Jahre unbehelligt, bis im Jahre 1925 C. H. Stewart am 9. März und nach ihm eine deutsche Filmexpedition seine einsamen Hochregionen aufsuchte. Der Gesellschaft, die aus den Deutschen Boese und Dennert und dem Buren Pienaar bestand, hatte sich auch der frühere Begleiter Gillmans, Miller, angeschlossen. Die Petershütte wurde indessen nicht gefunden (!) und in einer Höhe von 4820 *m* (Aneroidmessung?) in einer engen Felsschlucht Lager bezogen. Am 9. März früh um 2½ Uhr fand der Abmarsch statt. Ein eingeborener „Führer" und

zwei Träger wurden mitgenommen. Etwas über 5500 *m* blieb Dennert zurück und gab das weitere Vordringen auf. Um 11 Uhr erreichten Boese, Pienaar und etwas später auch Miller, den Kraterrand, nach ihrer Angabe in der „Süd-Scharte", desgleichen der alte eingeborene „Führer" Mſameri. Die in dem Boeſeſchen Buch weitergegebene Beſchreibung läßt nicht erkennen, bis wohin die Filmleute eigentlich gelangt ſind. Von der Scharte aus wollte Boese, wie er in ſeinem Buche, S. 153, ſchreibt, „ganz hinauf zum Gipfel", blieb aber auf der „ſchmalen Plattform, wo Mr. Gillman 1921 eine engliſche Flagge in einer Kiſte niedergelegt hatte", alſo an der Johannes-Scharte (ſ. oben), und verſuchte, von da aus einige Filmaufnahmen des Kraterzirkus zu machen, obwohl ein Schneegeſtöber die Ausſicht trübte. Da das Schneewetter ſchlechter wurde, machte ſich die Geſellſchaft um 2½ Uhr, ohne die Kaiſer-Wilhelm-Spitze erreicht zu haben, auf den Rückweg. Die von der Uſa-Geſellſchaft ſpäter vorgeführten Krateraufnahmen laſſen alle von der Johannes-Scharte aus die Kaiſer-Wilhelm-Spitze im Hintergrund erkennen, aber von der Spitze ſelber aus war keine Aufnahme dabei. Auch läßt Boese kein Wort verlauten über die Art, wie ſie zur höchſten Kuppe gelangt ſeien, über die Beſchaffenheit von Eis und Schnee und Fels dort oben u. a. m. Aber immer wird von dem „Gipfel" des Kilimandſcharo geſprochen, den man erreicht habe, und damit nur der öſtliche Kraterrand gemeint.

Durch dieſe Irreführung, die ſich auch in einer in der Petershütte ſpäter angebrachten Gedenktafel (reached summit) findet, wird der Wert der ſonſt guten ſportlichen Leiſtung nur beeinträchtigt.

Nachdem am 22. Juli 1925 ein franzöſiſcher Alpiniſt, Louis Cuiſinier vom Club Alpin Français in Paris, auf der gewöhnlichen Route bis zum öſtlichen Kraterrand vorgedrungen war, erreichte im ſelben Jahre ein Alpiniſt aus Kapſtadt, C. Londt, unzweifelhaft die oberſte Spitze am 5. November 1925. Derſelbe brachte von oben das Gipfelbuch, das die Herren von Salis und von Rudteſchell in dem Steinmann niedergelegt hatten, mit herunter (!), damit man ihm glaube, daß er oben geweſen ſei, ein vollgültiger Beweis ſowohl dafür, daß Herr Londt wirklich die höchſte Spitze betreten hat, wie dafür, daß er vom ſportlichen Standpunkt aus den Namen eines Alpiniſten nicht verdient. Londt wurde auch von ſeinen Landsleuten auf das ſchärfſte verurteilt und aus dem Mountain Club of South Africa ausgeſchloſſen. Derſelbe Klub hat aber noch einige andere Mitglieder nach dem Kibo entſandt, die durchaus korrekt verfahren ſind. Erſt drang das Ehepaar Kingsley und Eſtella Latham am 13. Juli 1925 von der Biwakhöhle aus bis zu einem Punkt ſüdlich der Johannes-Scharte vor, wo ein Fels etwa 12 *m* hoch den Kraterrand überragt. Die Beſteiger tauften ihn Point Stella.

Ein Jahr ſpäter aber, am 4. Juli 1926, iſt wieder einmal die Kaiſer-Wilhelm-Spitze erobert worden von einem Verwandten der beiden Vorgenannten, dem Militärarzt D. V. Latham vom Mountain Club of South Africa. Dieſer ging über Johannes-Scharte und Point Stella und erreichte nach achtſtündiger, zum Teil ſchwieriger Steigarbeit den Gipfel und zog noch weiter bis zum Barranco-Abſturz, der fünfte Beſteiger, der dahingelangte.

Der Juli des nächſten Jahres brachte eine ganze Reihe von Beſteigungen. Fräulein Liſel Müller aus Berlin und ihrem Verlobten Guſtav Nordhaus gelang es nach zweimaligem vergeblichem Verſuch, am 7. Juli 1927 den Kraterrand zu erreichen. Um eine Gipfelbeſteigung hat es ſich freilich, entgegen mehreren Zeitungsnachrichten, offenbar nicht gehandelt, da ein Eintrag in dem Gipfelbuch nicht vorhanden iſt und die veröffentlichten Lichtbilder nicht von der Kaiſer-Wilhelm-Spitze aus aufgenommen ſind.

Dagegen erreichte der Miſſionar R. Reuſch von der Leipziger Miſſion — der ja die Erſtentdecker des Kilimandſcharo angehörten — am 17. Juli 1927 den Gipfel.

Er hat sogar, wie mir aus Moschi berichtet wird, im Laufe des Jahres noch zweimal die Kaiser-Wilhelm-Spitze betreten, ein Zeichen für „seine Entschlossenheit und Tatkraft", die ihm der Nächstbesteiger in kameradschaftlicher Sportgesinnung nachrühmt.

Dieser war William C. West, Mitglied des Alpine Club und des Mountain Club of South Africa, der wie wir sahen, schon zehn Jahre früher einen erfolgreichen Ansturm auf den Kibo gewagt hatte und ihn nun wiederholte. Während Missionar Reusch in seiner Bescheidenheit leider — wenigstens so weit ich ermitteln konnte — nichts über seine drei Besteigungen veröffentlicht hat, liegt mir ein Bericht Wests in den „Cape Times" vom 10. September 1927 vor. Ihm entnehme ich folgendes: West war von Major O. Lennox Browne und Miß Sheila G. Macdonald, einer geübten und tapferen Alpinistin, begleitet. Bei 5790 *m* gab Browne infolge von Erschöpfung auf, während West und seine mutige Begleiterin über die Johannes-Scharte und den Kraterrand die Kaiser-Wilhelm-Spitze erreichten.

So ist Miß Macdonald die erste Frau, die ihren Fuß auf den Gipfel des Kibo gesetzt hat.

Schließlich hat eine deutsche Studienrätin, Fräulein Dr. Theodora Wendland aus Berlin, der ich meinen ersten, in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" Bd. 34, Heft 2, erschienenen Aufsatz über den Kilimandscharo beim Antritt ihrer Studienreise nach Afrika mitgegeben hatte, am 1. Dezember 1927 die Erhebung links von der Johannes-Scharte erreicht, und zwar von der Höhle aus ohne Führer, was um so höher zu bewerten ist, da ihrer Besteigung kein Training voranging.

Die Tabelle auf Seite 93 bringt eine Übersicht über die bisherigen Besteigungen des Kibo.

Um den Kraterrand zu gewinnen, muß man entweder die abscheuliche Schuttstrecke des Südosttals überwinden oder den Aufstieg über die Westgletscher nehmen, da die Neigung der Südgletscher zu stark ist und die nördliche Eismauer ebenfalls die größten Hindernisse bietet. Auf beiden Anstiegen im Südosten und Westen ist man von der je nach den vorangegangenen Schneefällen schnell wechselnden Beschaffenheit der Oberfläche abhängig. Was den höchsten Punkt, die Kaiser-Wilhelm-Spitze, 6010 *m*, anlangt, so dürfte derselbe am leichtesten von der Johannes-Scharte aus zu erreichen sein. Durch den Krater haben von Ruckteschell und von Salis 5 Stunden gebraucht, während diejenigen, die auf dem Kraterrand entlang gegangen sind, bei günstigen Eisverhältnissen ohne besondere Anstrengung mit 1½—2 Stunden ausgekommen sind. Eine Verlegung des letzten Nachtlagers in eine Höhe von 4900 bis 5000 *m*, die natürlich die Schaffung eines, wenn auch noch so primitiven, Obdachs erfordern würde, könnte die Besteigung erheblich erleichtern.

Eine Hauptschwierigkeit lag für die ersten Ersteiger in der Notwendigkeit, vom Urwaldrand aus die Führung selbst zu übernehmen. Jeder Alpinist weiß, welche Summe von Kraft durch die „geistige Arbeit des Wegsuchens in unbekanntem, schwierigem Gelände" (Pfann) verbraucht wird. Das fällt heute weg. Es gibt seit einigen Jahren auch unter den Schwarzen bereits einige Leute, die bis zu einem gewissen Grade als „Führer" gelten können. Wenn ich die treuen Farbigen, die sich an den Besteigungen beteiligt haben, nicht besonders erwähnt habe, so soll das selbstverständlich keine Nichtachtung ihrer wackeren Beihilfe bedeuten. —

| Lauf. Nr. | Name | Zeit | Ziel | Nr. der Besteiger der Spitze | Nr. der Besteiger des Randes |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | *Hans Meyer † | 3. X. 89 | Hans-Meyer-Scharte | — | 1 |
| 2 | *Purtscheller † | 〃 | 〃 | — | 2 |
| 3 | *Hans Meyer † | 6. X. 89 | K.-W.-Spitze | 1 | — |
| 4 | *Purtscheller † | 〃 | 〃 | 2 | — |
| 5 | *Hans Meyer † | 18. X. 89 | Kraterboden durch Hans-Meyer-Scharte | — | — |
| 6 | *Purtscheller † | 〃 | 〃 | — | — |
| 7 | *Hans Meyer † | 23. VIII. 98 | 〃 | — | — |
| 8 | *Platz | 〃 | 〃 | — | 3 |
| 9 | *Johannes † | 8. X. 98 | Johannes-Scharte | — | 4 |
| 10 | *Körner | 〃 | 〃 | — | 5 |
| 11 | *Uhlig | 3. X. 01 | 〃 | — | 6 |
| 12 | *Mühlhäuser | 〃 | 〃 | — | 7 |
| 13 | *Uhlig | 2. VIII. 04 | 〃 | — | — |
| 14 | *Jaeger | 〃 | 〃 | — | 8 |
| 15 | *Gunzert | 〃 | 〃 | — | 9 |
| 16 | *Methner | 5. III. 07 | 〃 | — | 10 |
| 17 | *Weckauf | 〃 | 〃 | — | 11 |
| 18 | *Förster | III. 07 | 〃 | — | 12 |
| 19 | *Uhlhorn | 〃 | 〃 | — | 13 |
| 20 | *Rohrbeck † | 〃 | 〃 | — | 14 |
| 21 | *Lange | 6. VII. 09 | Spitze durch Joh.-Scharte | 3 | 15 |
| 22 | *Weigele | 〃 | 〃 | 4 | 16 |
| 23 | *Gertrude E. Benham | X. 09 | Kraterrand (?) | — | 17 |
| 24 | *Oehler | 14. XII. 12 | Nordwestrand üb. Penck-Gl. | — | 18 |
| 25 | *Klute | 〃 | 〃 | — | 19 |
| 26 | *Furtwängler | 3. XII. 12 | Spitze | 5 | 20 |
| 27 | *Koenig | 〃 | 〃 | 6 | 21 |
| 28 | *Huber | XII. 13 | Johannes-Scharte | — | 22 |
| 29 | *v. Ruckteschell | 13. II. 14 | Spitze | 7 | 23 |
| 30 | *v. Salis | 〃 | 〃 | 8 | 24 |
| 31 | *Frau v. Ruckteschell | 〃 | Hans-Meyer-Scharte | — | 25 |
| 32 | West | 10. IV. 14 | Spitze | 9 | 26 |
| 33 | Arthur Heye | VII. 14 | Kraterrand | — | 27 |
| 34 | Jakutski | ? | Johannes-Scharte | — | 28 |
| 35 | Gillman | 19. X. 21 | 〃 | — | 29 |
| 36 | Nason | 〃 | 〃 | — | 30 |
| 37 | Stewart | 9. III. 25 | 〃 | — | 31 |
| 38 | *Boese | 〃 | 〃 | — | 32 |
| 39 | Pienaar | 〃 | 〃 | — | 33 |
| 40 | Miller | 〃 | 〃 | — | 34 |
| 41 | Estella und | 13. VI. 25 | Hans-Meyer-Scharte | — | 35 |
| 42 | Kingsley Latham | 〃 | 〃 | — | 36 |
| 43 | Louis Cuffinier | 22. VII. 25 | Johannes-Scharte | — | 37 |
| 44 | Londt † | 5. XI. 25 | Spitze | 10 | 38 |
| 45 | D. V. Latham | 4. VII. 26 | 〃 | 11 | 39 |
| 46 | *Lisel Müller | 7. VII. 27 | Johannes-Scharte | — | 40 |
| 47 | *Gustav Nordhaus | 〃 | 〃 | — | 41 |
| 48 | *R. Reusch | 17. VII. 27 | Spitze | 12 | 42 |
| 49 | Sheila Macdonald | 31. VII. 27 | 〃 | 13 | 43 |
| 50 | William West | 〃 | 〃 | — | — |
| 51 | *R. Reusch | ? | 〃 | — | — |
| 52 | *R. Reusch | ? | 〃 | — | — |
| 53 | *Theodora Wendlandt | 1. XII. 27 | Johannes-Scharte | — | 44 |

Mehrbesteigungen des Gipfels haben demnach nur Reusch (3) und West (2) ausgeführt. Die deutschen Besteiger sind durch ein Sternchen gekennzeichnet.

## II. Die Besteigungen des Mawensi

Die zweithöchste Erhebung des Kilimandscharo, der Mawensi, bleibt hinter dem König der Berge selbst um rund 700 *m* zurück. Betrachtet man das Gesamtbild von der Steppe oder von der untersten Stufe des Gebirges aus, so wird man sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß die erhabene Erscheinung des gewaltigen Eisdomes Kibo durch den dunklen zackigen Felsenbau und Trümmerhaufen zu seiner Rechten merklich beeinträchtigt wird. Das wird anders, wenn man den Mawensi vom Sattelplateau aus beschaut. Hans Meyer, von Ruckteschell und Gillman bezeugen, daß sie in gleicher Weise von der außerordentlichen Schönheit des Mawensi überrascht worden sind. Am stärksten ist meines Erachtens dieser Eindruck, wenn man auf der Ostflanke des Kibo ein Stück emporgestiegen ist. Wie eine gewaltige zinnengekrönte Burg steht dann die stolze Pyramide im Osten, gleich schön, wenn hinter ihr die Morgensonne emporsteigt, wie in der Beleuchtung der Abendröte. Während der Kibo in alpintechnischer Hinsicht keine außergewöhnlichen Bergsteigerfähigkeiten verlangt, handelt es sich hier um schwerste Kletterei, sowohl wegen der Steilheit der Wände als auch wegen der enormen Brüchigkeit des Gesteins. Denn der Mawensi ist hauptsächlich aus Brockentuffen aufgeschüttet und die schlanken Türme, die Eis, Erosion und Windwirkung ihr Entstehen verdanken, erinnern geradezu an die Dolomiten. Es war zudem nicht leicht, die richtige Anstiegsroute zu finden, da die höchste Spitze in dem Gewirr von Zacken und Türmen schwer auszumachen ist.

Die ersten Versuche, ihn zu erklimmen, machten Hans Meyer und Ludwig Purtscheller im Oktober 1889, nachdem sie den Kibo selbst bezwungen hatten. Dreimal, am 13. und 15. Oktober und einige Wochen später, griffen die beiden Alpinisten den Berg an, zunächst von Westen, das drittemal über den Nordostgrat. Das erste und das letzte Mal standen sie in 5000 *m* Höhe vor einem tiefen Abgrund, der sie von dem Hauptkamm trennte, das zweite Mal gelangten sie bis zur Purtscheller-Spitze, 5240 *m*, die zwar horizontal nur 400 *m* von dem höchsten, später nach Hans Meyer benannten Gipfel, 5270 *m*, entfernt, aber nur durch einen oft nur handbreiten, völlig zersplitterten und daher unbegehbaren Grat mit ihr verbunden war.

Erst Oehler und Klute war es vergönnt, auch diesen Giganten zu bezwingen. Auch ihr erster, Mitte Mai von dem Mawensi-Südtal aus gemachter Vorstoß mißglückte. Der Hauptgrat, der aus einer Reihe von Türmen besteht, erwies sich als ungangbar. Erst einige Monate später beschlossen die Forscher, den Aufstieg von Norden aus zu versuchen. Aus größerer Entfernung wurde festgestellt, welcher Gipfel überhaupt der höchste war; es zeigte sich, daß es der nördlichste, 5270 *m*, war, dem nur der 4200 *m* hohe Wißmann-Gipfel noch weiter nördlich vorliegt. Man sah, daß auf der Nordwestseite des Hauptgipfels sich eine Anzahl von Schneeflecken herunterzog und in eine Felswand auslief, die auf dem flach ansteigenden Nordwestgrat umgangen werden konnte. Am 29. Juli 1912 brachen Oehler und Klute ohne farbige Begleiter um 5 Uhr auf und stiegen, als sie den Nordwestgrat erreicht hatten, über diesen im Zickzack auf. Über der vorerwähnten Felswand ging es auf einem Felsband nach rechts, worauf das Seil angelegt wurde und ein schwieriges Klettern in und neben einer schmalen vereisten Rinne begann. Diese trug die von unten gesehenen Firnfelder. „Die Zacken des Firns", so schreibt Oehler, „wurden höher, fußbis kniehoch. Am Ende der Rinne stand ein 5 *m* hoher Turm. Das war der Gipfel. Wir stiegen hinauf und beglückwünschten uns."

So war auch dieser jungfräuliche Berg bezwungen. Zwei Jahre später haben dann Furtwängler und König die Besteigung auf derselben Route wiederholt. Erst 13 Jahre später hat der südafrikanische Reisende G. Londt Anfang Dezember 1925 mit dem eingeborenen Führer Offoro den 5105 *m* hohen Südgipfel von Westen her

bestiegen, und am 7. Juli 1926 ist D. B. Latham mit demselben Führer bis auf die Südspitze des Zentralkammes, etwa 5140 *m*, vorgedrungen, ohne den höchsten Mawensi-Gipfel, 5270 *m*, erreichen zu können.

Schließlich haben William C. West und Miß Sheila Macdonald sowie Major O. Lennox Browne drei Tage vor ihrer Kibo-Tur am 28. Juli 1927 die Oehler-Klutesche Ersteigung wiederholt. Sie schlugen im wesentlichen denselben Weg ein mit einigen geringen Abweichungen und, wie es scheint, Verbesserungen. Den letzten Turm, den Oehler und Klute nur einfach erwähnen, nennt West „a terrifying summit". Miß Macdonald zeigte sich auch hier als eine Alpinistin von hohen Qualitäten[1]).

Es sei mir erlaubt, noch auf zwei Dinge hinzuweisen:

Wie bereits in meinen Ausführungen hie und da angedeutet, haben manche Besteiger, sei es infolge mangelhafter Orientierung vor und während der Bergfahrt, sei es in einer gegen jede sportliche Gesinnung verstoßenden Täuschungsabsicht, behauptet, den Gipfel (top, summit) des Kibo erstiegen zu haben, während sie tatsächlich nur irgendwelche Punkte des Kraterrandes erreicht hatten. Es könnte unnötig scheinen, an dieser Stelle zu betonen, daß auch ein ziemlich in derselben Horizontale verlaufender Kraterrand natürlich eine höchste Erhebung haben muß, diese, und nur diese, ist der Gipfel. Weil bereits die Besteigung des über 5900 *m* hohen Kraterrandes eine beachtenswerte sportliche Leistung darstellt, sind im vorstehenden auch diese Besteigungen aufgeführt und gewürdigt worden. Indessen ist, wie die verhältnismäßig geringe Zahl der Gipfelbesteigungen und ihre Beschreibung zeigt, gerade im Falle des Kibo die Erreichung der höchsten Spitze noch mit einem erheblichen Mehraufwand von Kraft und Energie verbunden, und deshalb ist die scharfe Trennung von Kraterrand- und Gipfelbesteigungen beim Kibo besonders geboten.

Ich habe ferner in meiner früheren Darstellung in den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" meinem Unmut darüber Ausdruck gegeben, daß mehrere der englischen Besteiger sich um die Vorbesteigungen durch Deutsche nicht gekümmert oder sie geradezu ignoriert haben. Ich kann hier meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß hierin eine Wandlung eingetreten ist. Das mehrfach erwähnte Mitglied des Mountain Club of South Africa, William C. West, der den Mawensi und den Kibo, den letzteren zweimal, bestiegen hat, läßt in der „Cape Times" vom 10. Sept. 1927 der deutschen Ersteiger- und Forschertätigkeit neidlos volle Gerechtigkeit widerfahren. Er betont, daß die Deutschen von den frühesten Tagen an den Problemen des Berges in jeder erdenklichen Beziehung zu Leibe gegangen sind und daß kein echter Alpinist ihre Leistungen verkleinern dürfe. Er wendet sich auch mit aller Entschiedenheit gegen den Vorschlag, die deutschen Bezeichnungen für den Gipfel, die Gletscher und sonstige Punkte irgendwie abzuändern. Wir dürfen die Überzeugung hegen, daß jeder vornehm denkende englische Alpinist ihm beistimmen wird.

„Das neueste Ereignis möge hier auch noch Platz finden, nämlich: daß heuer der rühmlich bekannte Schweizer Flieger W. Mittelholzer mit den Herren Graf Franz Khevenhüller und Baron Louis Rothschild, Leutnant Künzle als Pilot nebst einem Mechaniker an Bord des Flugzeuges „Switzerland" zuerst den Kenia und dann den Kilimandscharo überflogen hat."

Und nun zum Schlusse nach mancher vielleicht ermüdenden Aufzählung und Wie-

[1]) Bei der Sammlung und Bearbeitung des gesamten Materials hat mich der Erstersteiger des Berges, Geh. Hofrat Professor Hans Meyer in Leipzig, in weitgehendster Weise unterstützt, ebenso hat mir Herr Gillman, der ein reges Interesse an der Geschichte des Berges nimmt, wertvolle Nachträge geliefert.

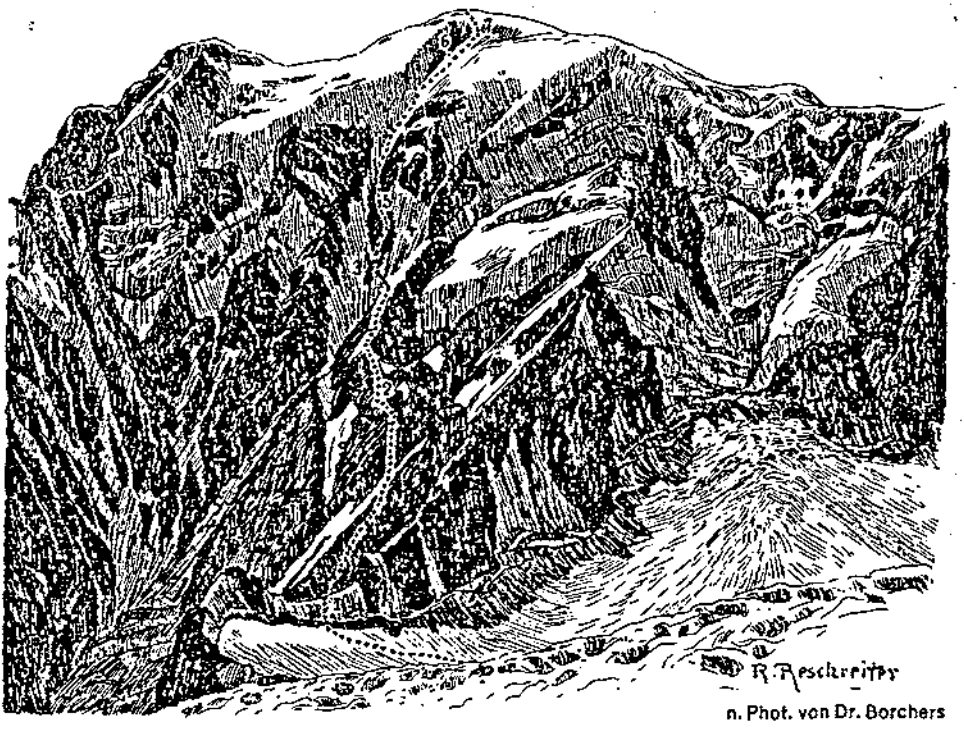
derholung noch etwas Persönliches! Drei Jahre ist es mir vergönnt gewesen, den Bezirk Moschi-Aruscha zu verwalten; an jedem Morgen und jeden Abend entschleierte mir hoch oben über dem dunklen Urwald der Geisterberg seine leuchtende Kuppel und blickte ernst und feierlich auf die sturmumbrauste Feste Alt-Moschi und unser Tun und Treiben nieder. Ein Jahr lang sah ich ihn so, bis er mich hinaufzwang, um mir die geheimnisvolle Schönheit seiner Gletscherwelt zu enthüllen.

Der Abschied fiel mir schwer. Noch zweimal sah ich ihn wieder: 1912, als ich die fertiggestellte Bahn Mombo—Moschi einweihte, die ihn an den Weltverkehr anschloß, und 1916, als ich unten in der heißen Steppe in schweren Rückzugsgefechten vergebens um die letzten seiner Vorhügel kämpfte. Dann ging der Berg verloren ...

Jahre sind nun dahingerauscht, und wenn heute auch zahlreiche, einst vertriebene deutsche Pflanzer wieder unverdrossen an den Abhängen des Kilimandscharo ihre Kulturarbeit begonnen haben, so weht doch über den Amtsgebäuden von Moschi eine fremde Flagge.

Aber noch heute steht hoch über dem unruhigen Menschentreiben zu seinen Füßen in fleckenloser Reinheit und erhabener Größe der Weiße Berg, tröstend und mahnend, als wolle er sagen: „Auch ich gab mich nur dem Mutigen und dem Kühnen. Und keine Mannestat ist umsonst. Seid tapfer und treu!“






Anstieg „Sentinelle Rouge"

# Fahrten im Montblancgebiet

## I. Montblanc

Von Walter Stösser, Pforzheim

### Der Anstieg über die „Sentinelle Rouge" durch die Brenvaflanke

Wenn ich meine Sommer-Bergfahrt zusammenstelle, so lasse ich mich immer von dem Bestreben leiten, möglichst in Eis und Fels tätig zu sein. An erster Stelle stehen noch immer die Dolomiten, denen ich, seit ich im Jahre 1925 zum ersten Male ihre Felsenriffe gesehen, nicht mehr untreu wurde. Nachdem ich nun in den letzten Jahren mannigfache Eisgebiete der Ostalpen aufgesucht hatte, setzte ich im Jahre 1929 mein Sehnen nach den Westalpen erstmals in die Tat um.

Schwere und schwerste Felsfahrten lagen hinter uns. In der „Direkten" Südwand der Tofana di Roces hatten wir 12 Stunden mit wenigen 300 Metern gerungen, die Nordwand des Monte Pelmo hatte höchstes Können und äußerste Orientierungsfähigkeit verlangt, und in der Nordwestwand der Civetta streifte uns der Atem des Todes.

Wenige Tage in Bozen ließen uns unsern äußeren und inneren Menschen überholen. Die vom Fels übel mitgenommene Kletterhose tritt als Muster ohne Wert die

Heimreise an, während wir in neuem Gewand uns vom Schnellzug nach Oberitalien hinabtragen lassen. In Verona und Mailand dörrt uns die unbarmherzig brütende Hitze die Glieder aus, so daß wir trotz aller Sehenswürdigkeiten doch eiligst wieder unsern Bergen zustreben, dem Tale der wild schäumenden Dora Baltea, die gezeugt wird von den Gletschern des Montblanc. Am Abend des 25. August führt uns ein bequemes Personenauto von Aosta nach Courmayeur. Neben uns die Trasse der nahezu fertiggestellten neuen Bahnlinie, die Courmayeur und die umliegenden Orte wohl noch weit mehr als bisher dem großen Fremdenstrom erschließen dürfte. Während nun Fritz die Aufgabe hat, v o r einer Konditorei die mit dem langsameren Postauto ankommenden Rucksäcke zu erwarten, besorgen wir, Ludwig und ich, das Quartier und entdecken bei unsrer Rückkehr den guten Fritz — i n der Konditorei.

Mit unserm Quartier im Hotel Savoie waren wir nicht zufrieden. Man scheint hier den Menschen nach seinem Geldbeutel bzw. nach dessen Inhalt zu beurteilen. Daß sich ein Gast unterstehe, kein Menü für so und soviel Lire zu bestellen, sondern nur um Pasta (Spaghetti) zu bitten, das scheint dem dienstbeflissenen Piccolo die Grenze der Unverfrorenheit zu sein. Seine Miene erstarrt in Nichtachtung: „Oh, bitte! Bitte!" Und sein Bedienungseifer ist wie weggeblasen. Wir waren am andern Tag auch wie weggeblasen und belegten das erste beste Bauernhaus in Entrèves, einer kleinen Ortschaft am Fuße des Brenvagletschers, eine halbe Stunde entfernt von Courmayeur. Ein großes Zimmer, die ganze Ausstattung bestehend aus drei Strohsäcken, einem Tisch und einer Bank, dazu Kochgelegenheit in der Küche. Also alles, was wir brauchten. Und ich muß sagen, es waren wahrhaft lukullische Feste, die wir in Entrèves gefeiert haben bei Kartoffeln, Tomatensalat und einem echten Wiener Schnitzel, mit dem Ludwig seine Meisterprüfung als Koch hätte ablegen können.

Entrèves! Wie manche Erinnerung wird wach beim Klange dieses Namens. Alte, mit großen Schieferplatten bedeckte Bauernhäuser zwischen den in herrlichem Grün stehenden Wiesen; winkelige, enge Gäßchen, das schmucklose einfache Kirchlein und im Hintergrunde die gewaltigen Berge des Montblanc.

Aus dem von der Zunge des Brenvagletschers erfüllten Venital schwingt sich ein schwarzdüsterer Felsgrat hinauf zur Aiguille Noire de Peutérey, bricht in unheimlicher Steilheit hinab zu den „englischen Fräuleins", den „Dames Anglaises", und strebt von neuem hinauf zu der von herrlichem Firngrat gekrönten Aiguille Blanche, um noch einmal hinunterzustürzen zum Col Peutérey, und gleichsam als sammle er alle Kraft und allen Stolz, so bäumt er sich zum letztenmal zur Höhe, um sich in den Eiswänden des Montblanc zu verlieren.

Der Weiße Berg! Noch nie sah ich ein gewaltigeres Bild als die über dem Brenvagletscher wuchtende Kuppel des Montblanc. Gewaltige, von Lawinenrinnen durchfurchte Schluchten durchziehen die unheimliche Brenvaflanke, verderbendrohend hängen die Seraks ober der Wand.

Über glitzernde Firnflächen senkt sich der Berg wieder hinab in die Tiefe. Zackige Felskulissen zwischen zerborstenen trümmerbesäten Gletschern führen weiter zum Riesenzahn, zur Dent du Géant. Wie kommst du hierher, du kühne Riesensäule? Welt, weit im Osten erst findest du Schwestern, Brüder: die Guglia di Brenta, die Türme von Vajolett, den Campanile di Val Montanaja! Wahrlich, sie könnten stolz sein, dürften sie dich zu den Ihren zählen. Und weiter wandert der Blick nach Osten, um auf den in Eis gebetteten Felsen der Grandes Jorasses zarte Schleier weben zu sehen. Das ist die Bergumrahmung von Entrèves!

Unsere Pläne waren nicht gerade bescheiden. Zunächst wollten wir uns mit einer Fahrt auf die Grandes Jorasses einmal einfühlen in die neue Bergwelt und dann den Monarchen selbst ersteigen auf dem klassischen Weg über den Peutéreygrat.

Am 3. September waren wir nach den beiden obengenannten Fahrten wieder in Entrèves. Bei Antritt der Fahrt über den Peutéreygrat hatte uns vor allem die Frage bewegt: Wie werden wir die Schwierigkeiten dieses Weges finden im Vergleich mit den Bergfahrten, die wir bereits hinter uns haben? Und nun konnten wir feststellen, daß gerade dieser Weg bei einem Vergleich mit einer unserer letzten Dolomitenfahrten unbedingt als leichter bewertet werden mußte, abgesehen natürlich von ganz ungewöhnlichen Verhältnissen. Diese Feststellung war für uns von großer Bedeutung, denn sie ließ den endgültigen Entschluß zur Ausführung eines Planes in uns reifen, den wir schon lange im Geheimen mit uns herumtrugen: Die Wiederholung des direkten Anstieges durch die Brenvaflanke des Montblanc.

Im Mai-Heft 1929 der D. A.-Z. schildert der Engländer Brown die erste Durchsteigung der Brenvaflanke in der Richtung der Gipfel-Fallinie, die ihm und seinem Landsmann Smithe am 1. und 2. September 1927 gelungen war. Eingehende Erkundungen versprachen, der orographisch links der vom Gipfel herabziehenden Hauptrinne befindlichen Felsrippe folgend, eine ideale Anstiegsrichtung; in Gestalt eines auffallenden roten Felsturms in der Höhe von etwa 3600 *m* einen steinschlagsicheren Beiwachtplatz, und ließen endlich auch die Zeiten feststellen, zu welchen die steinschlag- und lawinengefährdeten Rinnen, die zunächst zum Beiwachtplatz und weiter zur Aufstiegsfelsrippe gequert werden mußten, sicher überschritten werden konnten. Das eingehende Studium der Unternehmung ließ diese auf den ersten Anhieb gelingen. Ja, die beiden Engländer entdeckten jenseits, d. h. orographisch rechts der Hauptrinne, eine Möglichkeit, auch zum Montblanc de Courmayeur einen direkten Brenvaaufstieg zu legen, der ihnen im nächsten Jahr ebenfalls gelang, wiederum ausgehend vom Beiwachtplatz unter dem roten Turm, der „Sentinelle Rouge" (rote Schildwache), wie er von den Erstersteigern genannt wurde.

Am 4. September stiegen Ludwig und ich von Entrèves hinauf zur Turiner Hütte am Col du Géant. Fritz war diesmal zurückgeblieben, er zog die Fleischtöpfe von Entrèves einer Beiwacht in der Brenvaflanke vor. Wenn er geahnt hätte, welche kulinarischen Genüsse uns dort bevorstanden?

Nach kurzer Rast und frischem Trunk im Pavillon Mont Fréty ließen wir uns von den endlosen Serpentinen langsam der Hütte näherbringen. Kleiner und niedriger ward die Aiguille Noire, selbst die Blanche sank langsam in sich zusammen, nur der Montblanc stand noch immer in erhabener einsamer Größe da, und wir schauten einen Weg, wie er kühner, trotziger nicht geführt werden kann: Den direkten Weg durch die Brenvaflanke des Montblanc, den Weg über die „Sentinelle Rouge".

Der untere Teil der Brenvaflanke war verdeckt durch den zwischen uns und dem Brenvagletscher liegenden zerrissenen Grat des Mont de la Brenva. Nur von der Einmündung der Nebenrinne in die Hauptrinne ab war die Wand zu verfolgen. An Hand der bis ins Einzelnste gehenden Beschreibung der Engländer folgten wir mit den Augen der Felsrippe orographisch links der Hauptrinne und erreichten über die steilen Eisflanken, den über der Rinne lastenden Seraks in sanftem Bogen nach rechts ausweichend, den Gipfel. So war uns bald der obere Teil des Weges klar; den unteren Teil, vor allem den Weg zum Beiwachtplatz, werden wir schon zu finden wissen!

Auf der Turiner Hütte war wenig Betrieb; einige Italiener, von denen jedoch die wenigsten Absichten auf große Fahrten hatten. Ein faschistischer Grenzposten sorgte durch Paßkontrolle dafür, daß sich niemand unterstand, die französisch-italienische Grenze an dieser Stelle zu überschreiten. Im übrigen war er weniger gefährlich, als er in seiner abgerissenen Uniform aussah und zeigte sich sogar empfänglich für einige Lektionen Deutsch, die ihm Ludwig, um im Fach zu bleiben, erteilte. Nur daß „caldo" in Deutsch nicht kalt sondern das genaue Gegenteil bedeuten sollte, das wollte ihm

nicht recht einleuchten. Im Turenbuch entdeckten wir zweimalig die Einträge von Smithe und Brown mit der Anmerkung, daß sie die Hütte verlassen hätten, das erstemal zum Versuch der direkten Brenvaroute auf den Montblanc, das zweitemal unterwegs zu der auf den Montblanc de Courmayeur. Sonst war außer einigen Begehungen der alten Brenvaroute nichts zu finden, und unsere Erkundigungen beim Hüttenwirt bestätigten schließlich unsere Annahme, daß der Engländerweg bis dahin noch nicht wiederholt war. Auf weitere Auskünfte verzichteten wir leider, wie wir später feststellen konnten, zu unserm Nachteil.

Der folgende Tag ließ uns noch einmal ordentlich ausschlafen, denn unsere Aufgabe bestand nur darin, den Beiwachtplatz unter der „Sentinelle Rouge" zu erreichen und das schien keine überwältigend schwere und lange Aufgabe zu sein. Bei herrlichstem Wetter machten wir uns etwa um 10 Uhr auf den Weg zum Col du Géant. Leicht aufsteigend erreichten wir den Col des Flambeaux zwischen Grand und Petit Flambeau und stiegen jenseits wieder hinab auf den gewaltigen Géantgletscher, der, in seinem obersten Teil fast eben und harmlos, uns rasch unserem nächsten Ziel, dem Grenzkamm zwischen Géant- und Brenvagletscher, zustreben ließ. Als meistbenutzten Übergang schildern die „Alpen" den Col du Trident; doch vergebens balgten wir uns mit dem mächtigen Eiswulst herum, der vom Col zum Gletscher herabhängt und suchten schließlich, als in dem unterhöhlten Wassereis alles Hacken nichts helfen wollte, wieder unsere Zuflucht im Führer. Und da glaubten wir auch schon das Ei des Kolumbus gefunden zu haben. Denn da heißt es etwa: Der gegebene Übergang über den Grenzkamm dürfte der Col de la Fourche sein, trotzdem er bisher erst einmal und zwar aus Not überschritten worden wäre. Nun also, warum nicht gleich so! Schon überschreiten wir die Randkluft und führen unseren mit zehnzackigen Eisen bewehrten Fuß langsam hinein in die steile Eisflanke, die im unteren Teil noch einen Hauch Firn trägt, nach oben aber schließlich blankes Eis zeigt. Eine schmale Felsrippe gestattete uns kurzes Ausrasten, und dann — ließ uns das Eis um eine Erfahrung reicher werden. Wir stiegen nämlich nicht, wie es das Gegebene wäre, in den Eishang vollends hinein, um ihn etwa zu den jenseitigen kletterbaren Felsen zu queren, oder ihn wenigstens in seinem mittleren, am wenigsten steilen Teil zu packen, sondern wir stiegen über ein auf der Felsrippe aufsitzendes schwach ausgeprägtes Eisgrätchen in zunehmender Steilheit höher, mit der Absicht, unter den Felsen zum Col hinüberzuqueren. Doch plötzlich verlor ich den Boden unter den Füßen, rutschte an Ludwig vorbei, der mich im letzten Moment noch zu halten vermochte. Tief drunten sah ich der Randkluft grinsenden Schlund. Wir wurden nun vorsichtiger, querten von Fels zu Fels und gelangten endlich mit dem Gefühl, eine große Dummheit gemacht zu haben, hinauf zum Col. Warum wir diese Dummheit überhaupt gemacht haben? Weil es uns im Eis noch an dem fehlte, was uns im Fels fast zur Selbstverständlichkeit geworden war, an der Abschätzung des Möglichen!

Eine kurze Rast am Col und Studium des Weiterwegs. Fast eben, nur von wenigen Spalten durchzogen, liegt in gewaltigem Halbrund unter uns der Brenvagletscher. Jenseits der Col Moore, ein kleiner Firnsattel am Beginn der alten Brenvaroute, die wir über das bekannte Eisgrätchen hinweg verfolgen konnten bis in die Seraks unterhalb des Col de la Brenva. Auch für uns war der Col Moore das nächste Ziel, denn nur über ihn führt der Weg hinein in die unmittelbare Brenvaflanke. Schon griff der Schatten des Montblanc tief herunter, hatte längst die Brenvarinne in eisige Bande geschlagen und nicht mehr lange, dann mußte in der Ostflanke des Montblanc das Krachen der Lawinen verstummt sein, und der Berg uns den Weg freigeben zum „Roten Turm".

Eigentlich waren es immer nur wenige Minuten, in denen das Stürzen und Krachen von Eis- und Felslawinen und ihr allmähliches Verdonnern verstummt. In nächster

Nähe an der Tour Ronde, dann wieder drüben am Col Pétéret und weit hinter uns, in der Nähe der Turiner Hütte, Lawinendröhnen, das auch eisige Nacht nicht verstummen ließ.

Rasch brachten wir die Querung des Brenvagletschers hinter uns und gelangten leicht hinauf zum Col Moore, von dem aus wir nun noch in beträchtlicher Höhe über uns den „Roten Turm" erkannten.

Der Schilderung von Brown entsprechend, waren nun etwa fünf Eisrinnen zu überschreiten, die alle mehr oder weniger steinschlaggefährlich sind. Doch von den Eisrinnen waren nur noch geringe Spuren zu entdecken, so daß wir schon am Col die Eisen ablegten, die wir an diesem Tag nicht mehr benötigten. Entweder war das Jahr 27 besonders schneereich oder das Vorjahr abnorm schneearm, denn ganze Hänge zeigten noch den typisch schmutzig-staubigen Fels, von dem erst vor kurzem das letzte Eis weggeschmolzen sein mußte. Verkümmert bis auf geringe Reste, oft ganz verschwunden waren die gefährlichen Eisrinnen, und technisch leicht, dafür aber um so mühsamer, arbeiteten wir uns über losen Schutt und brüchigen Fels in etwa 2 Stunden hinauf zur „Sentinelle Rouge" und fanden im Schutze des mächtigen Turmes, seitlich gedeckt durch eine große schräge Platte, den Beiwachtplatz, noch umgrenzt von einer kleinen Steinmauer, so wie ihn die Engländer damals verlassen haben. Doch dort, wo wir unser Haupt zur Ruhe legen wollten, hatte sich noch vom Winter her eine dicke Lage Eis gehalten im Schutze der freistehenden Platte. Rasch räumt der Pickel damit auf. Doch Vorsicht! Was seh ich da? Aus dem gesprengten Eis fallen mir eine Büchse mit Früchten, zwei Dosen Ölsardinen, eine Spirtusflasche und eine Kerze entgegen; wohlgemerkt, keine leeren, sondern volle Büchsen! Vergessen von den Engländern oder absichtlich zurückgelassen? Einerlei, auf jeden Fall soll's uns munden. Bald war der Beiwachtplatz hergerichtet, und wir gingen an die Zubereitung des Abendessens, das wie gewöhnlich in solchen Lagen aus einer kräftigen Suppe bestand, und das wir heute verschwenderischer Weise noch bereichern konnten mit eisgekühlter Marmelade, Marke „Brenvaflanke".

Und das Wetter? In den ersten Mittagsstunden hatte sich der Himmel wieder langsam bewölkt. Kleinste Wölkchen saugte die Sonne langsam heraus aus dem Nichts, ließ sie erst drunten über den Tälern schweben, um sie gegen Abend über die Eisflanken des Montblanc zur Höhe kriechen zu lassen. Seit Tagen schon das gleiche Bild, und doch grüßte jeder Morgen wieder in herrlichster Klarheit. Doch heute wollte uns das Wetter nicht mehr recht gefallen, der Nebel kam immer dichter, schon waren nur mehr die nächsten Felspartien zu unterscheiden, und nun begann es auf einmal in kleinen Flocken zu schneien. Bald verschwanden wir im zeltförmig aufgespannten Zdarskysack, entledigten uns unserer Stiefel und steckten die Beine in einen zweiten Sack, konnten uns dadurch ausstrecken und lagen den Verhältnissen entsprechend ganz bequem.

Langsam senkte sich die Nacht auf uns herab. Stunde reihte sich an Stunde, und jede schien länger, schien kälter zu werden. Eisig kroch die Kälte durch den nach unten schlecht abgedichteten Zeltsack, wir drückten uns eng aneinander, rieben immer und immer wieder die Füße, um das Blut wieder in Bewegung zu bringen. Zum erstenmal floh uns heute der Schlaf, heute, wo wir ihn so notwendig hätten wie noch nie! Wieder und wieder blickten wir durchs Fenster hindurch, um entmutigt in traumloses Dämmern zurückzusinken. Noch immer schwebten langsam die Schneeflocken herab auf unser Lager, schwer und naß drückte die Hülle auf uns. Und da tönte wieder durch die Nacht das unheimliche Gebrüll der Lawinen, weckte vielfaches Echo in der Brenvaflanke des Montblanc. Das war wieder am Col Peutérey, und das war an der Tour Ronde! Wir kannten es schon, dieses unheimliche Stöhnen und Heulen, dieses Ächzen und Klagen. Dann wieder dieses grausige Schweigen, von dem wir doch wuß-

ten, daß es ſchon im nächſten Augenblick wieder unterbrochen werden mußte durch das Stürzen neuer Brüche, das Donnern neuer Lawinen. Und weiter legte ſich Flocke auf Flocke, ein weicher Flaum deckte langſam Fels und Eis. —

Gegen Morgen mußten wir doch noch etwas eingenickt ſein. Das Dämmern des Tages weckte uns und ließ uns ſofort nach dem Wetter ſchauen. Wolkenlos war wieder der Himmel. Die Grandes Jorasſes, Matterhorn, Monte Roſa zerfloſſen in ihren ebenmäßigen Linien mit einem Äther, deſſen Majeſtät und Ruhe auch nicht durch den kleinſten Schleier getrübt ward.

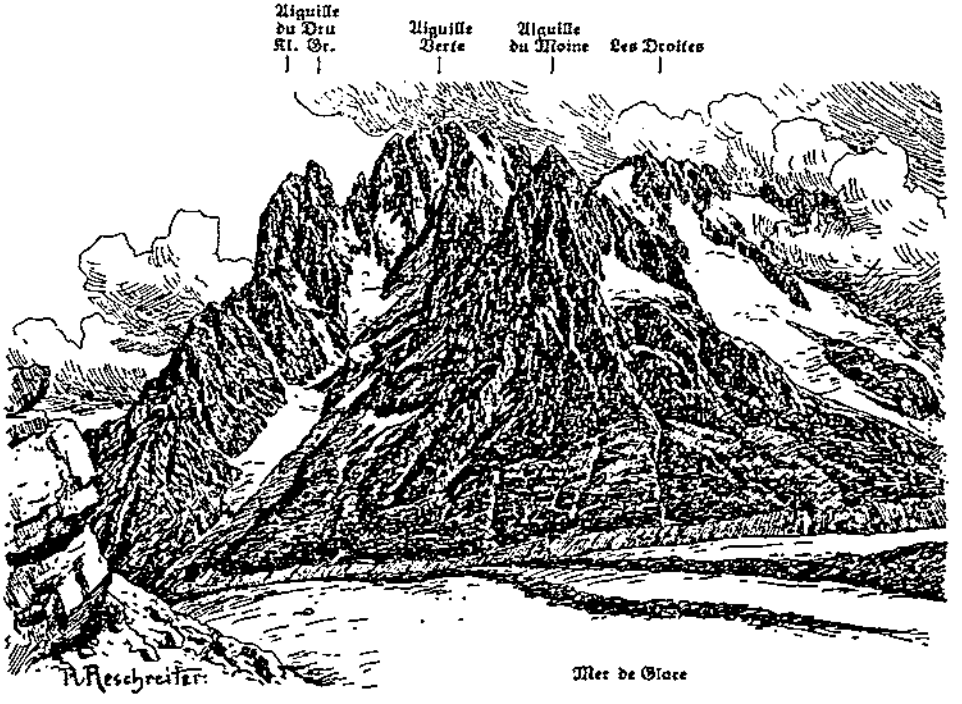



Dent du Requin, Aiguille du Plan, Blaitière, Grépon und Gd. Charmoz vom Glacier de Talèfre

Das am Abend bereitete und in der Thermosflaſche warmgehaltene Frühſtück wurde raſch verzehrt, das Lager abgebrochen, und kurz vor 6 Uhr der Beiwachtplatz unter der „Sentinelle Rouge“ verlaſſen. In eiligſtem Tempo ſah uns der weißbeſtäubte Fels zur Höhe ſtreben, denn die uns von der Aufſtiegsrippe trennende Eisrinne mußte überſchritten ſein, ehe die Sonne mit ſchmelzendem Hauch durch die Seraks ſtreicht, ehe ſie die Feſſeln löſt, in die eiſige Nacht den Berg geſchlagen hat.

Die „Rote Schildwache“ lag bald weit unter uns, wir ſtanden am Rande der Nebenrinne, nahmen das Seil und bewehrten uns mit unſern Eiſen; dann noch wenige Meter zwiſchen Fels und Eis am Rande der Rinne hoch, bis wir faſt in gleicher Höhe mit dem Beginn der zwiſchen Haupt- und Nebenrinne liegenden Felsrippe waren. Und nun hinüber ſo ſchnell als möglich, denn ſchon hüpften kleine Steinchen und Eisbrocken über den ſteilen Hang, ſchon hatte die Sonne die über uns laſtenden Brüche erreicht. In der metertief ausgehobelten Sekundärrinne wollte es überhaupt nicht mehr ruhig werden. Endlich erreichten wir mit klopfenden Pulſen den Fels, die

Eisen hatten für Stunden ihren Dienst getan, und wir lösten die Riemen, froh, die unheimliche Rinne hinter uns zu haben. Da kracht's plötzlich über uns. Zentnerschwere Eisblöcke sausen an uns vorbei, der Berg brüllt, bebt, schleudert die Trümmer ziellos über die Wand. Ein Sprung, wir ducken uns, kriechen in den Fels; doch schon ist Ludwig, Gott sei Dank, nicht ernsthaft, getroffen. Schleunigst machten wir uns wieder, jeder für sich, auf den Weg; hier war kein Raum für langes Verweilen, so lange über uns die zerrissenen Gletscher an den Wänden kleben. Wir eilten weiter, höher, hörten rechts und links in den Rinnen die Lawinen stürzen, ein Zischen und




Große und Kleine Dru, Aiguille Verte, Les Droites vom Glacier du Tacul

Pfeifen durch die Luft zittern. Weit, weit drunten verebbte langsam die Flut am Fuße der Wand in dem flacher werdenden Gletscher. Bald lagen die Seraks, die uns vorhin fast gefährlich geworden wären, auf gleicher Höhe mit uns.

Die Engländer mußten auch hier ihrer Beschreibung nach weit mehr Eis getroffen haben als wir, denn nur ein einziges Mal zwang uns ein kurzer Eishang zum Anlegen der Eisen. Um 10 Uhr etwa erreichten wir den Steinmann, in dem die Engländer ihre Karte niedergelegt haben. In der herrlich warmen Sonne ließen wir uns nun nieder zu einer größeren Rast, kochten uns eine Suppe und kosteten die von den Engländern gestifteten Ölsardinen.

Ein gewaltiger Tiefblick fesselte immer wieder unser Auge. Wild brandend liegen drunten am Fuß unseres Aufstiegs die Eiswellen des Brenvagletschers. Über den Grenzkamm und die Tour Ronde hinweg zum Col du Géant flog der Blick, wo die Turiner Hütte steht, von der aus, wie wir später erfuhren, unser ganzer Aufstieg mit dem Fernglas verfolgt wurde; weiter zum so klein und plump gewordenen Dent du

Géant und ſchließlich zum immer noch gleich ſtolzen Bau der Grandes Jorasſes. Dazu weit im Hintergrunde die Eisriesen des Wallis: Matterhorn und Monte Roſa. Und wieder ſegelten zarte Wölkchen durch die Lüfte.

Nach etwa einſtündiger Raſt machten wir uns wieder an die Arbeit und kamen, da wir faſt immer ohne Seil gleichzeitig gingen, ziemlich raſch über die Felsrippe hoch. Wir gelangten ſchließlich in die Zone, von der die Engländer berichten: als von Felsbrocken durchſetzten Eishängen. Auch hier war wieder deutlich ein Rückgang des Eiſes zu bemerken, denn der Fels war nur ab und zu durch eine ſchmale Eiszunge unterbrochen.

Auch dieſe Zone war hinter uns, wir verließen den Fels endgültig und drangen ein in die letzte Eiswand. Steiler und ſteiler bäumt ſie ſich auf und drängte uns nach rechts. Die letzte Felspartie, die von den Engländern noch berührt wurde, ließen wir weit links liegen und wanden uns gerade der Breſche zu, die, genau über uns, ſcheinbar geſtattete, die Brüche zu durchſetzen. Eine ſteile Eisrippe führte uns gerade auf ſie zu. Wenige Stufen, die einzigen, die wir geſchlagen in der Brenvaflanke, brachten uns durch den letzten, äußerſt ſteilen Aufſchwung der Eismauer, und nach Stunden größter Anſtrengung, die das Gehen mit Steigeiſen in den ſteilen Eisflanken gefordert hatte, zogen wir langſam müden Schrittes über den Firnhang hinauf zum Gipfel des Weißen Berges, den wir etwa um 3 Uhr nachmittags erreichten.

In den wogenden Nebeln ſtanden wir wieder dort, wo wir fünf Tage zuvor geweilt. In ſtiller Feierſtunde finden ſich unſere Hände zu wortloſem Druck, und unſer Auge, das ſo lange nur über ſteile Eisflanken, drohende Seraks und düſtere Felſen geblickt hat, taucht hinein in ein wunderbares Schauſpiel, deſſen Mittelpunkt wir ſind und der Berg, den wir erkämpft haben. Gewaltige Wolkenmaſſen ſind in langſamer Bewegung, drehen ſich, türmen ſich, um wieder langſam auseinander zu flattern und im Tale zu verſinken; dort ballen ſich die Maſſen von neuem zuſammen, Blitze durchzucken das ſtahlblaue Gewölk, die Donner grollen dumpf zu uns herauf: Gewitter über Chamonix tief, tief zu unſern Füßen.

Über den Col du Midi erreichten wir in ſpäter Abendſtunde wieder die Turiner Hütte.

Und ſo ſchließt mein Tagebuch vom Sommer des Jahres 1929 mit einer Fahrt, die einen würdigen Gegenſatz zu den Durchkletterungen der großen Wände der Oſtalpen bildet.

## II. Verte und Charmoz

Von Karl Krall, Innsbruck

Fremde Berge; hell leuchtend und voll Farben ſtehen ſie in unſerer Erinnerung. Die Berge unſerer Heimat werden überſtrahlt, wenn ſolche Bilder an uns vorüberziehen. Und dennoch waren es nur Tage, oft Stunden nur, die uns mit ihnen vereinigt haben. Das Fremde, Ferne aber lockt uns, erweckt Pläne und Wünſche und fordert ſchließlich auch die Tat von uns. Aber wir kennen dort kein Verweilen und ſelbſt wenn wir es auch wollten, wir könnten es nicht, die Heimat ruft und fordert unſere Pflicht. Anders aber iſt es mit den Heimatbergen. Hoch herab ſchauen ſie auf uns, wie wir unſer Tagewerk verrichten. Da ſind der Höhen viel und alle haben wir erwandert. Und ſo oft wir ihnen nahen, erzählen ſie uns von alten Tagen. Dort weckt der Grat unfehlbar Erinnerungen an einen, der dir einſt ein lieber Fahrtgeſelle war, auf dieſer ſanften Kuppe haſt du einſt als Knabe zum erſtenmal ſtaunend in die Tiefe der Täler geblickt und dort biſt du in ſorgloſer Jugend getollt und geſprungen, wo du heute mit Staunen und Ehrfurcht betrachteſt. Blumen blühen am Wege, durch die du ſorgſam

ein liebes Wesen geleitet, frohe Stunden werden wach und Stunden tiefen Schmerzes schimmern wie schwerer, schwarzer Samt. Tausend Bilder deines eigenen Lebens zeigen sie dir, du selber wanderst an dir vorbei, wenn du längst vertraute Pfade gehst. Tausend und tausend Fäden spinnen ein Netz um dich, um die Berge der Jugend, die Berge der Heimat. Freilich, wir merken es nicht. Nur wenn wir sie zu verlieren fürchten, wenn wir fern sind, wenn wir sinnend Rückschau halten, wird es uns bewußt. Und dennoch, fröhliche Feste sind uns die Fahrten im fremden Land, scheinen uns schöner als die in der Heimat und wäre auch ihr Inhalt nur Geschehen, nur Tat.

Spiegel unserer selbst heißt man so oft die Berge. Doch haben wir gerade in der Fremde Zeit und Lust, uns selbst zu betrachten? Zu bunt ist das Glas, zu hell ist das Licht, dort erleben wir meist nur, was außer uns ist. Das macht uns fröhlich und jubelnd grüßen wir das Neue, das kaum Erahnte und freuen uns seiner. So gilt nicht die gleiche Antwort auf das „Warum" wie daheim. Das rauschende Wanderblut ist wach in uns, es treibt uns vorwärts, stärker ist die Sehnsucht, die uns in die neue Welt führt. Ihr gehören diese Berge, sie will dort wohl eine Heimat suchen, die sie dennoch nie und nimmer auf der Erde findet. Einmal, ja einmal war uns auch die Heimat neu. Doch damals waren wir ja Kinder, Knaben, die das als selbstverständlich und darum auch nicht als beachtenswert empfingen, was ihnen ein gütiges Geschick gegeben. Und jetzt erinnern wir uns wieder durch die Fremde an die Heimat, wie sie einstens uns erschienen ist. So ergänzen sich beide. Von längst Vertrautem irrt unsere Seele in die Ferne, von neuem kehrt sie liebevoll zurück auf Flügeln der Erinnerung zur Heimat.

Chamonix! Am Marktplatz steht das Denkmal des jungen Balmat. Dort oben winkt dir ein Ziel, komm mit, du magst es dir erringen. Mit weit offenen, sehnsuchtsvollen Augen hört es der Alte und ermuntert wieder den Jungen zur Tat. Wie ein ehernes Zackengitter stehen die Nadeln von Chamonix vor dem Monarchen. Wer könnte noch zögern, wer möchte da müßig bleiben und am heißen Asphalt sein Leben träumend oder tändelnd spazieren führen; es gilt nur die Tat. Die Sehnsucht hat uns hergeführt, einem Saussure gleicht sie, der staunend sieht und bewundert und Balmat ist die Tat und sie soll erfüllen.

So will ich ein frohes Tagwerk beginnen.

Unter einem riesigen Felsblock birgt sich eine kleine Hütte: die Cabane du Couvercle. Fast als die Letzten sind wir zur Hütte hinaufgekommen; dort ruft der Hüttenwirt die Leute gruppenweise zum Essen, alle auf einmal kann der kleine Raum nicht fassen. Wir bereiten uns vor der Hütte unser Mahl. Dann hört der Wirt, ein alter Führer, daß wir morgen auf die Verte wollen. Drei Schweizer haben sich die Aiguille Mummery zum Ziel gesetzt und die vermitteln unser Begehr dem Herrscher der Hütte. Und wirklich dürfen wir uns um 8 Uhr 30 Min. zur Ruhe legen. Um 9 Uhr erst dürfen es die anderen. Dann liegen sie am Boden im Schlafraum und im Gastraum, denn das Matratzenlager faßt kaum die Hälfte der Besucher. Und die französischen Burschen und Mädel, die genau so gern lachen und schwatzen, wie unsere, sind schon in wenigen Minuten still. Hüttenruhe ist und der wackere Führer duldet keinen Lärm. — —

Irgendein Laut läßt mich erwachen. Man hat gerufen. Fremde Worte, deren Sinn ich nicht erfasse. Und noch einmal: Aufstehen bitte, es ist Zeit für die Herren, die auf die Verte wollen, es ist Mitternacht. Nun haben wir begriffen. Rasch streifen wir die Decke ab und erheben uns. Gleich füllen andere den leeren Raum am Lager. Wir tasten uns durch die dunkle Hütte hinaus in die Nacht. Seil und Eisen nehmen wir, richten die Laterne und schreiten am nachtschwarzen Gletscher empor. Eine Weile leitet uns eine gute Spur. Dann aber sind uns nur mehr einzelne Stapfen willkommene Wegweiser im kleinen Lichtkreis der Laterne. Rasch schreiten wir aus am har-

ten Firn. Doch mit einemmal beginnt die Plage. Tief bricht der rechte Fuß ein; der Schnee unter dem linken aber trägt; und abwechſlungsweiſe der andere; dann wieder beide und faſt bis zum Knie. Immer mühſeliger wird das Schreiten. Wieder tragen einige Meter, dann wieder hinab. Die erſte Kerze iſt herabgebrannt und fällt aus der Laterne. Wir bleiben ſtehen und mühen uns eine neue anzuſtecken. Wieder das alte Spiel. Welch qualvoller Weg in tiefer Nacht. Wir haben keine Augen für die Sterne, die matt am ſchwarzen Himmel glimmen. Wir ſehen nicht die ſchwarzen Nadeln vor dem dunklen Himmelsſaum. Nur ein kalter Wind iſt uns ein feindlicher Gefährte, wenn wir ſtehen bleiben, um eine neue Kerze zu entzünden. Hin und wieder ahnen wir Klüfte unter uns; doch weiter, weiter ſtapfen wir, tief durch den Harſcht. Ich fluche und breche ein und fluche wie ein Heide; es ſoll ja erleichtern. Nach langer Weile und kurzem Weg fällt wieder das Licht zu Boden. Fröſtelnd brennen wir das nächſte an und ziehen weiter. Nichts hilft mir mein Murren. Doch fühle ich, daß ich nicht mehr lange werde gehen können, zu ſehr ermüdet dieſer Weg. Noch zehn Minuten will ich es verſuchen, wird's dann nicht beſſer, dann lebe wohl, Berte. Da erreichen wir den Lawinenkegel am Fuß des Whymper-Couloir. Wohl ſind die Spuren längſt verloren, wohl brechen wir auch hier noch dann und wann tief ein, ſtolpern über die Trümmer und Brocken. Aber es iſt doch weſentlich beſſer als früher, und ſo ſteigen wir aufwärts. Nun kommt die Randkluft. Es iſt keine Kunſt ſie zu nehmen, die Lawinen tun hier gute Arbeit. Eine meterbreite Eisrinne, tief ausgehöhlt, nimmt uns auf. Langſam kriecht ein leiſes Grau über die Berge hin, nur hoch oben — unten iſt es noch tiefe, ſtille Nacht. Beinhart iſt der Grund der Rinne und gewaltig ſteil leitet ſie empor. Wo immer ſich hoch oben, viele hundert Meter über uns ein Stein löſen mag, hier ſpringt er ſurrend herab. Bisweilen nur ſchlagen wir eine Stufe und horchen geſpannt nach oben. Wie freue ich mich, wie wir endlich die Rinne verlaſſen können. Hoch hebe ich die Laterne, während mein Freund Griff und Tritt ins Eis haut. Schweigend ſteigen wir dann am ſteilen Hang empor. Und nun ſteigt das Grau auch langſam zu uns herab, auf Zehenſpitzen kommt der Tag gegangen. Wir meinen wohl, ſchon hoch oben zu ſein und ſicher, die nahen Berge ſind ſchon kleiner geworden; doch ein Blick auf die Rieſenmauer der Grandes Jorafſes belehrt uns eines beſſeren. Gleichmäßig bohren die ſpitzen Eiſen in den Firn, ſelten nur klingt Pickelſchlag. Einmal ſperren verglaſte Felſen den Weg. Wir ſuchen einen Ausweg. Unter einem Felsſporn durchqueren wir nach rechts in eine Seitenrinne und gewinnen von dort die Rippe, die die beiden Rinnen trennt. Jetzt erſt atme ich freier auf. Vielleicht war die Spannung müßig, ſicherlich ſogar, denn wir hörten auch nicht eines Steines Pfeifen. Auf einmal ſehen wir Spuren im Firn; dort wo nicht die Lawinen niederſauſen, noch deutlich, oft ſogar ſind ſie gut, dort aber, wo ihr todbringender Weg niederleitet, verwiſcht, als habe nie eines Pickels Hieb das Eis geritzt. Einmal iſt ein Felsblock an der Rippe. Dort raſten wir kurze Minuten, und es ſcheint uns, wir hätten den längeren Teil des Couloirs nun wohl unter uns. Dann geht es wieder empor, Seillänge um Seillänge. Längſt iſt die Laterne überflüſſig, ja drüben auf den höchſten Zinnen huſchen matt und gelb erſte Strahlen der erwachenden Sonne. Über kleine Felshöcker ſteigen wir, Eis ſplittert unter dem Schlag des Pickels, wenn wir die Lawinenfurchen queren, die metertief den Hang durchziehen. Wo immer es geht, ſteigen wir gleichzeitig empor. Seillänge um Seillänge bleibt zurück, und doch ragt noch hoch über uns der Sattel. Einmal ſehe ich den einen Fäuſtling meines Gefährten an mir vorüberrollen; doch kann ich ihn nicht erhaſchen und der harte Firn erlaubt keine großen Sprünge. Es vergeht die Zeit, da rücken endlich die Felſen der Grande Rocheuſe heran. Wieder dauert es länger als wir denken, bis der Grat erreicht iſt. Steil fällt er hinab nach Norden, ſteil nach Süden. Drüben, im Nordoſten ragen die Rieſen des Wallis in blaßblauem Dunſt. Am Grat nun haben wir prächtige Stufen.

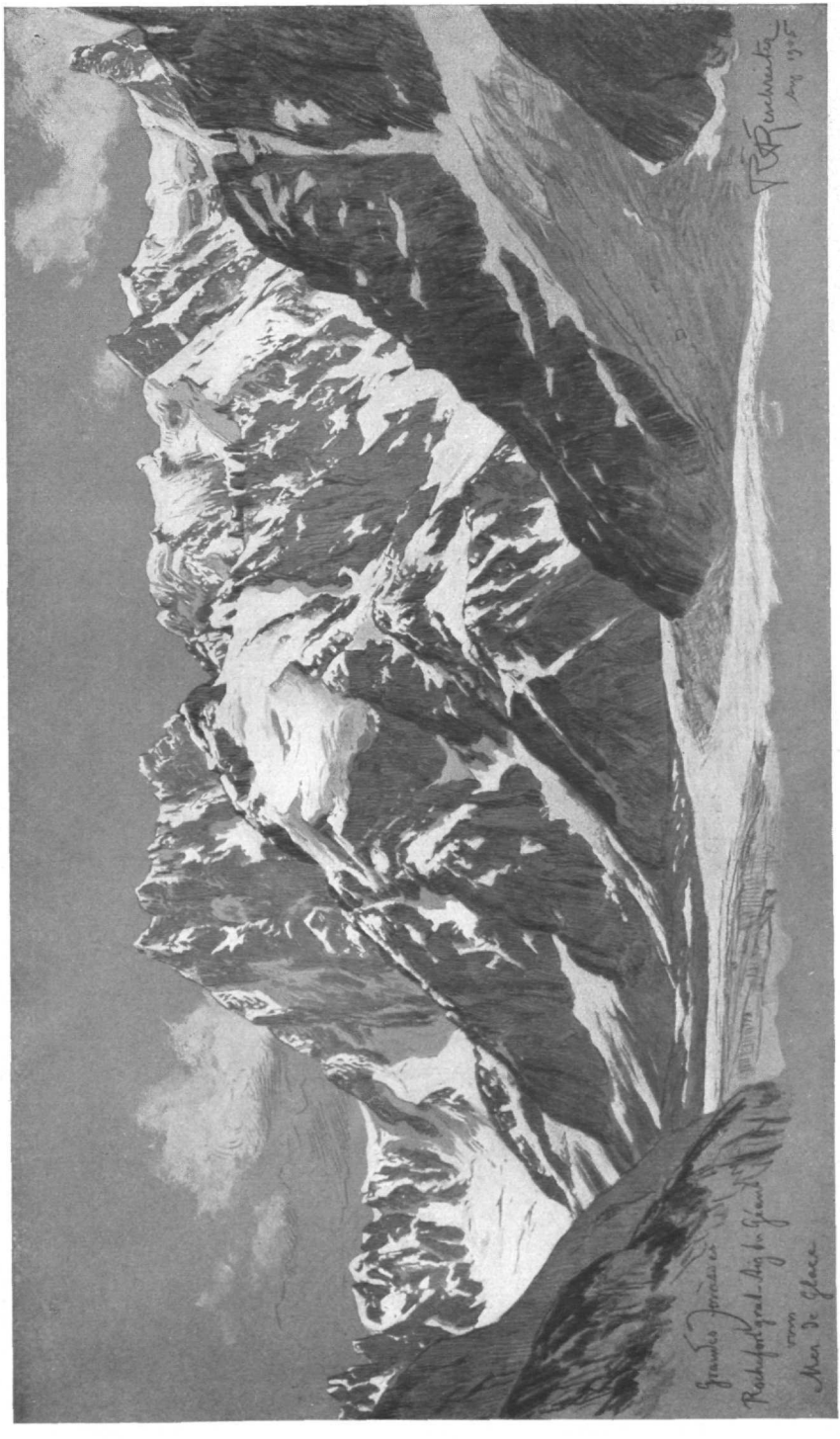
Eine kurze Viertelstunde tänzeln wir bald rechts, bald links vom schmalen Wächtensaum über der Tiefe. Dann ist der Gipfel, den wir so heiß ersehnt, erreicht. Die Aiguille Verte ist unser. Kein Steinmann krönt ihn, kein Tritt erinnert an die, die vor uns hier gestanden. Nur Eis und Schnee, verweht, vom Sturm verschlungen was einst war, ein ewig neuer Berg. Unter grauen Schleiern schwälen matt die Lichter, die die Sonne rings den Gipfeln aufgesteckt, schwarz ragen dort unter uns die Klingen der Nadeln von Chamonix, unnahbar und düster ragt die Riesenwand der Grandes Jorasses. Im Zelt sitzen wir eine Weile, während der Wind am Tuche zerrt und rüttelt. Es ist sieben. Noch einmal schauen wir die Berge, die Täler tief unten, dann steigen wir ab. Seillänge auf Seillänge folgen wir unseren Spuren, so schnell als nur möglich gehen wir den Weg. Schon wirft die Sonne ihre Strahlen auf die Wände über uns. Um neun Uhr springen wir über die Randkluft. Mitten am Lawinenkegel ward der verlorene Fäustling gefunden. Dann machen wir kurze Rast; durch die Rinne herab sausen die ersten Steine. —

Vor der Hütte spannen wir in Muße unser Zelt. Wir schauen zum Himmel hinauf, wie oben feine Schleier weben, schauen dem Rauch unserer Zigaretten nach und liegen faul in der Sonne. Wie ich am späten Nachmittag mit dem Hüttenwirt spreche, fragt er uns um unser Ziel für den nächsten Tag. Ich meine, es werde es wohl die Moine tun. Da schaut mich der Biedere vorwurfsvoll an: heute die Verte und morgen die Moine, den Hüttenberg, und strafend verkündet er uns, daß wir uns wohl heute mit dem Fußboden als Nachtlager begnügen müßten; was Wunder, daß uns ein leiser Schauer erfaßt. Wir verlassen die Hütte und steigen hinab nach Montanvert; dort bekommen wir mit Mühe und Not ein teures Lager.

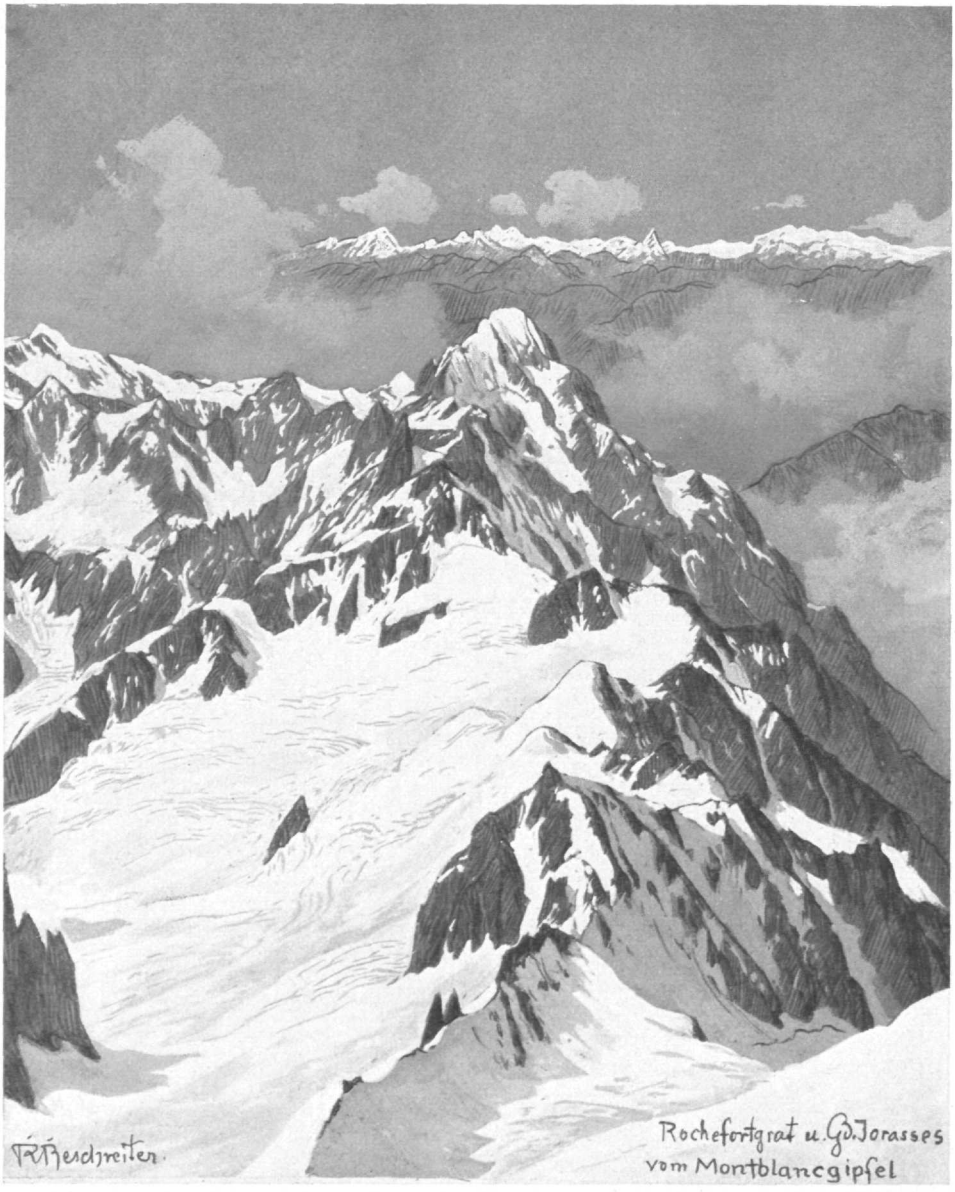
Ein düsterer Morgen ist gekommen, über dem Tal von Chamonix lagern graue Wolken, Nebelstriche ziehen an den Bergen, schwere Wolkenbänke decken jedes Himmelblau, auch die scharfen Nadeln ober uns stecken tief im Grau, draußen im Westen sieht man Regen fallen. Ein Kellner gibt uns verschlafen das Frühstück und auch ich selbst bin noch nicht recht munter, obwohl es schon fünf ist; dann brechen wir auf, wandern dem Steiglein nach, das über einige Köpfe hinweg und dann den Hang entlang zum Hotel Plan des Aiguilles zieht. Aufwärts führt es uns und dann wieder weit hinab und die letzten blühenden Alpenrosen wachsen zu beiden Seiten; ober uns ragt der Gipfel der Grand Charmoz; Eis hängt mit gewaltigen Brüchen in einem engen Kessel, der Glacier de Nantillon. Da zweigt ein schwaches Steiglein zur Linken ab; durch Moränenblöcke steigt es empor zum Gletscher. Vor uns steht die gewaltige Mauer der Grepon, links die Charmoz und rechts die zackengekrönte Eiswand der Blaitière, und man sieht auch noch die andern Nadeln in graue Wolken ragen. Draußen im Tal, über uns und unter uns schieben sich träge die Nebel und der Boden scheint zu dampfen. Mattblau schillern die furchtbaren Brüche des Gletschers. Über flaches Eis steigen wir aufwärts zu einer steil aus dem Firn ragenden Felsinsel. Weit hängt das Eis über uns herein und Trümmer sind eine warnende Drohung. Auf schwacher Brücke übersetzen wir den Schrund und klettern dann die Felsen hinan. Steil führen sie empor zu einer kleinen Terrasse. Zur Rechten hängt wieder das Eis weit hinaus und weit drüben fließt ein Strom von Eisklötzen, ein Meer von Türmen und Spalten, der Bossongletscher. Weiß ragt daneben das sanfte Dreieck der Aiguille du Goûter. Und nun laufen wir aufwärts nach links in das Becken ober dem ersten Bruch hinein. So sehr bin ich selten gelaufen. Ober uns drohen die Eisnadeln sturzbereit und gewaltige Brocken schillernden Eises umsäumen unseren Weg. Drückend ist der Kessel, über den rings glatte, zähe Wände ragen. Vor uns, hoch oben auf den Zacken der Grepon hören wir Menschen sprechen, die lange Stunden vor uns aufgebrochen waren. Rasch machen sie ihren Weg, denn die Chamonixer Führer wissen wohl zu klettern. Wieder eine Kluft, ein Eisfeld, das zur Rinne

führt, die aus der Scharte zwischen Grepon und Charmoz niederzieht. Schon lockt uns die Grepon, schon werden wir unschlüssig; doch sollte es nicht sein. Nebel fallen ein, ziehen wieder fort, wogen auf und ab und wollen endlich die Wände nimmermehr meiden. Rasch steigen wir in den Felsen zur Linken empor, dann geht es im Eis hinauf bis knapp unter die Scharte. Eine Rinne gegen links ist dann der Weiterweg; nun bekommt die Grepon, wie sie sich aus den Nebeln schält, jene Gestalt, die wir kennen und bewundern: ein schmaler Turm schießt in senkrechten Wänden jäh zur Höhe und auf seinem scharfen Scheitel bäumt sich, allen irdischen Gesetzen zum Hohn eine feine Nadel auf. Ein Gebilde steht vor uns, von dem man meinen könnte, nicht die Wirklichkeit, sondern wilde Phantasie habe es ersonnen. Und fast scheint es so zu sein, denn da wir bewundernd unseren Blick zur Höhe richten, ist es schon im grauen Nichts versunken. Über Felsen, über blankes Eis, wieder Felsen, führt der Weg; nur einen Vorgeschmack vermag die Charmoz zu geben vom Klettern in diesen verwegenen Nadeln. Hier sind noch keine Schwierigkeiten; wohl ist steiler Fels, aber Griffe und Tritte, die eisenfest halten. Den Gipfelblock durchreißt ein tiefer Kamin. Schwer keuchen wir beim Stemmen, doch endlich ist der schmale Scheitel unser. Mit phantastischen Nadeln und Türmen bewehrt, steigen die Grate zu uns empor. Die Tiefe aber ist im Nebel verschwunden; nur bisweilen schimmert weit, weit unter uns das Eis des Mer de Glace; und hin und wieder drohen durch Risse im Nebel die schwarzen Wände der Grepon für kurze Augenblicke zu uns herüber. Da beginnen Flocken zu fallen, dichter werden die Nebel, geben noch hier und dort einen Blick frei, senkrecht scheint jenseits des Beckens die Eiswand der Blaitière emporzusteigen; wir haben hohe Zeit, an den Abstieg zu denken. Es werden der Flocken immer mehr und ein weißer Flaum wächst auf dem Fels. Ganz langsam nur und vorsichtig steigen wir die Eisrinne hinab. In den Felsen dann ist der Neuschnee schon schuhtief geworden. Mit Mühe finden wir von falscher Fährte zurück zum rechten Durchstieg, stehen wieder an der Randkluft. Ein Sprung und wir steigen zum oberen Gletscherbecken hinab. Dort bleiben wir ein ganz klein wenig und verschnaufen; wo Felsen hinter dem Nebel ragen ist er schwärzer, wo Eis hängt, ist er milchig; bisweilen hören wir das Krachen der Eislawinen, fern, irgendwo. Jetzt drohen wieder die Brüche über uns; wir laufen so sehr wir können, rutschen bisweilen im Neuschnee auf steilem Firn aus, doch nur weiter und fort aus dem gefährlichen Bereich. Über die tief verschneiten Felsen des Rognon klettern wir wieder hinab, langsam nur, denn es braucht viel Zeit bis Griff und Tritt unter der weißen Decke gefunden ist. Wieder schreiten wir über die schmale Brücke und kommen eben zum unteren Teil des Firnes. Kaum zehn Schritte reicht unser Blick und schwimmt dann unsicher im hellen und dunkeln Grau. Da bricht ein Krachen und Bersten aus den Wänden; vor uns, über uns, neben uns, — wo ist es? — einige Sprünge tun wir vorwärts zu einem Buckel und stehen dann regungslos; wir sind beide bis in die Lippen blaß geworden. In furchtbarer Spannung warten wir. Tosend und polternd brüllt es hier und dort — und dort und hier. Dann endlich wird es still, so still, wie es vordem war. Doch erscheint es uns so regungslos und tot ringsum, wie nie zuvor. Eilig steigen wir hinab zum flachen Firn und zur Moräne. Wir wissen nicht, wo das Eis niederbrach. Nun fällt klatschend der Regen, verschlungen sind die Grate und Wände und Türme. Unter uns im Tal kriechen die Nebel, ziehen an den Hängen entlang, lagern in schweren Bänken am niederen Himmel, und das Tal scheint zu dampfen.

Noch seh ich die Nebel sich senken und steigen, noch hör ich das Donnern der Eislawine im Takt der Räder, da schimmern durch die Bilder jüngst vergangener Tage die Berge der Heimat und ich grüße sie, als stumme Gefährten meines eigenen Seins.



Grandes Jorasses, Rochefortgrat—Aig. du Géant vom Mer de Glace, davor Aig. du Tacul




Rochefortgrat und Grandes Joraſſes vom Montblancgipfel

## III. Rochefortgrat

Von Karl Krall, Innsbruck

Die anderen stiegen den Weg hinauf zur Couvercle-Hütte. Ich aber wanderte unten an der Zunge des Glacier du Talèfre dahin, schaute hinauf zu den Seraks, die da ober mir hingen und mühte mich über Eis und Blockwerk unentwegt vorwärts, bis ein schlichtes Steiglein an der südlichen Moräne des Gletschers emporzieht zum oberen weiten Becken. So wollte ich den Weg für den anderen Tag auskundschaften. Dann aber sprang ich über die vielen Klüfte im Eis dem Jardin du Talèfre zu und war bald auf der Hütte bei den anderen. Aber wie sah es da aus. Wohl an die sechzig Menschen, Männlein und Weiblein drängten sich da in und vor dem kleinen Häuschen unter dem riesigen Felsblock und der alte Ravanel wußte nicht wo aus noch ein. Es war indessen reichlich spät geworden; aber hier war an keinen Schlaf zu denken. So schlug ich vor, wieder hinabzusteigen zur Moräne zwischen Glacier du Talèfre und Glacier du Leschaux; dort hätte ich einen feinen Platz entdeckt und ihn mir wohl gemerkt. Nach einigem Hin und Her waren wir einig. So luden wir denn wieder auf und während die Sonne die letzten Strahlen über die Gipfel goß, eilten wir den Weg hinab, den ich gekommen war, schauten wieder hinauf zum Mallet-Gletscher und wir alle hatten Zweifel, ob in diesem Jahr ein Durchstieg überhaupt möglich sei, so sehr drängte sich Spalte an Spalte, riß das Eis in Stücke. Aber wir wollten es versuchen.

Als sie nun den riesigen Felsblock sahen, der tief unterhöhlt war, da machten die Freunde gleich andere Augen. Weicher Sand war am Boden und wenn man da drinnen lag, da sah man gerade gegenüber die Kette der Nadeln von Chamonix und links die Wand der Jorasses. So schönes Schlafgemach mag man wohl suchen. Nacht war es nun freilich schon geworden. Bei festlichem Kerzenschein ebneten wir das Lager, bauten ein Mäuerchen, einer suchte Wasser und fand es bald am nahen Gletscher. Der Kocher freilich fehlte, denn wir hatten ja nicht mit einer Biwacht gerechnet. Aber eine Dose tat schließlich auch guten Dienst und ein wenig Meta nimmt man ja vorsichtsweise doch mit. Es war ein fröhliches Treiben und wie die Kinder freuten wir uns unserer Freiheit und unseres Herrentums im kleinen Reich. Und dann und wann fiel ein Sternchen still durch die Nacht und wir suchten mit sehnsüchtigen Augen seinen stummen Weg durch den Himmel. Dort aber glitzerte es, blinkte aus den Scharten der Grate und die Berge standen so feierlich, daß uns langsam so wurde, als wären wir in einer unendlich schönen Kirche.

Wir krochen in unsere Säcke und träumten hinüber in eine andere Welt. Hin und wieder aber hoben wir wohl den Kopf, wenn irgendwo eine Steinlawine niederdonnerte und sahen in eine wundervolle, selige Bergnacht.

Es rasselt der Wecker. Ja, sogar den hat es diesmal gebraucht. Ein wenig Tee wird gekocht, gemütlich und unbesorgt sitzen wir am Frühstückstisch und wollen es gar nicht eilig haben, so gern haben wir unser Plätzchen. Doch sind wir wahrlich nicht gekommen, um nur zu rasten. So wandern wir also den ebenen Glacier du Leschaux hinein. Die Schmelzbächlein murmeln noch leise, die Sterne funkeln. Hoch am Glacier du Talèfre sehen wir die kleinen Lichter, wie sie von Menschen zu den Felsen der Droites emporgetragen werden. Und auch unsere Laternen schwanken zufrieden im Gleichmaß der Schritte. Ja, wir sind wohl eigentlich recht spät daran, denn, wo der Glacier du Mont Mallet steil heruntersteigt, ist es schon Tag. Da steht nun die Riesenmauer der Jorasses vor uns und wir klettern an ihr empor mit den Augen, kehren da um, und dort um; nur ein Weg scheint uns möglich: am Mittelpfeiler empor. Aber wer mag ihn, nein, wer kann ihn gehen? Die Besten von Heute sind umgekehrt!

Wir haben nun unsere treuen Eisen unter die Sohlen gebunden und da geht es sich

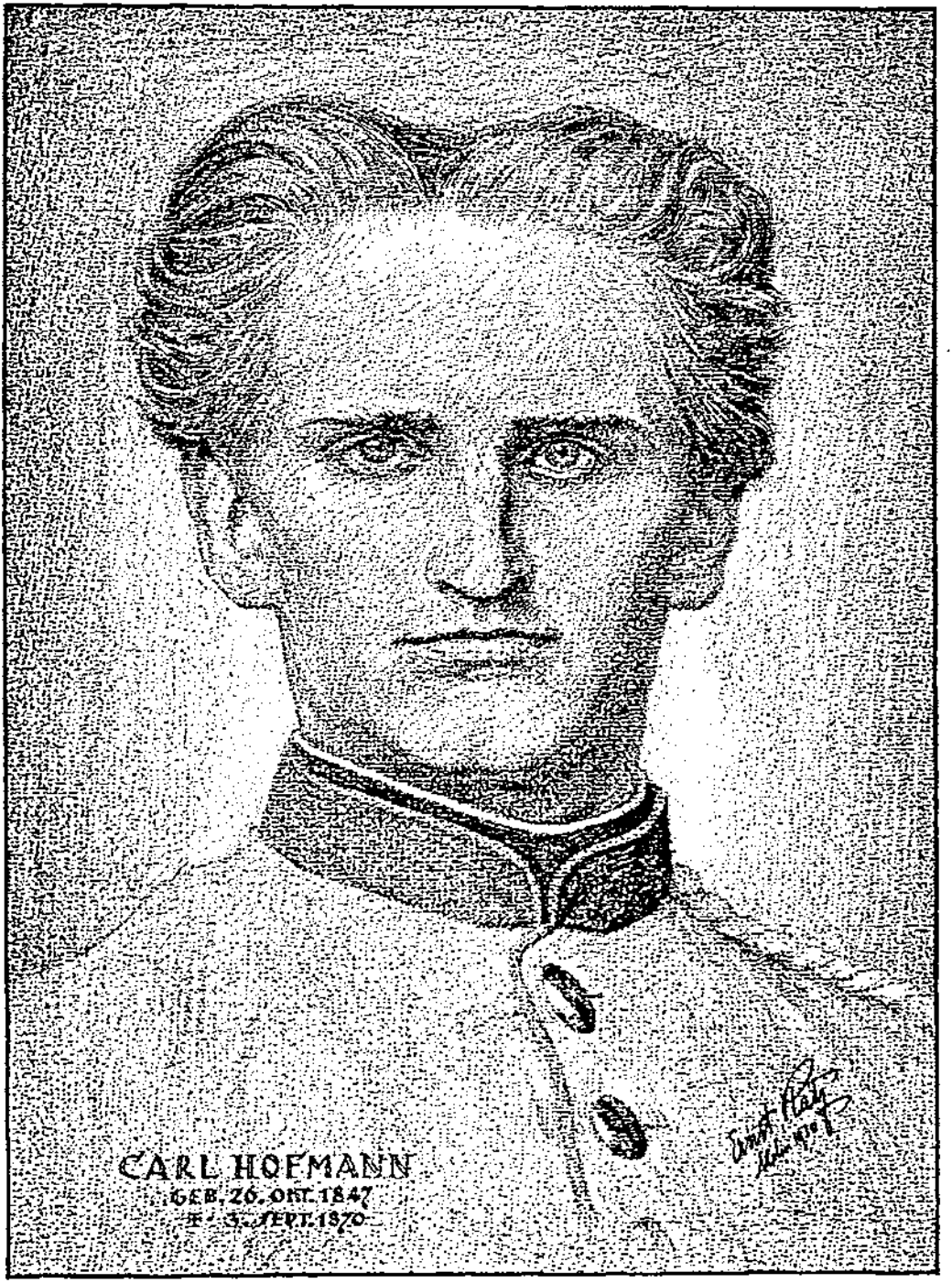
gut, wenn es auch ſteil und eiſig iſt. Der untere Teil ſah von weitem bös aus. Der hat es uns leicht gemacht. Noch gibt's kaum eine Spalte, und ob das Eis buckelig iſt oder glatt, macht uns nicht viel aus. Wo es dann aber flacher wird, da geht es an. Wir halten uns erſt in der Mitte, dann drängt es uns gegen die Felſen zur Rechten hin; aber nur ſachte. Dort wieder gähnen die Spalten in unüberwindlicher Breite. Steiler wird es dann wieder und vor jedem kleinen Buckel und wieder hinter ihm gähnt es ſchwarz. Oft meinen wir, es ſei der Weiterweg verſperrt, aber immer wieder findet ſich ein Durchſtieg. Da einmal hinab zu einer Brücke, tief in der Spalte, und jenſeits wieder hinauf. Ein guter Sprung jetzt. Ein ſchmaler Eiskamm hier, ein Wändchen dort, aber es geht, und ſchließlich iſt das ebene Becken gewonnen, von dem rings ſteile Flanken auf die Grate leiten. Doch immer bleibt uns die letzte Frage: was wird an der Randkluft und am Bergſchrund ſein. Und wieder eine einzige Brücke iſt da, nicht gerade ſehr Vertrauen erweckend, aber eben doch eine und halten muß ſie, ſei es auch nur einen. Wir ſpazieren darüber, einer nach dem anderen, recht ſachte und vorſichtig, alle vier, und ſie tut ihren Dienſt. Dann liegt der Grat frei vor uns. Aber faſt neun Stunden hat uns der Gletſcher kreuz und quer gejagt und wir ſind nicht ſchlecht gegangen.

Ein kurzer Hang führt zu einigen Felſen und dann folgt der Firngrat, gut gangbar, wie uns von weitem ſchien. So legen wir dummerweiſe die Eiſen ab und ſteigen zum erſten Gratböcker empor. Doch die ſcharfe Schneide iſt eiſig und zwingt uns zur Umkehr oder zu ſtundenlanger Stufenarbeit. Unſer zwei kehren alſo zurück zu unſerem Gepäck, holen die Eiſen und dann ziehen wir neuerdings los. Da ging es gleich anders, wenn ich auch am erſten Stückchen Grat noch nicht die rechte Sicherheit gewonnen hatte. Wo der Eisgrat aufhört, laſſen wir Seil und Eiſen zurück. Doch die Felſen des Dôme du Rochefort haben uns bitter enttäuſcht. Da heißt es viel Vorſicht walten laſſen, denn jeder Block und jede Platte wackelt, als ob das ihre wichtigſte Aufgabe wäre. So waren wir recht froh, die Seile weggelaſſen zu haben; die Steinſchlaggefahr wäre dadurch unangenehm vergrößert worden. Am Gipfel rauchen wir fröhlich ein Zigarettchen und ſchauen hinaus und hinab ins grüne Tal der Dora Baltea, tief zu unſeren Füßen. Es iſt ja immer wieder die gleiche Freude, die uns jedesmal am Ziel überkommt. Die unendliche Weite, Berge und Täler, bekannt oder erſehnt die einen, eine unerwartete Überraſchung wieder andere. Und du, ſo klein — und doch der Mittelpunkt. — Nebel brauen da und dort über den Gipfeln. Da gehen wir denn. Schneller als wir glauben ſind wir wieder am oberſten Malletgletſcher und wenden uns der Aiguille de Rochefort zu. Über einen ziemlich glatten Eishang erreichen wir ſie bald ohne beſondere Schwierigkeit. Steil geht es von ihr die Felſen hinab, doch die Kletterei iſt hier wieder ſchön, weil das Geſtein beſſer iſt. Es ſind übrigens bloß drei Seillängen. Nun iſt die berühmte Firnſchneide vor uns, aus der kaum hier und dort ein Felshöcker ragt. Steile Eiswände rechts und gewaltige Abſtürze links, ſo ziehen wir hin, auf und ab, bedächtig, daß keiner einen Fehltritt tut, aber doch ſo raſch, daß wir erſtaunt ſind, als wir uns noch zu guter Stunde am Fuß des Géant zu behaglicher Raſt niederlaſſen. Mit viel Freude ſchauen wir nun zurück auf unſeren Weg am feinen Wächtenſaum, der hoch und ſcharf zwei große Reiche trennt.

Beim weiteren Abſtieg über die Felſen des Géant-Stockes konnte ich mich erſt gar nicht zurechtfinden. Doch endlich erinnerte ich mich doch ſo ungefähr, daß man anfangs ziemlich links bleiben muß. Hatten wir nun auch ein Stückchen recht eigenſinnigen Weges hinter uns, ſo haute ich mich mit meinem Seilgenoſſen ſchließlich doch zum richtigen Abſtieg durch. Bald fand ich dann Steigſpuren und nun ging es hurtig hinab. Die beiden anderen aber hatten ſich nicht überreden laſſen und ſich nach rechts gehalten. Wir verloren ſie aus den Augen. Schon waren wir weit unten am Gletſcher,

da hörten wir einen Ruf und sahen sie nun doch am richtigen Weg abwärts eilen. Langsam zogen wir weiter in den farbigen Abend hinein. Da erfüllt die Luft ein ungeheures Krachen und Bersten, entsetzt wenden wir uns und starren hinauf zum Dent du Géant. In eine ungeheure Staubwolke gehüllt ist minutenlang die Riesennadel, die Flanke unter ihr, riesige Blöcke fliegen weit durch die Luft, über die Wolke hinaus, zerschellen, ein Brüllen und Rollen, wie ich es nie erlebt. Angstvoll suchen unsere Augen die Gefährten. Doch Gott sei Dank, sie sind bereits am Firn; wenige Minuten nur fehlten und die Steinlawine hätte uns wohl nichts mehr von ihnen finden lassen. Neue Freude und Fröhlichkeit gibt die ungeteilte Gemeinschaft. Über die weite Fläche des oberen Géantgletschers steuern wir der schützenden Hütte zu und der Montblanc glüht rot über den dämmerigen Tälern.




CARL HOFMANN
GEB. 26. OKT. 1847
F. 3. SEPT. 1870

# Karl Hofmann

Von E. F. Hofmann, München

Jugend, Frühling, Vorwärtsdrängen gehören zu ihm, ein kurzes, blühendes Leben, die Erfüllung einer Berufung, triebhaft fast, stark in sonniger Bejahung. So warf er sich hinein in den kaum begonnenen Alpinismus, stürmend, mit sich reißend. Innerem Zwang gehorchend, faßte er seine Ziele, voll froher, jubelnder Begeisterung alle Hemmnisse niederringend, daß ihm Erfolg um Erfolg zuflog. So in jähem Anlauf half er mit, eisern in seiner jungen Kraft, einer Bewegung Anstoß und Richtung zu geben, damit sie nicht rückzugehen drohe. Ehe ihm selbst die Speiche zerbrach, war das Rad im Drehen, die Bahn in erster Spur gezogen.

60 Jahre sind darüber hingegangen, 60 Jahre, seit die Erde diesen jauchzenden Stürmer in sich aufgenommen. Solcher Zeitabschnitt ist wohl der Prüfstein von Karl Hofmanns Wert. Sein Name hat standgehalten, sein Werk sich ausgewirkt zum Guten, die Probe auf seine Berechtigung. Alpinismus und Alpenverein, in die beide er von seinem hellen Wesen gelegt, sind mächtig erwachsen. Tief und fest verwurzelt in sich selbst, haben sie Segensreiches allüberallhin geschenkt.

Wie kam es nun, daß gerade dieser blutjunge Mensch, im Jünglingsalter noch, derart entscheidenden Einfluß zu gewinnen vermochte? Was war der Grund, warum sich dieser Feuerkopf, der leidenschaftliche Idealist, nicht ins Uferlose unausführbarer Pläne verlor, sondern seine reichen Anlagen vollbewußt auszuwerten verstand, in Wille und Überlegung einem Manne gleich, wo andern beginnender Kampf aufschießender Kräfte erst zum Vorboten späterer Reife wird?

Wer Karl Hofmanns knapp bemessenes Dasein aufmerksam verfolgt, findet rasch die Antwort. Das Glück umspielte ihn, alte, kultivierte Familientradition vererbte ihm ein Rüstzeug an Denken und Empfinden in wunderbarer Mischung, wie mit feiner Hand zusammengefügt für ihn zu Nutz und Gebrauch. Er ward in eine Zeit gestellt, die nach ihm verlangte, die ihm aber zugleich alle nötigen Vorbedingungen bereitete. Durch sie wurde er förmlich emporgehoben, hineingetragen in die Strömung, aus der auch er berufen war, sich abzulösen als einer der Führenden.

Ihr Werden, ihre Frühentwicklung ist mit ihm verknüpft. So taucht eine heute überholte Kultur noch einmal auf, jene Tage halben Friedens, des Biedermeiergeistes sich entwöhnend, erst allmählich aufgerüttelt durch Rousseaus längst hergeschleuderten Natürlichkeitsschrei, der die Wende von blutloser Verkünstelung brachte. Die Abkehr war bei weitem nicht vollendet, wenn auch Schrittmacher und Pfadebner an der Arbeit waren. Bayern stand damals im Ausklang der großen Regierung Ludwigs I., des Verehrers klassischen Altertums, der dennoch einen Rottmann hochhielt für seinen Mut zur naturhaften Heimatmalerei. Die Schule Schnorrs von Carolsfeld und Ludwig Richters hatte in köstlich wahrer Darstellung manch fesselndes Bergmotiv festgehalten. Iffels oberbayerische Landschaftsskizzen, Haushofers Meisterbilder waren stumme Verkündiger alpiner Schönheit. Trotzdem — das Gebirge war und blieb den Bayern fremd bis zur unbegreiflichen Verständnislosigkeit. Das Einzige, was dort reizte, waren Wagenfahrten an die Vorlandseen, Sommerfrischen in bekannten Alpenbädern, Jagdabenteuer und damit verbundene Gebirgsstrapazen im Wildrevier, Genüsse nur für die Begüterten. Vereinzelt fanden Messungen auf den Grenzbergen statt. Bei einer solchen hatte 1820 Leutnant Rauß zum erstenmal

die Zugspitze bezwungen. Man wußte also von ihr, auch von den benachbarten Felsenkämmen, doch nur in verschwommenem Begriff. Sie galten als gefährlich, ungangbar, ein düsterer Schlupfwinkel für Schmuggler, üble Verbrecher und politische Flüchtlinge. Welch verstecktes Elend in den Hochtälern herrschte, wie weltentlegen die Bauern dort hausten, sagen alte Berichte, Rechnungen, Urkunden genugsam. Scharf zog sich die Grenzlinie der zwei so nahverwandten Länder (Bayern und Tirol) im Herzen der Bevölkerung. Der unselige Waffengang 1809 war unvergessen. Herbe Scheu, ungelöschter Groll trennte und schied, immer noch. Das mag mit die Schuld gewesen sein, warum die heimischen Alpen den Süddeutschen so lange unbekannt geblieben sind, daß selbst die Anwohnenden nur ganz selten Übergänge wagten. Die Anfangspioniere auf den Gipfeln waren Hirten und Gemsjäger, hie und da ein gehetzter Wilderer oder ein gepfändeter Kleinbauer, mitunter streunendes Gesindel. Sie hatten Ursache, allenfallsiges Versteck nicht auszuplaudern oder mangelten des Gefühls irgend einer bergsteigerischen Tat des Zufalls.

Die geographischen Vorstellungen waren an sich in jenen Jahrzehnten recht kläglich. Wie ein Wunder schienen die Leistungen der Brüder Schlagintweit, deren Drang nach fernen Ländern sich vorgeübt in unerschlossenem Hochgebirgsgebiet, aus dem das geniale Geschwistertrio nachbildend verblüffend ähnliche Gletscherreliefs zu gestalten wußte, ehe es seine berühmten Asienfahrten unternahm.

In München wuchs derweil Karl Hofmann in die Kinderschuhe. 1847, am 26. Oktober geboren, verbanden sich ihm noch Erinnerungen mit dem greisen vornehmen Großvater, Geheimrat v. Lichtenthaler, Ludwigs I. frühem Vertrauten, der in seiner wahren und echt deutschen Gesinnung einst hatte wagen dürfen, seines Kronprinzen Vorliebe für die Antike in etwas einzudämmen und noch mehr hinüberzuleiten auf die Schätzung der Heimatsprache[1]). Der Grundton von Hofmanns Elternhaus ist dadurch gegeben. Es war ein Sammelpunkt wissenschaftlich und gesellschaftlich hochgebildeter Menschen, die alle Eigenwert besaßen, jedes voll Anteil an den damaligen geistigen Bestrebungen. Der Knabe wurde von Kind auf vertraut mit den schwebenden Tagesfragen. Namen erklangen ihm, gelehrte Erörterungen. Aus allen möglichen Wissenszweigen prägten sich ihm Kenntnisse für die Zukunft, ein Vorsprung, Zeitersparnis, die das Schicksal zugebilligt hatte, wollte es diesem Günstling ermöglichen, alle seine Lebensaufgaben zu erfüllen.

Die Knabenschule gab ihm einen Freund, Peter Wiedenmann, der zu ihm treulich hielt in Spiel und Ernst seines jungen Lebens. Trennten sich auch späterhin die Berufe, als Peter Offizier wurde (nachmals Baron v. Wiedenmann, der Berater des bayer. Prinzregenten Luitpold), innige Kameradschaft blieb bis zum Ende.

Ein Hang liegt in der Familie, Neues aufzuspüren. Der Großvater, am Aufbau der Staatsbibliothek unermüdlich mitarbeitend, wurde von Ludwig I. zu deren erstem Direktor berufen, scherzhaft als Mitbegründer bezeichnet. Der Vater, Universitätsprofessor Dr. Josef Hofmann, schuf aus eigenen Mitteln, Widerwärtigkeiten zum Trotz, mit an der Münchner Frauenklinik. Auch der Sohn begann bald seine Wege zu gehen, wie sie ihm die liebsten waren. Die Mutter in ihrer feinsinnigen, herzenswarmen Art ließ ihn gewähren. Sie hatte schnell erkannt, wie sich in diesem Kind alle Schärfe des Verstandes, alle Denkfähigkeit der Hofmannschen Art mit deren unbeugsamer Energie gehäuft hatte, fühlte aber auch, welche Gefahr in der Wildheit seiner ungestümen Natur lag, die immer stärker und unbändiger zutage trat, Mitgift des Gatten, dessen Ruhelosigkeit sie in den ersten Ehejahren oft empfunden hatte, bis ihn mitten aus Gesundheit und bahnbrechendem Schaffen schweres Siechtum überfiel, das ihn so

[1]) Briefe Lichtenthalers an den Kronprinzen Ludwig, Geh. Hausarchiv Residenz München, für eine Lichtenth. Forschung v. Herrn Geh. Archivdirektor Dr. Weiß und Herrn Privatdozenten Dr. Franz aufs liebenswürdigste seinerzeit zur Einsicht herausgegeben.

häufig erbarmungslos ans Zimmer bannte. Das war hart für sie und für den geistig bedeutenden Mann, den Forscher und Grübler, dem langsam fortschreitende Bitterkeit eine fast ätzende Weltanschauung eingrub. Karl davor zu bewahren, mag sie ihn vielleicht so früh zum Wandern erzogen haben. Da er noch nicht zu gehen vermochte, trug sie ihn 1848 auf den Armen den Peißenberg hinauf. Den Zehnjährigen führte sie auf den Wendelstein, ihm die Berge und die Weite der Welt zu zeigen. Auch in ihr muß der Trieb in die Ferne gelegen haben, wohl von einem der Lichtenthalerschen Ahnen her, über dessen tolle Kauffahrteizüge nach fremden Meeren und Mohrenkämpfen eine Überlieferung zu erzählen weiß. Tatsache ist, daß im Wappen manches darauf hinzuweisen scheint.

Im Hofmannschen Hause wohnte Herr v. Pretorius. Seine beiden Töchter Babette und Elise (nachmals Lehrerinnen im Institut Alscher) liebten die drei Hofmannbuben, Philipp, Karl und den Spätling Konstantin. Um die geplagte Mutter und den kranken Vater zu entlasten, luden sie Karl, den „Wildling", oft zu sich auf das reizende Landheim in Oberaudorf. Ein gesunder, frischer Bub, der mit 10, 11, 12 Jahren die Freiheit kennenlernt! Für Karl ein Paradies! Zum Entsetzen der überängstlichen, ach so guten Familie Pretorius brannte er täglich durch, rannte in der Gegend umher, zerriß seine Hosen dabei, schnitt sich Bergstöcke, wie die Sennen es ihm zeigten, übte sich im Jodeln und Steigesuchen. Niemand hatte ihn gelehrt, die Hänge auf- und abzusegen. Aber es gab wenige Winkel und Verstecke, in denen er nicht herumkroch, Steine klaubend, Entfernungen abschätzend. Er fand der Reihe nach jede der verstreut liegenden Almen, aß dort seelenvergnügt die einfache Kost, ließ sich von den Sennen verhätscheln, von den Dorfkindern anstaunen ob seiner Gewandtheit im Laufen und Klettern. Ohne es zu ahnen, waren die Audorfer und Pretorius diejenigen, die seinem Bergtalent den besten Vorschub gewährten. Die Taten der Brüder Schlagintweit hatten seine Phantasie mächtig entzündet. Ihr Vater, Schöpfer der Münchner Augenklinik, hatte beruflich mit Professor Hofmann allerhand Berührungspunkte. Manche Einzelheiten, die andern verborgen blieben, hörte Karl demnach über die Hochgebirgsfahrten der drei. Desgleichen hatte er Gelegenheit, Modelle der prachtvollen Reliefs oder diese selbst eingehender zu betrachten. Dazu kamen die Erzählungen des reiselustigen Onkels Ernst Kleinschrod, der in glücklichster, aber kinderloser Ehe mit Frau Hofmanns Zwillingsschwester verheiratet war. Beide wanderten viel, am liebsten in den Bergen. Kleinschrod war einer der ersten, der weite Märsche aus alpiner Überzeugung machte, kein Hochturist, jedoch einer der ausdauerndsten Fußgänger, der seine Frau systematisch zum Marschieren heranbildete. Er versuchte, den Neffen in die Kunst regelmäßigen Gehens einzuweihen. Die Kur war aussichtslos. Karl war schon zu toll und verwegen. Den Eltern wurde unheimlich zumut, weil er immer öfter davonjagte, jede freie Minute. Sie gaben den älteren Bruder als Aufsicht mit. Dieser, nicht so beweglich, kam dann müd und abgehetzt allein zurück, während der Jüngere fröhlich und unbekümmert umherstreifte, stets nach Neuem fahndend. Seit er noch dem Lipperl (Philipp) beim Indianerkampf die zwei besten Vorderzähne eingeschlagen hatte, herrschte unter den Brüdern eine gewisse Vorsicht. Karl machte also seine Unternehmungen wieder für sich, ungehindert, wie es seiner Art entsprach.

Immer reger wurde seine Vorliebe für die Forschungen, die einzelne Geographen im Gletscherland der deutschen Alpen ausführten. In brennender Begeisterung für diese fremde, ihn so packende Hochgebirgswelt, verfolgte er jede Neuentdeckung, wußte von Sonklar, Schaubach, Simony, und erbettelte in Knabengeduld jedes frisch erscheinende Reisewerk. Vom bibliothekarischen Großvater her bestand die Gepflogenheit, Bucheinkäufe zumeist bei Lindauer (Schöpping) zu erledigen. Karl war häufiger Kunde, oft unterwiesen durch den Prokuristen Theodor Trautwein, der sich anfangs

an des Jünglings seltsamen Fragen ergötzte, allmählich aber sah, welch heißer Eifer hier zugrunde lag. Vielleicht lange schon beriet er den Gymnasiasten, ohne daß beide ahnten, wie nah sich einst ihr gleichartiges Hoffen und Streben berühren würde. Die alpine Bewegung in den Ostalpen, deren Urentwicklung Österreich zugehört, hatte bereits eingesetzt mit all den Namen, wie sie in der Erforschungsgeschichte rühmend vermerkt bleiben. Eben war das Ringen um den Glocknerkamm im Gange, kam die Kunde von Heiligenbluts furchtbarem Brand 1864 — er vernichtete das ehrwürdige alte Fremdenbuch im dortigen Gasthaus —, als der noch nicht ganz Siebzehnjährige zum erstenmal die Berge aus der Nähe schaute. In scharfen Tagesturen erreichte er Innsbrucker Gebiet, den Patscherkofel, ging heimwärts zu über Traithen, Oberaudorf, alles zu Fuß mit Ausnahme einer kleinen Bahnstrecke. Damals bereits zeigte sich seine bewundernswerte Leistungsfähigkeit im Wandern und Steigen; damals auch fühlte er im Angesicht der nahen Tiroler Berge, wohin sein Herz ihn wies. So flammend erfüllt von ihren Wundern war er, daß er Wochen brauchte, sich weiter an den Schulzwang zu gewöhnen. Im selben Sommer hatte Onkel Kleinschrod, angeregt durch des Neffen Begeisterung für die Glocknergruppe, mit seiner Frau und Appellgerichtsrat Frankl eine längere Partie dorthin ausgeführt, Kals mit einbeziehend. Die drei sind als dritte in Julius Payers 1863 eröffnetem Kalser Fremdenbuch eingeschrieben. Karl erfuhr von dem stillen Dorf, sah die Jägermayerschen Glocknerphotographien, hörte Näheres über Franz Keils, Dyonis Studers und Markus Pernharts aufschließende Tätigkeit in jenem Gebiet. Er war so hingerissen von dem allen, daß ihn die Eltern besorgt abzulenken suchten. Sie schickten ihn 1865 für drei Wochen an den Rhein. Alle Herrlichkeiten dieses königlichen Stromes nahm er in sich auf. Doch den überwältigenden Eindruck des Hochgebirges vermochte dies Erlebnis nicht zu verwischen. Im Gegenteil! Fast wie eine Krankheit war es über ihn gekommen, eine verzehrende Sehnsucht, Gipfel und Felsen zu schauen, derart übermächtig, daß er Tag und Nacht sann, wie er dazu gelangen möchte.

Unterdessen war auch zum erstenmal der Name Stüdls zu ihm gedrungen. Professor Hofmanns Schwester lebte in Prag, wo ihr Mann[1]) als einflußreicher Geschichtsforscher an der Universität lehrte. Pate des jüngsten, Konstantin, stand er mit den Münchner Verwandten in regster Verbindung. Dem bergbegeisterten Neffen Karl schrieb er als gelegentliche Neuigkeit über den Erstübergang vom Schwarzensteingletscher ins Ahrntal (Stüdl, Haushofer, Ruben), wobei der eine Führer, ein Forstwart, in einer Eisspalte verunglückte. Es hätte eine Warnung sein sollen für den allzu verwegenen Gymnasiasten. In Wirklichkeit aber wurde sie der Anlaß, daß dieser von da an Stüdls Leistungen mit steigender Bewunderung verfolgte.

1866 war angebrochen. Der Bruderkrieg zwischen Preußen und Österreich überschattete alles mit trauriger Auswirkung. Er warf beginnende Verkehrserleichterungen, geplante Bahnprojekte, zurück ins Ungeschehene. Allzulangsam nur konnte der Österreichische Alpenverein seine Kreise ziehen. In ganz Bayern zählten 15 zu seinen Mitgliedern. Hofmann war noch nicht unter ihnen. Des Wiener Gedankens eifrigster geistiger Förderer war damals in München Trautwein[2]), der Stuttgarter Professorsohn, den Armut gezwungen hatte, im Buchhandel sein Brot zu verdienen. Mit der Herausgabe eines Reiseführers beschäftigt, machte er in freien Stunden Turen und Wanderungen. Bei Lindauer angestellt, vermittelte er hier Beitritte und die Übergabe des Jahrbuchs. Dennoch war es Trautwein nicht möglich, selbständig einen Kreis von Alpenfreunden zusammenzubringen. Das war Karl Hofmann vor-

[1]) Konstantin v. Höfler.

[2]) Hier wie zu späteren Angaben über Trautwein dienten Briefe in der Alpenvereinsbücherei, solche der Bayer. Staatsbibliothek zu München, von beiden gesammelte Zeitungsausschnitte und Notizen usw., außerdem in der Familie H. Aufbewahrtes.

behalten. Der hatte die Mittelschule abgeschlossen mit ausgezeichnetem Zeugnis. Wie schon entschwundene Vergangenheit lag dies hinter ihm. Die Ferien waren sein. Er wollte sie nützen. Sein einziger Wunsch hieß: „In die Berge!" Gerade bestattete man in Brannenburg den Privatier Josef Karl aus Regensburg, einen der paar Münchner Einwohner, die zuweilen das Gebirg besuchten. Vermutlich war er über die Felswände ins Brandenburger Tal abgestürzt. Übertriebene Schauerschilderungen und Warnungen knüpften sich an das traurige Ereignis. Erst recht reizte es den Absolventen, zu beweisen, daß Hochturistik möglich und herrlich wäre. Von elterlichen und Trautweins Wünschen begleitet, zog er aus zu seiner ersten großen Touristenfahrt. Vom 8. August bis 17. September streifte er in den Bergen umher, auf und ab, wie es ihn trieb, über Achensee zum Brenner, ins Zillertal nach Krimml, das Tauernhaus besuchend, heraus über Saalfelden ins Berchtesgadner Land, auf den Watzmann, den Hohen Göll, den Untersberg, in die kürzlich erschlossene Kolowrathöhle. Sie war unsicher zu begehen. Vor Wochen war hier der bayer. Graf Lerchenfeld ausgeglitten und zu Tod gestürzt. Hofmann mit seiner angeborenen zügigen Gangart überwand Anstrengungen und Schwierigkeiten wie spielend. Allein, nur den gedungenen Führer neben sich, sog er sich voll von Wonne und erschauernder Bergliebe hoch oben auf den Felsenhäuptern. Heiliger Zauber, wie er um Firnenglanz und steinerne Wände kreist, schlug den Achtzehnjährigen in seinen Bann, stark und mächtig genug, wie es sein mußte für dies begeisterungsfähige junge Herz, daß es mit aller Inbrunst hüten und bergen möge, was ihm Antrieb, innere Glut und unverrückbares Ziel werden sollte. Berufung, die geschieht am rechten Ort, zur rechten Zeit, verfehlt nie ihre Wege. Sie ging mit, geleitend, anfeuernd, vorwärtstreibend. Schritt für Schritt war sie um diesen jüngsten aller Hochgebirgserschließer. Wäre sie nicht gewesen, die Selbstverständlichkeit bliebe unerklärlich, mit der Karl Hofmann von da an jeden seiner Entschlüsse ohne Schwanken, ohne Zögern durchführte, kaum einer Andeutung bedürfend, wo ein Entscheid zu fällen, eine schwerwiegende Handlung zu vollziehen war.

Noch nicht auf der Hochschule eingeschrieben, gab er seine erste Bergschilderung in die Öffentlichkeit, ohne Namensnennung zwar, aber so anregend im Stil und Inhalt, daß er seitdem neben Trautwein wohl erster alpiner Mitarbeiter an heimatlichen Tagesblättern wurde. Die Fahrt auf den Hohen Göll erschien in der Bayrischen Zeitung und mag einer der allerersten Beiträge dieser Art in München gewesen sein. Trautwein, der treue, fürsorgliche Berater, vermittelte Hofmanns Beziehungen zur Augsburger Abendzeitung (jetzt München-Augsburger Abendzeitung). In deren Spalten sind alle anfänglichen alpinen Notizen, Berichte und Hinweise zu finden. Das große Entgegenkommen der Redaktion erlaubte eine gründliche Durchsicht alter Bände und gewährte mit überraschenden Aufschlüssen einen Überblick über die Jahre 1866 bis 1870, mühsam gesuchte Zusammenhänge schenkend, die eine völlige Klärung der erwachenden turistischen Verhältnisse Münchens und Bayerns ergaben. Merkwürdig! Auch hier wieder, wie oft und oft bei geschichtlicher Suche, tritt in irgendwelchen nebensächlichen Umständen ein Zusammentreffen von Personen auf, die einander im Leben manches bedeuten. Der Anzeigenteil für die Weihnachtsbücherschau 1866 nennt den Augsburger Verleger, Theodor Lampart, den Münchner Verfasser eines Reisehandbuchs, Theodor Trautwein, den Handelschuldirektor und Verlagsbesitzer Amthor zu Gera ganz nahe zueinandergedrängt in den Anpreisungen. Im gleichen Monat bringt der Sammler eine Gebirgsbeschreibung aus Hofmanns Feder, im Lokalen eine juristische Mitteilung über Herrn Gustav v. Bezold — fünf Namen, damals noch ohne Belang lose eingereiht, und dennoch schon hervorgehoben, irgendwie ins Auge fallend. Drei Jahre darauf waren ihre Träger geeint in Plänen und Gedanken, gebunden zu Beziehungen, die jedem von ihnen Wichtiges zu geben bestimmt waren.

Ihr Teil an deren Entwicklung hat diese Zeitung beigesteuert. Daß sie ihren

Raum der erstehenden turistischen Frage geöffnet hat, hing mit einem Zufall zusammen. Trautwein besaß durch seinen Bekannten Lampart Verbindung mit Dr. Wirth, dem Schriftleiter des „Sammlers" (Beilage der Augsburger Abendzeitung). Nun war es köstlich, wie die beiden und Hofmann wetteiferten, dieses Tagblatt mit „Alpinismus" zu versorgen, damit die Berge nicht ganz im Hintertreffen blieben. Es mutet traurig an, in welcher Weise dies dennoch meist geschah. Ein Beispiel sei herausgehoben! Unterm 19. Oktober meldet die Rubrik der „außergewöhnlichen Ereignisse" den Absturz des irischen Kapitäns Arkwight vom Montblanc, und brachte angefügt den wortgetreuen Artikel der Times, die in langen, empörten Ausführungen klagte „über die Manier ihrer Landsleute, blindlings die Felsen hinaufzuklettern, um jährlich dem Bergesalten so und soviele Opfer zu schlachten". Wie befreiend wirkt zum Gegensatz Hofmanns Eingesandtes: „Möchte sich doch ein Freund der Alpen finden lassen, der die jetzt unzugängliche Kolowrathöhle wenigstens wieder begangbar macht!". Die Zeit war ja nicht recht günstig für weitgreifende Verbesserungen. Der Krieg hatte Schweres hinterlassen. Im Grenzgebiet gegen Tirol und Vorarlberg herrschte die gefürchtete Rinderpest, die harte Absperrungsmaßnahmen verlangte. Verkehrsstockungen, gänzliche Unterbrechungen waren häufig. Das Bahnnetz umfaßte zwar verhältnismäßig ausgedehnte Strecken, doch nur Hauptlinien; Abzweigungen ins bayerische Gebirge fehlten durchschnittlich. Dieses blieb fast abgeschieden wie bisher, ein unberechtigter Zustand, der jedem Einsichtsvollen hätte bewußt werden müssen. Aber Vermittler, die hier für Abhilfe sorgen mochten, fanden sich nicht. Noch war die winzige Zahl der heimischen Bergfreunde einzeln, zersplittert. Die Turner hatten sich lange schon zusammengeschlossen. Es ging eben um die Einführung dieser Disziplin als Zwangfach in den Schulen. Dr. v. Bezold (ein Verwandter des nachmaligen Alpenvereinspräsidenten), der Vorstand des Turnvereins, machte sich um dessen Zwecke sehr verdient und sammelte die Jungen um sich, ein tätiger Schüler Jahnschen Geistes. Hofmann war Mitglied einer Turnerschaft, in der er sich durch Gelenkigkeit und Gewandtheit überragend auszeichnete. Er galt als der beste Schlittschuhläufer Münchens und vollführte, häufig gemeinsam mit Peter Wiedenmann und Gött — dem spätern Rektor des Wilhelmgymnasiums — Kunststücke auf dem Eise, die noch jetzt jedem wütenden Rekordler Ehre machen würden. Sie waren ihm, was er oft betonte, zugleich Vorübungen für zukünftige Gletscherstreifen, wie sie ihm im Sinne lagen. Keinen Tag begann er ohne erfrischendes Turnen, das seinen sehnigen Körper stählen mußte. Selbst nach anstrengenden Hochturen trieb er diese Gepflogenheit, zum Ergötzen der begleitenden Kameraden, der Führer, ja der Sennen, die gar manchmal vom morgendlichen Heulager aus mit schmunzelndem Beifall die Geschmeidigkeit des kraftvollen Muskelspiels bewundern konnten. Der Tradition seiner Bildungsschicht gehorchend, war er als Hörer der Rechte an der Universität eingeschrieben, nicht mit seinem Einverständnis. Doch waren zuviele Juristen (der langverstorbene Großvater Hofmann miteingerechnet) in der Verwandtschaft. Des Vaters Machtspruch duldete hier keine Auflehnung, so daß sich der Sohn fügte mit dem Vorsatze eines einstigen Berufswechsels, der unweigerlich geschehen würde. Einstweilen suchte und fand der frohsinnige Student Freunde über Freunde. Mit ganzem Herzen fühlte er sich daheim in seinem Verband, dem hochangesehenen Akademischen Gesangverein, der vornehme Geselligkeit und Lied zu gleichen Teilen pflegte. Karl, von überschäumender Lustigkeit, tat bei allen tollen Streichen mit, einer der Anführer, begabt mit blendendem Unterhaltungstalent, einer bestrickenden Liebenswürdigkeit, dem Schliff bester Umgangsformen und dem Vorzug tonangebender Beziehungen allüberallhin. Eines umgab ihn dabei, vorstechend vor den anderen, ihnen und sich selbst nicht bewußt, ein Zauber des Wesens, eine so herzgewinnende, sonnige Art, daß ihr niemand zu widerstehen vermochte: Glück des echten Erfolgs von innen her!

Sein Peter kämpfte an der Seite des Prinzen Luitpold und trat dann in die Offiziersschule ein. Ihr strenger Dienst ließ wenig Zeit für alte Kinderfreundschaft. Zum Ausgleich war Hofmann eine andere Kameradschaft beschert, die ihm helle Stunden schenkte. Eugen Stieler (der Sohn des Hofmalers Ludwigs I.) fand sich innig zu ihm hingezogen. So hohe Ehren diesem feinsinnigen Künstler bis ins greise Alter beschieden waren, die Jugendgefährten hat er nie vergessen. Mit Liebe dachte er sein selbst in den ehrwürdigen Tagen seines ausklingenden Lebens[1]).

Durch ihn wurde Karl auf den Zyklus von Hochgebirgsbildern aus dem Berchtesgadner Land aufmerksam gemacht, den Ministerialrat Gustav v. Bezold, ein Schüler Rottmanns[2]), im Dezember 1866 im Kunstverein ausstellte. Die Aquarelle erregten, wie Tagesblätter besagen, „allgemeines Aufsehen, besonders wegen der getreuen Darstellung geognostischer Formen". Sie waren in eigner Anschauung erworben. Alte Fremdenbücher geben ein Zeugnis von dieses Mannes Wanderfreude in den Tiroler Alpen. Trautwein und Hofmann wußten davon. Aus juristischen Kreisen flüchtig mit ihm bekannt, hatte Karl mehrfach schon mit ihm bergsteigerische Ansichten ausgetauscht. Nun zog sich die Fühlung stärker an. Die beiden rückten sich näher, mochte der Unterschied der Jahre noch so groß sein.

Unterdessen suchte der angehende Gletscherforscher — seine Dauertur im Sommer war Stadtgespräch geworden — Kameraden, die mit ihm Freude und alpine Beratung teilen wollten. Das Gebirge war damals so einsam, die „Exkursionen" mit den nötigen Führern kamen derart teuer, daß Gemeinsamkeit solcher Unternehmungen das Beste schien. Niemand in München, in Bayern war zu finden. Trautwein mußte aushelfen. Er allein, der die Reisebücher verkaufte, konnte Gleichgesinnte werben. Kein Ergebnis! Dies veranlaßte den Älteren zu einer Werbung in der Augsburger Abendzeitung. „Seit kurzem werden von Engländern auch in deutschen Alpen Turen ausgeführt, freilich unter Begleitung von Schweizer Führern, die sie mitbringen, über welche Leistung die Tiroler ungläubig die Köpfe schütteln. Von den politischen Gebieten, in die sich die Alpen teilen, ist nur vorderhand Bayern im Rückstand mit seinem vollen Siebtel des deutschen Alpenlandes. Das müßte anders werden. Speziell in München fehlt es nur an einer geeigneten Persönlichkeit, welche den Anstoß gibt. Doch ist, wie wir hören, derlei am Werk. Vom Österreichischen Alpenverein zählt, obwohl (soviel der Schreiber weiß) in keinem bayerischen Blatt von seiner Wirksamkeit die Rede ist, unter seinen 915 Mitgliedern (im Jahre 1866) 15 in unserm Heimatland, davon 8 in München und Regensburg, 6 in Traunstein, 1 in Augsburg. Wer glauben möchte, ein Alpenverein sei eine zwecklose Spielerei, der ein Vereinsbuch nur einstellt für menschliche Rennpferde, um über ihre halsbrecherischen Klettereien zu berichten, der möge wissen: der Zweck ist, insgesamt zu tun, was den einzelnen in geringem Maße nur möglich ist, die Kenntnis der Alpen zu verbreiten, die Liebe zu ihnen zu fördern und ihre Bereisung zu erleichtern. Positive Vorteile und klingende Resultate werden sich nicht damit erreichen lassen. Aber vielleicht ist es ein gutes Zeichen der Zeit, daß wir Deutschen anfangen, uns eher um unsere heimischen Alpen zu kümmern, als Geld und Gut den Erforschungsreisen in fremden Weltteilen zuzuwenden, Reisen, deren Ergebnis in der Regel nur andern Nationen zugutekommen." Herzenston klingt durch diese schlichten Worte, Heimatliebe und ein berechtigter Vorwurf an die Zeitgenossen. Noch wurde er nicht verstanden. Doch wie Senn in seinem Ötztal, warben in der Isarstadt zwei für ihre nahen Berge. Und hier, in diesem ersten Aufruf, liegt das, was zusammentreiben mußte,

[1]) Persönliche Erzählungen Geheimrats Eugen v. Stieler, kurz vor seinem Heimgang, hochbetagt, im vergangenen Winter.

[2]) Nach Angabe von Kunstmaler Ernst Platz handelt es sich um Karl Rottmanns Bruder Leopold, den ausgezeichneten Aquarellisten der deutschen und österreichischen Ostalpen.

der eine Anstoß, klein und unscheinbar in der Form, aber mächtig in seinem innersten Kern, der die Tragweite alles Kommenden in sich barg. Dem in ärmlichen Verhältnissen lebenden Prokuristen fehlte die zündende Sprache, die vortreibende, impulsive Art. Er wußte nur im stillen unermüdlich und treu zu fördern. Hofmann packte und griff hinein, jung, tatenfroh, wie er war, gespannt in all seiner frischen, flammenden Erregung. In ein paar Wochen war eine, wenn auch winzige Gemeinde, gegründet; sie hielt nahe dem Isartor alpine Abende in einer bescheidenen Wirtschaft, zum Blauen Esel genannt. Professor Dr. Hermann Dingler[1]), der letzte Zeuge jener kleinen Vorhut, aus deren Schoß der Deutsche Alpenverein erwuchs, erinnert sich noch gerne der fröhlichen, anregenden Zeiten, in denen er mit den anderen in brennender Begeisterung dem aufstrebenden Alpinismus Gefolgschaft leistete, nicht ahnend, was sie damit für die Zukunft schufen. Auch Waitzenbauer war dabei, Gutberlet, Schuster, Kaltdorf, Eilles; Trautwein stiftete eine Anfangsbibliothek einschlägiger Literatur. Sie veranstalteten Vorträge, besprachen Sommerturen, erörterten mit heißen Köpfen, was in Österreich und in den Alpen vor sich ging. Söhne gehobener Beamter oder Buchhändler, waren sie in politischen wie wissenschaftlichen Dingen auf dem laufenden, ein wunderbares Ineinandergehen von Neigungen, das Früchte tragen durfte. Die musterhafte Organisation des heutigen Gesamtalpenvereins, die sich in allen Entwicklungsstufen bewährte, hat ihre Wiege in der gedanklichen Bindung junger, kluger Leute, gegenseitige Helfer in Wien, Tirol und München. Sie bauten sich wohl alles selber auf, aus dem Nichts herausgestaltend, in Österreich wie Bayern. Die Zeit war eben reif geworden für turistischen Zusammenschluß. Ein paar Jahre hin und her der einzelnen spielten dabei wenig Rolle.

Dem Wiener Verband gehörten nur zwei der Münchner „Uralpinisten" an, Waitzenbauer und Trautwein, beide im Buchhandel tätig. Für sie war die Mitgliedschaft notwendig, da sie ihnen das Jahrbuch verschaffte. Den andern dürfte der etwas hohe Beitrag von 40 fl. jährlich oder 3 fl. monatlich zu groß gewesen sein. Er war für damals eine nette Summe, um die sich schon wieder eine ganz hübsche Tur machen ließ, was sie wohl vorzogen. Die wichtigen der Münchner Vereinsmitglieder, Ministerialrat v. Bezold, Bergrat Dr. Gümbel, Dr. Molenda und Major Steinitzer (wie sie das Jahrbuch für 1867 aufweist) standen nach Rang und Alter außerhalb der kleinen Genossenschaft, von der sie vielleicht nicht einmal wußten oder wenn, dann nur flüchtig, ohne sie weiter zu beachten. Sicher aber war ihnen die für den Sommer vorgesehene Eröffnung der Brennerbahn wichtiger. Dieses Projekt, die erste Spurung, welche im Zentrum Europas die Alpen überbrücken sollte, war genial in Vorwurf und Durchführung. Es würde nicht nur Schweiz, Italien und Süddeutschland verbinden, sondern „schlechthin den Süden mit dem Norden, den Osten, das Mittelländische Meer und den Westen Europas einander näherrücken". Das zunächst berührte Land war Bayern. Wer sich in die Entwicklungsgeschichte der Gebirgsbahnen vertieft, weiß von dem nervenaufpeitschenden Aufsehen, das deren allmähliche Entstehung begleitete. Wünsche, Hoffnungen, Spekulationswut, über Nacht gewonnene und zerronnene Vermögen hielten die Beteiligten in Atem. Für die Bevölkerung war jene Verkehrslinie von ausschlaggebender Tragweite, nicht minder für alle Bergsteiger. Ihnen mußte die Überschienung des Brenners, von der sich voraussichtlich bald alle möglichen Seitenäste abzweigen würden, eine erhebliche Erleichterung schenken, gewaltige Weg-, Zeit- und Kräfteersparnis, außerordentlich fördernd für den alpinen Gedanken, der sich so mühselig und kaum spürbar in Süddeutschland fortfristete, hauptsächlich gestützt von den wenigen, die in jener unscheinbaren Wirtschaft nah der Isar ihre Turenpläne schmiedeten, Kostenvoranschläge er-

[1]) Nach brieflicher Mitteilung war dieser im Herbst 1868 beigetreten, aufgefordert durch Trautwein, den er auf einer Wagenfahrt im Ötztal kennengelernt hatte.

rechnend, nach Namen tüchtiger Führer fahndend. Senns grundlegendes Wirken im Ötztal riß sie zur Bewunderung hin. Verständnis dafür hatte trotz seiner Jugend am meisten Karl Hofmann. Berufung! Wie wäre sonst gerade er dazu gekommen, in der Stadt zu Hause, von den Eltern her fränkisches Blut in den Adern, also eher der Abstammung nach geeignet, Hügelland und Niederung zu lieben und zu würdigen. — Schon trieb es ihn wieder hinauf zu den Gipfeln. Zu Pfingsten und im August 1867 stieg er in den heimischen Vorbergen, immer neue Pfade suchend. Jedesmal gab er dann in fesselnder Schilderung seine Beobachtungen in die Augsburger, die aus den Anfangszeiten seines Bergsteigertums eine Reihe flüssig geschriebener Beiträge enthält. Ausgezeichnet verstand er die Kunst, für den Leser in liebenswürdiger Form Hinweise unterzubringen, vorhandene Mißstände anzudeuten, Anregungen, Mahnungen, Warnungen einzuflechten. Nicht umsonst schätzte ihn die Schriftleitung. Auch in anderen Blättern fand er bereits Aufnahme. Man bezeichnete ihn als vielversprechendes Talent erster Güte. Daß die literarische und stilistische Ausreife noch nicht geschehen sein konnte, ist selbstverständlich bei seiner Jugend. Unstreitig aber war er in Bayern der erste eigentliche Hochturist und Gletscherforscher zugleich, dem daneben noch die schriftstellerische und wissenschaftliche Möglichkeit zur Seite war, seine Ergebnisse in so hohem Maß auszuschöpfen und auszuwerten, als die rasch fliehenden Jahre seines Schaffens es ihm vergönnten. Ein Einziges mangelte ihm, wie fast der ganzen Familie, die zeichnerische Fähigkeit. Da er sie brauchte, schob ihm die Gunst des Geschicks den Kameraden zu, der diese Anlage besaß, Johann Stüdl. Daß sich beider Charakter zur Harmonie ergänzte, war Glück. Daß sich ihre Ziele und die Welt ihrer Empfindung so innig berühren konnte aber, war Bestimmung zu der wunderbaren Einheit, ohne die niemals dieses treueste Freundespaar alpiner Vorkämpfer seine bahnbrechenden Taten vollführt hätte.

Hofmann jagte dem nach, unbewußt getrieben. Wie schnell das zueinander ging, oft um Tage nur sich handelnd. Es hätte einen gegeben, der mit dem Münchner sicher gern und erfolgreich gestiegen wäre, Franz von Schilcher, den Traunsteiner Gerichtsassessor. Aus sich heraus bezwang er damals schon so manchen unberührten Gipfel, seinem Berufsort entsprechend in der nähern Umgebung. Der Altersunterschied war derselbe wie bei dem Prager. Die Familien wußten voneinander. Jetzt noch spricht der greise, hochverehrte Herr v. Schilcher, Bayerns, wohl auch Deutschlands ältester Alpinist, in größter Anerkennung von Karl Hofmann, „dem Bergsteiger". Und doch! Es hat nicht sein sollen. Keiner von beiden machte den Versuch zu einer gemeinsamen Unternehmung.

Der eine drängte zum Glockner. Seit er mit der Mutter auf dem Wendelstein gestanden, gab es für ihn nur die Sehnsucht nach den schimmernden Gletschern, denen sein Knabenauge über weite Entfernung zugeflogen war. Im September 1867 kam die Erfüllung — endlich — und spät für seine Ungeduld, befremdend früh für ihn als den dazu ausersehenen Erschließer. Über die Berchtesgadner Felsrücken, vorbei an Uttendorf, durchs Stubachtal führte ihn zügiger Marsch nach Kals. Er war angelangt. Um ihn, über ihm die Starre schweigender Felsenhäupter, funkelnde Firnpracht im Sonnenschein, das laute Rauschen des Dorfer- und Bergerbachs im Tale, dunkle Wälder oder Getreidegevierte bis zu den steilen Almwiesen aufwärts! Dort empor den Gletschern zu! So hatte er sich's erträumt. Das Gebilde verblaßte vor der Wirklichkeit. Übermächtig rang ein ungekanntes Gefühl in ihm. Es war bei ihm in Wachen und Schlaf dieser Tage und ließ ihn schärfer aufhorchen, als die Kalser und ihr Pfarrer Lercher vom Dorf, seiner Armut, von Zukunftsplänen redeten, von dem Besuch des Pragers, der dem neu entdeckten Peggerweg seine Fürsprache zuwenden wollte. Da war er wieder, der Name dieses Mannes, frisch erst eingemerkt im Groderschen Gästebuch. Eine Woche eher oder später, und die beiden

hätten sich damals schon getroffen zu ihrem Werk. Der Jüngere mußte das Warten lernen. Zu bald war es für ihn, dem trotz der besten Vorbedingungen zwei Winter verstreichen sollten, zeitlich in etwas die Reife der Erfahrung zu ersetzen. Zu früh auch war es für den andern. Er, nicht so klar seinen Lebensweg erkennend, innerlich schwankend zwischen Kindes-, Bruderpflicht und der ihn jählings streifenden alpinen Forderung, brauchte Klärung in eigener Anschauung[1]). Sie konnte ihm nur von einem werden, Senn, dem großen, opferbereiten Praktiker im Ötztal[2]). Daß sich die drei Menschen damals sahen, durfte allerdings nicht sein. Das Gelingen der Riesenaufgabe, zu der sie ausersehen waren, mochte sonst gefährdet werden durch allzuschnelles Handeln, das in der Leidenschaftlichkeit des Venter Kuraten und in dem unvergorenen, überschäumenden Wagemut des Münchner Studenten gelegen hätte. Wie um diesen Tollkopf festzuhalten, vereitelte Schneegestöber und Nebel den begonnenen Glockneranstieg am 11. September und schob zwei Regentage in Kals ein, genau wie bei dem Prager, den hier Ende August dasselbe Hindernis zum Verweilen gezwungen. Die Stunden waren nutzbringend für Hofmann, wenn auch ihn und seine zwei Wandergenossen, Wiedenmann und Solbrig (Rechtsstudent, Sohn des Münchner Universitätsprofessors) leichter Mißmut ob der unfreiwilligen Marschpause überfallen wollte. So ein kleines Dorf scheint bald ausgelernt in seiner Geschichte, und Kals hatte keine lange Bergsteigervergangenheit aufzuweisen. Es stand mitten im Brennpunkt einer Gegenwartsfrage, die mit unveränderter Lebendigkeit erörtert wurde: der Weg zur Vanitscharte. Immer floß den Kalsern der Name Stüdl über die Lippen. War er der ersehnte Gönner, würde er Wort halten und für den Ort eintreten? Was für kluge Ratschläge hatte er bereits gegeben![3]). Es war einfach unvermeidlich — Hofmann wurde in seinem Denken und Wollen, in seiner leicht zu entflammenden Begeisterung mehr und mehr hineingezogen in die Angelegenheit. Ihm blieb das Zweifeln des überlegten, abwägenden Kaufmanns erspart. Er trat mit dem Feuer seines Wesens sofort unbedingt für die Kalser ein. Ihre Armut dauerte ihn. Die harte Feld- und Heuarbeit auf den abschüssigen Wiesen, die furchtbaren Winter mit ihrer Lawinengefahr, die vielen verheerenden Unwetter waren für sein Empfinden arge Lebensplagen. Ergriffen horchte er dem Pfarrer zu, der in bewegten Worten schilderte, wie alljährlich mindestens 20 der gesunden Männer des Tales im Vorwinter Heim und Angehörige verlassen mußten, ihr Brot als Weber auswärts zu verdienen, mit sauer erworbenem Geld, an die 40 fl. ungefähr, zum Frühling wiederkehrend, Acker und Vieh zu bestellen — ein unstätes Dasein, der Seßhaftigkeit und dem Stolz dieser alten Germanenabkömmlinge eine bittere Zubuße. Verwöhnt, unberechtigt im Vorteil seiner gediegenen, bequemen Verhältnisse kam sich Hofmann vor. Wie eine Pflicht mutete ihn der plötzlich auftauchende Vorsatz an, hier zu helfen, was in seinen Kräften stand. Sein scharfes Denken begann nachzugrübeln, Möglichkeiten zu suchen. Die vorüberhuschende Langeweile des Wartens war überwunden. An ihre Stelle trat mit fast blitzartiger Eingebung jener eiserne Wille, der eben ihn zum Hochgebirgserschließer um den Glockner werden ließ.

Der Zweck der Regentage war erfüllt. Schwerwiegende Anregungen hatten sie dem jugendlichen Bergsteiger gegeben. Sie mußten in ihm erwachsen, zur Tat drängen, wenn die Zeit gekommen war. Jetzt aber sollte er den Glockner schauen. Die Sonne brach durch. Im Sturmschritt kamen die Führer herbei und mahnten zum Aufbruch. Wer nur immer konnte im Dorf, begleitet die Gäste, von denen besonders der eine so innigen Anteil an ihrem Wohl und Wehe zeigte. Feste, ernstgemeinte Versprechen gab

[1]) Siehe Festschrift des Deutschen Alpenvereins Prag, 1930, Bergvater Stüdls Lebensgang: E. F. Hofmann.
[2]) Zeitschrift 1928, Franz Senn v. E. F. Hofmann.
[3]) Hans Fischers Glocknerbuch 1929, Zwei Bergkameraden, E. F. Hofmann.

dieser in wahrer, echter Begeisterung. Was er vermochte, wollte er helfen, Kals Anerkennung in der Touristenwelt zu sichern und den Wegbau zu fördern. Das sprach und fühlte er wie ein Mann. Dann aber, als sie in der Lucknerhütte die Abendrast verbrachten, wurde er fast wieder zum Kind vor seliger Erwartung. Während drüben im Venter Widum Stüdl bedächtig rechnend und sinnend über Senns musterhafte Weganlagen nachdachte, klug überlegend das Fremdenbuch und die Bibliothek des abwesenden Hausherrn durchblätterte, ging's lustig her in der schmalen Almherberge am Ködnitzkees, wo Übermut und Scherz beim rauchenden beißenden Herdfeuer die Runde hielten, daß die Führer sich förmlich verliebten in die „fidelen Stadtleut". Schnurren, Sagen, Erzählungen aus der Umgegend kamen an die Reihe, köstliches altes Volksgut an Sitten und Gebräuchen, in selten froher Stimmung hervorgelockt, Hofmanns Eigenart, die ihm allüberall nicht nur jedes Herz gewann, sondern auch tiefe Einblicke in Wesen, Lebensführung und Vergangenheit von Land und Leuten schenkte, wie sie anderen verschlossen blieben.

Schlafen konnte er nicht. Eng zusammengedrängt mit den Kameraden lag er im Heu, fiebernd vor Erregung. Ob ihnen das Glück günstig war? So wenigen im Verhältnis war es vergönnt, den Scheitel des Großglockners zu betreten. Um Mitternacht, im Schein flackernder Lichter, verließen sie die Hütte. Damals gab es noch keinen gebahnten Weg, keine Sicherung durch Klammern und Eisenstifte, keinen Pickel, keine ausgeprobten Steigeisen. Die Führer trugen in hohen Schulterkörben (Kraxen) Decken und den Proviant des Wanderers. Jeder hatte eine Hacke um den Leib gebunden, mit der er mühsam Stufen schlagen mußte. Rauh gedrehte Seile schnitten die Finger häufig blutig. Das Griesbeil (Bergstock) rutschte leicht am Eise ab. Die Bergschuhe glitten oftmals aus, da deren Benagelung zu wünschen übrig ließ. Eine Glocknertur war eine gefahrvolle Sache, für die Führer dazu eine ungeheure Anstrengung. Die Mehrzahl der Touristen mußte an schwindligen Stellen hinaufgezogen werden, eine Arbeit, die Josef Schnell, der gewandteste und verwegenste Führer ringsum, am besten vollzog, wo es sein mußte. Diesmal tat er sich leicht. Die Münchner „Herren" waren prächtige Steiger und überwanden alle Hindernisse leicht und gut.

Sie waren oben. Ergriffen, schweigend schauten sie das Meer der funkelnden Firne, umglüht von Morgensonne. Wie ein Gebet war es in Karl. Die Welt versank um ihn vor diesem Wunder auf eisiger Höhe. Langer Jahre Sehnsucht war gestillt in seinem Herzen. Eltern, Heimat, Kinderfreundschaft, alles vergaß er in diesem ersten Augenblick stummen Bergsieges. Nur eines loderte in ihm auf, hell und mächtig, heilige Liebe zu dem königlichen Gletscherland, das ihn umgab. Dort unten lag die Ebene in weiter Entfernung. Aus ihr hoben sich Felsen um Felsen, näher und wuchtiger her. Schimmernd floß der Eisstrom hernieder, gebändigt im erstarrten Fluß der gewaltigen Pasterze, um die sich wild und drohend Wälle und Schrofen türmten, Eisbrüche, Klüfte, furchtbares Gewänd — überwältigende Schönheit, die am Herzen riß bis zum schmerzenden Erschauern, umlauert aber bei jedem Tritt von erbarmungslosem Tod. Unbezwungen noch breitete sich diese Hochgebirgswelt vor ihm aus. Sie zu erobern, heischte ganze Kraft und tollen Mut. Wie ein Schwur rang sich die Erkenntnis aus ihm: Er wollte den Kampf aufnehmen und bestehen. Dort unten hob sich die schlanke Kirche von Heiligenblut aus dunklem Grün. Kals war nicht zu sehen. Nein, es sollte nicht zurückgesetzt bleiben, das liebe Dorf, dessen Hoffen und dessen Nöte man ihm anvertraut hatte. Die Weihe eines auserlesenen Zieles streifte Karl Hofmann in dieser Stunde und prägte den nicht ganz Zwanzigjährigen zu einem ihrer Jünger. Wohl um dieselbe Morgenzeit stand auf der Ötztaler Wildspitze der andere, Johann Stüdl, das Fernrohr in der Hand, Cyprian Granbichler, Senns Meisterführer, neben ihm. Auf weiten Raum herüber mag beider Blick sich gegrüßt haben, lange noch ehe sie einander soviel werden durften.

Das Erlebnis war vorüber. Betreut von den prächtigen Kalsern (Josef Schnell, Josef Kehrer, Ruppert und Peter Groder) gelang der Abstieg rasch und gut. Über Heiligenblut, den Rauriserauern und Gastein trieb es Wiedenmann und Hofmann ins Salzkammergut. Sie erklommen bei strahlendem Wetter den Dachstein — die Partie galt um 1867 als sehr schwer — und streiften dann wandernd und beobachtend umher, bis sie über Salzburg heimwärts fuhren. Es hatte sich seit den Taten der Brüder Schlagintweit viel geändert im Alpenverkehr. Das Bahnnetz war bedeutend erweitert. Die Freude an Gebirgsmärschen hatte erheblich zugenommen. In Bayern fand die alpine Strömung von Österreich her bereits willige Bundesgenossen. Zahlreiche Einträge in Fremdenbüchern stammten von Vertretern alteingesessener bayerischer Familien. Gelehrte, Künstler, Touristen, Studenten, Kaufleute, vor allem Buchhändler und Verleger, selbst Fürstlichkeiten sind darin zu lesen. Die Verpflegung war besser geworden, wenn sie auch häufig zu wünschen übrig ließ. Die Haupttäler im Gebirge zeigten sich oft schon ziemlich besucht. Dagegen herrschte in den hochgelegenen Seitenfurchen neben größter Abgeschlossenheit noch verschwiegene Not und bitteres Elend. Hier mußte angefangen werden mit jeder Erschließung. So hatte Senn vorbildlich sein Werk durchgeführt. So geschah es um den Glockner. Die Literatur über diesen mächtigen Gletscherblock gibt reiche Aufschlüsse, wie sich die Zugänglichmachung von der Kärntner Seite her vollzog, und ist zu bekannt, als daß auf sie zurückgegriffen werden müßte. Als Hofmann auf den Plan trat, war tüchtige Vorarbeit geleistet und dennoch wenig genug. Ihm breitete sich ein riesiges Tätigkeitsfeld aus. Der Pinzgau war durch die üble Versumpfung der Salzach sehr verarmt, die Bevölkerung im allgemeinen schmutzig und unwirsch. Im Fuscher und Kapruner Tal hatten einzelne reiche Bauern Wirtschaften bei den Pässen (Tauern ist nach dem dortigen Sprachgebrauch an sich der Ausdruck für Pässe), die den Namen Tauernhäuser führten. Deren Besitzer nun hatten eine Einrichtung getroffen, die ihnen Geld einbrachte, Führer und Touristen aber ausbeutete. Die viel beschäftigten Wirtsknechte wurden, ob sie die Gegend kannten oder nicht, den Touristen als Begleiter aufgedrängt, um teures Geld. Da diese Führer alle bettelarm waren, von schmalem Verdienst lebend, standen sie beim Wirt in Schulden und hatten deshalb den größten Teil ihrer Führereinnahme an diesen abzuliefern. Sie wurden dadurch freudlos, gleichgültig, nur darauf bedacht, Trinkgelder oder Überforderung herauszulocken, hatten kein Interesse daran, Wege und Gipfel vorher auszuschreiten, da sie dabei ja Zeit und Erwerbsmöglichkeit verloren. Häufig kamen die Fremden zu Schaden, nicht selten waren Unglücksfälle mit tödlichem Ausgang. Die Südtäler um den Glockner, deren Mittelpunkt Heiligenblut und Kals bildeten, nahmen eine Sonderstellung ein. Das erstere, geschichtlich weit vorgeschoben durch die Salmschen Expeditionen, war am meisten beteiligt gewesen an der Erschließung seiner Berge[1]). Von ihm aus hatte der Fürstbischof seine Herbergen nahe der Pasterze errichten lassen. Sie waren, da sich niemand um sie kümmerte, längst verfallen oder zum Viehstall benützt, als Stützpunkt für Hochturistik demnach nicht geeignet, dafür auch niemals gedacht und erbaut. So gab es als einzige Übernachtungsgelegenheit in weitem Umkreis die Wallnerhütte, mit der Fremden gegenüber unverantwortlich geprahlt wurde. Ihr Besitzer, ein eingesessener Bauer, war berüchtigt wegen der hohen Herbergsgebühr. Er glich sie den übersteigerten Führertaxen an. Die Heiligbluter, an sich ja prächtige Menschen, galten als die besten, lange fast einzigen Führer Osttirols. Diese Bevorzugung gab ihnen ein Übergewicht, das nicht mehr berechtigt war, als sich die alpinen Begriffe zur Zeit des

[1]) Schultes, Reise auf den Großglockner. — Egger, Geschichte der Glocknerfahrten. — Hofmann-Stüdl, Glocknermonographie. — Stois, Der Großglockner im Lichte der Geschichte. — Welzenbach-Wien, Die Erschließungsgeschichte der Glocknergruppe. — Richter, Die Hohen Tauern. — Tursky, Der Großglockner und seine Geschichte usw.

Wiener Alpenvereins gewandelt, besser gesagt, erst herausgebildet hatten. Kals, unberührt und unverdorben vom Fremdenbetrieb, wahrte seine bescheidenen Lebensansprüche, trug kleine, mühselige Erwerbsverhältnisse und brauchte Gäste. Es mußte jemand kommen, der auf dieses stille Dorf aufmerksam machte, der Berge im großen Stil entdeckte, Touristen herbeilockte. Dies Geheimnis haben Hofmann und Stüdl gelöst, durch des Jüngeren Hasten in derart kurzer Weile, daß der erstaunliche Aufschwung wie im Handumdrehen erfolgte. Zugleich kam die Gründung des Deutschen Alpenvereins, durch Hofmann mit angeregt und beschleunigt. Die Gemeinsamkeit der Geschehnisse war es, welche des jungen Forschers Bedeutung so stark vertieft für alle Zeiten.

Im innersten Kern konnte er 1867 wohl nicht erfassen, was um den Glockner vor sich ging. Die örtlichen Verhältnisse mußten ihm ja fremd sein, wenn er auch erfahren hatte, daß, angeregt durch den Stadtsekretär Mair, der Bauadjunkt Egid Pegger den Bergangriff von der Tiroler Seite aus unternommen hatte und zwar im Auftrag seiner Behörde, dem Landgericht Lienz. Da sich nun Peititsch aus Wien für diesen Anstieg in einem vielgelesenen Blatt eingesetzt hatte, mußte unweigerlich der Wettstreit kommen zwischen den Gemeinden hüben und drüben des Gletscherriesen — Heiligenblut und Kals! Das eine hatte seine Geschichte und Führererfahrung in die Waagschale zu legen, das andere die unverbrauchten Kräfte und die Neuheit des Ereignisses, zu dem sich Peggers Hüttenbaugedanke gesellte. Mag er von ihm selbst gekommen sein oder von Johann Groder, der sich nach ähnlichen Einnahmen sehnte wie die Großwirte in den Tauern, ist gleichgültig für die Entwicklung der Dinge. Noch war er unerfülltes Problem, sicher nur von einem Teil des Dorfes ernsthaft befürwortet. Erst die auffallende Teilnahme des Pragers wie des Münchners gab den entscheidenden Ausschlag. Ganz ohne Ruf war bei dem Erscheinen der zwei Kals nicht mehr. Einzelne seiner Führer wurden bereits gesucht, Josef Kehrer, Hutter, Michael Groder und Josef Schnell, der beste rundum, den Harpprecht 1865 außerordentlich gelobt. Der letztere galt der alten Gilde zugerechnet. Die Groderschen und ihre Verwandten, die Kehrers, zu den Vermögenden im Ort gehörig, suchten ihn etwas beiseite zu schieben. Hin und wieder glimmte ein wenig Gehässigkeit auf, geschürt durch die Eifersucht der Heiligbluter, denen alles daran gelegen war, ein Emporblühen des Gegendorfes zu verhindern. Die Vorherrschaft der erstern war aber zu gefestigt nach ihrer Meinung, als daß Kals ernstlicher Rivale hätte sein können. Die dortigen wenigen Führer wurden eben unterdrückt, bei den Fremden verschwiegen; demnach blieben sie weit unterschätzt in ihren Fähigkeiten und Leistungen. Der Kärntner Wirt Schober steckte die Einnahmen ein, die ihm der reiche Gästebesuch brachte. Für den Groderwirt gab es einige Zufallspassanten. Pfarrer Lercher, der ein warmes Herz besaß für seine Schützlinge, als deren Hirt und Vater er sich bezeichnete, sah klüger und tiefer in der Angelegenheit. Er trachtete darnach, sein Kals in den Touristenverkehr miteinzubeziehen. Senns Musterbeispiel mochte auch ihm vorschweben wie den Bergpriestern in ganz Tirol. So halfen eine Reihe von Personen und Umständen zusammen, die Zweiterschließung um den Glockner vorzubereiten. Dies konnte im Verlauf nicht ohne Zwistigkeiten und gegenseitigen Groll geschehen. Denn was die einen emportrug, mußte den andern Stillstand oder Niedergang bringen. Hier würde ein glücklicher Ausgleich nur von außen her gefunden werden. Gerade Hofmanns sonnige Art brachte ihn. Seine jubelnde Berg- und Entdeckerfreude traf das Rechte. Sie konnte Unstimmigkeiten lösen und war nötig für eben diese Hochgebirgsgruppe, in der die Bewohner harten Stolz alter Urfreiheit der Anfangsrodung in den Adern tragen.

Im September 1867 heimgekommen, gab er, sein erstes Gedenken an die Kalser, verschiedene äußerst günstige, eindrucksvolle Notizen und Mitteilungen an ihm bekannte Zeitungen. Der Tourist (Jägers Alpenblatt), die Zeitschrift des D. A.-Vereins, Tages-

zeitungen rissen sich um solche Hinweise, desgleichen um die Beschreibung seiner Turen. Das Honorar sandte er an Pfarrer Lercher zur besten Verwendung. Damit gab er den eigentlichen Anstoß für Stüdls Entscheid, die Hütte auf der Vanitscharte zu bauen. Großes ist im Entstehen so einfach und menschlich. Beide waren sie neben ihrer Bergliebe ein wenig ehrgeizig, wie alle, die Pfade geebnet haben. Fehlt diese berechtigte und notwendige Regung, wird selten Wichtiges geschaffen oder entdeckt werden. Ohne sich persönlich zu kennen, wetteiferten die zwei, den Kalsern Liebes zu tun. Das allein schon warb für den Ort. Beider Verdienst sei damit nicht geschmälert! Das ernste, volle Bewußtsein ging vor allem mit ihnen, für die Zukunft segenbringend aufzubauen. In diesem reinen Streben begegneten sich ihre Gedanken zu zweckmäßigem Wollen auf jede Entfernung hin.

Karl Hofmann brauchte eine Spanne der Ruhe und Sammlung. Er mußte noch eines lernen, das Verantwortungsgefühl des Gereiften, das er nicht haben konnte an der Schwelle der Mündigkeit. Wie von selbst ergab sich für ihn die Pflicht, den jüngsten Bruder beim Lernen zu betreuen. Der leidende Vater war dessen nicht mehr fähig wie früher bei den älteren Söhnen. Karl übernahm dieses Amt gern. Es band die Geschwister in inniger Liebe, an der Konstantin mit heißer Erinnerung bis zum Tode festhielt. Dem andern straffte sich dabei innerlich jene Tatkraft, die für seine Jugend bewunderswert ist und bleiben wird. Er hatte daneben eine Menge Verpflichtungen, die Universität, die Aktivitas in seinem Studentenverband, alpine Abende beim Isartor, Vorbereitungen für neue Unternehmungen. Sein lebhafter Geist rastete nie. Im Mai 1868 war er mit den Brüdern in den Schlierseern und Tegernseern, im Juni auf der Zugspitze (wenig erst besucht), im Juli und August in den Tauern, wo ihm die gefahrvolle Erstersteigung des Hochgalls gelang. Im Oktober bezwang er das unberührte Guffertjoch.

Und nun begann die Hetzjagd seines Lebens, atemlos, ohne Unterbrechung. Alles ballte sich zusammen, kaum das Aufschnaufen gestattend. Senn verlor auf dem unseligen Hochjochübergang seinen Granbichler. Hermann Dingler[1]), Medizinstudierender damals, hatte den Verunglückten kennengelernt und erzählte wohl eingehend von ihm. Karl Hofmann, leicht entflammt auch im Mitleid, veranstaltete eine Denkmalsammlung, veranlaßte die Herausgabe einer kleinen Erinnerungsschrift und hatte so die Verbindung mit dem Ötztaler Kuraten. Seine Vorarbeit um die Gründung des Deutschen Alpenvereins hub an. Zugleich schickte er eine Anfrage an den Prager, mit dem er unbedingt Beziehung suchte. Der Hüttenbau am Luisengrat griff zu tief in seine eigenen Absichten ein. Hier war der Mann, den er erhofft und erwünscht hatte. Die Korrespondenz wurde in die Wege geleitet. Der Freundschaftsbund, überraschend schnell und warm geschlossen, blühte auf. Das war ein Hineinspringen in alpine Angelegenheiten, ein gemeinsames Weiterschreiten, wie wenn es nicht anders hätte sein können. Schon erörterten sie eine Sommerfahrt ins Glocknergebiet, von Hofmann dringend vorgeschlagen und in allen einzelnen Teilen dargelegt. Von Monat zu Monat breitete sich beider Streben stärker aus, Senn, Trautwein, Lampart, viele Wiener mit einbeziehend. Waitzenbauer, auf dessen Hilfe der Student fest gerechnet hatte, hielt sich vorsichtig zurück, als die ständig wichtigeren Vorschläge und Erkundigungen um einen neu zu bildenden Bergsteigerverein anwuchsen, Leben und Gestalt gewinnend. Stüdl, wohl unterrichtet über die Unstimmigkeiten in Wien, überblickte die Dinge von einem andern Gesichtspunkt als der 21jährige, der in seinem Ungestüm schon im Sinne trug, von sich aus vorzugehen, freilich nicht so wohlerwogen und fachverständig im Plan wie Senn, der Tiroler Dorfpriester. Deren Art wollte und mußte damals zueinander. Es war Zeit geworden, sich die Hand zu reichen zum gemeinschaftlichen Werk.

[1]) Er ging später zur Naturwissenschaft über und erwarb sich als Botaniker einen Ruf.

1869 war gekommen, dieses machtvolle Jahr, das die alpine Strömung um ein übergewaltiges Stück vorwärtsreißen sollte. Sein Winter war hart und brachte dem bayerischen Gebirge viel Schweres. Das erhoffte, so nötige Bahnprojekt zum Tegernsee unterblieb. Kein Abgeordneter trat dafür ein. In Menge verfaulte das Nutzholz, dessen Abtransport ohne geeignete Beförderungsmittel unmöglich war. Plötzliches Tauwetter verursachte überall arge Überschwemmungen. Am den Chiemsee waren die sauren Wiesen, früher guter Nutzboden, überflutet. Die Bauern bettelten, endlich den Wasserspiegel niedriger zu legen oder mindestens die Ache zu regulieren. „Sonst wird das Gebiet wachsender Verarmung und Versumpfung preisgegeben — ein Verzweiflungsschrei an die Staatsregierung, erpreßt von jährlich zunehmenden Sorgen, Leiden und Gefahren." Hofmann hatte die Verwüstung mit angesehen. Trautwein, der Verfasser des Reisehandbuches, war entsetzt. Half denn niemand? Derweil bemühten sich Gelehrte von Rang um die Gründung einer geographischen Gesellschaft in München. Am 2. März fand die Vorbesprechung statt unter Vorsitz Hermanns v. Schlagintweit. Der nächste Morgen brachte in den Tagesblättern einen ersten Hilferuf aus dem überschwemmten Vorarlberg. Um die Brennerbahn ging immer noch hitziger Kampf der Meinungen. Die Not im nahen Gebirge dagegen berührte wenige. Am 27. März war der Geburtstag der Geographischen Gesellschaft. Hofmann (ein Onkel, Ministerialrat Huller, wirkte im Gründungs-Ausschuß) war unter den 200 Anwesenden, die der glänzenden Versammlung beiwohnten, als Anfangsmitglied eingetragen. Er hörte den hinreißenden Gastvortrag von Kapitän Coldewey, dem Nordpolfahrer, über die Gletscher Spitzbergens, folgte dessen Vergleich mit den Firnen der deutschen Alpen, erlebte den jubelnden Beifall ringsum, der sich noch steigerte, als der Redner um Beistand und Gelder für eine zweite Polarreise bat. An diesem Abend schon flossen Spenden, die sich in den nächsten Wochen zu ansehnlicher Summe erhöhen sollten. Karl Hofmann sah zu in Befremdung und merkwürdiger Beklommenheit. Vor ihm stiegen die Erzählungen Lerchers in der Erinnerung empor, der Jammer der Geschädigten in Süddeutschland, Senns Mahnrufe fürs Tiroler Berggebiet. Erwartungsvoll war er zu diesem Abend gekommen. Und nun? Eine Unternehmung ins Eismeer als nächstes Ziel! „Zuvörderst das Deutschtum, dann das Ausland", so dachte er nach den Grundsätzen bei ihm zu Hause. Den Wert wissenschaftlicher Eroberung in fremden Gegenden vermochte er nicht ganz einzusehen in diesem Augenblick, wo ihn wieder das Bild wilder, berückender Gletscherpracht umfing, daß ihm der Atem stocken wollte. Nordpol—Glockner! Coldewey—Hofmann! Wessen Sache war höher? Wer würde Sieger bleiben? Das wäre ein Wettstreit! Alle Beherrschung brauchte er, um nicht aufzuspringen und hinauszuschreien: Unsere Alpen zuerst! Man hätte ihn nicht verstanden in dieser Stunde. Und mit einem Male wußte er blitzartig, sein Teil war der stärkere. Sicher und ruhig fühlte er sich in dieser Erkenntnis. Minuten wohl nur hatte das seltsame innerliche Zwischenspiel gedauert. Einem einzigen Menschen vertraute er es an, seiner Mutter. Erkältende Angst kroch dabei in ihr empor. Niemals, das erfaßte sie in tiefer Bewegung, konnte sie den Wegen des Sohnes wehren, ob sie auch durch Todesgefahr führten.

Dieses Erlebnis war die letzte Triebfeder, der Endentscheid für ihn. Mit allen seinen Fähigkeiten unterstützte er nun Senns Vorhaben. Er rief die Genossen zusammen, suchte unter den Mitgliedern der Geographischen Gesellschaft zu werben für die Idee, bat v. Bezold und Ernst Kleinschrod um ihren Beistand. Unermüdlich half ihm Lampart, selbstlos und hingebend Trautwein und Stüdl. Sie, die abwartenden Naturen, hätten lieber noch gezögert. Am 1. Mai stand Hofmann auf dem Sonnwendjoch. Am 9. Mai rief man den Deutschen Alpenverein ins Leben, vielleicht noch allzurasch. Die Verhandlungen waren nicht beendet. Zwickys ausgezeichnete Geschichte der Münchner

Sektion führt mit Genauigkeit die Vorkommnisse jener Wochen an. Eines fehlt, der Bericht, wie schwankend Fortbestand und Entfaltung der neuen Schöpfung waren. Ihr Wiegenfest war auf einen Renntag anberaumt, an dem Tausende nach München reisten. Man hatte gehofft, damit mehr Beitritte zu erzielen. Aber der gewichtigen Versammlung blieben die Wiener fern. Grohmann, ihr Führer, war nicht einverstanden mit dieser „Voreiligkeit, ehe der Aufruf beraten war". Nur dringendem Bitten des Neffen hatte Appellgerichtsrat Kleinschrod nachgegeben, den Rechtsvorsitz zu übernehmen, und nur, um Unüberlegtheiten zu vermeiden. Die Zeit hernach verging in Bangen, Freude, Zweifeln, Verhandlungen. Noch versagten die Wiener der Urfassung der Satzungen ihre Zustimmung. Diese wollte nicht gelingen. Stüdl „flehte", nicht im Stich zu lassen. Hofmann war außer sich. Senn hat uns falsch gemeldet. Wir haben nicht genug Bundesgenossen. Endlich, nach der Erregung über die Verblüffung in München kam die Einigung. Der bekannte Aufruf erging an alle Alpenfreunde. Hier war Hofmann das rettende Element. Die Presse muß helfen. An 200 Zeitungen versandten sie die Werbung, außer an die Augsburger Abendzeitung an die Münchner Neuesten Nachrichten, die Allgemeine (jetzt eingegangen), an Tiroler, bayerische, norddeutsche Blätter, Monatsschriften. Anzeigen für die geplanten Vorträge wurden in den jeweiligen Inseratenteil gegeben. Die Wirkung mußte sich zeigen. Der Student hatte recht geurteilt. Das Mittel half. Die Klippe, an der beinahe das ganze Projekt gescheitert wäre, war umgangen. Senns Vorschlag, eine Polemik in einem großen Tagesblatt einzuleiten, konnte vermieden werden. Aber die Auslagen waren unheimlich geworden für die junge Vereinskasse. Man hätschelte jedes Mitglied wie ein weiches Ei. Der Zustand hielt sich lange so. Launig und doch bitter schrieb Karl noch im Herbst 1869 nach Prag „Schulden haben wir die schwere Menge. Um keine Austritte zu verursachen, wagen wir nicht einmal rückständige Beitritte zu erheben". Die Geographische Gesellschaft bekam spaltenweise Platz für ihre Mitteilungen[1]). Fast ärmlich dagegen muten die des Deutschen Alpenvereins an, für den, ehrlich gesagt, in der Allgemeinheit kein besonderes Verständnis vorlag. Mit dem Heute verglichen, hebt sich dadurch das Verdienst der Gründer um so höher.

Anfang Juli sammelte Lampart seine Getreuen, an 40 Herren. Im Grünen Haus schuf er die Augsburger Sektion. Freund Hofmann, als wichtiger Ehrengast, gab die Grundidee des Vereins in redegewandter Ausführung, forderte mit hinreißendem Eifer zum Beitritt auf und war dann froher Zeuge der vollzogenen Konstituierung. Leider war es den beiden alpinen Kameraden nicht vergönnt, einen der Bedeutendsten, den bahnbrechenden Glocknergeoplasten Keil, in ihrer Mitte zu begrüßen. Schon die erbetene Unterschrift unter den Aufruf hatte er ablehnen müssen. Sein schweres Rückenmarksleiden war zu sehr fortgeschritten. Dafür gewann die Schwabenstadt andere, tatenfrohe Mitglieder, als wertvollsten im Sommer noch den großen Hermann v. Barth. Ihre Sektion war auch die erste, die eine Weganlage schuf: aufs Hohe Licht. Was Hofmann in dieser Zeit geleistet hat für den jungen Verein, ist kaum zu glauben. Er, der zweite Sekretär desselben, hatte den Briefwechsel unter sich, unheimlich viel Arbeit, die bis tief in die Nacht dauerte. Er schrieb Protokolle ab, Einladungen, verhandelte persönlich und schriftlich, beriet mit Trautwein über allenfallsige Manuskripte, begann sich um literarische Beiträge umzusehen, selbst welche zu verfassen. Hatte er mit Senn gemeinsam die Gründung des Verbands beschleunigt, dann wollte er wenigstens sein Möglichstes tun, um alle Unstimmigkeiten zu glätten und auszumerzen.

[1]) Im Lauf der Jahre hat sich das stark geändert. Fast jede größere süddeutsche und österreichische Tageszeitung besitzt ihren „Alpinen Teil", oft in ziemlicher Ausdehnung. Der Gedanke ging von Dr. Georg Hirth aus, dem seinerzeitigen Leiter der Münchner Neuesten Nachrichten. Dank der Liebenswürdigkeit ihrer Redaktion war auch hier ein Einblick möglich, der zeigte, wie seit 1886 die Alpine Zeitung unter Dr. Trefz als eigene Abteilung ausgebaut wurde.

Das Bergsteigerblut regte sich neu. Im Juni wagte er die Durchforschung des Kaisers. Sie ist bekannt, desgleichen, welchen Teil daran der Mallhansl aus der Ellmau hatte. Mit ihm allein, auf den eigenen Mut angewiesen — jeder der Freunde war bedauernd ausgewichen — erklomm er die Hohe Halt, den Kulminationspunkt des Gebirgstockes, nach vorherigem Vorstoß auf Mauck- und Ackerlspitze. Er wurde angestaunt wegen dieser Tat. Verstohlen zeigte man sich den berühmten „Gebirgshelden" auf der Straße. Gelehrte und Forscher beglückwünschten ihn voll Anerkennung, mit Recht. Denn er erwies sich nicht nur als hervorragender Hochturist. In ehrlichem Studium suchte er seinem Erfolg wissenschaftliche und literarische Ausbeute beizugesellen, ein mutiger Schrittmacher für kommende Generationen. Seine Topographie des Kaisergebirges, trefflich und gediegen in Inhalt und Stil, hat grundlegende Bedeutung, obwohl sie durch neuere Ergebnisse des mächtigen zweiten Kaiseransturms (zum Abschluß des alten und Beginn des jetzigen Jahrhunderts) naturgemäß überholt wurde.

Im Verein hatten sich die Anfangsstürme gelegt. Sektion um Sektion erstand, wenn auch in bescheidenstem Umfang. Da und dort schlug der alpine Gedanke in dieser glücklichen Form seine Wurzel. Die Saat, mit Liebe und Begeisterung ausgestreut, keimte auf, in Deutschland und Österreich. Mit gutem Gewissen und beruhigter rüstete nun Hofmann zu seiner Glocknerfahrt mit Stüdl. Wie reiflich war sie überlegt, wie eingehend ausgesonnen in jeder Kleinigkeit der Ausrüstungsgegenstände. Jeder hatte Steigeisen schmieden lassen, nach Karls Erfindung dazu eine kurze, abnehmbare Hacke für den Bergstock zum Stufenhauen. Die Stiefel, scharf genagelt, absatzlos, ausgeklügelt für anstrengende Hochgebirgsmärsche, Instrumente zum Messen, Notizbücher, Reiseführer, die besten Karten, die es gab (sie waren reichlich ungenau und wiesen weite leere Stellen auf) die nötige Hochgebirgskleidung, Laternen, Kerzen, Verbandzeug, Geschenke für die Kalser — viel zu schleppen und zu ordnen! Heute sind Bergturen auf Wochen selbst nicht allzuschwer. Überall Unterkunft, Proviant, Wäsche, Ersatzgegenstände zu haben, leichte Aluminiumdosen, Bequemlichkeiten selbst in der Hochregion! Dazumal jedoch gab's das alles nicht. Nur auf der Vanitscharte erhob sich die Stüdlhütte, primitiv für jetzige Anforderungen. Bei der Wasserfallalpe gewährte die saubere, aber kleine Rainerhütte des Ö. Alpenvereins Übernachtungsmöglichkeit. Sonst war man im ganzen Gebiet auf die weit unterhalb der Gletscher gelegenen winzigen, oft schmutzigen Almhütten angewiesen, zumeist mit der Aussicht auf gar keine oder schlechte Verpflegung.

Am 16. Juli trafen sich die Freunde im Münchner Bahnhof, hochbepackte Rucksäcke schleppend, bewaffnet mit langen Bergstöcken. Sie wurden begafft wie Wundertiere. Außer Hofmann war in ganz Bayern nur einer zu finden, der gleich tolle Wagnisse vollbringen würde, Hermann v. Barth[1]), seit einem Jahre erst, doch sofort vollgewichtig, Bergforscher in den „Voralpen". Zu langsam fuhr der Zug für beider Ungeduld. Tiefe Erregung war in ihnen. Sie hatten Schweres vor, ein Wagnis, reich an Anstrengungen und Gefahren. Leicht konnte es sein, daß sie nicht wiederkehrten. Bei Karl hatte es zu Hause Kämpfe gegeben. Diesmal wollte der Vater seine Einwilligung versagen. Der Gattin Zureden fruchtete nicht. Ignaz v. Döllinger, Geheimrat Lichtenthalers hochgeistiger Freund, der verehrte, väterliche Berater, unter dessen Augen Mathilde Hofmann aufgewachsen war, erwirkte die Genehmigung. Mit Kardinal v. Schwarzenberg, dem Prager Fürstbischof, in engster Beziehung, hatte er Verständnis für den bergsteigerischen Wagemut, der auch den Kirchenfürsten begleitet hatte bei seinen schweren Gletscherturen in der Glocknergruppe. So durfte Karl in Frieden und mit guten Wünschen von daheim Abschied nehmen. Ihn abzuhalten, wäre unmöglich

[1]) Hermann von Barths gesammelte Schriften, herausgegeben von Karl Bünsch und Max Rohrer.

gewesen. Das sahen schließlich alle ein. Nichts bändigte seine Verwegenheit, nicht einmal das schmerzende Knie, der Überrest des wüsten Haltabstieges, wo ein Stein, vom Geröll losgelöst, ihn arg getroffen. Wieder versank hinter ihm, was ihn sonst an München band. Nur vorwärts jetzt, nur in die Berge!

Sie erzwangen die Vordere und Mittlere Watzmannspitze. Die ganze Überschreitung des Kammes war ihnen verwehrt durch den Kameraden Leutnant v. Jeetze, den Höhenkrankheit packte mitten im Gewänd. Sie mußten unterhalb des Gipfels die Nacht verbringen, in der Morgendämmerung herniedersteigend zum Wimbachschlößl, gleich anfangs ein neuer Weg, das Entdeckerglück, wie es Hofmann nie verließ, auf das er darum auch baute in jubelnder Forscherlust. Dann hinein ins Herz des Glockners, zum erstenmal den Gefährten zur Seite, mit dem er sich eins fühlte in jedem Pulsschlag, jeder Regung seines Herzens! In Ettendorf trafen sie mit den bestellten Führern zusammen, Thomas Groder, den Stüdl gewünscht, Josef Schnell, Hofmanns Liebling. Schnell, der Kaiser Meisterführer! Ohne ihn wäre die jauchzende Höhenstreife, die den beiden beschieden war, nie geglückt. Für sie war Thomele, so prächtig er führte, zu vorsichtig und bedächtig. Der andere aber, der Stigler von Glor, der Gemsenjäger, dessen Vater als hoher Siebziger noch zum Jagern marschierte, der taugte zu dem brennenden Ehrgeiz, dem unstillbaren Forscherdrang des Münchners. Die zwei waren wie eins, sobald es um kecken Wagen ging. In der Glocknermonographie hat Hofmann ihm ein treues Denkmal gesetzt, eine prachtvolle Ehrenrettung für seinen wahrlich berechtigten Führerruhm, den Neid und Mißgunst ihm zuweilen streitig machen wollten, da Schnell im Winter nichts anderes als ein armer Schuster war, der sein Brot mühselig wie die Unbegüterten im Tale erwarb.

Über die Hohenkampalpe brachen sie in das Gebiet des Glockners vom Stubachtal aus ein. Ödenwinkelscharte, Oberster Pasterzenboden, Bockkarkees, Judenalpe, Wiesbachhorn, Kaprun, zur Wasserfallalpe, aufs Thörl, den Kaiser Tauern nach Kals, vom 22. bis 28. Juli ohne Rast, ohne Unterbrechung, über rauheste Eisspalten, Abgründe überquerend, mit federnden Knien empor, hinab, Wege suchend und verlierend, in Steinschlag, der in den Ohren sauste und dröhnte, von Lawinen umdonnert, von Nebeln bedroht! Da schob Stüdl eine Ruhepause ein, dem kranken Fuß zuliebe, den er sich beim Watzmann übertreten hatte. Die vier kamen nach Kals, froh empfangen vom ganzen Dorf. Viel des Guten hatte es den beiden „Herren" zu danken. Die Hütte auf der Scharte zog die Fremden an. Gelder flossen ins Tal. Es war nicht mehr unbekannt. Stüdls und Hofmanns Werbetätigkeit hatte ungeahnt geholfen. In der Hütte stand ein fester, wärmender Ofen, von Hofmann, Solbrig und Wiedenmann gestiftet. Verschwiegene Gaben für die Armen zu den Weihnachtsfeiern, zu allerlei Festtagen waren vom Pfarrer Lercher verteilt worden. Alle Kalser wußten, wie die Spender hießen. Stüdl, der Glocknerherr, wie man ihn dankbar nannte, wollte rasten, Umschau halten, wie alles stand. Der Jüngere trieb weiter, wieder hinauf zu den Gletschern. Wie hergerufen, traf ein Gefährte ein, Dr. Viktor Hecht aus Prag, eines der besten Steigertalente seiner Zeit, Jurist wie Hofmann. Fröhlich, lachend, jung, taugten sie zusammen. Gemeinsam bestiegen sie den Hochschober, einen der vielen jungfräulichen Gipfel rundum. Dort oben im Firnglanz schmiedeten sie ihre Freundschaft. Sie hat kurz gewährt, doch lang genug, um bestimmenden Einfluß zu gewinnen auf die Gründung der Sektion Prag. Wie die zwei tollen Menschen sich zum Du die Hand gereicht, ahnte keiner, daß es das einzige Mal sein würde in solcher Höhe[1]). Stüdl war fleißig gewesen währenddessen. Hofmann jagte es neuerdings zurück, mit teilzunehmen an der Sorge um die Kalser. Führerorganisation, Karteneinträge, Namengebung der benachbarten Gipfel, die sie kann-

[1]) Festschrift des Deutschen Alpenvereins Prag, Dr. Viktor Hecht, E. F. Hofmann.

ten, Überprüfung der Taxen und Entfernungen, Unterricht über Segen und Zweck des Deutschen Alpenvereins, Beratungen wegen des Wegbaus, Botschaft nach Lienz an die Bezirkshauptmannschaft zu Herrn v. Ratz um anzulegende Führerbüchlein, Besprechungen mit dem herzensguten, klugen Pfarrer, dem Wirt, im neu eingerichteten Glocknerstübchen — es war soviel, was der Erledigung harrte. Mitten in die Gespräche warf Karl seine Gedanken, seine Pläne, weitschauend, Zukunft auf lange Sicht, oder er schrieb stundenlang ins Gastbuch, wo sie gestiegen waren. Die Kalser vergötterten ihn, während sie zu Stüdl in Respekt und Ehrfurcht aufblickten als ihrem ersten, edeln Wohltäter. — Sein Weg sollte eingeweiht werden. Der Stifter konnte nicht gehen. Der Fuß hinderte. Da eilte der Kamerad auf die Hütte, die Vorbereitungen zu prüfen, wieder herab nach Kals, umsonst. Der andere mußte zurückbleiben, allein an seinem Ehrentag! Mit Dr. Wagl, Dr. Bereitter, Mair, dem bescheidenen und doch so verdienstvollen Wege- und Hüttenerbauer Egid Pegger und dessen Bruder, weihten sie die Strecke ein, innige Bergfreundschaft begründend auf gegenseitiger heiliger Empfindung. Zum zweitenmal stand Hofmann auf dem Haupt des mächtigen Glockners, genoß wieder das Wunder seiner Schau. Die Zeit war vorüber, er mußte heim, nach München zur Landwehrübung, wohin ihn ein Telegramm gefordert hatte. Unten lag die Pasterze, aufreizend für seine Sehnsucht. Dort hinab, noch nie versucht! Es mußte gelingen. Und es gelang, die berühmte Wegabkürzung über die Adlersruh direkt hernieder zur Pasterze in nicht ganz zwei Stunden. Thomele und Josef Kehrer waren seine Begleiter durch das Labyrinth der Spalten und Brüche. Ein echtes Bergsteigerglück, nicht allzuvielen beschert! Es war eine Probe von Tollkühnheit, eine Tat, ihm natürlich und selbstverständlich, begünstigt von herrlichem Wetter. Ihre hohe Bedeutung für den Touristenverkehr zeigte sich bald. Der Eröffnungsweg lockte Scharen von Fremden an, den Glocknerdörfern zum Nutzen. Im Volksmund hatte er vom ersten Tag an den Namen seines Entdeckers; die alpine Welt folgte dem Gebrauch in Kürze.

Drei Wochen quälende Unterbrechung auf dem Lechfeld! Soldatenspielen müssen, wo das Blut fieberte nach neuer Forschung! Sie mußte fortgesetzt werden, sie durfte nicht aufhören mitten im Ansturm. Doch Stüdl, heimgekehrt, in seine Geschäftssorgen verwickelt, widerstrebte. Er war müde, mehr, als er eingestehen wollte. Und der Münchner drängte. Er gab nicht nach, drei Wochen lang. „Komm! Komm! Wir müssen unser Werk beenden. Komm!“ Da gab Stüdl nach. Es war wie ein Zwang, den der andere ausgeübt, befremdend in seiner beinahe herrischen Hast. Es wurde die zweite Streife, gewaltiger als die erste. Noch einmal wanderten sie nach Kals, von Heiligenblut her! Karl trieb's in das Dorf, wieder und wieder, und dennoch hetzte er nach kurzer Rast davon, hinauf. Schneewinkelkopf, Johannisberg, Hohe Riffel, Kitzsteinhorn, Großes Wiesbachhorn, Glocknerin, Großer Bärenkopf, Kleiner Bärenkopf, Bockkarscharte, Schwarzkopf, Ferleiten, Pfandlscharte, Bergertörl, Kals! in sieben Tagen, darunter einer verregnet und einer als alpin wichtiger Aufenthalt beim Pfarrer und Wirt in Ferleiten. Das war ein jauchzender Siegeszug über Felsen und Abgründe, zum Hochthron unbekannter Gipfel, nieder in fremde, unbewohnte Täler, wieder empor, die Welt oben zu grüßen in heiliger Ergriffenheit. Stumm, für sich allein waren die vier verwegenen Männer, nur Poltern und Krachen eisiger Schründe, Sausen wilden Bergsturms um und um, den Tod unter, neben, über sich, Gefahr zu Füßen, Forscherlust im Herzen, ein Treiben und Hetzen. Wie beim erstenmal war's. Konnte Stüdl nicht mehr, dann blieb er zurück und zeichnete. Hofmann stürmte davon mit den zwei Führern, singend, lachend, überschäumend in junger Kraft, spielend mit der Gefahr, das Glück zur Seite. Noch einmal nach Kals! Es hielt beide fest, jedesmal neu fühlten sie sich zu Hause. Aber nur einen Tag gönnte sich der Jüngere. Noch ein letztes Mal auf den Glockner, ehe das Scheiden kam! Auch

daraus wurde eine ungestüme Erstfahrt auf die Glocknerwand. Es riß ihn neu nach Kals zum Freund. Er bettelte: „Geh mit mir auf den Glockner, nur einmal noch! Ich kann nicht fort von ihm und Dir.“ Ein allerletztes Mal bezwangen sie ihn. Tiefatmend, Heimweh, Sehnsucht schon, wo sie noch oben standen, umfaßte Karl die Welt um sich, ehe er sich langsam von ihr löste. Über die Pasterze stiegen sie ab, vorbei an der fast verfallenen Johannishütte. Sie sah traurig aus, überdeckt mit Unrat, das Dach herabgeweht, die Mauern zerstört, Steingebröckel umher, unmöglich zum Unterschlupf. „Wir müssen sie neu aufbauen lassen.“ Mit diesem Vorsatz marschierte Hofmann in Heiligenblut ein, staunend und hüteschwenkend begrüßt. Dort schätzte man die überragende Leistung der zwei Gletschereroberer. Aber — Kals war zur ersten Glocknerstation geworden. Was mochte mit Heiligenblut sein? Die Verhandlungen mit dem Pfarrer Bawra, mit den Führern, waren nun leichter als gedacht. Alle sahen ein, daß sie die Führertaxen nicht überspannen durften im Vergleich zu denen auf der Tiroler Seite. Was im Juli noch nicht hatte werden wollen, jetzt geschah es ohne ernstlichen Widerstand. Ein Führerverein ward gegründet. Die Unstimmigkeiten klangen in ernste, tatenfrohe Mitarbeit aus. Hofmanns Angebot, die alte Johannishütte aufmauern und wohnlich einrichten zu lassen, wurde freudig aufgenommen. Alles ließ sich prächtig regeln. Der Pfarrer würde für den Bau, die Maurer und Zimmerleute sorgen. Man beriet sich mit ihm über den Kauf des Baugrundes, der Freiherrn v. Aichenegg gehörte, über die Hüttengebühr, die Benützungsvorschriften. Alles war glatt und ausgemacht, als die beiden Kameraden heimzu trachteten. Schwer und beklommen war es Hofmann zumut. Wie er seinem Schnell die Hand gereicht, war es schmerzhaft über ihn gekommen. Beide sahen sich in die Augen in überwältigendem Gefühl. Ob sie geahnt, daß in wenigen Jahren jeden die kühle Friedhofserde decken würde?[1]) Dann kam das Härteste, die Trennung der zwei Freunde selber, die Trennung auch von diesem Gletscherland, das ihnen Höchstes gegeben hatte. Sie mußte sein.

Stüdl war lang in seinem Betrieb, als Karl noch durchs Salzkammergut bis nach Wien reiste, für seinen Alpenverein. Er wollte einigen, zusammenschließen, wie es sein sonniger Sinn erwünschte. Grohmann, Ruthner, Barth, Ficker, all die führenden Personen saßen mit ihm zu Tische, in höchster Anerkennung. Solche Leistung band mehr aneinander als Statuten und Regeln nach verschiedenem Gedankengang. Eine volle Woche besprach er sich täglich mit den Wienern des Deutschen wie des Österreichischen Alpenvereins, von jedem aufs herzlichste aufgenommen. Damals schon wäre es beinahe zu einer Einigung gekommen. Denn die Münchner Gründung schien sich zu bewähren. Die ersten Veröffentlichungen würden vielversprechende Zukunftsausblicke geben. Besonders Ruthners Groll wich, zerschmolz förmlich vor dem heitern Wesen des frischen, tatkräftigen „Unterhändlers“. Beiden Verbänden wäre, im Grund des Herzens, ein Zusammenschluß lieber gewesen. Ruthner versicherte wiederholt, daß seine Partei selbst daran dächte. Die Bildung einzelner Sektionen war der Hinderungsgrund, ausgerechnet das, was den deutschen Bergsteigerbund so lebenskräftig werden ließ. Nicht Ruthner war der Hauptgegner in dieser Frage, sondern einige Wiener Geographen und Gelehrte, deren Ansicht schwer ins Gewicht fiel. Vor allem Friedrich Simony, der Dachsteinerschließer, sah in dem neuen Verein eine Zersplitterung der an sich nicht großen Zahl überzeugter Bergsteiger. Vielleicht hätte auch er sich gewinnen lassen, wenn es Hofmann vergönnt gewesen wäre, noch einmal nach Wien zu fahren. Seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit war nicht lang zu widerstehen. Jedoch,

[1]) Schnell starb nach zweijährigem Siechtum an Herzerweiterung und Lungenleiden, durch den schweren Beruf geholt. Sein Grab ist in Kals, daneben an der Friedhofsmauer eine Gedenktafel für ihn, den Meisterführer. Thomas Groder gab im gleichen Jahr das eigentliche Führergeschäft auf, da er die Wirtschaft seines 1874 verstorbenen Bruders Johann erbte.

es war eben noch die Zeit erster alpiner Gärung und Wallung, in der Ansicht gegen Ansicht stand, jede mit einem Kern von Berechtigung. Und schließlich war jede der beiden Gründungen dazu bestimmt, der andern wetteiferndes Gegengewicht zu werden, bis auch diese Vorstufe überwunden sein mußte, in die Hofmanns Versöhnungsbemühungen fielen.

Mächtige Anbahnung war damit getan. Die Münchner würden erfreut sein über seine Friedensarbeit. Nun heim zu Eltern, Geschwistern, Freunden, Bekannten! Wie in einem Taumel war es bald um ihn, Huldigungen, Glückwünsche, Vortragsangebote, Zeitungsanfragen. Amthor, der Herausgeber des Alpenfreunds, der sich schon im Sommer die erste literarische Veröffentlichung der Hochgebirgsstreife halb zugesichert hatte, legte in einem Vertrag die Bindung fest, mit knapp befristetem Termin, um niemand andern diese wichtigste geistige Auslese überlassen zu sehen. Die Forscher unterschrieben, beide ungewohnt mit Verlagsrechten und Pflichten, beide überstürzt von dem Mann, in all der Hetze kaum scharfer Überlegung fähig. Sie legten sich eine Fessel an, die qualvoll im Ausmaß wurde. Stüdl, schriftstellerisch nicht so gewandt, überlastet im Geschäft, brachte neben den Zeichnungen unmöglich die Zeit auf, seine Aufsätze rechtzeitig zu liefern. Hofmann, erster Vorstand der Aktivitas im A. Gesangverein, Schriftführer im Alpenverein, mitten im Studium seiner Pandekten, den Bruder zur Lernaufsicht, Artikel verfassend, um eigenes Geld für eine neue Tur zu erwerben, unabhängig vom Vater zu sein, in wichtigster Korrespondenz mit den Glocknerdörfern Kals, Heiligenblut, Fusch, Ferleiten, Kaprun, bedacht, alles und jedes zu ordnen, aufzubauen, sollte nun noch die Glocknermonographie bis Mai 1870 zu Ende bringen. Er schaffte Tag und Nacht. Stüdl kam nicht nach. Die Frist war überschritten. Amthor weigerte die Annahme in so harter Form, daß er die beiden innerlich bescheidenen Menschen einschüchterte und aufs unschönste entmutigte. Beinahe verloren sie den Glauben an die Berechtigung ihrer Leistungen. Sie hatten Gelder hingewendet, im Vertrauen auf das Honorar, wie versprochen, eine neue Eroberungstur für Sommer 1870 verabredet, die Führer bereits bestellt, alles umsonst, Hoffnungen zerschlagen, was Hofmann weit härter traf als den andern, dem mit 32 Jahren das Blut nicht so ungestüm mehr überwallte. Hofmanns Lebensweg war überschattet trotz aller innern Fröhlichkeit. Er wollte nur das Beste geben, eine Schöpfung von bleibendem Wert. Darum mühte er sich die jungen Tage seines vorüberfliehenden Lebens. Wie eine harte Faust faß ihm Amthors Drängen im Genick, sein Hinhalten, Zögern, sein Vertragsbruch und neuerliches Einlenken. War dieser Mann die Geißel, die geschwungen werden mußte, damit das Werk zu Ende kam? Es wurde fertig, die berühmte Glocknermonographie, das schriftliche Recht der beiden Forscher, die dieses Hochgebirge entdeckend erobert haben. Das Buch, 1871 noch vom Alpenverein herausgegeben, war schnell vergriffen, die wahre Ehrung für die zwei Verfasser, von denen Hofmann der weit größere Anteil am Gelingen zusteht, wie Stüdl oft betonte, an Lampart schrieb und überall erzählte. „Karl war die Seele der Unternehmung, er hat getrieben, alles ausgedacht; ich war nur der Mitläufer und habe viele der Turen nur ihm zulieb mitgemacht." Dabei war Karl vom gleichen Verleger für ein anderes Buch verpflichtet, für einen Führer durch das Salzkammergut, der Anfang 1871 herauskommen sollte, und nicht nur Entdeckungsturen, sondern dazu mühsame literarische Vorarbeit erheischte. Auch die Erschließungstätigkeit selbst durfte nicht stillestehen. Die zwei Freunde unterstützten sie mit Geld und Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit. Im vergangenen Herbst schon waren die Bretter, Zement, Werkzeuge für die Johannishütte bis zur Brizziuskapelle geschafft worden, im Frühjahr 1870 hob das Bauen an. Die Heiligbluter waren begeistert bestrebt, dem alpinen Vorhaben zu dienen. Und die Kalser! Sie waren prächtig in ihrem ersten Feuereifer. Trotzdem loderte da und dort Zank und Streit auf. Er wurde auf dem Umweg Prag—München,

mit viel Schreibereien geschlichtet. Der Lukashansl in der Fusch dagegen zeigte sich „störrig" und widersetzte sich mit allen Mitteln einer Führerordnung, während die Bruder und Fuscher Stüdl und Hofmann eigens darum baten. Als die Hütte auf der Pasterze neu bewohnbar dastand, eingerichtet auf Kosten der zwei Wiedererbauer[1]), durch Eilles, Wiedenmann und Karl mit einem guten Sparofen versehen, wollte jedes der Dörfer (Fusch, Ferleiten, Heiligenblut) die Versorgung übernehmen. Baedeker, der Herausgeber der bekannten Reisehandbücher, dachte daran, nach diesem Vorbild eine kleine Touristenherberge in der Nähe anzulegen, sie dem Tribusser zur Bewirtschaftung zu übergeben und dadurch den beiden Glocknerwohltätern beizuhelfen. Doch — scheute er seinen weitbekannten Namen, den er nicht in eine derartige Sache hereinziehen wollte. Immerhin ein Zeichen, wie sehr das Tun der beiden Freunde zündete! So überlastet war der Jüngere von ihnen, daß er monatelang die Nächte bis zum Morgengrauen zu Hilfe nahm, nachzukommen. Er scheute keine Anstrengung, kein Opfer für den Deutschen Alpenverein, stand mit allen seinen Sektionen in Verbindung, mühte sich dauernd um Notizen, Beiträge für seine Veröffentlichungen, machte lange Berichte und Artikel für die Vereinshefte, überprüfte gemeinsam mit Trautwein die eingelaufenen Manuskripte, sorgte zu allem noch für die geliebten Glocknerdörfer — ein Lebensjahr, übervoll an Schaffen und Streben.

Coldewey war lange ausgezogen nach dem Nordpol. Man vernahm nicht viel von ihm. Er war dem Glocknererforscher aus dem Gedächtnis geschwunden. Die Erinnerung an seinen Wettstreitplan belebte sich nur einmal, als er den, selbst in einer spätern Jubiläumsschrift der Geographischen Gesellschaft gerühmten Vortrag über die Tauern hielt. Der Beifall freute ihn innig, ein Gegengewicht zu Amthors Spott. Jung und froh war er doch, der übermütige Student, dem trotz der rasenden Arbeit immer wieder köstliche Einfälle in die Quere kamen. Die erste Generalversammlung des Alpenvereins, nach der er das Riesenprotokoll schrieb, erfüllte ihn, obwohl allerlei Schwankungen den Bau bedrohten, mit Stolz. Wo ein Schlagintweit, Haushofer, Beamte, Künstler, Gelehrte von Rang ihm ihre Achtung zeigten, mochte Amthor zurücktreten.

Sie rüsteten dennoch für eine neue Sommerfahrt, nach Glockner und Venediger. Es sollte wissenschaftliches Schaffen werden, unter Beihilfe des besten Topographen im bayerischen Büro, Peter Wiedenmann, der auch die Glocknerkarte zur Monographie selbstlos und trefflich gezeichnet hatte. Der Plan war umsonst ersonnen. Der Deutsch-Französische Krieg brach aus. Sein Sturm faßte Karl Hofmann, den Rechtsstudenten, der seine juristische Prüfung eben abgelegt mit Note 1. Leutnantsexamen mit 1, Einberufung, Abschiedskneipen, die Sichtung alles Angefangenen im traulichen Stübchen, die Besorgnisse der Freunde, der heimliche Schmerz der Eltern, Brüder, wie ein Wirbel flog es an ihm vorbei, bis er auf dem Marsch nach Frankreich war. Die Feuertaufe bei Wörth, die Eroberung einer Schanze, die Führung seiner Leute durch den Kugelregen, das wilde, haßerfüllte Treiben der Franzosen um die Schlachtfelder, die bestialischen Orgien französischer Soldaten an unglücklichen deutschen Verwundeten und Sterbenden, alles das tauchte auf und sank zusammen, von neuen Bildern abgelöst. Wie in den Bergen stürmte er vor, furchtlos, heldenmütig, der Germanenjüngling mit den blitzenden blauen Augen und dem um die Stirn geklebten schweißtriefenden

[1]) Die Hütte, früher alte Johannishütte genannt, erhielt kurz nach Hofmanns Heldentod seinen Namen. Nur unter dieser Bedingung hatte Herr von Aichenegg den Grund unentgeltlich überlassen. Sie wurde zu gleichem Kostenanteil von Stüdl und Hofmanns Mutter — in der älteren Glocknerliteratur stets als eine, Hofmann nahestehende Persönlichkeit bezeichnet — erhalten. Stüdl übernahm die Geschäfte der Verwaltung, bis er durch Kränklichkeit gezwungen war, sie aufzugeben. Im Einverständnis der Mitbesitzerin schenkte er den kleinen Bau dem Zweig Wien.

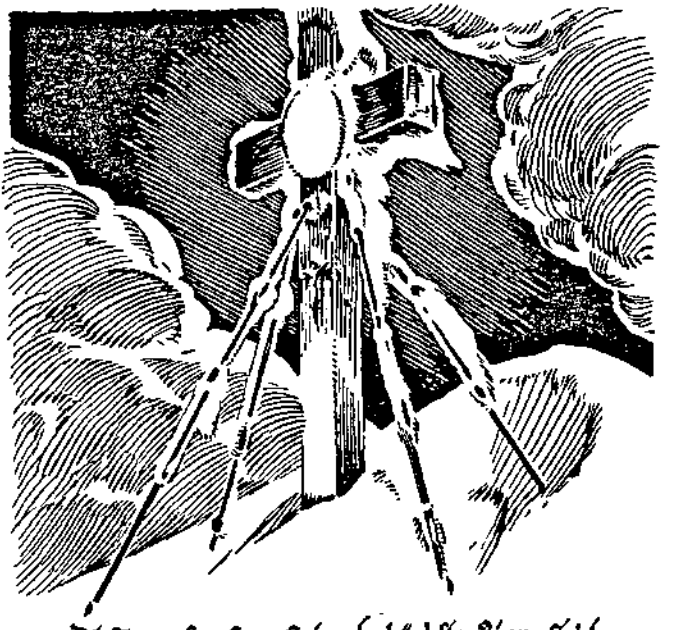
Blondhaar. Abends beim Flackerschein des Lagerfeuers schrieb er an seinem Kriegstagebuch, schrieb Notizen, Briefe an alle, die ihn darum baten. Heller Jubel war in ihm, immer sich erneuernd trotz aller Anstrengung, die sein gestählter Körper leicht überwand. „Wir stürmen vor, wir siegen, Hurrah, Hurrah, Hurrah!" Das war sein letzter Gruß an die Eltern! Am 1. September, da Coldewey, gescheitert in seinen Hoffnungen, an der dänischen Küste landete, zog das Ringen um Sedan seinen Kreis. Die Bayern, jene Umklammerung schließend, entscheidend, ausschlaggebend für den Erfolg, standen an erster Opferstatt. Bazeilles! Von der Tanns Befehl heischte den Angriff im Morgengrauen, die Verstärkung nahte, doch zu spät. Furchtbar war dies Kämpfen um den Ort; jedes Haus, jede Straßenbreite wurde zäh verteidigt. Es kostete viel Blut. Die Leute wichen verzagt zurück, auch Hofmanns Kompagnie. „Vor, Kinder, es gilt fürs Vaterland!" Sie folgten ihm, der sich anfeuernd rückwärts gewendet hatte, während ihn die tödliche Kugel traf. Nach 20 Schritten sank er zusammen, vom Burschen aus dem Gras des Schloßparks getragen ins französische Lazarett. Voget, der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung, sorgte für seine Unterbringung bei den Deutschen. Professor Nußbaum, Hofmanns Freund, legte den Notverband an. Karl litt qualvoll. Im Fieber summte er die Wacht am Rhein. Voll tiefen Erschreckens bemühte man sich um ihn. Zu retten war er nicht mehr. Ein freundlicher Zufall führte einen seiner alpinen Kameraden herzu, Dr. Hermann Dingler. Schmerzlich bewegt untersuchte er die Wunde. Das Blei war vom Rücken her in mittlerer Brusthöhe eingedrungen. Eine Rippe war zerschmettert, die Trümmer staken in der Lunge mit Kleiderfetzen. Das Zwerchfell war durchbohrt bis ins Gedärm. Der Arzt vermochte nur einen Liebesdienst zu tun, dem Bittenden die Wahrheit anzudeuten. Heldenhaft fand sich Hofmann mit ihr ab. Freundeshand gab ihm beruhigende Morphiumeinspritzung, die ihn hinüberschlafen ließ. Nach zwei Stunden hatte er ausgelitten, am 3. September 1870, früh 2 Uhr 30 Min. Sein zerschossener Leib wurde ins Massengrab gelegt, über den armen toten Hauptmann Glockner, den bestialische Franzosen mit zerschmetterten Beinen lebend in ein brennendes Haus geworfen hatten. Lange ging die Suche um Karl. Verwandte taten es vergebens, ebenso der treue Bursche, Freunde. Endlich, im Frühjahr 1871, ward er gefunden und überführt, ins Familiengrab zu München auf dem Südlichen Friedhof gebettet. Ob er es selber ist, der dort schlummert, weiß man heute so wenig als damals, da man ihn in die Erde senkte unter dem ernsten Geleit der Seinen, der Bundesbrüder seines Studentenvereins und Trautweins stillen, bewegten Worten für die Alpenfreunde. Als sicherstes Erkennungszeichen nahm man bei der Leiche das selten leuchtende Blondhaar, wie es dem Lebenden eigen gewesen war; auch lag der Tote dicht über einem deutschen Hauptmann (vermeintlich Glockner) mit ganz zerschmetterten, verkohlten Beinen.

Leidenschaftlich war der Schmerz um ihn bei Eltern, Brüdern, bei allen, die ihn lieb gehabt. In den Bergen lasen sie ihm Totenmessen und trauerten um ihn. Die Sektion München, nicht mehr beflügelt durch seinen Feuergeist, brauchte, wie Trautwein seinem Stüdl klagte, über ein Jahr, ehe sie sich zu alter Schaffenskraft erhob. Hofmann fehlte in allem und jedem, sein heiteres Wesen, seine schier unbegreifliche Arbeitsfreude, der Schriftführer, der Vermittler. Er war gegangen — doch er hinterließ Ideen, Pläne, offenes Werk, das nach Vollendung schrie. Stüdl hat ihm treu die Erschließungskameradschaft gehalten ein ganzes Leben lang. Die Fortsetzung seiner Bergsteigerziele im Glockner war Markgraf Pallavicini beschieden mit seiner kühnen Bezwingung der Eisrinne, der Abschluß aber: die Erstürmung so vieler der hochragenden Wälle, zu der sein kurzes Dasein nicht gereicht, mußte fast 60 Jahre warten. Welzenbach und Wien, die beiden mutigen Forscher der Gegenwart, vollbrachten sie 1926.

Hofmanns Name lebt im Glockner, wo er siegend gestanden, lebt im Alpenverein,

dem er seine Kraft geschenkt, lebt heute noch im Herzen derjenigen, die ihn kannten, da er jung und froh unter ihnen war. Glücklich, wem solches Kommen und Gehen zugemessen ist!

Meinen herzlichen Dank an alle Stellen, durch die ich Mitteilungen, Angaben oder Einblicke in Literatur, Briefe, Akten usw. erhielt! Außer den im Text erwähnten Persönlichkeiten und Redaktionen möchte ich vor allem Alpenvereinsbücherei, Alpines Museum und Sektion München nennen. Die drei Herren Vorstände, Direktor Dr. Dreyer, Direktor Landgerichtsrat Müller, Dr. Leuchs stellten mir, wie jederzeit, liebenswürdig Material zur Verfügung, ebenso die Bayerische Staatsbibliothek und die Geographische Gesellschaft München. Wertvoll war mir der von Herrn Hofrat Pichl (Zweig Austria) geschickte erstgedruckte Tureneintrag Hofmanns in Fusch, ferner manche Nachricht vom Deutschen Alpenverein Prag, von Herrn Kommerzialrat Rohracher (Lienz), dann ein wichtiger Hinweis von Herrn Mall (München), alles Ergänzungen zu dem von Altmeister Stüdl erzählten, wie dem in der Familie Hofmann aufbewahrten Stofflichen. Zum Schluß sei eine bedeutsame Quelle hervorgehoben, der D. u. Ö. Alpenverein selbst, der, wie selten ein Verband, in steter Treue durch seine, seit 60 Jahren gehenden Veröffentlichungen, Feiern und Gedächtnisreden das Andenken an seine Gründer, damit auch an Karl Hofmann, festgehalten hat.



„Die Ihr auf unsrer Heimat höchster Zinne steht,
Wie sie durch dunklen Fels zum Lichte geht,
Denkt derer, die aus Licht ins Dunkel gingen,
Dem Vaterlande helles Licht zu bringen.
Denkt ihrer treu, dann wird dem Mutterland
Ihr Tod der Auferstehung Unterpfand."

H. Pfannl.

# Robert Grienberger

## (In memoriam)

Von Julius Mayr, Brannenburg

In Nr. 2 der Mitteilungen ist Robert Grienbergers Wirken im Alpenverein trefflich geschildert. Aber auch sein Menschentum verdient eine Würdigung, die im nachfolgenden versucht werden soll.

Robert Grienbergers Wesen voll zu erfassen, war nicht leicht. Man kann wohl sagen, daß den meisten sein geläuterter Geist wie im Nebelbilde erschien, aber in die Tiefe konnten sie nicht dringen; sie blieben an seinen psychischen Äußerlichkeiten hängen.

Und psychische Äußerlichkeiten, wie wir sie nennen wollen, hatte Grienberger. Seine häufige langandauernde Unentschlossenheit, sein nicht endenwollendes Erwägen des Für und Wider gab das Bild eines ewigen Zweiflers demjenigen, der nicht intellektuell tiefer schürfen konnte, oder dessen Psyche nicht auf unverdorbene Gefühls-Empfänge eingestellt war. Diejenigen aber, die ihn so oberflächlich einschätzten, übersahen freilich, daß er doch stets fertig wurde und daß sich dann das Endresultat seiner Erwägungen in präziser Weise darstellte, sei es in Wort oder Schrift.

Ja dieses scheinbar bängliche Schwanken hing mit einer hervorragenden Eigenschaft Robert Grienbergers zusammen. Er war ein Denker und zwar ein Denker von unwandelbarer Gewissenhaftigkeit. In humanistischer Schule erzogen, verehrte er sein Lebenlang solche Bildung, verteidigte sie stets gegen Positivisten und baute auf derselben seine Grundsätze auf. Und diese führten ihn zu einem hochentwickelten Pflichtgefühl. Welch eine Stelle auch Grienberger innehatte, er sicherte sich die Beherrschung derselben durch aufopfernden Fleiß, der ihn gar zu oft bis tief in die Nacht am Pulte hielt, er ruhte nicht, bis er nicht der vollendete, allen Widerwärtigkeiten trotzende Meister der übernommenen Sparte war. So hielt er es in seinen amtlichen Stellen, so auch in allen anderen, die er im bürgerlichen Leben übernehmen mußte.

Es war daher auch nicht zu verwundern, daß man Robert Grienberger gerne dahin stellte, wo es viele und schwierige Arbeit gab. Im Eisenbahn-Ministerium hatte er eines der bedeutendsten Referate inne und seine Arbeitskraft schien ins Unerschöpfliche zu gehen; bis in späte Nachtstunden saß er oft im Büro, ein für das Personal unbequemer Chef, der wohl übersah, daß er nicht von jedem ein gleichgeschultes Denken, ein gleiches Pflichtgefühl und die gleiche Feinheit der Kultur wie er sie besaß, verlangen durfte. Freilich mußte ihn auf diese Weise schon verhältnismäßig früh eine nervöse Gereiztheit heimsuchen, zu der sich allmählich quälende Kopfschmerzen gesellten, die ihn wieder veranlaßten zu medikamentösen Mitteln von momentaner auf die Dauer aber schädlicher Wirkung zu greifen. Dabei hatte sich ihm auch die Gewohnheit gebildet, kaum einmal vor Mitternacht, meist erst viel später sich zur Ruhe zu begeben, eine Gewohnheit, die er auch im Ruhestand, in dem er ja auch noch geistig viel arbeitete, beibehielt. Das Unstete solcher Lebensweise, verbunden mit bald Reiz- bald Beruhigungsmitteln mußte seinen Organismus in den wichtigsten Bestandteilen erschüttern und mußte den Grund legen zu der erschöpfenden Krankheit, die ihn schließlich fällte.

Robert Grienberger war ein hübscher Mann von wohlproportionierter Gestalt. Auf den ersten Blick kräftig erscheinend, gewahrte man doch bei näherem Zusehen eine gewisse Zartheit, die sich auch in der hohen Lage seiner Stimme verriet. Sein körperliches Gehaben im reiferen Mannesalter war wohl das Resultat einerseits einer schwächlichen, als einziger Familiensprosse verhätschelten Kindheit, anderseits einer gesunden bäuerlichen Urabstammung und der günstigen Beeinflussung durch Bergsteigen und Turnen. Man möchte sagen: der feine Kopf mit dem denkenden Auge und der etwas derbere übrige Körper drückten jenen Gegensatz aus, der im Wesen Grienbergers bestand, das eben schließlich doch nie zu einer ruhigen, gesunden, lebensfördernden Harmonie gelangte. Wohl schien sich dieser Gegensatz zeitweise, wenn auch nicht aufzuheben, so doch zu verdecken. Es war sein Alpinismus, der das bewirkte und der sicher das Verdienst hat, den ursprünglich nicht sehr widerstandsfähigen Körper zu stärken und das Überwiegen der Geisteskräfte wohltätig einzudämmen.

Schon als Gymnasiast hatte er die hohe Bedeutung der Alpen erkannt. Entsprechend seiner Veranlagung war es in erster Linie die Schönheit der Berge, ihre Wirkung auf Geist und Gemüt, was ihn anzog, in zweiter Linie erst ihr den Körper kräftigender Einfluß. Niemals war er ein Stürmer oder Gipfelsammler, sondern reines Genießen der Natur, das war ihm alles. Auch die gleichen Berge mochte er wiederholt besteigen, sich immer wieder erfreuend am Labsal ihrer Größe. Und welch Empfinden für die Schönheit der Natur und ihre Gaben war ihm zu Eigen! Als er mich wieder einmal besuchte, da schrieb er nach einem Spaziergang in mein Gästebuch: „Wir wandelten in der Schönheit des frischen Herbstes im goldenen Glanz der Berge und in der weiten Fernsicht des offenen Landes. Wolken zogen wie lichte Kinder des Südens über den Himmel und wir frugen nicht nach den Jahren, nur nach der Empfindsamkeit für die Schönheit des Lebens." — Es war ein Genuß mit ihm zu wandern und insbesondere sein Herzens-Ländchen, die Ramsau zu betreten, er war beseligt, dort alle, auch die kleinsten Schönheiten vorweisen zu können und als wandelte er dort zum erstenmal, war er immer wieder selbst entzückt von der Größe und Frische der Landschaft.

Die Alpen waren für Robert Grienberger das landschaftlich Schönste, das es auf Erden gibt. Weit gereist wie er war, kehrte er immer sehnsüchtigen Herzens zu ihnen zurück. Schladming war seine zweite Heimat geworden. Von Jugend auf war er durch den Sommeraufenthalt der Eltern mit diesem Orte verbunden, in Wort und Schrift pries er das schmucke Städtchen, das ihm diese Liebe lohnte durch Ernennung zum Ehrenbürger. So wie seine Wohnung in Wien, die über vier mühsam zu ersteigenden Wendeltreppen mitten in der Altstadt lag und in ihrer Höhe und fast klösterlichen Abgeschiedenheit etwas Philosophisches hatte, war auch die Unterkunft in Schladming einfach und kontemplativ. Mit Pietät hing Grienberger an beiden Heimatorten, wie denn überhaupt Pietät im religiösen, politischen und bürgerlichen Leben ein Grundzug seines Charakters war. Mit unendlicher Liebe verehrte er das Andenken seiner Eltern, betreute er ihr Grab und die stille Sorge, die er um seine Haushälterin, die gute Pepi, hatte, entsprang nicht so sehr dem Wunsche nach eigenem Wohlergehen als vielmehr der Dankbarkeit für deren lebenlange Aufopferung in seiner Familie. Denn er war, wie man auf Reisen beobachten konnte, bescheiden und mäßig in seinen kulinarischen Ansprüchen und in den letzten Jahren mied er aus Übergängstlichkeit für seine Gesundheit gar manche Genüsse, die er sonst geliebt hatte, so auch den Wein.

Die Bergliebe Grienbergers führte ihn gar bald zum D. u. Ö. Alpenverein. Er, der mit Herz und Hand Österreicher war, sah in diesem Verein die Stammeseinigung erfüllt, und als ein Freund im Jubeljahr des Vereins schrieb, der Alpenverein habe das Zauberland der Berge zum Tempel der gegenseitigen Erkenntnis der deutschen Stämme gemacht, da konnte er dieses Wort nicht genug preisen und zitieren. So war's

auch nicht zu verwundern, daß er kein Opfer scheute, wenn es galt, dem Alpenverein zu dienen. Unvergessen sind die Tage der Wiener Hauptversammlung vom Jahre 1909, da Grienberger die Seele des ganzen Arrangements war, unvergessen vor allem sein Präsidium des Verwaltungsausschusses während der schwierigen Jahre des Kriegs. Die Freudigkeit, mit der er solch strenge Arbeit leistete, war so recht der Ausdruck seiner Liebe zu den Bergen und seines vorbildlichen Pflichtgefühls.

Diese seine Stellung im Alpenverein war auch so ziemlich die einzige, die ihn in der Öffentlichkeit hervortreten ließ. Im ganzen ging Robert Grienberger trotz der hohen Stufe, die er „in des Staatsdienst hierarchisch gestufter Schaar" einnahm und trotz mancher ehrenvoller Delegation, zu der ihn diese Stufe nötigte, seinen stillen Weg. Sich mit deutscher Literatur, auch mit der modernen zu beschäftigen, hin und wieder einen lateinischen Klassiker aufzuschlagen oder den Hafis im Urtext zu lesen — er verstand persisch — das war die Würze einsamer Stunden. In solchen Stunden entstanden auch jene in Prosa oder reimloser Prosodie hingeschriebenen Aussprüche, die von der tiefen Naturempfindung seiner Seele zeugten; entstanden aber auch gar manche sozialpolitische Aufsätze für eine Tageszeitung, Artikel, in denen nicht allein der Wissenschaft Trockenmaß herrschte, sondern die in der Klarheit ihrer Sprache wohltätig durchsickert waren von den Forderungen einfachen Menschenverstandes.

Waren auch solche einsame Stunden seine liebste Freude, so war Grienberger doch auch Freund der Geselligkeit. Glücklich war er, wenn er Gästen seiner „Hochburg" humoristische Gedichte oder Prosa-Artikel im Dialekt vorlesen konnte, wobei er ein Meister im Vortrag war. Auch musikalische Abende gab es manchmal in seiner Wohnung. Musik liebte er sehr. Ebenso die Kunst und in dieser in erster Linie seinem fein empfindenden Wesen nach Werke, die zum Gemüte sprachen. So war denn sein Lieblingsmeister Waldmüller, vor dessen Bildern im Belvedere er in Andacht stand. Auch beim Denkmal Waldmüllers vor dem Wiener Rathaus konnte man ihn gerne treffen und als wir einst in einer Vollmondnacht davor standen und leise bewegte Strauchblätter ein feines Schattenspiel über das Gesichtchen des Kindes warfen, so daß es zu lächeln schien, da war der Freund vom Glück des Augenblicks so bewältigt, daß Tränen in seinem Auge standen. Drückte sich doch damit auch seine Liebe zu Kindern aus, die ihn, den Herzensguten, durchs Leben begleitete. Wer denkt hier nicht an das Alpenvereins-Kriegskinder-Asyl in der Ramsau, das sein Werk war. Überhaupt war er wohltätig und Freunde, die durch den Krieg schwer geschädigt waren, wußten von der feinen Art zu erzählen, mit der er ihnen Hilfe zukommen ließ.

Robert Grienberger war nicht verheiratet. Er fühlte stets mehr Sympathie für gereifte Frauen und stellte an das Ideal des Weibes Anforderungen, die er da und dort bei befreundeten Frauen fand, bei Mädchen freilich nicht im gewünschten Maße finden konnte. Skeptisch wie er in allem war, kam er zur rechten Zeit zu keinem Entschluß und lebte sich so in Junggesellen-Einsamkeit und manchmal auch in Junggesellenlaune ins Alter hinein, um schließlich vom Sterbebette aus einem Freunde die Mahnung zu geben: Heiraten Sie, heiraten Sie und wenn Sie noch so alt sind.

Was Robert Grienberger ganz besonders auszeichnete, das war die Freundschaft, die er gab. Er, der stilldenkende Mann, der niemals von eigenen Verdiensten oder Auszeichnungen sprach, war Menschenkenner und wußte seine Wahl zu treffen. Nicht Stand und Ansehen waren dabei ausschlaggebend, die Eigenschaften des Geistes und Gemütes allein. Hat er doch einen Ramsauer Bauern stets als Freund verehrt und dem Toten redlich nachgetrauert. Es war oft nicht leicht, sein Freund zu sein; er stellte gar manchmal die Anforderung vollster (sit venia verbo) Symphonie. Dafür aber strömten aus seinem reichen Gemüte Gegengaben von bleibendem Wert, erfreuend und erfrischend in ihrer Einfachheit und Klarheit und in der hehren Andacht vor allem Echten.

Im Sommer 1929 fing er zu sterben an, am 28. Januar 1930 war er von seinem Leiden erlöst. Etwa eine Woche vor seinem 70. Geburtstag (25. Januar) schrieb er mir, man solle ja verhindern, daß dieses Tages gedacht werde, „dazu ist hoffentlich noch später Zeit". So hoffte er denn immer noch — die unvertilgbare Sehnsucht nach dem Leben. Als wir in Gastein am 19. September 1929 zum letzten Male uns die Hände drückten, da steckte er mir ein Blättchen zu, das folgenden Schmerzenserguß enthält, vielleicht den letzten, den er in dieser Weise von sich gab:

In die Höhe will ich schreiten;
Dort wo Fels zum Himmel ragt,
Hoff' ich meinem wunden Körper
Die Genesung zuzuführen.

Warum jetzt so trübe Stunden,
Da der Tag in Sonne glänzt,
Und ich mehr als je empfinde,
Was mir meine Freunde sind?

Schenkt mir neue Kräfte, Berge,
Die ich euch so sehr geliebt.
Gebt mir Kraft und Hoffnung wieder,
Freunde, daß ich bald genese.

Es sollte — es konnte nicht sein. Aber Karl Försters Vers spricht hier wahr:

Was vergangen kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.



# Die Berge der Loreagruppe und ihre Erſteigungsgeſchichte

Von Karl Bünſch, Garmiſch

Die Loreagruppe, jenes Berggebiet der Lechtaler Alpen zwiſchen Fernpaß und Rotlech, iſt trotz ihrer günſtigen Verkehrslage bis heute ein ziemlich unbekannter Teil unſerer Nördlichen Kalkalpen geblieben. Wer einmal, vielleicht durch Laune oder Zufall in den Bereich dieſer Berge kommt, wird von ihren ſtillen Höhen und Winkeln doch eine Fülle nachhaltiger und erinnernswerter Eindrücke mit zu Tal nehmen. Jene mögen auch noch den begreiflichen Wunſch hegen, einiges über die Erſteigungsgeſchichte ihrer hauptſächlichſten Gipfel zu erfahren. Dies ſei hier erfüllt, wenngleich die Nachrichten, welche uns das alpine Schrifttum hierüber überliefert hat, dürftig genug ſind. Es iſt dies eben auch eine Folge der geringen Beachtung, welche dieſe Berge ſchon immer ſeitens der bergſteigenden Welt erfahren haben. Im allgemeinen iſt zu ſagen, daß mit Ausnahme der in einem ſchroffen Gratſtück liegenden Kaminlochköpfe, der Galtbergſpitze und des Gamplesſpitz-Nordgipfels alle Erhebungen der Gruppe ſchon in früheſter Zeit von Jägern und Hirten erſtiegen worden ſein dürften.

## Der Loreakopf, 2473 *m*

Die erſten zuverläſſigen Berichte gehen auf das Jahr 1840 zurück und zwar in Zuſammenhang mit der Tätigkeit des geognoſtiſch-montaniſtiſchen Vereins für Tirol und Vorarlberg. Dieſe Körperſchaft wurde im Jahre 1837 gegründet, wobei die Beſtrebungen des Vereins anfänglich auf die Durchforſchung des Landes behufs Anregung zur Wiederaufnahme des einſtmals blühenden Bergbaues gerichtet waren. Oberſter Protektor war der Erzherzog Johann, unmittelbarer Protektor der Landesgouverneur. Später trat dann die geognoſtiſche Forſchung in den Vordergrund. Zu ſeinen Mitgliedern zählten hohe und angeſehene Perſönlichkeiten. Dieſer Verein ſandte zur Durchforſchung des Landes ſogenannte Vereinskommiſſäre aus, von denen in unſerer Gegend vornehmlich der „Bergweſens-Ingenieur" Karl Sander aus Preußiſch-Sachſen und der Salinen-Direktions-Praktikant Alois von Walther aus Hall in Tirol tätig waren.

Zu dieſen Kommiſſären gehörte auch Joſef Trinker, welcher ebenfalls Salinen-Direktions-Praktikant war und der im Jahre 1842 ſeine Tätigkeit für den geognoſtiſch-montaniſtiſchen Verein aufnahm. Bekanntlich wurde Trinker eine hervorragende und ſehr verdiente Perſönlichkeit dieſes Vereins, der auch einen Hauptanteil an der Ausfertigung der geognoſtiſchen Karte von Tirol vom Jahre 1852 hatte. Ebenſo verdient von dieſen Beamten wegen ſeiner beſonderen bergſteigeriſchen Taten auch der weniger bekannte Magnus Vinzenz Lipold hervorgehoben zu werden, der als erſter den Großen Löffler in den Zillertalern bezwungen hat (1843) (vgl. auch Mitteilungen des Ö. Alpenvereins 1863 und 1864) und auch im Karwendel u. a. die Erſterſteigung der Lamſenſpitze und des Laliderer Falken für ſich buchen konnte.

Wie aus den in der Ferdinandeums-Bibliothek befindlichen Tagebüchern des Karl Sander von 1840 und 1841 hervorgeht, war er anläßlich ſeiner Aufnahmen am 19. Auguſt 1840 an den Örtlichkeiten „Teſſenbach, Lorea-Alpe, ganz oben am Loreakopf". Daraus iſt zu ſchließen, daß Sander den Anſtieg von der Alpe zur Loreaſcharte

und dann über den Südostgrat genommen hat, der auch heute der gebräuchlichste ist. Über die Zeit unmittelbar nach Sander bis in die achtziger Jahre fehlen leider genauere Daten; die nächste Nachricht bringt erst Spiehler in der Zeitschrift des D. und Ö. Alpenvereins 1888, S. 235, daß der Gemsjäger Sprenger von Mitteregg, welcher Spiehlers Begleiter bei dessen Ersteigung des Loreakopfes am 15. August 1883 von Mitteregg über die Loreckalpe war, den Hauptgipfel schon vordem gelegentlich einer Jagdstreife aus den innersten Karmulden des Kopftales wohl über den Nordwestgrat erstiegen hat. Die Erschl. d. Ostalpen I, S. 117, erwähnen dann noch einen weiteren Besuch durch die Herren Koch aus München im Jahre 1890 von Fernstein aus. Die Anstiegslinie aus dem Wildkar scheinen die Einheimischen aus dem Rotlechtale von jeher bevorzugt zu haben, denn wir lesen auch bei Roggenhofer (Mitteil. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1900, S. 185), daß er um die Jahrhundertwende mit Martin Rimmel von Berwang hier abgestiegen ist, wobei erst die Nordwestseite und dann der Nordwestgrat benützt wurde. Die erste zuverlässige Nachricht über eine Begehung des Ostgrates und zwar im Abstiege zum Tagweidjoch stammt von Otto Sirl, der am 24. August 1913 mit Möst und Putz von der Loreckalpe kommend den Loreakopf auf diese Weise überschritt, nachdem er dem Gipfel schon am 15. August 1907 mit August Hiltner einen Besuch vom Rotlechtal aus über die Loreckhütte und ebenso zurück abgestattet hatte. Einen von den üblichen Anstiegswegen abweichenden wählte im September 1921 Lilli von Weech in Begleitung des Hirten der Loreaalpe. Sie erreichten nämlich den Gipfel vom Tagweidjoch aus durch Queren der Nordostflanke zum Nordwestgrat (Privatmitteilung). Eine andere Überschreitung des Berges und zwar über den Nordwestgrat im Aufstieg und den Ostgrat im Abstieg vollführten Heinrich Lampersberger und der Verfasser am 1. Juni 1925.

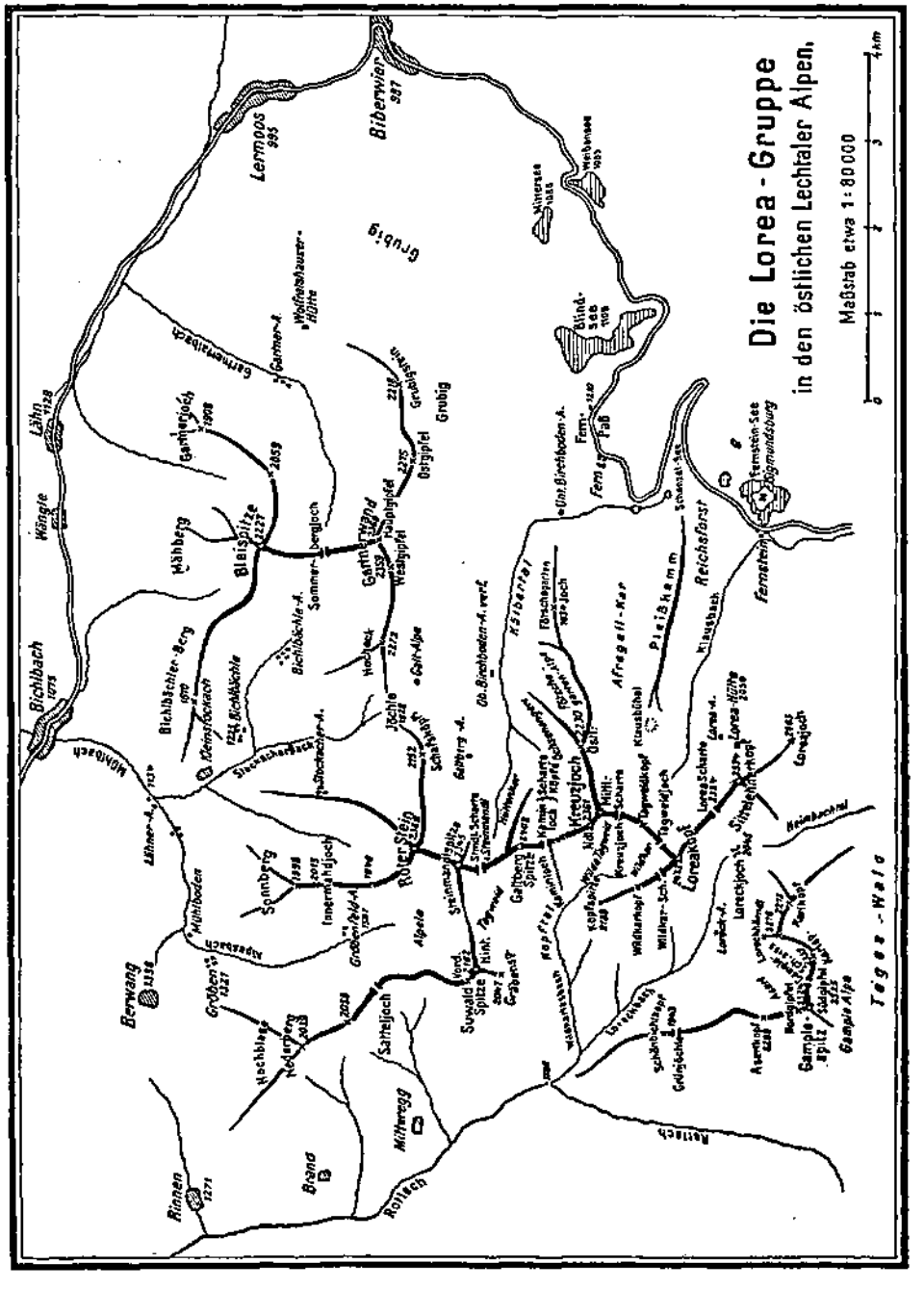
Wie selten noch in den letzten Jahren der Loreakopf bestiegen worden ist, geht aus dem seit dem Sommer 1921 hinterlegten Gipfelbuch hervor. So waren es im

Jahre 1922: insgesamt 4 Partien mit 11 Personen,
1923: 2 Partien mit 2 Personen,
1924: 3 „ „ 8 „
1925: 3 „ „ 5 „
1926: 9 „ „ 21 „ (davon 14 Benediktiner von Fernstein)
1927: 9 „ „ 25 „ „ 5 „ „ „
1928, dem Jahre der Hüttenöffnung, schon 14 Partien mit 63 Personen.

Das Jahr 1929 bringt schon einen ungeahnten „Aufschwung". Bis Anfang Oktober waren es 35 Partien mit weit über 100 Personen; also mehr, als der Gesamtbesuch der letzten 7 Jahre nach den Eintragungen ergibt. So ist hier der Reiz, auf einem unbeachteten und wenig bestiegenen Gipfel zu weilen, leider für immer dahin.

### Kopfspitze, 2188 *m*

Die untergeordnete Kopfspitze, 2188 *m*, nördlich des Loreakopfes ist in früherer Zeit außer von den Hirten und Jägern wahrscheinlich auch von den Geometern bei der Landesvermessung betreten worden, worauf wohl eine „12" Bezug haben dürfte, die sich an einem Felszacken in dem vom Loreakopf herüberziehenden Verbindungsgrat am Rande der letzten, stark zersplitterten und tiefen Einschartung unmittelbar vor dem Gipfelmassiv der Kopfspitze eingemeißelt findet. Touristisch dürfte die Gipfelerhebung von jeher stark vernachlässigt worden sein. An Besuchen sind nur jene aus der jüngsten Zeit von den Münchnern Kurt Göhler, Karl Haberl und Reinhold Reck vom 30. August 1929 und vom Verfasser unter dem 6. Oktober 1929 zu melden.


Die Lorea-Gruppe
in den östlichen Lechtaler Alpen.
Maßstab etwa 1:80000
Lermoos
Biberwier
Grubig
Bichlbach
Wängle
Lähn
Wannig
Gamsjoch
Wahlberg
Blaisspitze
Bichlbächler Berg
Steinbockkopf
Bichlbächler-A.
Sommer-Bergloch
Gamsjoch
Hochleck
Jöchle
Schafkopf
Gehr-Alpe
Grubigstein
Grubigjoch
Grubigspitze
Ob. Birchboden-A. verf.
Höbartjoch
Rötschgantes-joch
Afrageil-Kar
Plaisshamm
Reichsforst
Klausbach
Fernstein-See
Fernstein-Schloß
Fernpaß
Blindsee
Mittersee
Mariensee
Unt. Birchboden-A.
Schwarzsee
Lechtal
Berwang
Bichlbach
Mühlbach
Mühlboden
Sonnberg
Innermühljoch
Gröbenkopf
Gröbenalp-A.
Roter Stein
Steinmandlspitze
Steinmandl-Scharte
Suxwald-Spitze
Suxwald-Scharte
Galtberg-Spitze
Galtberg-A.
Kreuzjoch
Kreuzjoch-Scharte
Kühle Scharte
Afrageil-Scharte
Lorea-Scharte
Lorea-Spitze
Lorea-Hütte
Lorea-A.
Lorea-Kopf
Lorea-Joch
Lorea-Schneid
Lorea-Schneid-Joch
Lorea-Schneid-Scharte
Lorea-Schneid-A.
Lorea-Schneid-Kopf

### Der Tagweidkopf, etwa 2420 m

Von Hirten und Jägern dürfte dieser Punkt schon in früher Zeit betreten worden sein. Als frühester touristischer Besuch ist mir bisher nur die wohl erste Überschreitung von West nach Ost durch Otto Sirl mit Möst und Putz am 24. August 1913 bekannt geworden, an die sich dann noch eine Begehung des Kreuzjochgrates reihte. Nach einer Besteigung des Gipfels im September 1921 vom Tagweidjoch aus rückte Lilli von Weech im Mai 1922 dem Tagweidkopf mit Schiern erfolgreich auf gleichem Wege zu Leibe. Bei dieser Tur wurde die Abfahrt im Klausbachbett genommen, nachdem im Aufstieg durch den Reichsforst der Klausbach überschritten und zum Fernsteinweg gequert worden war. Seit Bestehen der Loreahütte ist der Tagweidkopf sommers wie winters ein gerne und häufig gewähltes Fahrtenziel geworden.

### Die Kreuzjochgipfel, Nördlicher 2361, Mittlerer etwa 2350, Östlicher 2230 m

Das Mittlere Kreuzjoch und der Kreuzjochgrat zählen im südlichen Teil der Gruppe zu den am leichtest erreichbaren Höhenpunkten, zu denen schon in früher Zeit die Hirten und Jäger hinaufgestiegen sein dürften. Die ersten touristischen Besuche konnten vom Verfasser leider nicht in Erfahrung gebracht werden.

Vom Nördlichen Kreuzjoch konnte ich als frühesten touristischen Besuch und zwar in der Form einer Längsüberschreitung nach beiden Richtungen nur jenen der beiden Mitteregger Johann Hosp und Eduard Sprenger um das Jahr 1909 in Erfahrung bringen; eine weitere mir bekannt gewordene Überschreitung dieses Gipfels von Nord nach Süd und zwar mit anschließendem Abstieg durch die Steilschlucht des sogenannten „Schachts", welche im Winkel des Hauptkammes mit dem Kreuzjochgrat auf die Schutthalden der südlichen Karmulden des Ochsenangerls herabzieht, vollführten am 11. September 1921 die Münchner Hans Bayerlein und Karl Märkl. Die besagte Schlucht weist einige Stufen auf, doch ist die Kletterei nicht schwierig, wegen des brüchigen Gesteins jedoch steinschlaggefährlich. In der Folgezeit bis zum Herbst 1927, wo ich am 30. Oktober vom Östlichen Kreuzjoch über den Grat kommend, das Nördliche zum ersten Male betrat, dürften wohl nur sehr wenige Touristen den Gipfel besucht haben. Die Westflanke durchstiegen am 29. Juni 1927 Max Hirner und Otto Strauß-Reutte und die Nordostwand durchkletterte erstmals am 18. August 1929 der Verfasser und zwar allein. Die etwa 250 m hohe Wand ist in ihrer oberen Hälfte mäßig geneigt und teilweise von begrünten Schrofen durchsetzt, während sich die untere Hälfte wesentlich steiler und durchwegs felsig zeigt. Von Bichlbach über das Jöchle und die Galtbergalpe kommend, stieg ich vom Fuß der Wand das nördlich davon herabziehende Geröllfeld ein kurzes Stück empor und betrat dann nach links auf einem ebenen Schuttband die Felsen. Erst gerade durch eine stufige Rinne und über Platten gegen den senkrechten Wandgürtel hinanklimmend, hielt ich mich vor Erreichen desselben leicht links und gewann über einige Absätze einen kleinen Schuttkessel. Jenseits einige Schritte auf Geröll hinabsteigend, zwängte ich mich dann in den hier hochziehenden, dunklen Kamin, stemmte ein Stück in ihm aufwärts, bis steiler, aber gutgestufter und fast durchwegs fester Fels zur Rechten den Ausstieg auf die Höhe des Mauergürtels ermöglichte. War die Kletterei bis hieher mittelschwer, so ging es nun leicht über begrünte Schrofen in der Fallinie des Gipfels zum höchsten Punkt (1 Stunde vom Einstieg). Nach halbstündiger Rast nahm ich den Weiterweg über das Mittlere Kreuzjoch auf die begrünten Hänge der Loreaalpe. Vom Oberen Klausbühel wandte ich mich dem Rande des Afregallkares zu, durch das ich diesmal meinen Abstieg zum Fernpaß zu nehmen gedachte. Vom höchsten Punkt des Abbruches geht es am besten in gerader Richtung über die ziem-

lich hartgebackene Schutthalde auf den zu höchst heraufzüngelnden Latschenstreifen hinab, in dem sich die ersten Steigspuren finden. Ehe das Krummholz dichter wird und das Gehänge sich verflacht, strebte ich nach links (nördlich) einem schon von oben kenntlichen, in den Latschen ausgehauenen Steiglein zu, das am Hange des Fötschegartenkammes entlang talaus leitet. Nach nicht ganz einer Stunde vom Einstieg erreichte ich die Latschenöl-Destillerie am Rande des Waldes unweit des Weilers Fern.

Der vom Gipfel des Östlichen Kreuzjochs nach Süden auf die Reißen des oberen Afregallkares niederbrechende Steilabsturz fand in Kurt Göhler und Karl Haberl-München am 27. August 1929 seine ersten Bezwinger. Vom Ende der Hauptschlucht wurde erst eine ausgewaschene Rinne etwa 2 Seillängen bis zu einem überhängenden Block aufwärts verfolgt. Der Weiterweg vollzog sich dann an einer dunklen Gufel vorbei über schwärzliche Felsen zu einer Höhle, über gutgestufte Platten und steiler werdenden Fels gegen rechts zu einem kleinen Geröllkessel, dessen tiefster Punkt auf einem Bande unterhalb des hier aufragenden Plattenschusses erreicht wurde. Ein Riß leitete links aufwärts zu einem weiteren Bande, das die beiden Kletterer nach rechts bis zu einem angelehnten Block verfolgten. Die anschließende steile Platte wurde in Richtung auf die gelbe Schlußwand nach rechts zu einer Kanzel mit Steinmann gequert und von hier ausgesetzt und sehr schwierig gegen links steil aufwärts der Gipfel gewonnen. Vom Einstieg gerechnet erforderte der über festes Gestein führende und als schwierig anzusprechende Wanddurchstieg eine zweistündige Kletterarbeit. (Vgl. a. M. A. V. 1930, Nr. 2, S. 46.)

### Die Kaminlochköpfe, etwa 2350 *m*

Das im mittleren Teil des Hauptgrates aufragende Felsgerüst der Kaminlochköpfe weist wohl mit die interessanteste Ersteigungsgeschichte in unserer Gruppe auf.

Merkwürdigerweise wird in verschiedenen der bisher erschienenen Veröffentlichungen über unser Gebiet auf die Überschreitung des Hauptkammes vom Loreakopf zum Roten Stein hingewiesen, ohne daß dabei aber auch nur mit einem Wort von dem höchst auffallenden Gratabbruch zwischen Nördlichem Kreuzjoch und Galtbergspitze die Rede wäre, der doch das wesentliche Hindernis einer solchen Gratbegehung bildet. Im Führer von Waltenberger „Allgäu, Vorarlberg und Westtirol" (16. Auflage 1923, Bergverlag R. Rother, München), der sonst die zuverlässigsten und ausführlichsten touristischen Angaben über die Gruppe enthält, heißt es S. 375 unter Nr. 40 „Die östlichen Lechtaler Alpen" bei III „Bergbesteigungen in der Loreakopf-Gruppe" Ziff. 17 i) nur ganz kurz: „Hochinteressante, teilweise sehr schwierige Gratkletterei". Im Lechtaler Führer lesen wir S. 194 ähnlich, daß „der Grat in teilweise schwieriger Kletterei" bezwungen werden kann, zu welcher Auffassung sich auch H. Hirschberger in seinem Aufsatz „Das Arbeitsgebiet der Sektion ‚Isartal'" (Zeitschrift „Die Zugspitze" Jahrg. 1927, Heft 6) mit den Worten: „Die Begehung des ganzen Grates Loreakopf—Roter Stein ist eine sehr interessante, aber auch teilweise schwierige Tur" bekennt. Der „Hochtourist" (9. Aufl. 1925, Band I, S. 134) schweigt sich über diesen Punkt völlig aus, was vielleicht noch nicht einmal das Schlechteste ist, denn die ganz allgemein gehaltenen Wendungen befriedigen ebensowenig wie fehlende Angaben. Was ist nun an dem ganzen Grat so „hoch interessant" und welches sind die „sehr schwierigen" beziehungsweise „schwierigen" Stellen dieser Kammwanderung? Scheinbar doch wohl dieser seltsame Steilabbruch, über dessen Vorhandensein und dessen Bezwingung man sich mangels näherer Kenntnisse mit nichtssagenden Worten hinwegzusetzen beliebte.

Tatsächlich blieb dieses Gratstück bis in die jüngste Zeit der dunkelste Punkt in der ganzen Gruppe. Die rührigen Füssener Bergsteiger, die sich von 1907 ab am ein-

gehendsten mit diesen Bergen beschäftigten, kamen diesem Teile auch nicht näher und die Hirten der Galtbergalpe, die alljährlich des Sommers am Fuße dieses wilden Felsgerüstes hausen, blicken nur mit Scheu zu diesen Mauern empor, die sie für völlig unersteiglich hielten und von Geistern bevölkert wähnten.

Nichtsdestoweniger versuchten schon vor etwa 20 Jahren, um 1909, die beiden Mitteregger Eduard Sprenger und der im Weltkrieg gefallene Johann Hosp vom Nördlichen Kreuzjoch über den Hauptgrat gegen den Südlichen Kaminlochkopf vorzudringen; die beiden kletterten jedoch nur ein Stück über den Grat nordwärts vor, weil die zunehmende Zerklüftung und Zerrissenheit der Schneide in ihnen schließlich die Befürchtung aufkommen ließ, es könnte ihnen durch ernstliche Hindernisse der Rückweg abgeschnitten werden. Diese mir von dem überlebenden Teilnehmer Eduard Sprenger persönlich berichtete alpine Unternehmung zweier bergfreudiger Einheimischer wurde weder bekannt, noch fand sie Nachfolger. Erst nach Jahren lenkte der gründliche Kenner der Gruppe, Markus Köpf, die Aufmerksamkeit seiner Gefährten auf diesen Gebietsteil. Auf seine Anregung versuchten die Münchner Hans Bayerlein und Karl Märkl erstmals am 4. September 1921 eine Besteigung von den Böden der Galtbergalpe aus und zwar setzten die von der Galtbergspitze über die Kaminlochscharte kommenden unternehmungslustigen Kletterer ihren Angriff frontal auf die Nordostwand an, kamen aber hier nur etwa 40 *m* in die Höhe und mußten sich schließlich unterhalb einer gelben Wand für diesmal geschlagen bekennen. Zeitmangel und einfallender Nebel verhinderten dann weitere Versuche an diesem Tage und mit dem Vorsatze, bei nächster Gelegenheit wiederzukommen, stiegen sie übers Jöchle nach Bichlbach ab. Schon eine Woche später, am 11. September 1921 fanden sich die beiden wieder auf der Galtbergalpe ein, um diesmal ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen. In einer Stunde von der Alpe erreichten sie das Ende jener wilden Steilschlucht, die von der Scharte zwischen Nördlichem und Mittlerem Kaminlochkopf ihren Ausgang nimmt und südöstlich auf die begrünten Hänge etwa in der Fallinie des Südlichen Kopfes ziemlich versteckt ausmündet. Nach Überwindung eines steilen, plattigen Absatzes ging es meistens auf der orographisch linken Schluchtseite bis in die Höhe einer in der gegenüberliegenden Wand sichtbaren, von wasserüberronnenen, moosbedeckten Felsen umschlossenen kleinen Höhle aufwärts. Hier wurde auf einer plattigen Rampe nach rechts ausgewichen und nach Überwindung einer etwa 6 *m* hohen, mit einem Klemmblock verschlossenen kaminartigen Verschneidung leichteres Gelände gewonnen. Über Blockwerk stiegen die beiden in leichter Kletterei zur Scharte im Grat und von hier in wenigen Minuten auf den Nördlichen Kopf. (1 Stunde vom Einstieg, mittelschwer.) Von der Scharte läßt sich der mittlere Zacken östlich leicht umgehen und über einen kurzen Steilabsatz der Südgipfel erklettern. Die beiden Ersteiger fanden auf beiden Gipfelpunkten keinerlei Anzeichen einer früheren menschlichen Anwesenheit vor, so daß sie füglich als die ersten Bezwinger des trotzigen Gratgebildes angesprochen werden können. Sie setzten nach Errichtung von Steinmännern und Hinterlegung ihrer Ersteigungsnotizen die Kletterei über die zackige Schneide nach Süden zum Nördlichen Kreuzjoche fort, womit sie auch dieses Gratstück erstmals vollständig begingen und gleichzeitig die bisher offene Frage der vollständigen Begehungsmöglichkeit des ganzen Hauptkammes in befriedigender Weise lösten. An Stelle der reizvollen Überkletterung der Zacken und Türmchen können die Unregelmäßigkeiten des Grates auch auf der Westseite dicht unterhalb der Kammhöhe leicht umgangen werden. In leichter Kletterei, wobei die südliche Hälfte des Weges als Gehgelände anzusprechen ist, wird in einer kleinen Stunde das Nördliche Kreuzjoch erreicht. Ich möchte noch anfügen, daß Markus Köpf diese Unternehmung der beiden Münchner auch in seinem im „Bergwanderer" (Nachrichtenblatt des Gaues Südbayern des T. V. „Die Naturfreunde" 2. Jahrg. 1922, Nr. 4 und 5)

erschienenen Aufsatze „Eine Winterfahrt ins Fernpaßgebiet" kurz und sachlich erwähnt und damit im alpinen Schrifttum belegt hat.

Ungeachtet dessen breitete sich neuerdings der Schleier der Vergessenheit um diese wilden Zinnen und niemand störte den Frieden ihrer Häupter bis zum Sommer 1928. Am 29. Juni nahten sich die Innsbrucker Dr. Karl Krall und Dr. Anton Roilo vom Akad. Alpinen Verein Innsbruck und bezwangen erstmals die steile Nordwand des Mittelgipfels. (Vgl. a. Jahresbericht des A. A. V. J. Jahrg. 1927/28, S. 14.)

Sie stiegen etwa 100 *m* unter der Kaminlochscharte in die Wand ein und zwar wählten sie als Durchstiegslinie jenes Rißsystem der Nordwand, das knapp östlich des ungangbaren Wandteiles des nördlichen Kopfes eingeschnitten ist. Zunächst kletterten die beiden unter dem Ende des tiefsten Risses eine schmale Rampe steil links aufwärts und spreizten dann über die Wandstufe nach rechts hinaus, womit ein kleiner Kessel erreicht wurde. Von hier wurde die nach links aufwärts ziehende Rinne, die sich mehrmals kaminartig verengt, bis unter eine schwächer geneigte Wandzone verfolgt und dann über die linke Begrenzungswand etwa 30 *m* nach links über leichtere Schrofen emporgeklettert. Der weitere Weg vollzog sich dann neben einem senkrechten Absatz schwach gegen rechts gehalten durch einen Kamin und über die anschließende Wand zu einem stark geneigten Band. Nach Überwindung der darüber liegenden, etwa 15 *m* hohen Wand fand sich links in der Verschneidung ein Sicherungsplatz. Etwa 4 *m* rechts davon setzt ein Überhang an, welcher sehr schwierig genommen werden mußte (schwerste Stelle). Anschließend hielten sich die Kletterer etwas rechts aufwärts, bis ein Quergang nach links zu einem guten Standplatz führte. Knapp rechts davon leitete dann eine durch einige Stufen und Überhänge gesperrte Rinne zum Schartel zwischen Mittel- und Nordgipfel. Die Kletterei ist teilweise sehr schwierig (obere Grenze), führt aber in der sehr steilen und ausgesetzten, etwa 220 *m* hohen Wand durchwegs über festes Gestein.

Die beiden Innsbrucker hatten mit ihrer Neutur einen sehr schönen Kletterweg auf die Kaminlochköpfe eröffnet, setzten dann ihre Bergfahrt zum Nördlichen Kreuzjoch und über den Kreuzjochgrat nach Osten fort, um zur Fötschegartenalpe abzusteigen.

Zwei Tage darauf, am 1. Juli 1928, überschritt der Verfasser, ohne von der kurz zuvor unternommenen Tur der Innsbrucker irgendwelche Kenntnis gehabt zu haben, aus dem Kopftal kommend mit den Münchnern Karl Niggl und Schmid bei nebligem und regnerischem Wetter die Kaminlochscharte gegen die Galtbergalpe. Zu einem ernstlichen Versuche auf die Kaminlochköpfe kam es wegen des schlechten Wetters und der Nebelverhüllung der Gipfelpartien nicht, ebensowenig einige Wochen später, als ich mit zwei Garmischer Gefährten nach einem Besuche der Galtbergspitze über den Südgrat die Kaminlochscharte in umgekehrter Richtung überstieg. Andere Pläne hielten mich dann für den Rest des Sommers und den Herbst von der Gruppe fern. Aber der Wunsch, noch in diesem Jahre Klarheit über die Kaminlochköpfe zu gewinnen, war wach geblieben. Sollte er Erfüllung finden, dann gab es angesichts der vorgeschrittenen Zeit keinen Aufschub mehr. Kurz vor Einbruch des Winters — am 28. Oktober 1928 — fand ich mich auf dem Nördlichen Kreuzjoch ein, um diesmal endlich über den Hauptkamm nordwärts vorzudringen und die drei Kaminlochköpfe als 5. Besucher und 3. Partie zu überschreiten. Ich stieg dann durch die Südostschlucht auf die Böden der Galtbergalpe ab, womit die Bedeutung des Weges der Ersteiger als geeigneter Abstieg für die Durchführung einer Süd-Nord-Überschreitung des ganzen Hauptkammes erstmals praktisch erprobt wurde.

Am 21. Juli 1929 betrat ich zusammen mit Hans Bayerlein-München gelegentlich unserer Gratwanderung vom Loreakopf zur Galtbergspitze die Kaminlochköpfe zum zweiten Male, womit wir die 4. Ersteigung ausführten. Am 29. August 1929 folgten auf demselben Wege, vom Nördlichen Kreuzjoche kommend, die Münchner

Kurt Göhler und Karl Haberl als 5. Partie und am 14. September 1929 erkletterte Karl Haberl mit Hermann Schneider die Nordostwand des Südlichen Kopfes auf einem Wege, der vorwiegend sportliche Bedeutung hat; er nimmt in der Südostschlucht bei den moosbewachsenen Felsen seinen Anfang und bietet eine zweistündige, sehr schwierige Kletterei. (Vgl. a. M. A.-V. 1930, Nr. 2, S. 46.)

Geübte Kletterer, die vom Roten Stein herüberkommen, werden, soferne noch genügend Zeit zur Verfügung steht — bis zur Hütte sind über den Loreakopf noch etwa 4—5 Stunden zu veranschlagen — bei sicherem Wetter den etwas längeren und technisch schwierigeren Anstieg durch die Nordwand wählen können, während sich bei Überschreitungen in entgegengesetzter Richtung immer der Abstieg durch die Südostschlucht an den Fuß des Massivs empfiehlt. Ein Abstieg von der Scharte zwischen den Gipfeln nach Westen gegen das Kopftal durch die oben gut gangbare Steilrinne scheint mir wegen der im unteren Teil zu erwartenden Abbrüche und der außerordentlich starken, unübersichtlichen Zerklüftung der Westflanke nicht ratsam.

In diesem Zusammenhang möchte ich hervorheben, daß die Hinterlegung eines Gipfelbuches auf dem Nördlichen Kaminlochkopf von besonderem Interesse wäre, wo bis heute erst wenige Personen diese Gipfel betreten haben. Könnte doch damit für die Zukunft eine lückenlose Erfassung aller Ersteigungen ermöglicht werden!

### Die Galtbergspitze, 2402 m

Dieser Gipfel gehört mit zu den beachtenswertesten Erhebungen unserer Gruppe, nicht aber zu den am häufigsten besuchten. Mit seinen schroffen, zerklüfteten Flanken und seinen langgestreckten, zerhackten Graten macht er auf den Beschauer stets einen ernsten, fast abweisenden Eindruck. Der gewandte Felsmann jedoch erblickt, wie wir sehen werden, in einem solchen Aufbau die günstigen Vorbedingungen zu lohnender Höhenfahrt.

Was wir über die Ersteigungsgeschichte dieses Berges wissen, umspannt zeitlich kaum mehr als den Zeitraum der letzten 20 Jahre. Daß ähnlich wie bei den meisten anderen Erhebungen der Gruppe eine frühe Ersteigung durch Hirten und Jäger stattgefunden hat, ist bei der Galtbergspitze ziemlich unwahrscheinlich. Roggenhofer spricht in seinem 1900 erschienenen Aufsatze in den „Mitteilungen" mit unverkennbarer Achtung von dem unnahbaren, ihm dem Namen nach völlig unbekannten Berge, den er damals um die Jahrhundertwende wohl auch in Übereinstimmung mit dem gebietskundigen Berwanger Rimmel als noch unbetreten bezeichnet. Da Roggenhofer nicht der Mann für „schärfere" alpine Unternehmungen war, nahm er seinerzeit auch den Strauß mit dem wilddräuenden Gesellen nicht auf, sondern stieg dafür lieber mit Rimmel auf die Gartnerwand.

Die erste zuverlässige Kunde über eine touristische Ersteigung stammt auch hier von Otto Sirl, der im Verein mit Ludwig von Rogister am 20. September 1907 von der Steinmandlspitze kommend, den Nordgrat von der Scharte am Steinmandl aus in etwa zweistündiger, zum Teil schwieriger Kletterei bezwang. Die beiden hielten sich anfangs fast immer auf dem Grat und wichen bis zur letzten größeren Zwischenerhebung nur selten nach Südwesten aus. Sie vermeinten auf diesem Wege die ersten gewesen zu sein, fanden jedoch zu ihrer Verwunderung an dem letzten überhängenden Grataufschwung vor dem Gipfel an einem Zackengriff einen Seilring eines bisher völlig unbekannt gebliebenen Vorgängers, der seinen Weg vermutlich in umgekehrter Richtung gemacht hatte. Nachdem auch Sirl seinerzeit nichts über diesen aller Wahrscheinlichkeit nach ersten touristischen Ersteiger der Galtbergspitze in Erfahrung bringen konnte, liegt über dieser Unternehmung ein mystisches Dunkel, das vielleicht nur noch durch diese Zeilen aufgehellt werden kann, wenn sie einem Wissenden oder dem betreffenden Bergsteiger selbst zu Gesicht kommen.



Dormitz und Naſſereith gegen Karlſpitze, Karlkopf und Loreakopf



Bleiſpitze und Gartnerwand von Nordweſten. Im Tal das Dorf Berwang
(Links im Hintergrund Wetterſteingebirge mit Zugſpitze und Schneefernerkopf)



Die Loreagruppe von Oſten vom Loreakopf bis zum Stockacher Jöchle. Loreaalpe, Afregallkar, Fötſchegartenkamm, Galtbergalpe und Kälbertal. Im Vordergrund die Marienberghütte

Sirl und von Rogister setzten dann ihre Bergfahrt in südlicher Richtung fort, verfolgten den Südgrat ein Stück gegen die Kaminlochscharte zu und querten dann, hauptsächlich wegen des vom Wind entführten Hutes von Sirl durch die Südwestflanke zum Nordgrat zurück, den sie nach erfolgreichem Einfangen des Ausreißers vor dem letzten Steilaufschwung wieder erreichten. Von hier kletterten die beiden auf dem Anstiegswege wieder zur Steinmandlscharte zurück und stiegen durch das Kälbertal zum Fernpaß ab, von wo sie mit den Rädern nach Füssen heimkehrten. Erst drei Jahre später, am 29. Juni 1910, begeht wieder eine Partie den Nordgrat im Auf- und Abstieg; es waren dies Willy Herz-Kaufbeuren und Julius Schmitt-Augsburg. Die beiden Kletterer veröffentlichten ihre Unternehmung im 15. Jahresbericht 1910 der Alpenvereinssektion Bayerland S. 81 irrigerweise als Erstbegehung (s. a. Mitteil. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1912, Nr. 2, S. 19). Nach den vorliegenden Berichten rücken sie aber nunmehr mit ihrer Fahrt an 3. Stelle, was hiermit berichtigend festgestellt sei. Die Tur erscheint unter dem Namen „Loreck", einer Bezeichnung, die sich z. B. noch auf dem Blatt Sonthofen-Ost 1911 des bayerischen topographischen Atlasses 1 : 50 000 an der Westflanke des Gratstückes von der Steinmandlscharte bis zum Kaminloch findet. Diese Örtlichkeitsbezeichnung ist für diese Gegend völlig unzutreffend und darum fehl am Platze.

Der nächste als verbürgt überlieferte Besuch an der Galtbergspitze erfolgte nach den mir zugänglich gewordenen Unterlagen im Jahre 1911. Wieder war es Otto Sirl, der diesmal mit Heinrich Haff dem Berge zu Leibe rückte. Die beiden tatenfrohen Bergsteiger planten am 24. Juni 1911 einen Durchstieg durch die Ostwand, die dem Kletterer vom Kälbertale aus einen so vielversprechenden Anblick bietet. Der weite Anmarsch von Füssen über das Stockacher Jöchle brachte die beiden erst am Nachmittag an den Einstieg, als schon drohend ein Gewitter am Himmel stand. Ehe dieses losbrach, gelang Haff noch ein kurzer Erkundungsvorstoß in die Wand, wobei er die Durchstiegsmöglichkeit feststellte. Wegen der widrigen äußeren Umstände wurde aber der Gipfel nicht mehr erreicht und die Bergfahrt abgebrochen.

Bald darauf, am 2. August 1911, kam der in diesen Bergen schon heimisch gewordene Dr. Ludwig von Rogister wieder und steckte sich mit seinem Begleiter, dem Führer Anton Friedle von Elbigenalp dasselbe Ziel. Sie nahmen den Einstieg im Kar „Hinter dem First", wo der Schutt — in früher Jahreszeit der Schnee — in der Fallinie des vom Kälbertal aus als solchem erscheinenden höchsten Punktes des Massivs zu oberst hinanreicht und wo eine breite, schräg gegen rechts aufwärts ziehende Rinne ansetzt, die einen Durchstieg ohne jede Schwierigkeit bis auf den Nordgrat ermöglicht. Nachdem die beiden aber klettern wollten, wählten sie zum Anstieg statt der Rinne die unterhalb ansetzende Wand, stiegen erst ein Couloir etwa 5 *m* gerade hinan, worauf ein Riß mit Überhang genommen werden mußte. Nach Überwindung des anschließenden 5—6 *m* hohen Wandls gelangten sie durch eine leicht begehbare Runse weiter schräg rechts aufwärts. Nun folgte ein heikler Quergang an schwarzem, glattem Fels, womit die Schwierigkeiten ihr Ende fanden. Sich mehr und mehr rechts haltend, wurde schließlich über Geschröf der Gipfel gewonnen. (Vgl. auch 19. Jahrb. d. A. A.-V. München 1910/11, S. 68.) Bemerkenswert ist, daß diese Partie auch den Rückweg wieder über die Ostseite nahm und so noch am selben Tage auch den ersten Abstieg für sich buchen konnte. Wie ich einer Privatmitteilung von Rogisters entnehme, hatten Sirl und Haff im Gegensatz zu von Rogister den Einstieg vermutlich etwas weiter rechts genommen, aus dem sich dann im Vergleich zu der eben beschriebenen eine wesentlich kürzere Weglinie ergeben hätte. Ein solcher Durchstieg würde auch noch den weiteren Nachteil in sich bergen, daß nach Überwindung des verhältnismäßig nicht hohen Plattenschusses weiter nach oben hin leichtes Geschröf

käme, so daß von einer „Wandkletterei" nicht viel übrig bliebe. v. Rogister hatte daher nach eingehender Erkundung wohlbewußt die Wand an der fast niedrigsten Stelle angegangen und eine Anstiegslinie eingehalten, die sich durch den erheblich weiter unten liegenden Beginn auch am längsten in den Felsen bewegt. v. Rogister hatte ferner festgestellt, daß auch weiter links von seinem Einstieg die Wand keine Schwierigkeiten zu bieten scheint, da diese Route aber bereits zu weit abseits liegt, käme ihr nur sehr untergeordnete Bedeutung zu.

Als nächste Besteigung der Galtbergspitze in jenem Zeitraum wurde mir nur noch jene von Hans Bayerlein und Karl Märkl bekannt, die am 4. September 1921 nach Aufbruch von der Galtbergalpe zur Steinmandlscharte aufstiegen und zunächst dem kühnen Felsgebilde des

Steinmandls

den ersten Besuch abstatteten. Der Anstieg auf diese Felsnadel gestaltete sich ziemlich schwierig und bewegte sich vorwiegend auf der Westseite, wobei einmal zur Überwindung einer senkrechten Stelle der menschliche Steigbaum angewendet werden mußte. Die höchste Spitze konnte wegen ihrer Schärfe nur „umarmt" werden. Im Jahre 1923 wurde das Steinmandl von Mitgliedern des Münchner Alpinen Klubs „Hoch empor" abermals erstiegen, über welche Fahrt ich aber leider nichts Näheres in Erfahrung bringen konnte. Nach diesem Abstecher stiegen Bayerlein und Märkl von der Scharte am Steinmandl etwas nach Westen ab, querten — zwei Rippen übersteigend —, nach Süden in eine große Schlucht, die vom Nordgrat der Galtbergspitze westlich herabzieht und gewannen dann, durch zwei Kamine ziemlich schwierig aufwärtskletternd, in insgesamt etwa zweistündiger Kletterei den Nordgrat und über sein oberstes Stück den Gipfel der Galtbergspitze. Im Abstieg wurde der Südgrat vollständig bis zur Kaminlochscharte begangen und von ihr ostwärts gegen das Ochsenangerl abgestiegen. Über den anschließend unternommenen Versuch auf die Kaminlochköpfe wurde bereits berichtet.

Nach dem von mir eingesehenen Turenbuch hat Karl Märkl am 9. Oktober 1921 auch der Ostwand der Galtbergspitze einen Besuch abgestattet. Er ging vom Kar „Hinter dem First" aus und wählte erst die Südostschlucht, dann einen etwa 50 *m* hohen Kamin (als „Märkl-Kamin" bei ihm erwähnt), der ihn auf eine Scharte im Gipfelgrat führte. Leider sind die Aufzeichnungen etwas unklar gehalten, so daß sich der Durchstieg nicht genau darstellen läßt. Es geht auch nicht aus den Aufschreibungen hervor, ob Märkl noch bis zum Gipfel vorgedrungen ist. Um 1 Uhr 30 Min. ist er von der erwähnten Scharte wieder aufgebrochen und anscheinend auf dem gleichen Wege zur Galtbergalpe und nach Bichlbach zurückgekehrt. Immerhin darf man diese Tur als zweite Durchsteigung der Ostflanke der Galtbergspitze ansprechen.

Für die Pfingstfeiertage 1925 (31. Mai und 1. Juni) hatten Heinrich Lampersberger und der Verfasser eine Überschreitung der Galtbergspitze vorgesehen. Wir zogen an dem herrlichen Morgen des 31. Mai von Bichlbach ins Stockachtal hinein, um erst den Roten Stein statt auf dem kürzeren „Füssener Wege" über seinen wenig begangenen Nordostgrat zu erklimmen. Nachdem wir dann noch den Grat zur Steinmandlspitze hinter uns gebracht hatten, rüsteten wir uns am frühen Nachmittag zum Gang über den Nordgrat der Galtbergspitze. Von der Steinmandlscharte leitete ein schuttbedeckter Rücken auf einen runden Höcker, an den sich ein ebenes, mit einer Reihe kleiner Türmchen besetztes Gratstück anschließt. Wir umgingen die sperrenden Hindernisse auf der Westseite und kamen an den ersten großen Gratturm, der in zwei Teile gespalten ist. In schöner Kletterei stiegen wir an der linken Turmkante empor und traten dann mit einem Spreizschritt auf den jenseitigen Teil über. Bei dem folgenden Stück hielten wir uns auf der Gratschneide selbst und überlisteten den sich kurz dar-

auf entgegenstellenden zweiten Aufschwung auf einem rechts um die Kante führenden Bande, das uns bequem in die Scharte dahinter leitete. Der unmittelbar sich anschließende dritte turmartige Aufschwung setzt mit einem großen Überhang an. Wir querten unter ihm auf einem Schuttband nach rechts in die Westflanke hinaus und kletterten an seinem Ende über ein kurzes Wandl zu einer kleinen Geröllnische. Von hier mußte etwas schwierig ein schwarzer Überhang schräg links aufwärts bezwungen werden, um den Grat bei einem Vorsprung wieder zu gewinnen. Luftig schwang sich hier eine moosdurchsetzte Steilkante auf, die uns auf die Spitze des Grataufschwunges führte. Nun stand uns der Gipfel schon ganz nahe gegenüber. Wir hielten uns in genußreicher Kletterei weiterhin auf der freien Grathöhe und betraten bald darauf den mit einem kleinen Steinmännchen gezierten Scheitelpunkt der Galtbergspitze. Den Abstieg nahmen wir in Unkenntnis der Geländeverhältnisse unmittelbar durch die stark zerklüftete Westflanke gegen das Kopftal hinab, was uns wegen der stark vorgeschrittenen Zeit und der sich mehrenden unerwarteten Hindernisse schließlich eine unfreiwillige Beiwacht im untersten Latschengürtel eintrug.

Nach unserer Fahrt verging wieder geraume Zeit, ehe eine Partie in diese Gegend eindrang. Ist mir doch als nächste Besteigung und zwar wieder als Nord-Süd-Überschreitung nur noch jene von den Innsbruckern Hans Egger, Dr. Karl Krall und Josef Monauni am 29. Juni 1927 bekannt geworden[1]), welche Partie sich streng an der Kante hielt und die einzelnen Aufschwünge direkt erkletterte. Am gleichen Tag war auch die Partie Max Hirner und Otto Strauß-Reutte auf dem Wege und zwar vom Roten Stein kommend. Nach Überschreitung der Galtbergspitze stiegen letztere beide von der Kaminlochscharte — von der sperrenden Mauerschranke abgedrängt — nach Westen ins Kaminloch ab und erklommen aus der Wilden Tagweid wieder den Hauptkamm beim Nördlichen Kreuzjoch, um über den Tagweidkopf die Gratwanderung zum Loreakopf fortzusetzen (Privatmitteilung). Meine zweite Besteigung dieses Gipfels erfolgte am 15. Juli 1928 mit Heinrich Lampersberger und Helmut Pracher, diesmal hin und zurück über den Südgrat. Der Aufstieg von der Kaminlochscharte gestaltet sich folgendermaßen: Von der Scharte durch ein kleines Klammel und über plattige Schrofen (lockeres Gestein) den Seitengrat höher. Jenseits links nach Westen in einer Schuttrinne hinab. Um die nächste Klippe herum und auf einem schmalen Band in die Scharte, sodann leicht über den sanften Hang auf die folgende Graterhebung. Anschließend wird der Grat zerrissener. Luftig klettert man über die Türmchen der scharfen Gratschneide, die dann ziemlich unvermittelt mit einem steileren Abbruch, der leicht direkt bezwungen werden kann, in die nächste Scharte absetzt. Aus ihrem Grunde wird der schon nahe Gipfel über gut gestuften Fels in kurzer Zeit erreicht. (Leichte, etwas ausgesetzte Kletterei, ¾ Std. von der Kaminlochscharte.) Man kann auch, wie wir es auf dem Rückwege taten, dicht unter dem Grat auf der Westseite durchqueren, was leichter ist und noch etwas weniger Zeit in Anspruch nimmt, da man sich durchwegs auf Gehgelände bewegt. (Im Abstieg ½ Std. bis zur Kaminlochscharte.)

Für die ganze Überschreitung des Galtbergspitz-Massivs von der Steinmandl- bis zur Kaminlochscharte kann man bei normalem Zeitmaß etwa 3 Stunden in Ansatz bringen. Diese Tur zählt wohl zu den lohnendsten in der ganzen Gruppe, zumal sie auch landschaftlich tiefe Eindrücke hinterläßt. Der leichteste Anstieg überhaupt führt von den Weideböden des Ochsenangerls erst über den von der Kaminlochscharte herabziehenden Gehängeschuttkegel, den man etwa auf halber Höhe nach rechts verläßt, um hier jenen steilen, begrünten Rücken hinaufzusteigen, der nördlich der letzten Graterhebung unmittelbar auf den Südgrat leitet.

[1]) Vgl. a. Jahresbericht des A. A. V. J., Jahrg. 1926/27, S. 26.

Da die Galtbergspitze jetzt sicherlich häufiger bestiegen werden dürfte, sei die Hinterlegung eines Gipfelbuches empfehlend in Erinnerung gebracht.

### Die Steinmandlspitze, 2345 m

Diese Erhebung, die sich an die Galtbergspitze nördlich anreiht, gehört mit großer Bestimmtheit auch zu jenen, welche schon in früher Zeit von Jägern, Hirten und Einheimischen bestiegen wurden, reichen doch aus der nördlichen Karmulde der Galtbergalpe die mäßig geneigten, begrünten Hänge bis zum Gipfel hinan.

Im Schrifttum erscheint in den Erschl. d. Ostalpen I., S. 117, als früheste touristische Besteigung jene von F. Powondra und C. Deutsch im Oktober 1891. Die beiden kamen aus dem Kälbertal auf die Galtbergalpe und stiegen durchs „Hüttental" (Hüttenkar) auf die Spitze. Von dort querten sie nach viertelstündigem Abstieg zum sogenannten „Bergers Stierkar" hinter dem Schafsköpfl und erreichten von hier in steilem Anstieg den Gipfel des Roten Steins. Georg Roggenhofer vermeldet dann in den Mitt. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1900, S. 185, seine Besteigung mit Martin Rimmel aus Berwang um die Jahrhundertwende, wobei von Berwang ins Alpele angestiegen und aus dieser Karmulde der Grat zwischen Suwald- und Steinmandlspitze an seiner niedersten Stelle erklommen wurde. Möglicherweise dürfte dieser Anstieg auch schon früher von Rimmel mit Touristen begangen worden sein. Etwas größeres Interesse beansprucht der Verbindungsgrat zum Roten Stein, den Otto Sirl am 7. September 1907 hin und zurück überkletterte, wobei er den Unregelmäßigkeiten bald auf der West-, bald auf der Ostseite auswich. Am 20. September 1907 erstieg er den Gipfel mit Dr. Ludwig v. Rogister als Ausgangspunkt ihrer Tur über den Nordgrat der Galtbergspitze nochmals und wiederholte für seine Person die Gratkletterei vom Roten Stein herüber am 12. August 1919. (Privatmitteilung.) Der Verfasser überschritt dann die Steinmandlspitze am 24. Mai 1925 mit Heinrich Lampersberger und zwar von Berwang über die Hochblase, den Nederberg und die Vordere und Hintere Suwaldspitze kommend und zur Galtbergalpe absteigend. Der Gratübergang von der Hinteren Suwaldspitze nahm eine kleine Stunde in Anspruch, wobei die Türme an der Kante meist in der Südflanke umgangen wurden. Acht Tage darauf, am 31. Mai 1925, unternahmen wir beide die Überschreitung des Berges in der Richtung von Norden nach Süden im Verlaufe unserer Fahrt vom Roten Stein zur Galtbergspitze.

### Der Rote Stein, 2369 m

Dieser Berg gehört wegen seiner am weitesten nach Norden vorgeschobenen Stellung und seiner edlen Pyramidenform zu den bekanntesten Erhebungen unserer Gruppe. Durch die überaus eindrucksvolle, weitreichende Rundschau, die sich von seinem Scheitel dem Beschauer bietet, hat er sich seit langem schon viele Freunde unter den bergfreudigen Menschen erworben. Reicht daher der touristische Besuch schon weit in die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts zurück, so hat er sich durch den Wegbau der Alpenvereinssektion Füssen im Jahre 1911 und mit der zunehmenden Beliebtheit von Berwang als Sommerfrische seit dieser Zeit wesentlich gehoben.

Einheimische, Hirten und Jäger werden den Gipfel wohl schon lange vor den ersten Touristen betreten haben. Die leichte Westflanke und die etwas steilere Nordostseite gegen die Galtbergalpe waren da die gebräuchlichsten Anstiegswege. Über die ersten touristischen Ersteigungen erfahren wir von Anton Spiehler aus dem ersten Teil seiner tiefgründigen Arbeit „Die Allgäuer Alpen" für die „Erschließung der Ostalpen" (I, S. 47) u. a., daß Vogl im Dienste des geognostisch-montanistischen Vereins Anfangs der vierziger Jahre den Gipfel erklomm. Im selben Werke (I, S. 117) finden wir dann noch die Besteigung durch F. Powondra und C. Deutsch im Okto-

ber 1891 verzeichnet, die wir schon vorhin bei der Steinmandlspitze erwähnten. Deutsch bemerkt dann an gleicher Stelle, daß nach Angabe eines Hirten auch schon Touristen von der Berwanger Seite auf den Roten Stein gestiegen seien, deren Namen aber nicht mehr zu erfahren waren.

Einer späteren Zeit war dann die Eroberung der verschiedenen Grate des Berges vorbehalten. So begingen den schönen, langgestreckten Nordostgrat Otto Sirl mit Apotheker Hodrus als erste am 21. Juli 1907; Sirl wiederholte diese ihn begeisternde Tur dann am 2. Oktober 1908. (Privatmitteilung.) In der Folgezeit wurde dieser Anstieg wohl nur sehr selten gewählt. Mir ist aus den letzten Jahren nur eine Begehung durch Max Hirner und Robert Mora v-Reutte von Anfang Mai 1926 bekannt geworden. Der Verfasser überkletterte den Nordostgrat mit Heinrich Lampersberger am 31. Mai 1925. Wir verließen, von Bichlbach kommend, den von dem Sträßchen nach Berwang abzweigenden Weg zum Jöchle etwa ¾ Std. nach der Talbrücke und stiegen über steile Rasenhänge zum Fußpunkt des Grates hinan. (¾ Std.) Das erste Stück führt durch Latschen, doch wird der Weg über die Grathöhe bald frei. In leichter, genußvoller Kletterei hält man sich immer auf der Schneide selbst, überschreitet nach etwa 1 Std. einen ausgeprägten Vorkopf und gewinnt nach weiteren 1½ Std. den Gipfel. Die Gratbegehungen zur Steinmandlspitze wurden bereits im vorhergehenden Abschnitt behandelt, so daß wir sie hier füglich übergehen können. Dieser Südgrat ist sehr stark zerschartet und erheischt bei seiner Überkletterung, die sich in einer Stunde bewerkstelligen läßt, ein mehrmaliges Umgehen der scharfen Türmchen und Zacken teils auf der Ost-, teils auf der Westseite. Vom Roten Stein ist auch eine Schi-Ersteigung im April 1924 durch Lilli von Weech und Gefährten zu melden. Die Partie ging vom Fernpaß aus, zog durch das Kälbertal hinein auf die Galtbergalpe und schraubte sich dann in der nach Südosten offenen Karmulde höher, wobei die Schier bis fast zum Gipfel benützt werden konnten. Die Abfahrt wurde bei günstigem, führigem Schnee über die steilen Hänge ins Stockacher Tal genommen, was sich aber nur dann empfiehlt, wenn der Schnee sicher und die Latschen gut verschneit sind. Die Abfahrt ins Kälbertal dürfte dagegen immer lohnend sein. (Vgl. a. M. A.-V. 1930, Nr. 1, S. 5/6.)

Der Ostgrat des Roten Steins wurde im Zusammenhang mit der Begehung des Schafsköpfl-Westgrates von Dr. Karl Krall und Dr. Anton Roilo am 28. Juni 1928 überklettert. Die Ersteiger berichten darüber folgendes: Vom Schafsköpfl steigt man über steile, brüchige Schrofen in die erste Scharte. Dort setzt der Grat schmal an, wird aber ohne Schwierigkeit über einige Köpfe verfolgt. Hinter einer kleinen Scharte folgt eine überaus scharfe und ziemlich steile Plattenschneide, die erklettert wird. Dann weiter bis zu einem Abbruch. An der Nordseite, knapp an der Kante — wegen der außerordentlichen Brüchigkeit des Gesteins gefährlich — einige Meter hinab und nach links zur Gratschneide und über sie bis zu einer Kanzel. Eine gelbe, fast überdachte Verschneidung leitet nun etwa 25 *m* nach Süden abwärts; von ihrem Fußpunkt gewinnt man in leichtem Quergang wieder den Grat, klettert an dem sich hier entgegenstellenden Turm einige Meter empor, steigt längs einer Platte südlich zur Kante und um den Turm herum hinter seinen obersten Abbruch. Der Turm selbst kann durch einen Riß und anschließende gute Felsen erklettert werden. Nun muß etwa 8 *m* in der Nordseite abgestiegen und hernach wieder zur Kante gequert werden, wo nordwärts ein unten überhängender Riß weiter hinabzieht. Diesen schwierig hinab und über das anschließende Gratstück leicht bis zur Scharte vor dem Ostgrat des Roten Steins. (2¼ Std., teilweise schwierig und sehr brüchig.) (Vgl. a. Jahresbericht des A. A. V. J. Jahrg. 1927/28, S. 14.)

Der Ostgrat des Roten Steins setzt in dieser Scharte mit steiler Kante an. Links von ihr zieht ein tiefer Kamin empor, der durchstiegen wird. Dann immer über die

Gratschneide über einige Aufschwünge und Scharten hinweg zum Gipfel. Diese etwa ½ Stunde Zeitaufwand erfordernde mittelschwere Kletterei ist im Gegensatz zum Westgrat des Schafsköpfls mit seinem höchst unzuverlässigen Gestein recht lohnend.

Die bislang noch unbetretene Nordwand meisterte Max Hirner-Reutte am 17. August 1929. Nach einer mir zugekommenen Privatmitteilung querte Hirner von der Stockacher Alpe in das Kar am Fuße der Wand bis zur Ausmündung der vom Nordostgrat herabziehenden großen Schlucht, stieg darin etwa 100 *m* hoch aufwärts, um dann nach rechts heraus die Wand zu betreten. (Steinmann.) In schwach rechts gehaltenem Anstiege wurde durch ein Gewirr von Rinnen, Zacken und Türmchen bei zunehmender Steilheit und großer Brüchigkeit des Gesteins zusehends an Höhe gewonnen und dicht unter dem obersten Teil des Nordostgrates in erneut rechts gehaltenem mäßig schwierigem Aufklettern, schließlich in der Gipfelfallinie der höchste Punkt erreicht (1 Stunde vom Einstieg).

### Gartnerwand-Gruppe

Die Gipfel der Gartnerwand-Gruppe gehören ebenfalls zu jenen, die schon in früher Zeit von Jägern, Hirten und Geometern betreten worden sind. Erwähnung verdient hier eine von Otto Sirl mit Hodrus am 4. August 1907 durchgeführte Tur und zwar ist dies eine Ersteigung des Hocheck's über den Nordwestgrat, dem sich der Gratübergang zum Gartnerwand-Hauptgipfel, der Abstieg über dessen Nordgrat zum Sommerbergjoch und der Übergang zur Bleispitze anschloß. (Privatmitteilung.) Die beiden Grate dürften bei dieser Gelegenheit wohl erstmals touristisch begangen worden sein. Die Nordflanke des Gartnerwand-Massivs wurde schon wiederholt in mittelschwerer bis schwieriger Kletterei durchstiegen; nähere Daten hierüber konnten leider nicht in Erfahrung gebracht werden. Die erste Schi-Ersteigung der Bleispitze haben F. A. Finger, Ernst Freudenberger und Karl Klinghardt in den ersten Januartagen (3. oder 4.) 1910 ausgeführt. Sie stiegen von Berwang über Bichlbächle auf und fuhren durchs Gartnertal ab. (Privatmitteilung.) Der Grubigstein ist schon früher mit Schiern besucht worden, denn diese Tur ist bereits in dem vom Akad. Skiklub München 1905 bearbeiteten Skiführer erwähnt.
Die Berge der

### Gamplespitzgruppe

blieben bis zum Sommer 1929 touristisch völlig vernachlässigt. Der Südgipfel der Gamplespitze wurde bei der Landesvermessung von den Geometern, Karlkopf und Karlspitze seit der Befahrung der Loreckalpe von den Hirten wiederholt bestiegen. Touristische Besuche aus früherer Zeit sind aus diesem Gebiete nicht bekannt geworden. Am 9. Juni 1929 begingen Alois Bachmann-Nassereith, Karl Zwikl-Garmisch und der Verfasser, letztere beide vom Tagweid- über den Lorea- und Sittelehnerkopf kommend, den Grat vom Karlkopf bis zur Karlspitze, um dann über die Gamplealpe ins Tegestal abzusteigen. Am 25. August 1929 unternahmen dann Dr. Hermann von Pfaundler-Wien und der Verfasser die erste vollständige touristische Überschreitung der ganzen Gruppe vom Karlkopf über Karlspitze, die beiden Gamplespitzen und den Aserlkopf, wobei die beiden Gamplespitzen erstmals von Süd nach Nord überschritten und der Nordgipfel seinen ersten touristischen Besuch überhaupt empfing. Der Hirte von Loreck hatte nach einer Mitteilung an den Verfasser im Sommer 1927 nur den Südgipfel bestiegen; von einem Besuche des Nordgipfels, sei es von Einheimischen oder von Touristen, war ihm bisher nichts bekannt. Diese Aussage wurde noch durch unsere Wahrnehmungen bestätigt; wir fanden auf dem Südgipfel einen Steinmann, auf dem Nordgipfel hingegen keinerlei Anzeichen einer früheren menschlichen Anwesenheit. Es ist wahrscheinlich, daß der kurze Steil-

absatz im Südgrat des Nordgipfels den Gedanken einer Ersteigung bei den früheren Einheimischen-Besuchen des Südgipfels schon im Keime erstickt hat. Die Überwindung dieses Gratstückes gelingt in mittelschwerer Kletterei, wobei sogar eine leichte Umgehung auf der Westseite möglich ist. Die ganze Überschreitung der Gruppe ist sonst durchwegs leicht und im überwiegenden Teil Gehgelände (vom Loredjoch bis zum Aserlkopf etwa 2½—3 Stunden). Schon drei Tage nach unserer Unternehmung bekamen wir Nachfolger. Am 28. August 1929 wurde die Tur von Kurt Göhler und Karl Haberl in umgekehrter Richtung durchgeführt und tags darauf, am 29. August 1929 von Heinrich Lippert und Reinhold Red-München — wie wir am Karlkopf beginnend — wiederholt.

Die kleinen Beiträge zur Ersteigungsgeschichte einer Reihe der turistisch bedeutenderen Gipfelerhebungen unserer Gruppe können wegen der spärlich fließenden Quellen leider keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Wenn der eine oder andere Freund und Kenner der Gruppe in der Lage ist, zu diesem hier zusammengetragenen Stoff neue Bausteine hinzuzufügen, so möge er der alpinen Forschung diesen Dienst erweisen. Können doch nur durch eine einträchtige Zusammenarbeit vieler schließlich die Lücken, die sich in der Kenntnis unserer Alpen da und dort immer noch finden, geschlossen werden. Von diesem Gedanken geleitet, möge diese Arbeit auch ein Teil an der schönen und dankbaren Aufgabe beitragen, die sich unser großer Deutscher und Österreichischer Alpenverein aufs Banner geschrieben hat.

Wer den Bergen zugetan ist, den drängt es wohl immer zu ihren größten und erhabensten Höhen, die Macht und Größe der Erscheinung, Schönheit und Bedeutung oft wunderbar in sich vereinigen. Ihnen vor allen gelten die Gedanken stiller Höhensehnsucht, Werben und Kampf mit höchstem Einsatz. Was davon Erfüllung wird, tragen wir als köstliche, ewig lebendige Erinnerung durchs Leben. Daneben muß das Unscheinbare, weniger Bedeutende schließlich verblassen. Und doch hebt man manchmal in stillen Stunden so eine Erinnerung ans Licht und erlebt dabei, daß auch davon ein Glanz von Bergglück und reiner Freude ausstrahlt.



Loreahütte



Anſtiegsrichtungen durch die Nordabſtürze

# Aus den Zillertaler Alpen

## I. Auf den Hochferner, 3480 *m*

### Zwei neue Anſtiege durch die Nordabſtürze

Von Willy Mayr, Innsbruck

Zu den älteſten Eisproblemen der Zillertaler Alpen, die bis heute nicht reſtlos gelöſt, gehören die rieſigen Eisabſtürze des Hochfernerkammes ins Oberbergtal. Schon früh hatten dieſe wilden Eisſtröme, die wie ein im Sturze erſtarrter Waſſerfall über ungeheure, rotbraune Wände herabhangen, die Aufmerkſamkeit hervorragender Bergſteiger auf ſich gezogen. So hat bereits Prof. Seyerlen im Jahre 1878, begleitet von den damals beſten Zillertaler Führern Stephan Kirchler und Johann Niederwieſer, genannt Stabeler Hans, anläßlich der erſten Erſteigung des Hochferners verſucht, über das öſtlichſte der vier Oberbergkeeſe direkt ins Oberbergtal abzuſteigen. Seyerlen erreichte damals den Hochferner vom Hochfeiler her und ſtieg dann über die ſchmale Firnſchneide des Nordweſt-Firngrates bis zu deſſen Einmündung in die Felſen der Nordweſt-Wand ab. Über eine gegen Oſten abfallende Eiswand wurde der Oberberggletſcher gewonnen und, nachdem ſich ein gerader Abſtieg über den Eiskatarakt

als unmöglich erwies, das Kees in östlicher Richtung gequert und so der zur Griesscharte (auch Oberbergscharte genannt) hinabziehende Felsgrat des Hörpingerkammes erreicht, der den weiteren Abstieg vermittelte. Prof. Seyerlen schließt seine vortreffliche Schilderung dieser abenteuerlichen und gefahrvollen Bergfahrt mit den Worten: „Es war hiemit eine Wanderung abgeschlossen, an hochalpinen Genüssen jeder Art so reich, wie in unserer Gruppe nicht viele ähnliche zu finden sein dürften." (Zft. 1879).

Jahre vergingen. Dem Weg Seyerlens war keiner gefolgt. Da kam einer, der durch sein überragendes Können Sieg um Sieg auf seine Fahne schrieb: Fritz Drasch. 1902 weilte er zwei Wochen auf dem Pfitscher Joch und versuchte wiederholt die gewaltigen Eiswälle des Hochfernerkammes im Aufstiege zu meistern. Doch auch ihm, dem Kühnen, der allein stand zwischen absturzbereiten Eistürmen, allein im Poltern und Krachen fallender Steine und Seraks, blieb der gewohnte Sieg versagt. Eislawinen trieben ihn jedesmal zurück.

Kaum hatte Drasch das Oberbergtal verlassen, nahten neue Stürmer. Das bekannte Dreigestirn Berger-Franzelin-Hechenblaickner. In keckem Draufgängertum bahnten sie sich durch den östlichsten der vier Oberberggletscher, wohl dem zerrissensten von allen, einen Weg. In halber Höhe jedoch mußten sie sich nach überaus schwieriger und anstrengender Eiskletterei an einer 20 *m* hohen Eiswand geschlagen geben. Nachdem sie 200 *m* zurückgestiegen waren, erklommen auch sie den zur Griesscharte absinkenden Grat, der sie in sehr schwieriger Kletterei auf den obersten, sanft geneigten Firnboden des Oberbergkeeses führte, von wo sie über den gewöhnlichen Weg (Ostgrat) den Gipfel des Hochferners erreichten.

Dies ist die Geschichte der Nordabstürze. Viele ihrer kühnen Stürmer sind nicht mehr. Drasch und Stabeler fanden den Bergtod, Berger und Franzelin hat der Krieg hinweggerafft. Nur die Berge stehen wie einst, stolz und unnahbar; ein Sinnbild unbeugsamer Kraft und Größe.

* * *

Vom Olperer sah ich zum ersten Male die Nordabstürze des Hochfernerkammes. Die Größe und Wucht dieses vergletscherten Riesenwalles, der sich als Schlußpfeiler des Zillertaler Hauptkammes mit einer Steilheit aufreckt, wie sie im ganzen Urgebirge der Ostalpen nicht wieder zu finden ist, haben mich tief ergriffen. Staunend und bewundernd schaute ich auf diese ungeheuren Wände, über die in schillernden, unwahrscheinlich wilden Kaskaden vier Gletscher herabfallen. Vier stolze Berghäupter, durch silbrige, kühn geschwungene Firngrate verbunden, entragen dieser gewaltigen Mauer von unbeschreiblicher Schönheit und Majestät.

Öfter noch kam ich zu den Bergen des Tuxer Kammes, und immer wieder standen jene leuchtenden Eisstürze vor mir. In manch beglückender Gipfelschau genoß ich ihren Anblick. So prägte sich schärfer der Erinnerung Bild, und leise erwachte der Wunsch, sie zu durchsteigen. Wachsendes Wünschen gebar den Entschluß. Und es schien mir ein vornehmes Ziel, der Lösung dieser letzten und größten Aufgaben im Eise der Zillertaler Alpen meine ganze Kraft zu widmen.

## I. Über den ersten Oberberggletscher und die Nordwest-Wand
### (Erste Ersteigung am 22. August 1927)

Müde vom langen Anmarsch liege ich langausgestreckt bei einer kleinen Heuhütte inmitten der samtenen Bergmähder des Oberbergtales. Ein leiser Wind streicht vom Joch herunter und schlägt leichte Wellen ins kurze Berggras. Die Hände unterm Kopf verschränkt, schaue ich hinauf zum blauen Himmel und träume. Träume von den letzten Tagen, da ich in überfüllter Hütte saß und dem Sturme lauschte, der wie

toll geworden immer neue Schneemassen auf die Gletscher warf. Wie er dann, müde geworden, mit leisem Stöhnen erstarb und die siegende Sonne einen strahlenden Bergtag heraufführte, höchsten Glückes und tiefsten Erlebens voll. Und ich schaue eine hohe Eiswand, durch die wie eine kühne Leiter unsere Stufenreihe zieht...

Doch was träume ich von fernen Bergen, von verrauschtem Glück? Zu neuen Taten bin ich da, und das Ziel steht lockend vor mir. Im Lichte später Nachmittagssonne gleißen die stolzen Firnkuppen des Hochferners und der Weißspitzen. Zwischen finsterdräuenden Felsmauern, die wie Riesenpfeiler emporstreben, stürzen zwei Eiskatarakte über tausend Meter herab, während zwei, in halber Höhe abgebrochen, drohend über den Wänden hangen. Aber trotz der furchtbaren Wildheit und ungeheuren Wucht dieser Abstürze liegt eine heitere Anmut über dem verlassenen kleinen Hochtal, in dem sich Milde und Ernst harmonisch vereint finden.

Ein leises Summen des auf offenem Feuer stehenden Kochtopfes rüttelt mich plötzlich aus meinem wohligen Nichtstun, und mit größtem Eifer widme ich mich der Zubereitung des einfachen Abendessens. Gerade bin ich fertig geworden, da kommt Freund Kuno, der auf Kundschaft ausgezogen war, über die welligen Weidehänge herabgelaufen, und aus seinem frohen Gesicht kann ich unschwer lesen, daß seine Beobachtungen für unsere morgige Fahrt zufriedenstellend ausgefallen sind. „Alles geht", sagt er mit so ehrlicher Zuversicht, daß mich diese kurzen Worte selbst in helle Begeisterung versetzen. So beschließen wir denn, als ersten den obersten und zerschründetsten der beiden großen Hängegletscher anzupacken. Dann strecken wir uns links und rechts des Kochkessels hin, und ein herrliches Gefühl der Zufriedenheit umgibt uns im Bewußtsein unseres freien und einfachen Lebens.

Immer tiefer neigt sich die Sonne den westlichen Bergen zu. Hinter wandernden Wolken strahlt golden der Abendhimmel. Droben auf den weißen Firndomen vergeht in tiefem Purpur der sinkenden Sonne letztes Leuchten. Dünne Nebelschleier steigen aus dem lichtfrohen Gefunkel der Eisbrüche empor und lassen Grate und Kanten schärfer hervortreten. Blaue Schatten huschen über das Tal, kriechen die Wände empor, bis auch auf den Gipfeln die verblassende Glut in ihren kühlen Fittichen erstirbt. Nur zwischen den Eisnadeln der untersten Gletscherabbrüche schimmert es noch von versteckten grünen Lichtern.

Kühle kommt mit der Nacht. Bis wir alles vorbereitet für den nächsten Tag, wölbt sich ein dunkler Sternenhimmel über unser einsames Tal. Fröstelnd schlüpfen wir ins Heu.

Tiefe Nacht ist's noch, als wir auf flackerndem Holzfeuer unser Frühstück bereiten. Wir verzehren es hastig und ohne Lust. Gegen 4 Uhr brechen wir auf. Ein schwer erkennbares Almsteiglein leitet uns aufwärts. Kuno geht mit der Laterne voraus. Ich kann ihm heute kaum folgen. Eine Verkühlung, die ich mir vor Tagen zugezogen, macht mir jeden Atemzug zur Qual. Auch ist das Gehen auf den steilen Graslehnen mühsam und anstrengend.

Die Luft ist lau und von den Gipfeln wehen verdächtige Wolkenfahnen hinaus nach Norden. Dies und der Sterne helleres Leuchten verraten uns den Föhn.

Je höher wir steigen, um so gewaltiger wirken die Fels- und Eisabstürze zur Rechten. Im Dämmerschein schinde ich mich eine Moräne hinauf, um einen klaren Einblick in das zweite Oberbergkees (von der Griesscharte gezählt) zu gewinnen, das mir einen idealeren Durchstieg zu bieten scheint, als das erste. Kuno, der in Rufweite am jenseitigen Hange aufwärts geht, schreie ich meine Beobachtungen hinüber. Allein, er ist von dem einmal gesteckten Ziel nicht mehr abzubringen.

Beim ersten blassen Tagesschimmer, dem noch die wärmende Sonne fehlt, finden wir uns am Fuße des untersten Eisabbruches des östlichsten Oberberggletschers zusammen. (6 Uhr 10 Min., Aneroid, 2550 *m*.) Wie das Wasser nach jähem Falle

gewöhnlich einen ruhigen Tümpel bildet, so hat sich auch hier das Eis nach dem unheimlichen Sturze aus gewaltiger Höhe zu einem zahmen Gletscherbecken geformt, ehe es in neuer Zerrissenheit weiter talwärts strömt.

Unschlüssig stehe ich angesichts der niederdrückenden Wucht der vor uns aufstürmenden gigantischen Eisbrüche. Nicht wie sonst durchpulst mich der gewohnte herrliche Stürmerdrang; elend und schwach fühle ich mich. Wenn doch das verdammte Stechen in der Brust nicht wäre. Sollte nun ein langgehegter Plan, die Sehnsucht vieler Monate, zunichte werden durch eigene Schlappheit, wegen mangelnder Kraft, diese Schwäche zu überwinden? — Mitten hinein in den Widerstreit meiner Gefühle und Gedanken fällt plötzlich Kunos Frage: „Willst du nun die Fahrt beginnen, oder umkehren?“ Da weiß ich, was ich dem Freunde schuldig bin. Und als Antwort knote ich kurz entschlossen das Seil.

Kuno übernimmt die Führung. Die erste Seillänge geht es noch leidlich. Nur hie und da schlägt Kuno mit einem Hieb eine kleine Kerbe ins Eis. In einer blauschillernden Nische stehen wir dann wieder beisammen. Und jetzt beginnt eine Eiskletterei, die uns durch den ewigen Wechsel großartigster Bilder, durch die immerwährende Gefahr, durch die Ungewißheit um das Gelingen des Anstiegs und durch die ununterbrochen dauernden Schwierigkeiten durch viele Stunden hindurch in größter Spannung hält. Ein Chaos von Eisgebilden türmt sich in seltsamsten Formen vor uns empor. Von Eisblock zu Eisblock klimmen wir in schwerer Pickelarbeit aufwärts, während der Blick ständig hinab in die blaugrünen Grotten und Klüfte fällt. Ein Eisblock, der wie ein einsames Riff weitklaffenden Schlünden entragt, führt uns wieder zusammen. Erstaunt besehen wir uns den Weiterweg. Glattwandige, einige Meter hohe Eisklötze schauen überhangend auf uns herab, nur eine handbreite, senkrecht stehende Eistafel führt von unserem Standplatze weg über sie hinauf. An der Kante dieser dünnen Kulisse schlägt nun Kuno vorsichtig Griff und Tritt und klettert ruhig und sicher wie auf einer Leiter hinan. Bei jedem Schlag der Eisaxt ist es mir, als müßte dieses schwache Gebilde zusammenbrechen, und fester schließe ich dann die Fäuste um das sichernde Seil. Doch Kuno fällt nicht, und über drohenden Seraks ist er bald meinen Blicken entschwunden. Sein Zuruf läßt mich rasch nachfolgen. Vereint stehen wir auf einer kleinen Eisbastion, rings von Spalten umgeben. Vor uns, durch eine Kluft getrennt, bäumt sich eine senkrechte, zur Rechten sogar eine überhängende Eiswand auf. Links klafft der Abgrund zwischen dem nächsten Eisblock so weit, daß es unmöglich ist, hinüberzuspringen. Wie nun heraus aus dieser Mausefalle? Da fällt uns ein Riß auf, der die Wand vor uns lotrecht spaltet und sich nach oben zu einem Kamin erweitert. Hier muß es gehen!

Angesichts der sich häufenden Schwierigkeiten ist auch mir meine alte Tatkraft wiedergekehrt. Vergessen sind die Schmerzen. Begeistert mache ich mich jetzt an die Arbeit. Vorerst steige ich stufenschlagend an sehr steiler Wand in die Kluft vor mir hinunter, bis sie sich so weit verengt, daß ich auf die jenseitige Wand hinüberspreizen kann. Nachdem ich mir auch im Riß Tritte und Griffe gemeißelt, schwinge ich mich aus weiter Spreizlage hinüber; die rechte Schulter drängt sich rißeinwärts, und schon bin ich wie in einem regelrechten Stemmkamin verkeilt. Prächtig greifen die Eisen und ziemlich schnell kann ich mich zwischen den glatten Wänden emporstemmen. Als der Kamin sich trichterförmig erweitert, beginne ich in der linken Wand Stufen zu schlagen und klimme dann vollends über sie hinauf auf den Kopf der Barrikade. Und siehe! Was ich nur sehnsüchtig gewünscht, doch kaum zu hoffen gewagt, der Weiterweg scheint ein gutes Stück gesichert. Hoch droben aber, wo der Gletscher sich den Felsen nähert, lassen mächtige Eiswände das Allerschlimmste befürchten. Schweres Ringen harrt noch unser.

Kuno folgt nach. Über eine zerschründete Mulde gelangen wir zum Beginne eines

mit Firnschnee erfüllten Couloirs, das zwischen hangenden Brüchen hinaufzieht. Wir beschreiten es gleichzeitig. Am Ende dieser Steilrinne geht's hinab in eine kleine Senkung, wo sich die Eiswogen wieder wild aufbäumen. Eine Riesenkluft spaltet den Hängegletscher schräg aufwärts. Am rechten Rande dieses schillernden Höllenrachens streben wir empor. Einige Seillängen haben wir dem glasharten Steilhang abgerungen, da drängt uns eine senkrechte Eismauer nach rechts ab. Mit viel List und kräftigen Beilhieben bahnen wir uns durch die nächsten Brüche den Weg. Doch plötzlich scheint unser Können zu Ende. Wir stehen vor einem mächtigen, senkrechten Eiswall, der den Gletscher in der ganzen Breite sperrt. Rechts ist diese Wand von einem über 30 *m* hohen Pfeiler flankiert. Ratlos stehen wir vor diesem neuen Bollwerk. Nirgends können wir die geringste Möglichkeit eines Durchstiegs erspähen. Unsere ganze Hoffnung bleibt noch die Umgehung des Pfeilers. In fiebernder Ungeduld queren wir zu ihm hinüber. Aber auch hier kein Weg. Glatt und haltlos wuchten überall die Wände hernieder. Am Fuße des Pfeilers stehen wir auf einem kleinen Eisbalkon, der, halb schon losgesprengt, über den Abgrund hinausragt, und suchen aufmerksam wägend nach einem Weiterweg. Einige in die Luft ragende Eisblöcke führen etwas absteigend hinüber auf ein waagrechtes, durch einen Spaltenrand gebildetes Gesimse. Darüber steigt eine etwas „geneigtere" Wand von vielleicht „nur" 65° auf. „Vielleicht dort", denke ich und versuche hinüberzuqueren. Aber es geht nicht. Zu weit wird mein Oberkörper nach außen gedrängt. Eine Sicherung ist ebenfalls unmöglich; in dem morschen, nassen Eis will kein Haken sitzen.

Etwa 30 *m* tiefer liegt ein Firnfeld zwischen dem Eiskörper und den rechtsseitigen Felsen eingebettet. Verlockend blitzt der Gedanke auf, hier abzuseilen und in den Felsen das Glück zu versuchen. Sollen wir uns wirklich schon geschlagen geben, den so kühn entworfenen Eisanstieg preisgeben, nur deshalb, weil dort drüben — wie es scheint — leichteres Gelände winkt? ... Nein, so schnell dürfen wir den Traum eines Jahres nicht begraben. Das Letzte muß versucht werden. Wir müssen an dem Pfeiler hoch. Denn wir wissen: droben liegt die Entscheidung. Kommen wir über dem Pfeiler weiter, dann haben wir gewonnen.

Eingehender prüfen wir die glasigen Flanken vor uns. Und wir finden den Schlüssel des Anstiegs. Eine schwache, schräg hinanziehende Einsenkung ist's, in der zu uns abfallenden, halbkreisförmig gewölbten Wand des Pfeilers. Hier wollen wir hinauf. Die Neigung ist zwar erschreckend. 70 bis 75° bemessen wir nach vorsichtiger Schätzung.

Da ich mich zu schwach fühle für diese Stelle infolge der noch immer stechenden Brustschmerzen, beginnt Kuno den gefährlichen Gang. Den Rucksack läßt er zurück. Dann meißelt er Kerbe um Kerbe für Hände und Füße. Auf einem kleinen, über dem Abgrund hangenden Eisblock stehe ich sichernd an die Wand gelehnt. Ich sichere gewissenhaft, obwohl ich weiß, daß ich den stürzenden Gefährten hier doch nie erhalten könnte. Langsam, unsäglich langsam kommt Kuno aufwärts. Jeder Griff, jeder Tritt fordert unzählige Pickelschläge. Hart und gellend werfen die düsteren Felswände das Echo jedes Schlages zurück. Zur Untätigkeit verdammt, schleicht starre Kälte in meine Glieder, und leises Zittern rinnt durch meinen Körper. Unablässig prasseln die Eisstücke auf mich hernieder, die Kunos Beilhiebe lösen. Mit scharfen Kanten treffen sie bald auf Kopf und Schultern, auf Arme und Beine. In stillem Sich-Fügen muß ich den Geschoßhagel über mich ergehen lassen. Da beneide ich den Gefährten um den Vortritt.

Wirre Gedanken von Sieg und Niederlage jagen sich. Dann wieder schreckt dumpfes Krachen berstenden Eises mich auf. Keinen Augenblick bin ich sicher, daß nicht mein Standplatz mit mir zur Tiefe fährt. Als ich vorsichtig aufschaue, wie hoch Kuno schon gekommen, da ist er schon hinter der Wölbung des Pfeilers verschwunden, und jetzt erst merke ich, daß die Eisschollen abseits von mir herabspringen. Mit gläsernem

Klirren verschwinden sie drunten im Rachen einer Spalte. Der nachrieselnde Grieß glitzert kristallen im schräg einfallenden Sonnenlicht. Über die düsteren, wasserüberronnenen Felswände prasseln manchmal Eiszapfen herab, von der Mittagwärme gelöst. Bangend schaue ich dann hinauf auf die großen Eispolster, die, etwa 100 *m* höher, mit grünen Bruchflächen sturzbereit an den Felsen lauern.

In stetem Gleichmaß hallen noch immer Kunos Pickelschläge. Wenn er doch schon oben wäre! Ganz steif bin ich geworden vor Kälte. Noch eine Schlinge des 30-*m*-Seiles halte ich in der Hand, dann rufe ich hinauf: „Seil aus!" Im nächsten Augenblick ist auch diese letzte Schlinge gespannt und schon spüre ich den Seilzug an den Hüften. „Vorsichtig einige Meter nachgehen, Sicherung unmöglich", tönt es lakonisch herab. Da ich etwas abseits stehe vom Beginne der Stufenleiter, quere ich achtsam hinüber zu einer natürlichen Wanne, wo Kunos Rucksack liegt. 2—3 *m* Seil sind gewonnen. Ein kurzes Scharren höre ich noch von oben, dann darf ich gesichert nachfolgen. Mit zwei Rucksäcken bepackt, trete ich den aufregenden Gang an, der an Ausgesetztheit wahrlich nichts zu wünschen übrig läßt. Fast habe ich das Gefühl, in einer Plattenwand des Wettersteins zu hängen, wenn ich mich so katzengleich von Kerbe zu Kerbe emporziehe. Dank der vortrefflichen Stufen stehe ich jedoch bald bei meinem Gefährten, der in einer Nische beim eingerammten Pickel kauert. Nur ein kurzes Wandl sperrt uns noch die volle Sicht auf den Weiterweg. Unsere Spannung ist auf das höchste gesteigert. Der Gedanke an eine Niederlage ist geradezu unerträglich, sind wir doch schon 6 Stunden ins Ungewisse gestiegen. Hastig klettere ich in einer schmalen Einbuchtung das Wandl hinauf, dann trete ich hinaus auf eine große, im vollen Sonnenlichte liegende Firnterrasse. Dichtauf folgt Kuno. Nun sind wir beide sprachlos vor Staunen. Am oberen Rande der Terrasse durchreißt eine breite Kluft den ganzen Gletscher, und darüber steht hohnvoll und glatt eine überhangende, 30 bis 40 *m* hohe Eiswand. Kein Riß, kein Kamin zieht in ihr empor. Nun sind wir geschlagen. Niederdrückend ist diese Erkenntnis.

Riesige Eisklötze, durch einseitige Abschmelzung schon in gefährlicher labiler Lage, liegen überall verstreut umher. Wohl nicht lange mag es her sein, daß sie von der großen Eiswand abgebrochen waren. Droben in den grünschillernden Kristallflächen der Wand erzeugt die fast senkrecht einfallende Sonne die eigenartigsten Lichtwirkungen. Ein feingliedriger, von der Wand gelöster und völlig freistehender Eisbogen, von dem glitzernde Stalaktiten wie ein zierlicher Vorhang herabhängen, gewährt einen fast märchenhaften Anblick.

Schwer brütet die Mittaghitze. Überall tropft es herab vom schmelzenden Eis. Plötzlich schreckt dumpfes Krachen uns auf. Höchste Zeit, daß wir dieser gefährlichen Zone entfliehen!

Es ist 1 Uhr.

Während wir das Reserveseil zum Abseilen ordnen, beschließen wir, auf alle Fälle noch den Versuch zu machen, über die rechtsseitigen Felswände den Gipfel zu erreichen. Rasch gehen wir ans Werk. Das 30er und das 40er Seil werden zusammengeknüpft, um einen Eisklotz geschlungen, dann seile ich mich über die zur Rechten abfallende Eiswand ab. Gerade komme ich bis zum Rande einer Spalte, wo ich einen natürlichen Standplatz finde. Nachdem ich mich überzeugt, daß das Seil sich abziehen läßt, kommt mein Gefährte nach. In der Innenwand der Kluft schlage ich jetzt einen Haken, das Seil wird durch den Ring gezogen, dann schwebe ich weitere 30 *m* hinab auf das bereits erwähnte, zwischen Eiskörper und Felsen eingebettete Firnfeld.

Über den unschwierig zu überschreitenden Bergschrund erreichen wir die ungemein brüchigen Felsen und, einen gefährlichen, von dünnen Eisschichten bedeckten Steilhang westlich querend, eine Gratrippe. Hier lassen wir uns nach Erbauung eines kleinen

Steinmannes in der warmen Sonne zur ersten Rast nieder. Vor uns schießen steile Geröll- und Eisfelder hinab ins Tal. Die Sicht zum zweiten Oberberggletscher wird uns verwehrt durch einen zackengekrönten Felsgrat, der über uns ins Riesenhafte emporsteigt. Sein oberes Ende vermögen wir nicht zu sehen. Geheimnisvoll und düster wuchten über uns die rotbraunen Felsen der Nordwestwand.

Wenn wir hinüberschauen auf den Weg, den wir durch das wilde Chaos der Eisklippen gegangen, dann graut uns im Bewußtsein der Gefahr, in der wir gestanden. Wir könnten es nicht glauben, daß es möglich wäre, jenen letzten, furchtbar steilen Eisturm hinaufzukommen, wenn nicht Kunos meisterhaft geschlagene Stufen durch seine Wand emporführten.

Plötzlich bricht mit wildem Krachen eine ganze Eisgalerie neben dem Turm herab. Feiner Eis- und Schneestaub flattert die Wand hinauf. Starr und gebannt schauen wir nach der Abbruchstelle. Welches Glück, daß wir nicht mehr drüben gestanden!

In stiller Übereinkunft verlängern wir noch ein wenig unsere karg bemessene Rast. Da spüre ich es immer deutlicher: kampfmüde bin ich geworden, meines Körpers Leistungsfähigkeit — schon zu Beginn der Fahrt nicht auf gewohnter Höhe — ist gebrochen durch die ständig mich quälenden Schmerzen. Fast scheint mein Wille zu schwach für den zwiefachen Kampf gegen mein schwaches „Ich" und den Berg. Ein kleines, inhaltschweres Wörtchen will sich auf die Lippen drängen: „umkehren!" Doch ich spreche es nicht aus. Sei es, daß ich mich schäme es zu tun, sei es, daß mein Wille zum Gipfelsieg noch stark genug ist, um alle Schwäche zu überwinden. Hoffend und bangend warte ich, wie der Freund entscheidet, dessen Willen in diesem Augenblick des Zwiespalts ich zu meinem machen will. Da steht der Gefährte schweigend auf, und schweigend beginnt er die Wandflucht emporzuklettern.

Gleichmütig, mit stumpfen Sinnen fast, gehe ich den Weg, den das Seil mir weist. Ich habe nur die eine Empfindung, daß die Felsen ganz unheimlich brüchig sind. 2—3 Seillängen mögen so abgelaufen sein, da schickt Kuno mich voraus. Und seltsam, da ich führe, ist auch meine ganze geistige und körperliche Regsamkeit wieder erwacht. Vergessen sind die Schmerzen, nur das eine große Ziel unserer Fahrt steht vor mir, für deren Gelingen ich mich verantwortlich fühle.

Es ist ein aufregendes und gefährliches Klettern in dieser Wand. Das Gestein, verwitterter Glimmerschiefer, ist von einer entsetzlichen Brüchigkeit. Sicherungen gibt es fast überhaupt nicht. Steile Rinnen wechseln mit Wandstufen. So steigen wir Seillänge um Seillänge hinauf ins Ungewisse, in steter Angst, vielleicht doch noch umkehren zu müssen. Als wir ungefähr in der Mitte der Wand ein blankes Eisfeld erreichen, das in großer Steilheit auf den morschen Felsen liegt, da sind wir fast geneigt, dasselbe zum weiteren Anstieg zu benützen, um wenigstens für eine Strecke den brüchigen Felsen zu entrinnen. Die kühle Erwägung läßt uns jedoch einsehen, daß die notwendige Stufenarbeit noch mehr Zeit fordert, als das vorsichtigste Gehen im Fels.

Je höher wir kommen, um so klarer wird der Weg. Denn die Wand wird nach oben immer schmäler und verjüngt sich schließlich wie ein Dreieck zu einer scharfen Spitze. Diese Spitze, die von unten gesehen ein wenig überhangend scheint, ist im Gegensatz zum übrigen Gestein auffallend hell, ja fast weißleuchtend. Da auch ein Stich ins Grünliche nicht fehlt, halten wir diese, wie wir später erfahren, durch eine eingelagerte Kalkschicht so hellen Felsen für einen vorgeschobenen Eisbruch und werden in dieser Annahme um so mehr bestärkt, weil wir wissen, daß dort oben der Nordwest-Firngrat beginnt. Kein Wunder, daß wir oft sorgenvoll hinaufschauen, ob nicht ein Eisklumpen, durch die Sonnenwärme gelöst, plötzlich auf uns herabbricht.

Indes die ununterbrochen andauernden Schwierigkeiten der Kletterei lassen uns nicht Zeit zu ernsterem Nachdenken. Der Fels allein zwingt zu größter Achtsamkeit.

Ja, es gibt Stellen, nach deren Überwindung ich nicht weiß, wie ich mich darüber hinweggeschwindelt. So verrinnt wie im Fluge die Zeit.

Manchmal flattern Nebelfetzen, dem Schoße des zweiten Oberbergkeeses entfliehend, die Wände hinauf. Unheimlicher noch sind dann die Abstürze. Und die Zacken des unsere Wand westlich begrenzenden Grates wachsen in den qualmenden Schwaden zu gigantischen Türmen empor. Hoch droben fegt fauchender Sturm über die Grate, und der Gipfel stolze Häupter deckt düsteres Grau.

Immer näher rücken wir dem obersten Felsaufsatz und voll banger Zweifel dem lichten Dreieck, das unser Schicksal bedeutet. Werden wir dort oben durchkommen, werden wir Felsen treffen, oder — wie es scheint — überhangendes Eis? In letzterem Falle ist eine Beiwacht unvermeidlich. Mir schaudert bei diesem Gedanken. In verbissenem Trotz klettern wir weiter, fiebernd auf die Entscheidung. Noch einige recht böse Stellen fordern ganzes Können, dann haben wir das Schwerste geschafft. Und unermeßliche Freude erfüllt uns, da wir kaum zwei Seillängen vor dem Ausstieg in dem vermeintlichen Eispolster plötzlich gut gangbare Felsen erkennen.

Ein neuer, frischerer Zug kommt nun in uns, da die nervenspannende Ungewißheit über das Gelingen unserer Fahrt vorbei. So schnell wir können, stürmen wir das letzte Stück hinan.

Versunken ist die grausige Wand und die brodelnde Tiefe. Wir stehen auf dem Grat. Auf der kleinen Plattform der letzten Felsen werfen wir uns aufjubelnd hin zu kurzer Rast. Nebelschleier spielen um uns, qualmen empor an den schaurigen Wänden, die links und rechts zum ersten und zweiten Oberbergkees hinabschießen. Manchmal, wenn der Sturm ein Loch in die brodelnde, graue Masse reißt, tun sich Tiefblicke auf von fast unfaßbar wilder Schönheit. Einem steilen Dachfirst gleich, schwingt sich vor uns die scharfe Firnschneide des Nordwestgrates auf. Nur ein kurzes Stück können wir überblicken, darüber verhüllt Nebel die Sicht.

Mühsam ist noch der Gang zum Gipfel. Wir gehen gleichzeitig am kurzgenommenen Seil. Trotzdem kommen wir nur langsam aufwärts, da wir den Sturm gegen uns haben. Wo blankes Eis erscheint, schwinge ich nochmals den Pickel. Je ein Hieb eine Stufe. So schreiten wir über schwindelnden Abgründen, deren unheimliche Tiefen der Nebel gütig verschluckt. Endlos erscheint uns der Grat. Doch mählig schwindet die atemraubende Steile, fast eben dehnt sich die Schneide, wir stehen auf dem sturmumbrausten Gipfel.

Rasten möchte ich jetzt und in blaue Weiten schauen, bis der abendliche Feuerbrand über die Berge loht. Doch heute ist fürs Rasten keine Zeit. Eisiger Sturm schlägt uns entgegen, und schon nach wenigen Schritten ertrinkt im Nebel die Sicht.

5 Uhr schon ist es geworden. Rasch müssen wir hinab. Größte Vorsicht noch heischt die scharfe Eiskante des Ostgrates. Der dichte Nebel läßt die Abgründe nur ahnen. Herzlich froh sind wir, als der luftige Eisgrat überwunden. Wir erreichen ein kleines Felsköpfl, dann geht's in südlicher Richtung über das fast ebene Firnfeld dem Fuße des Feilergipfels zu. Sehen können wir nichts. Kompaß und Karte sind unsere Führer. Als wir einmal ganz an den Rand der Abstürze zum Schlegeistal kommen, dringt der Talbäche dumpfes Rauschen an unser Ohr.

Plötzlich entfährt uns ein Freudenschrei. Wir haben eine verwehte Spur entdeckt, die zum Hochfeiler führt. Doch unsere Freude ist nicht vollkommen. Denn gar bald haben wir die Spur verloren, da wir im Gefühl der Sicherheit gedankenlos dahingestapft. Wir treiben etwas rechts ab, und auf einmal schießt ein steiler Eishang hinab. Da werde ich stutzig. Von meiner schon 10 Jahre zurückliegenden Hochfeilerbesteigung ist mir das Gelände noch so weit in Erinnerung geblieben, daß ich weiß, daß wir uns hier schon in den Hängen des zerklüfteten Weißkarkeeses befinden. Gehen wir über dieses hinab, dann kommen wir bei dem herrschenden Nebel in die Nacht

und werden vielleicht noch zu einer Beiwacht gezwungen. Darum schleunigst kehrt! und zurück bis dorthin, wo wir die Spur verlassen. In der alten Trasse angelangt, queren wir den Hang etwas aufwärtssteigend. So können wir schließlich nirgends mehr anders landen, als auf dem Südwestgrate des Feilers. Endlich stoßen wir auf eine kleine Wächte, und darübersteigend betreten wir aufatmend den Felsgrat, knapp neben dem zerfallenen Feilerhüttlein.

Ein wohliges Gefühl des Geborgenseins durchpulst uns, da wir jubelnd den Grat hinabstürmen, der, wie wir wissen, uns sicher zur Wiener Hütte (jetzt Rifugio Città di Monza) führt.

* * *

Anderntags. Wir sind von der Wiener Hütte abgestiegen und ins Oberbergtal zu unserer kleinen Heuhütte zurückgekehrt. Des drohenden Wettersturzes wegen packen wir unsere Sachen und wollen ins Furtschagelhaus hinüberwechseln. Schwer bepackt streben wir einem Moränengrat entlang langsam der Griesscharte zu. Mit wachsender Kraft heult der Föhn und jagt schwere Wolken über die Berge.

Plötzlich horchen wir erschreckt auf. Unheimliches Poltern und Krachen, ein Dröhnen als stürzten die Berge ein, erfüllt das einsame Tal. Wie angewurzelt schauen wir hinüber zum zweiten Oberberggkees, wo eine riesige Eislawine herabfegt, in wenigen Minuten die größten Spalten verschüttend. Wolken feinen Eisstaubes wirbeln empor aus jener Gasse der Vernichtung. Lange dauert es, bis der Fluß der Lawine im Moränenschutt erstickt, und dumpfes Grollen hallt noch lange nach. (Die Lawine mochte etwa 600 *m* höher abgebrochen sein.)

Mit Schaudern ermesse ich die entfesselte Kraft der Berge, die alles vernichtet, was ihr im Wege steht. Und all meine wilde Sehnsucht und mein heißes Wollen durch diese phantastischen Eisbrüche doch noch einen Anstieg zu finden, sie sind begraben unter dem Eis der Lawine. Dieselben Berge, die aus meiner glühenden Begeisterung stürmisches Begehren entfachen, sie haben mich auch wieder bescheiden gemacht.

Still und zufrieden gehe ich meinen Weg.

## II. Über den zweiten Oberberggletscher
### (Erste Ersteigung am 30. September 1929)

Die ungeheuer überwältigenden, aufwühlenden und alle Eroberungslust erstickenden Eindrücke, die ich in jener Abschiedsstunde im Brüllen der Lawine vom Hochferner empfangen, haben es wohl vermocht, mein heißes Verlangen zur Bezwingung eines dieser riesenhaften Hängegletscher aus meinem Herzen zu reißen. So glaubte ich wenigstens. Und so lange das Dröhnen und Donnern der Eislawine noch in meinen Ohren nachzitterte, zweifelte ich nicht an diesem Glauben. Aber kaum war ich untergetaucht im Alltag und hatte eine Woche in der gesicherten Langeweile der Stadt verlebt, da zuckte auch schon wieder ein Funken der Sehnsucht auf, der Sehnsucht nach den gigantischen Eisstürzen des Hochferners, die wie ein lockendes Traumbild vor meinem geistigen Auge aufstiegen. Und dieser Funken zündete, entflammte ein Begehren, das heißer und wilder war als je zuvor.

Es muß ja gelingen, sagte ich mir. Spät im Jahre, nach längeren und kühleren Nächten des Herbstes, wenn das Eis ruhiger wird, wenn die Sonne nicht mehr hineinleuchtet in die kalten Nordwände. So erwog ich, scheuchte alle Zweifel und kam zum Gefährten meines ersten Versuches mit einem neuen Plan. Und was ich geahnt, auch Kuno hatte im stillen noch Hoffnungen genährt und war in Begeisterung gleich mir entflammt.



Blick vom Olperer, 3480 *m*, auf Schrammacher, 3416 *m*



Blick vom Schwarzen Pfann, 2391 *m*, auf Kleine Kaſererſpitze, Frauenwand, 2540 *m*, Olperer, 3480 *m*, Gefrorene Wandſpitze, 3291 *m*



Eistürme im Turer Ferner, Blick auf Turer Joch



Blick vom Riffler, 3245 *m*, auf Olperer, 3480 *m*

So kamen die klaren Tage des Oktober. Am zwanzigsten wanderten wir durchs Pfitscher Tal. Wie brennende Kerzen standen die herbstlichen Lärchen im Dunkelgrün der Tannen. Rostgelb leuchteten die frostverbrannten Bergwiesen. Über sumpfigen Talgrund zogen dünne, wellige Nebelschwaden, und im Schutz der Schatten lag der erste Reif. Im blauen Himmel segelten weiße Wolken, die der Föhn schon tagelang in immer geschlosseneren Reihen gen Norden trieb.

In jauchzender Freude grüßten wir die stillen Bergmähder des Oberbergtales und seine stolzen, mächtigen Berge, als wir durch letzten schütteren Hochwald auf vertrautem Pfad hinanstiegen.

Den Rest des Tages verträumten wir bei unserer alten Hütte. Während die Augen dem Spiel der Wolken folgten, irrten die Gedanken in den gleißenden Eisbrüchen des zweiten Oberbergkeeses, unserem ersehnten Weg zum Gipfel des Hochferners. Gegen Abend drängten die Wolken sich dichter zusammen, glanzlos schied die Sonne, und vom Eise stiegen die ersten grauen Schleier auf. Voll quälender Zweifel um das Gelingen der Fahrt gruben wir uns ins Heu.

Der Morgen brachte uns kein Glück. Trübe Wolken über den Bergen, und die Flanken des Hochferners und der Weißspitzen in dichte Nebel gehüllt. Über dem Zackengrat rechts der Griesscharte geisterte für Augenblicke die schmale Mondsichel, und einige Sterne flimmerten mit unruhigem Glanz. Gegen 3 Uhr früh suchten wir den Weg zum zweiten Oberbergkees. Auf den Moränen zäher, undurchsichtiger und feuchtkalter Nebel. Mühsam tasteten wir aufwärts. Ein schneidiger Wind pfiff vom Eise her. Da setzten wir uns hin im Schutze eines großen Blockes, hüllten uns ins Zelt und warteten fröstelnd auf die Dämmerung. Als helles Grau durch den Nebel sickerte, steuerten wir einem Eisbruche zu, von dem wir nicht wußten, ob er dem ersten oder zweiten Gletscher angehöre. Auf eine baldige Aufhellung vertrauend, begannen wir mit unverwüstlicher Zuversicht den steilaufspringenden Eishang zu bearbeiten. Einige Seillängen ging's empor, doch der Nebel wollte sich nicht lichten. Da kamen uns auf einmal die Eisbrüche bekannt vor, und mit Schrecken mußten wir feststellen, daß wir uns im ersten, schon vergeblich versuchten Hängegletscher befanden. Fluchend und verärgert über den feindseligen Nebel ergaben wir uns ins bittere Schicksal. Es half nichts. Schweren Herzens mußten wir unser Vorhaben aufgeben. Das Wetter war einmal nicht geschaffen für ein so großes Unternehmen mit ungewissem Ausgang.

Am Nachmittag stiegen wir auf zur Wiener Hütte und am nächsten Morgen in dichtem Nebel zum Hochfeiler. Da ward uns noch ein Erlebnis, das uns alles Ungemach vergessen ließ. Kurz vor dem letzten steilen Firngiebel des Hochfeilers, den wir mehr ahnten als sahen, fiel mit einem Male der graue Schleier. In glückseligem Erstaunen standen wir am Rande eines sich unendlich weit dehnenden Wolkenmeeres, dessen perlmutterfarbige Wogen mit weißem Gischt an dem südlichen Steilabfall des Hauptkammes zerschellten. Von den Südalpen ragten nur die Spitzen der höchsten Dolomitriffe aus dem Nebel, nach Norden war die Sicht frei. In unermeßlicher Höhe streiften in langen geraden Strichen des Südwinds graue Fäden den seltsam blauen Himmel. Über den steilen Firngrat gewannen wir die nordwärts gerichtete Gipfelwächte. Tief ergriffen, da die Seele die Größe und Allmacht der Schöpfung ahnte, schauten wir auf das unfaßbar schöne Lichtwunder der dem Nebel entsteigenden Sonne, die von unendlicher Ferne eine goldene Brücke baute über das wallende, in den zarten Farben der Iris leuchtende Wolkenmeer.

Lange weilten wir in Kälte und Wind auf dem Gipfel in stiller Zufriedenheit und versöhnt mit dem oft so launischen Schicksal, das uns am Vortage die Erfüllung eines heißen Wunsches neidvoll versagte. Als wir wieder untertauchten in der toten, grauen Welt des Nebels, da hatte sie für uns alle Trübnis verloren, denn wir wußten um ein herrliches Sonnenglück darüber.

Rauhe Herbststürme kamen und brachten Schnee. Die Zeit war um für große Fahrten. Unsere Wünsche und Hoffnungen aber blieben. Ein anderer Sommer muß sie erfüllen!

In der zweiten Augusthälfte des vergangenen Jahres schlugen wir im Oberbergtal — wir waren seither nicht mehr dort gewesen — wieder unser Lager auf. Abermals narrte uns das Wetter. Doch wir nützten die Zeit zur Erkundung und erstiegen bei Schneetreiben den Hochsteller, 3000 *m*. Von dort gewannen wir einen hervorragenden Einblick in die Eisbrüche des zweiten Oberbergkeeses. Wenn auch milchige Nebelschleier immer wieder die Sicht verdarben, so glaubten wir doch, so viel gesehen zu haben, daß wir die schwersten Zweifel um das Gelingen des Anstiegs mutigen Herzens verdrängen konnten.

Nach zwei trostlosen Regentagen lag der Schnee knapp über unserer erwählten Hütte. Da verließen wir wutentbrannt das Tal.

Nun warteten wir in der Stadt sprungbereit und voll Unruhe auf die ersten schönen Herbsttage.

In den frühen Morgenstunden des 29. September waren wir wieder auf dem Wege von Sterzing nach St. Jakob im Pfitscher Tal. Ein herrlicher Tag brach an. Aus duftigen, zarten Schleiern hoben sich die im Frühlicht erglühenden Berge in den tiefblauen Himmel. Der Anmarsch zu dem schon lange sichtbaren gewaltigen Hochfernermassiv war voll Glück und stiller Verheißungen. Zu Mittag streckten wir uns bei unserer alten liebgewonnenen Heuhütte ins trockene Gras. Fast sommerlich warm brannte die Sonne auf unsere entblößten Rücken. Lange lagen wir schweigend und wunschlos, „ganz der geliebten Sonne hingegeben".

Die Stunden fliehen. Härter werden die Schatten in den Falten und Rissen der Wände, es ist Zeit, daß ich kammwärts steige, will ich mir noch ein gutes Bild vom Hochferner holen. Auf den Trittspuren der Mäher wandre ich langsam die Hänge empor gegen den Hochsteller. Mit jeder neuen Kaskade, die mir das zweite Oberbergkees entschleiert, wächst meine Freude. Bald kann ich den ganzen 1100 *m* hohen Eisfall überblicken und auf die Platte bannen.

Im Geiste suche ich nun den Weg, den ich am nächsten Tag stufenschlagend und kletternd mir erobern will. In idealer Linie ziehe ich meinen Pfad mitten durch die gigantischen Eisstürze. Hoch oben, knapp unter der weiten leuchtenden Firnmulde zwischen Hochferner und Weißspitze zeigt mir mein Auge keinen Weg mehr. Tiefe, blaue Schatten hüten die Geheimnisse dieses steilsten und zerrissensten Gletscherabbruchs. Für heute hilft mir meine Phantasie über die blauen, scheinbar unbezwingbaren Kristallwände, morgen muß es ein eiserner Siegwille und mein treuer Pickel tun. Im köstlichen Genuß der Vorfreude, die mir mein geistiges Wegbahnen geschenkt, springe ich hinab zur Hütte, wo Kuno mit dem Abendimbiß meiner wartet.

Nach einem Sonnenuntergang voll Glut und Pracht graben wir uns tief ins Heu.

Gegen 4 Uhr früh reißt uns der Wecker aus herrlichem Schlaf. Wir krabbeln ins Freie und kochen den Tee. Die schneidendkalte Nachtluft scheucht den letzten Schlaf. Groß und hell flimmern die Sterne in einem ebenholzschwarzen, von feinen Silberfäden durchwirkten Himmel. In unfaßbarer Höhe herrscht der Föhn. Über den Grenzkamm aber wälzt der Nordwind schwere Wolkenmassen, die raupengleich die Hänge herabkriechen. Zwei Winde stehen im Kampfe.

Um 4 Uhr 35 Min. sind wir fertig. Wieder führt uns das alte dürftige Steiglein, das wir schon so oft gegangen mit aufgewühltem Herzen und heißer Sehnsucht. Bleich schimmert das zerborstene Eis der Hängegletscher zwischen gewaltigen, nachtdunklen Felspfeilern. Mit gespannten Erwartungen, was wohl der Tag und der Weg ins Unbekannte uns bringen wird, steigen wir im Schutt der Moränen zur Zunge des zweiten Oberbergkeeses empor. Um 6 Uhr stehen wir bei grauem Dämmerlicht vor dem

ersten Steilaufschwung. (Aneroid 2380 *m*.) Noch hat kein Sonnenstrahl die umstehenden Berge getroffen. Fröstelnd schnallen wir die Steigeisen unter und verbinden uns mit dem Seil. Dann haue ich die ersten Stufen zur gewaltigen Riesenleiter, die wir uns als erste bauen wollen durch den steilsten Gletscher der Zillertaler Alpen. Hieb um Hieb ritzt den glasigen, blauen Eishang. 50 bis 55° ist die Anfangsneigung. Nach je zwei Seillängen wechseln wir den Vortritt, damit wir nicht ungleich ermüden durchs Stufenschlagen. Noch geht es hurtig empor, da ganz kleine Kerben uns genügen, meistens entbehren wir auch diese. Knirschend bohren sich die nadelspitzen Dolche der Eisen ins spröde Eis, dessen glasiger, vom Schmelzwasser gebildeter Überzug oft mit scharfem Knall zerreißt. Nach glücklicher Überwindung der ersten 200 Höhenmeter erreichen wir eine weniger steile Zone, die zur nächsten Kaskade hinaufleitet. Sand, Schotter, mitunter auch große Blöcke sind hier ins grauschwarze, häßliche Eis gefroren. Eine stumme, ernste Mahnung an die große Steinschlaggefahr, die in dem wasser- und frostzernagten gelbbraunen Gemäuer des Hochferners lauert.

Ein rosiger Hauch huscht über das zarte, seltsam zerrissene Spinnengewebe des Himmels. Bald spielen glühende Lichter in den wallenden Nebeln, die an der wundervoll schlank aufgerichteten Pyramide des Hochstellers emporbranden. Die Sonne ist aufgestiegen.

Steiler als zuvor, zerrissen und gefurcht reckt sich nun das Eis empor. 55 bis 60° zeigt das Klinometer. Jetzt gibt es harte Arbeit. Mit kraftvollem Arm führe ich den Pickel. Klirrend springen die Eisscherben zur Tiefe. Spalten und Risse klaffen kreuz und quer, zwischendurch windet sich unser selbstgebahnter Weg. Am rechten Rande des Gletschers ragen kühne Eistürme und phantastische Kulissen auf, deren seltsame, den Gesetzen der Schwerkraft höhnende Formen der düstere Hintergrund der Felswände noch schärfer hervorhebt. Durch eine seichte, mit Pulverschnee gefüllte Spalte spreizen wir hinauf, tasten um eine Kante und hacken dann wieder zwischen Klüften in leichtem Zickzack aufwärts. Gerade bin ich in eifrigster Arbeit, daß die Splitter nur so aufspritzen, da baumelt mir plötzlich das Vorderglied des Steigeisens vom rechten Fuß, der Verbindungshaken ist gebrochen. Schnell haue ich mir einen guten Stand, dann folgt Kuno nach und betrachtet sachkundig die Bruchstelle. Zum Glück können wir den Schaden mit Hilfe einer Reepschnur bald beheben. Weiter geht's! Mit Kraft und Eleganz schlägt Kuno die nächsten Stufenreihen. Dann dürfen die Arme rasten, über einen sanft geneigten Firnhang schreiten wir in eine geräumige Mulde, welche am Fuße des wildesten Gletscherabbruches zwischen den dräuenden, finsteren Wänden des Hochferners und der Weißspitze eingebettet ist. Hier halten wir unter einer vor Stein- und Eisschlag schützenden, etwa 10 *m* hohen Eiswand die erste Rast. (Von 8 Uhr 15 Min. bis 8 Uhr 50 Min.) Ein ungewöhnlicher Ernst liegt über unserem Gletscherwinkel. Mit den starren Eiswogen, die rechts ein zackiger, morscher Felsgrat begleitet, fällt unser Blick hinab auf die schon über 400 *m* tiefer gelegenen Moränenwälle. Hinter der Senke des Pfitscher Joches sind die stolzen Berge des Tuxer Hauptkammes emporgetaucht. Wolken segeln darüber, ballen sich zusammen und lösen sich wieder auf in der Sonne. Besonders schön ist ihr Spiel an den Flanken des nahen Hochstellers, der, bald umhüllt, bald entschleiert, in den buntesten Farben leuchtet durch den fortwährenden Wechsel von Licht und Schatten. Immer höher steigen die Wolken zum weißlichen Föhnhimmel empor. Des Nordwinds Stärke scheint zu wachsen.

Kalt ist es im schattigen Eise. Um uns zu erwärmen springen wir herum und warten begierig auf das verheißungsvolle Summen des Kochers. Endlich ist der Tee fertig, den wir mit Behagen trinken. Frisch steigen wir wieder aufwärts. Ein festgefrorener Lawinenkegel führt uns zunächst von rechts nach links über den ersten Abbruch hinauf. In leichtem Zickzack, fast immer am Rande riesiger Spalten erkämpfen

wir in schwieriger Stufenarbeit Meter für Meter unseres kühnen Weges. Mit einer Steilheit von 65° stürzen die geborstnen Eismassen herab. Senkrechte Wände und weitklaffende Schlünde hemmen des öfteren unser zähes Vordringen, doch immer wieder erlisten wir eine schwache Stelle, entdecken eine neue Anstiegsmöglichkeit. Unermüdlich arbeitet der Pickel. Mit wachsender Erregung klimmen wir empor, den weit voranstürmenden, siegwollenden Gedanken nach. Bei einer Riesenkluft scheint plötzlich unser Glück zu Ende. Vorsichtig schreiten wir ihren weitunterhöhlten Rand ab und suchen in banger Sorge nach einer rettenden Brücke. Abermals haben wir Glück, unbändiges Glück! Weit rechts, nahe den Felsen, gerade dort, wo sich der jenseits des Höllenrachens fast senkrecht abstürzende Eishang etwas zurückneigt, haben herabgefallene Seraks eine kaum 2 *m* breite Brücke gebaut. Jubelnd tasten wir hinüber und stürmen den nächsten Hang empor. Gewißheit heischend, ob wir wohl siegen werden über die immer steiler und verworrener sich aufreckenden Eisbrüche keuchen wir aufwärts, wechseln nach jeder Seillänge im schweren Stufenschlagen, ein jeder sichtlich bemüht, mehr zu leisten als der andere. Schon können wir zurückgewendet über die kecke Spitze des Hochstellers hinwegschauen. Wir haben die 3000er Grenze überschritten. Immer näher rücken wir den drohenden und funkelnden Eispolstern, die, noch hoch über uns, weit sich vorwölben über die unheimlichen Felsabstürze des Hochferners und der Weißspitze. Eiszapfenvorhänge zieren die dunklen Wände. Schon zaubert die Sonne herrliche Lichter in die kristallglänzenden grünen Bruchflächen der Seraks. Angstvoll spähen wir oft hinauf, ob wohl kein Eisklotz sich löst und auf uns herabstürzt. Doch heute bleibt es still in diesen sonst so gefährlichen, von Stein- und Eisschlag erzitternden Flanken. Es ist kalt, sehr kalt sogar. Verheißungsvoll nahe grüßt zur Linken schon der letzte helle Felsaufsatz, an dem der Firngrat des Hochferners beginnt. Stolze Erinnerungen weckt er an unsere erste Hochfernerfahrt. Mit Grauen haben wir von dort herabgeblickt auf die rätselvollen Eisstürze, in denen wir jetzt um den Sieg ringen. Bald muß die Entscheidung fallen. Neugierig stapfen wir unter einer überhangenden Eiswand einen neuschneebedeckten Steilhang hinauf. Dann stehen wir vor dem letzten und fast unbezwingbar scheinenden Bollwerk, das wir schon durch Stunden heimlich gefürchtet. Eine 20 *m* hohe, in der ganzen Breite des Gletschers aufragende Eiswand ist's, unheimlich steil und hohnvoll glatt. Davor ist eine Riesenkluft aufgerissen, wie ein Verteidigungsgraben. Eine von Eisklötzen gebildete Brücke bietet die einzige Möglichkeit, die Wand zu erreichen. Und dies, o unfaßbares Glück, gerade an einer Stelle, wo die Wand nicht überhangt! Hei, diese Stelle wird Kraft und Können verlangen, das verrät der erste Blick. Unten eine Steilheit von 70°, im obersten Teile senkrecht. Doch diese abweisende Kristallwand kann mich nicht entmutigen, sie stachelt geradezu meinen Siegwillen und mit einem wahren Feuereifer gehe ich an die Arbeit. Nun kommen zum erstenmal die drei langen, spitzen Eishaken aus dem Rucksack. Hier müssen auch sie helfen. Vorsichtig, mit tastenden Schritten schleiche ich über die Brücke, und vom letzten schlechten Stand schlage ich die ersten Stufen ins harte, zähe Eis der Wand. An gemeißelten Griffen ziehe ich mich empor. Nachdem ich einige Meter von links nach rechts ansteigend an Höhe gewonnen habe, treibe ich mit massivem Hammer den ersten Haken ein. Bei dieser Gleichgewichtsübung werde ich auf eine harte Probe gestellt, denn der Haken springt bei den ersten Schlägen immer wieder heraus, so hart ist das Eis. Endlich beginnt er zu ziehen und bohrt sich tief in die Wand. Nun steige ich mit Seilzug herab auf ein nach rechts aufwärts führendes kaum fußbreites Gesimse, das sich bald verliert und arbeite mich dann gerade über dem geheimnisvoll schwarzen Rachen der Kluft in der immer steiler werdenden Wand empor. Mit unsäglicher Mühe muß ich mir Griffe und Tritte meißeln. Zum Glück kann die Rechte den Pickel führen, die Linke muß den stark abgedrängten Körper halten. Bald sitzt der zweite Haken, der mir nach aufregenden

Gleichgewichtsbewegungen endlich wieder sicheren Stand gewährt. Noch einige Meter aufwärts und den dritten Haken eingetrieben ins ungemein harte und zähe Eis. Mit einer Neigung von 80° türmt sich über mir die Wand auf zum ganz senkrechten Schlußstück. Noch sind es fast 10 *m* bis zum Rande der Mauer, und keinen Haken habe ich mehr, das Weiterklettern zu sichern. Nie kann ich ohne auszuraſten bei einem sichernden Stift die Wand bis zum Ende erklimmen, denn unzählige Pickelschläge fordert jede Stufe, jeder Griff. Ich muß zurück und die untersten zwei Haken herauspickeln. Den Rückweg mache ich mit Seilzug. Es ist ein fallender Quergang, wie im Fels. Dann löse ich mit festen Hieben den ersten Haken von des Eises Umklammerung. Aber es geht schwer, furchtbar schwer. Endlich kann ich ihn mit der Pickelnase durch gewaltige Hebelwirkung herausreißen. Zu meinem größten Erstaunen ist das starke Vierkanteisen gebogen. Auf dem Eise aufgelegt, klopfe ich es wieder zurecht. Schnell klettere ich mit Seilhilfe hinauf zum zweiten Haken. Auch diesen kann ich nur mit größter Anstrengung befreien. Nun rasch empor zum dritten Haltepunkt und weitergehackt in zäher äußerst schwieriger Arbeit. Wieder stecken drei Eisenstifte übereinander. Schon sinkt mein rechter Arm schlaff herab, und der linke kann den Körper kaum mehr halten. Ich muß ein wenig raſten. Auf mein Verlangen zieht Kuno das Seil straff und hält mich so sicher zum Haken. Nun kann ich die müden Arme auspendeln, um mir wieder lockere Muskeln und damit neue Kräfte zu schaffen. Aufmunternde Worte ruft der Gefährte mir zu. Wieder geht es zurück, zwei Haken herauszuholen, und wieder hinauf. Nur noch etwa fünf Meter trennen mich von der Kante, doch dieser senkrechte Wandteil zwingt mich zur Anspannung der letzten Kräfte. Bis dreißig und mehr wohlgezielte Schläge heischt eine einzige Stufe, und ich kann nur hacken, wenn ich mich mit Seilzug von der Wand wegneige. Eisernen Willen verlangt diese aufregende Muskelarbeit. Nun muß ich auch noch vorgebauchte Wülste mit dem Pickel glätten, damit ich den stark abgedrängten Körper aufziehen kann von Stufe zu Stufe. Tief unter mir gähnt der finstere Schlund und schluckt gierig die splitternden Eisscherben. Nach je einundeinhalb Meter fährt ein Haken ins Eis. Das Einschlagen ist äußerst anstrengend und sturzgefährlich. In wilder Freude hänge ich mich mit dem Karabiner an den letzten Haken. Nur noch zwei Meter zur Kante. Wie eine Erlösung winkt die Raſt auf gutem, sicherem Stand. Nochmals umklammert die rechte Faust die Eisaxt mit festem Griff, Schlag um Schlag meißelt die letzten zwei Stufen und einen hohen Griff für die linke Hand. Schlangengleich windet sich der Körper hoch, ich erreiche die nächste Stufe und kann mir zwei Griffe in den sanftgeneigten Eishang über der Kante kerben. Und jetzt, frisch gewagt und hinauf über die Kante! Das rechte Bein spreizt in die letzte Stufe, der rechte Arm schwingt über die Kante, die Hand krallt sich fest in der Kerbe, die linke Hand drückt ab, faßt auch den Griff über der Kante, ein rasches Anziehen ... doch verdammt! ich komme nicht mit beiden Füßen hinauf, ein höherer Griff fehlt mir. Blitzschnell zurück, ich muß sparen mit den letzten Kräften. Nochmals kerbt der Pickel das Eis, mit einem wilden Freudenschrei, der ein banges Gefühl wie eine Umklammerung von meiner Seele löst, schwinge ich mich hinauf in die Freiheit. In einer kleinen Mulde finde ich einen herrlichen Raſt- und Sicherungsplatz. Mein gleichfalls freudig erregter und schon kalt und starr gewordener Gefährte ruft mir nun herauf, daß ich zwei volle Stunden gebraucht habe. 2 Stunden für 20 *m*, fast kann ich's nicht glauben. Im Eifer der schweren Arbeit habe ich gar nicht gemerkt, wie schnell die Zeit vergangen.

Frei liegt der Weg vor mir, der Sieg ist uns sicher. Wie ein seliger Glücksſturm durchbraust mich diese Gewißheit.

Die Rucksäcke werden aufgeseilt. Dann folgt Kuno nach. Schwere Arbeit hat der Arme. Meine Griffe sind ihm alle zu hoch, und er muß sich neue hauen. Auch muß er die Haken mitnehmen. Zwei bringt er nach vielen Pickelschlägen heraus, der dritte

wird geopfert. Nach einer halben Stunde steht auch der Freund wieder bei mir. In übermütigem Sturmlauf nehmen wir die nächsten, von langen Querspalten zerrissenen Hänge und schlendern dann langsam und ausrastend in die geräumige Firnmulde zwischen Hochferner und Weißspitze. Dort gönnen wir uns im warmen Sonnenlicht die zweite Rast, die kein quälender Zweifel mehr trübt um das Gelingen des Anstiegs. Wir kochen Tee und schlürfen ihn in durstigen Zügen. Gleißend steigt die Schlußwand zur edelgeschwungenen Firnschneide des Hochferners auf. Nur ein böser Bergschrund verteidigt sie. Aber nach dem Vorhergegangenen kann uns dieser kein Hindernis mehr sein.

In der steilen Eisflanke der Weißspitze hocken schon die Schatten; immer weiter strecken sie ihre dunklen Fänge aus, ergreifen langsam Besitz von unserer sonnigen Mulde. Als sie auch uns in ihre kühle Umarmung nehmen wollen, raffen wir uns auf zum letzten Gipfelstieg.

In weichem Schnee stapfen wir zum Bergschrund. Grün schillert das Eis seiner Wände und blau dunkelt seines tiefen Grundes Geheimnis. Lange, zierliche Eiszapfenvorhänge schmücken seine bergseitige Wand. Über einige verkeilte Eisklötze spreizt Kuno hinüber und reiht mit schnellen kraftvollen Hieben Stufe um Stufe zur Leiter über die sehr steile, etwa 15 *m* hohe Wand. In eine Nische darf ich nachfolgen. Auf einer Art Leiste quere ich unter einem vorgewölbten Wulst nach rechts hinaus in die eigentliche Gipfelwand. Blankes Eis treffen wir dort. Noch ist die Neigung 55°. Einige Seillängen, die wir abwechselnd in leichtem Zickzack vorsteigen, müssen wir noch kleine Kerben ritzen, dann stürmen wir stufenlos gipfelwärts, mein Freund voraus, ich keuchend hinterdrein. Mählig nimmt die Steilheit ab, langsam und feierlich schreiten wir zur Gipfelkalotte. Auf der Südseite, wo der braune, verwitterte Fels sonnenwarm aus dem Schnee ragt — der erste Fels, den wir seit 9 Stunden betreten — lassen wir uns nieder. 3 Uhr 15 Min.

Wieder sind wir einen Weg gegangen, haben ein Ziel erreicht. Ein Ziel, das so ferne schien, so unerreichbar, daß wir einst geglaubt, es müsse immer Sehnsucht bleiben. Und doch ward dieser Sehnsucht Erfüllung. Weil wir den Mut und den Willen gehabt, darum zu ringen, und weil wir Glück gehabt hatten, ungeheures Glück!

Stolz ist unsere Siegesfreude und tief die erhebende Befriedigung über die eigene vollbrachte Leistung. Doch ich weiß auch, daß ich all meine wilde Freude und mein jauchzendes Glück bescheiden tragen und mich dankbar neigen muß vor dem geheimnisvollen Walten der Natur, das in tausendfältiger Arbeit den fallenden Eisstrom so geschaffen, daß er uns zum Weg geworden, der uns ein einziges großes Erleben geschenkt. Vielleicht nach Jahren wieder wird dieser Weg anders sein, leichter als heute oder gar unmöglich zu begehen, wenn eine einzige Brücke nur fehlt an entscheidender Stelle. Darum bleibt das Erleben dieses Tages, mögen andere auch den gleichen Weg zum Gipfel wählen, dennoch unser ureigenster Besitz.

Lange verweilen wir auf unserer Hochwarte und messen nicht die Zeit. Wolkenheere ziehen hoch über uns, von zwei feindlichen Winden gejagt, Sonnenpfeile schießen grell durchs Grau, im Süden toben Gewitter. Eine unendlich ernste und feierliche Stimmung liegt über den Bergen. Jeden Augenblick wechseln die Bilder, verleihen Licht und Schatten den Bergen anderes Wesen, andere Gestalt. Immer drohender ballen sich die Wolken; wir wenden uns zögernd zum Abstieg. Zum Weißkarkees geht's hinab und nach dessen Überquerung über den südwestlich absteigenden Rücken des Hochfeilers auf bekanntem Wege zur Wiener Hütte. Dort sind wir mit unserem Glück allein ...

# II. Erinnerungen, die mir die neue Zillertaler Karte wachrief

Von Ing. Konrad Plank, Deutsch-Matrei

Wenn die neue Zillertaler Karte zur Freude aller Bergsteiger und insbesondere der Gilde vom silbernen Edelweiß ihren Weg in die breite Öffentlichkeit nimmt, so sind wohl einige Hinweise auf lohnende Bergfahrten in diesem Gebiete am Platze.

Von berufenerer Seite stammend, enthält dieser Band einzigartige Schilderungen über die Hauptgruppe der Zillertaler Alpen.

Nun ragt aber zwischen dem Zemm- und Zamser Tal im Osten und der tiefen Brennerfurche im Westen ein gewaltiger Gebirgsstock auf, der wohl im allgemeinen zu den Zillertaler Alpen gehört, im besonderen aber als Tuxer Kamm bezeichnet wird. Diese Gruppe, die ihre eigenen Reize hat, scheidet sich durch das Tuxer Tal im Osten und das Schmirntal im Westen, die beide am Tuxer Joch ihre Wasserscheide haben, in eine nördliche Gruppe — die Tuxer Voralpen —, die vom Lizumer Reckner, 2891 *m*, als Höchsten besucht wurden und allmählich mit dem Patscherkofel als Ausläufer ins Inntal abfallen; und in eine südliche Gruppe — den Tuxer Hauptkamm —, in dem der Olperer, 3480 *m*, alle anderen Spitzen überragt.

Die Tuxer Voralpen bieten eine reiche Auswahl äußerst lohnender Bergfahrten, denn immer führen sie durch anmutige Täler, über frisch grüne Almen zu meist ganz leicht erreichbaren Gipfeln, nach deren Ersteigung jeder durch die überaus umfassende Fernsicht, die sich dem Beschauer bietet, reichlich belohnt wird.

Der Tuxer Hauptkamm hingegen, mit seinen stattlichen Dreitausendern, ist allseits von gewaltigen Eispanzern umgeben und sind die meisten Gipfel nach kürzerer oder längerer Gletscherwanderung über zumeist recht luftige Felsgrate erreichbar.

## Die Tarntaler Köpfe und der Reckner

Diese Gruppe hat sowohl die Lizumer Hütte des D. u. Ö. Alpenvereins im obersten Wattentale sowie Navis, die letzte Ansiedlung im gleichnamigen Tale, die man in zwei Stunden von Matrei an der Brennerbahn erreicht, als Ausgangspunkte.

Vor Jahren war es, da verließ ich um 1 Uhr früh Matrei und wanderte im Mondenschein frohgemut taleinwärts: Nichts regte noch rührte sich, feierliche Stille herrschte ringsum. Nach ungefähr zwei Stunden erreichte ich, an vielen einsamen, verträumten Gehöften, welche noch in tiefem Schlummer lagen, vorbeikommend, Navis. Allmählich verblaßten die Sterne und der junge Tag brach an, als ich zunächst der Kirche und dem Widum den Bach übersetzte. Nun schlug ich nicht den normalen Weg ein, der über die Moser- und Griffalm zum Grifffjöchl und weiter zum Reckner führt, denn ich wollte so schnell wie möglich den Kamm erreichen. Die Bergspitzen im Westen, die Stubaier, welche sich bis nun als Silhouetten vom Himmel abhoben, begannen der Reihe nach rot aufzuleuchten.

Ich folgte dem Steig längs des Weiracherbaches bis zur Weiracheralm und strebte dann ohne Wegspuren dem Grat zu, welcher das Navistal von dem südlich gelegenen Schmirntal trennt. Nachdem es Mitte Juni und die Schneeschmelze kaum vorüber war, fing es hier heroben erst zu grünen an und allenthalben guckten die Enziane und sonstige Frühlingsboten neugierig hervor, während oben am Kamm an den Rändern der übrigen Schneereste, die zartgeränderten violetten Eisglöckchen den Frühling einläuteten. Einzig schön war der Anblick des gerade gegenüberliegenden Olperers und seiner Trabanten, wie sie stolz ihr Haupt gegen den Morgenhimmel emporreckten.

Leider währte die Freude nicht lange, denn ein plötzlich einsetzender eiskalter Nebel hüllte alles ein, selbst mein heutiges Ziel, den Rechner. Schnell schlüpfte ich in meine Windjacke und suchte eine vom Jochwind geschützte Mulde, schaute und träumte — denn während der Rast war ich eingenickt. Eine Weile mochte ich so gelegen sein, um einen Teil der versäumten Nachtruhe nachzuholen. Da weckten mich plötzlich einige Regentropfen, doch zugleich rang sich die Sonne wieder durch. Nun hieß es aber vorwärts machen, um dem Ziele näher zu kommen. Ein Stück den Grat entlang gegen Osten, erreichte ich bald das Kreuzjöchl, 2539 *m*. Von hier zeigen sich einerseits die Tarntaler Köpfe und der Rechner als ein ansehnliches Massiv, anderseits schaut der an die Geierspitze anschließende Grat über den Sägenhorst und die Gamskarspitze reich und wild zerfurcht, Achtung gebietend herüber.

Nun wanderte ich vom Kreuzjöchl den Grat weiter, bald ab- und wieder ansteigend zum Grifffjöchl, wo der bezeichnete Alpenvereinssteig von Navis über die Moser- und Griffalm heraufkommt. Die Markierung, die gut sichtbar an einigen großen Blöcken angebracht ist, verfolgend, überquert man bald die „Schmirner Reißen", die jäh ins oberste Schmirntal hinabziehen und, am Fuße einer kleinen Wand herum, steht man unvermittelt und überraschend vor dem 2629 *m* hoch gelegenen Staffelsee. Ob der frühen Jahreszeit war die Eisdecke noch nicht lange geborsten und so starrten mir hellblaue Eisschollen entgegen. Man umgeht den See und steigt in einer Schuttreiße zwischen dem Geröllkopf der Geierspitze und dem Rechner auf den Sattel. Hier sieht man bereits in den weiten Kessel hinab, der das Tal hinter der Lizumer Hütte abschließt. Von der vorgenannten Einsenkung erreichte ich über den Südgrat, dem normalen Anstieg, in leichter Blockkletterei unschwer den Gipfel des Lizumer Rechners, 2891 *m*, da etliche Eisenstifte und Drahtseile die Arbeit erleichtern. Knapp unterhalb des Gipfels bietet ein hübsches Felsenfenster einen reizenden Durchblick.

Lehrreich ist die ganze Tarntaler Gruppe ob ihrer geologischen Beschaffenheit und ganz besonders der Rechner selbst, dessen Gipfelbau aus Serpentin besteht, der dem Ganzen mit seiner dunklen Färbung ein eigenartiges Aussehen verleiht. Vor Jahrzehnten schon war dieses Gebiet eine beliebte Forschungsstätte der Geologen und hat sich auch der Altmeister Sueß des öfteren hier aufgehalten.

Zwischen einigen großen Blöcken machte ich es mir behaglich und ließ nun meine Blicke in die Runde schweifen. Umfassend ist der Ausblick von hier und von seltener Schönheit! Im Westen fesseln die unendlichen Gipfelreihen der Stubaier und Ötztaler Alpen, im Norden stehen die Karwendelketten hintereinander und vom Wetterstein leuchtet die Zugspitze herüber, im Osten sieht man die Vorberge der Zillertaler Alpen, die westlichen Kitzbühler Alpen, das Kaisergebirge, Teile des Steinernen Meeres und der Tauern und im Süden, ganz mächtig, die Eisriesen des Tuxer Kammes, zwischen denen einzelne Gipfel der Zillertaler hervorlugen. Gewaltig breitet sich der gefrorene Wandferner, noch reichlich mit Schnee bedeckt, vor mir aus. In unmittelbarer Nähe gegen Norden stürzen die Wände in den wildromantischen Kessel des Tarntales ab, von wo einige kleine Seen wie Augen heraufleuchten.

Einsam war es, und in die weihevolle Stille drang nur der Bergdohlen Krächzen, die leichtbeschwingt um den Gipfel ihre Kreise zogen. Und doch fühlt man sich nicht allein, denn alles ringsumher hat Leben, jeder der vielen Berge, die man sieht, hat irgend etwas zu erzählen.

Nach ausgiebiger Rast nahm ich Abschied von dem mich umgebenden Gipfelmeer und bald war ich wieder über den Grat unten im Sattel zwischen Rechner und Geierspitze. Kurz darauf stand ich auf diesem Gipfel. Von hier kann man unschwer über das Junsjoch zur Lizumer Hütte der A.-V.-Sektion Hall absteigen.

Von der Geierspitze strebte ich, den lieblichen Junssee unten liegen lassend, dem scharfen Grat des Sägenhorst zu, der ob seiner Wildheit und Zerrissenheit nicht umsonst



Mezzotinto Bruckmann

Hochfeiler, 3510 *m*, Gr. Möſele, 3479 *m*, von der Gefrorenen Wandſpitze, 3291 *m*


Universitäts-Bibliothek
INNSBRUCK

diesen Namen führt. Felsnadeln und Türme wechseln ab, bisweilen muß man auf der Ostseite etwas ausweichen und durch schneeerfüllte Rinnen auf- und absteigen. Keine Wegspur, kein Pfad ist zu sehen, denn vollkommen unberührt ist dieses Gebiet. Von den schluchtartig eingeschnittenen Scharten hat man abwechselnd bald nach Westen, bald nach Osten herrliche Ausblicke. In lustiger Kletterei kam ich bis zur Gamskarspitze. Mein Ziel war damals das Tuxer Joch. Doch da kam, es war bereits Nachmittag geworden, plötzlich ein Gewitter herangezogen, der Regen setzte ein und das zwang mich, über einige Wandeln und durch einen Kamin hinab, über lange Schuttreißen und zuletzt durch dichtes Alpenrosengesträuch nach Kasern zu eilen. Als es sich wieder ausgeheitert hatte, stapfte ich am Abend durch das Schmirntal hinaus nach St. Jodok, um mit der Bahn nach Matrei zu gelangen.

Ebenso schön wie im Frühsommer, sind die Turen im Recknergebiet im Spätsommer oder Herbst. Mit einem treuen Berggefährten wanderte ich einige Jahre später abends nach Navis und beim Schein der Laterne dem Bach entlang und in Serpentinen aufwärts zur Klammalm. In dem der Almhütte benachbarten Stadel fanden wir ein Heulager, das uns gastlich aufnahm. Nach kurzer Ruhe ließ uns die Morgenkühle nur zu bald aus den „Federn" kriechen, und nach einer entsprechenden Stärkung wurde das Tagewerk angetreten. Frisch und froh kamen wir über Almböden zur Höhe und erreichten in kurzer Zeit das Klammjoch, 2360 *m*. Knapp unterhalb des Joches blinkte der Klammsee, in dessen Wasser sich die eben sonnbeschienenen Spitzen spiegelten.

Diesen Anstieg macht man bisweilen auch im Winter bzw. Nachwinter mit den Schiern, um vom Klammjoch zur Lizumer Hütte und weiter hinaus ins Wattental abzufahren.

Diesmal strebten wir, die Tarntaler Köpfe im Osten umgehend, der Tarntaler Scharte zu, um durch diese in den weiten Kessel des Tarntales zu gelangen. Einem Steinmeer gleicht die Landschaft und doch sieht sie nicht öde aus, denn die vielen kleinen Seen beleben immer wieder das Bild und bisweilen vernimmt man das Pfeifen der Murmeltiere. Die Nordhänge der beiden Recknergipfel waren schon mit Schnee bedeckt und von einem der kleinen Seen, ganz im Schatten liegend, leuchtete bereits blaugrünes Eis zu uns herauf als wir uns anschickten, den Fuß auf den Gipfel des Naviser Recners zu setzen, der aus lauter losen Felsblöcken besteht. Mit Leichtigkeit gelangt man in kurzer Gratkletterei auf den Lizumer Recner.

Nun bot sich uns all die Pracht und Herrlichkeit eines Spätherbsttages, es war Mitte Oktober, voll und ganz dar. Fels und Firn glänzte und glitzerte im hellen Schein der tiefstehenden Sonne und sogar der „Altweibersommer" tanzte noch durch die Lüfte. Trunken ist das Auge von all der Schönheit, man schlürft förmlich aus dem unsichtbaren Born die Gaben, die Mutter Natur uns spendet, und schwer fällt der Abschied. Denn über kurz oder lang breitet der Winter seine Fittiche über die Landschaft.

Bald sind wir über den Grat hinab im Sattel und beim Staffelsee, in dem sich die Geierspitze, mit dem ersten Schnee bestäubt, spiegelt. Über die Schmirner Reißen kommen wir zum Grifflöchl. Von hier geht es hinab über die Roßböden zur Griff- und Moseralm. Hier lacht uns noch die letzte Sonne, indessen das Tal schon im Schatten liegt und der Senner sich anschickt, das letzte Vieh abzutreiben. Unwillkürlich kommt mir das Lied in den Sinn: „Ihr Matten lebt wohl, ihr sonnigen Weiden, der Senne muß scheiden, der Sommer ist hin . . .!" Ein steiler Waldweg führt rasch hinab nach Navis, von wo es weiter talauswärts nach Matrei geht.

Ist der Winter günstig und der Südwind, der oft mit ganzer Wucht durch die Brennersenke hereinfaucht, nicht gar zu unbarmherzig, dann wird diese Gegend zu einem idealen Schigebiet, das ob seiner Entlegenheit noch wenig bekannt ist. Vielleicht wird dies mit der Zeit anders. Hat bis nun die A.-V.-Sektion Matrei dieses Gebiet nach bester Möglichkeit betreut, so ist es nicht ausgeschlossen, daß in absehbarer Zeit in die-

ser Einsamkeit auch eine Alpenvereinshütte ersteht. Der Besuch dieser Gruppe im Sommer wie im Winter soll dadurch erleichtert werden, ohne daß die Ruhe und der tiefe Frieden, welche ein Vorzug dieses Gebietes sind, dadurch beeinträchtigt werden. Und wenn dann mit der Zeit gar eine Verbindung mit dem Tuxer Joch hergestellt wird, dann bieten sich viele Möglichkeiten, die Eigenarten und Besonderheiten dieses Gebirgsstockes kennen und damit lieben zu lernen.

## Der Tuxer Hauptkamm

Allsommerlich wandert von St. Jodok an der Brennerbahn eine stattliche Anzahl begeisterter Bergsteiger, mit Pickel, Seil und Steigeisen bewaffnet, durchs Valser Tal hinein zur Geraer Hütte, um die Gipfel des Tuxer Kammes, vor allem den Olperer, zu besteigen.

Auch ich habe schon fast ein Dutzendmal den Olperer besucht und will nun in Kürze eine solche Bergfahrt schildern. Just wähle ich dazu meine erste Olpererfur, weil der Eindrücke, die ich gewann, zuviele waren.

An einem August-Nachmittag des heißen Sommers 1922 führte mich die Bahn nach St. Jodok. Hinter der Kirche schlängelt sich der schmale Fahrweg aufwärts, an schönen Gehöften vorbei, hinein ins Valser Tal. Die Sonne brennt heiß hernieder und manch köstliches Brünnlein dient zur Labung. Bei den letzten Häusern, dem Weiler Eben, ladet der erste Anblick des Olperers und Fußsteins zu kurzer Rast ein. Hoch oben am Ende mächtiger Moränen gewahrt man das Dach der Geraer Hütte, mein heutiges Ziel. Der Wildlahnerferner ist fast vollends ausgeapert. Beim Weitermarsch verengt sich das Tal, denn die Ausläufer der Sägwand kommen bis zum Alpeinerbach herab. Im Frühsommer muß man allenthalben über Lawinenreste steigen und im Nachwinter, wenn man mit den Schiern hierherkommt, liegen die Schneemassen dicht geballt, mehrere Meter hoch. An einigen Almen vorbei, verläßt man nun den Talboden, und steigt in Serpentinen den Hang hinan. Die Sonne meint es noch immer gut und trotzdem beeile ich mich, um in der meist ziemlich vollen Geraer Hütte noch ein gutes Plätzchen zu bekommen. Immer luftiger und freier wird der Blick, die letzten Zirben sind vorüber, an der Ochsenalm geht es vorbei, einige tief eingeschnittene Gräben werden übersetzt, und plötzlich stehe ich vor der Geraer Hütte, 2380 *m*. Ein herzhaftes „Grüß Gott!" und „Berg-Heil!" — man ist froh, den Schnerfer vom Rücken loszukriegen und belegt rasch eine Schlafstelle. Dann kann man sich in voller Ruhe dem Abend hingeben und sinnen, was der nächste Tag bringen werde.

Hinter der Hütte erhebt sich die gewaltige Pyramide des Fußsteins und weiter gegen Süden zieht sich der lange Grat von der Alpeinerscharte zum Schrammacher. Dräuend und schier unbezwinglich starrt die Schrammacher-Nordwand herüber und dennoch wurde sie schon von einigen wagemutigen Kletterern in äußerst schwerer Arbeit bezwungen.

Allmählich sinkt die goldene Scheibe hinter die Stubaier hinab, und die umliegenden Wände erröten im Alpenglühn. Der milde Abend lockt die Hüttenbesucher vor das gastliche Dach, wo mit den Führern und Trägern noch manche Einzelheiten der geplanten Fahrten besprochen werden. Die Geraer Hütte, die seither erweitert wurde bzw. durch den Umbau des Waschhauses an Belagraum gewann, ist der Ausgangspunkt vieler ungemein lohnender Bergfahrten, sowohl für Gipfelbesteigungen als Übergänge, wie z. B. über die Alpeinerscharte zur Dominikushütte oder zum Pfitscher Joch.

Gar bald bricht die Nacht herein, die Sterne funkeln am heiteren Firmament und Gespenstern gleichen die Schatten in den Wänden. Die Ruhe und der tiefe Friede, der in den Bergen wohnt, wird nur zeitweilig durch das Aufschlagen stürzender Steine, dem ewigen Verfall der Berge, unterbrochen.

Noch graute nicht der Morgen, da ward es schon lebendig in der Hütte, denn jede Partie wollte die erste sein. So schulterte auch ich voll Zuversicht den Rucksack, nahm den Pickel unter den Arm und ging des Weges, von einem kühlen Morgenlüftchen umweht. Nach einer kleinen Weile kommt man am Schäfferstein vorbei, einer Bronzegedenktafel, die von einem Unfall kündet, bei dem Herr und Führer in eine Gletscherspalte stürzten und elend zugrunde gingen. Solche Zeichen machen nachdenklich und mahnen, größte Vorsicht walten zu lassen. Über die Ausläufer einer großen Moräne geht es noch hinauf, dann steht man plötzlich vor dem Wildlahnerferner, auf den dräuend die Nordwand des Fußsteins fast senkrecht abfällt.

Allgemein ist es verpönt und bisweilen auch nicht ratsam, allein größere Gletscherwanderungen zu machen; doch keine Regel ohne Ausnahme! — Schnell sind die Eisen angeschnallt und dann geht es auf ewigem Eise dahin. Ameisen gleich wimmeln die einzelnen Partien über den Gletscher. Die Stubaier im Rücken haben schon längst Sonne und nun werden auch der Fußstein und die Sägwandspitzen von den ersten Strahlen geküßt. Bald kommen mächtige Spalten zum Vorschein, doch sind sie alle offen und man kann der Gefahr aus dem Wege gehen. Man steuert auf eine Felsrippe zu, die den Wildlahnerferner in zwei Teile teilt, und steigt längs dieser den Ferner aufwärts, vorsichtig die vielen Spalten überschreitend, und erst im letzten Stück tritt man auf den Fels über. Von hier schwingt sich ein etwas steiler Eishang hinauf, der meistens etwas Stufenarbeit erfordert. Diesmal setzte ich die Eisen fest ein, half mit dem Pickel etwas nach, und ohne große Mühe war ich oben. — Manchmal kann die Stelle auch zum Verhängnis werden. So kam ich in späteren Jahren, als ich mit dem Matreier Schiväterchen eine Olpererfahrt machte, gerade zurecht, wie der Erste einer Partie auf dem Eishang rutschte, die andern beiden mitriß, und alle bis zu den Felsblöcken der vorerwähnten Felsrippe abfuhren, wo es Beinbrüche und sonstige Verletzungen gab. — Anfangs Juli ist hingegen hier noch soviel Schnee, daß man den Hang gemütlich hinaufstapft.

Droben am Eishang bekam ich erstmalig Sonne, während ich bisher im Schatten des Olperers angenehm aufsteigen konnte. Zur Rechten sieht man einen gewaltigen Eisbruch. Kolossale Eisblöcke zeugen von einem jüngst erfolgten Abbruch. Fast eben geht es hinüber zur Wildlahnerscharte, wo man einen Großteil der Zillertaler sieht. Kühn schwingt sich der Olpererergrat gen Himmel. Zwischen Felsblöcken halte ich kurze Rast. Dann wird der Grat angegangen. Vom Spannaglhaus kommen inzwischen auch einige Trupps heran. Je nach der Beschaffenheit der Randspalten steigt man höher oder tiefer auf die Felsen aus.

Vollends klar ist der Himmel, doch ein schneidiges Lüftchen, das schon fast ein Sturm genannt werden kann, läßt einen wärmende Hüllen anziehen. Nach beiden Seiten fällt der Grat steil ab und besonders mächtig sind die glatten Plattenschüsse auf der Ostseite gegen das große Riepenkees. Einige Sicherungen erleichtern den Anstieg. In halber Höhe etwa ist ein kleiner Überhang zu überwinden, einige Platten folgen und weiter oben schwingt man sich über einen eingeklemmten Block hinauf. Die Schwierigkeiten sind nicht groß. — Und dennoch mußte ich später einmal, als ich notgedrungen einen Gefährten am Seil hatte, der mehr Turen mit dem Mund als mit den Füßen gemacht zu haben schien, die sogenannte „Mehlsacktechnik" anwenden und ihn regelrecht auf- bzw. abseilen, was gerade kein Vergnügen war. Dafür war ich ein anderes Mal angenehm überrascht, als ich bei recht ungünstigem Wetter drei Damen, darunter auch meine jetzige Lebensgefährtin, am Seil hatte und diese wie Gemsen über den Grat heraufhuschten. — Noch einige große Blöcke, und nach gut vier Stunden ab Geraer Hütte stehe ich auf dem Gipfel des Olperers, 3480 *m*.

Hier heroben wütet der Sturm erst recht, doch läßt er wenigstens kein Wölkchen aufkommen. Zwischen die großen Gipfelblöcke gekauert, ist es so halbwegs erträglich. Kein

Dunst, nichts trübt den Blick in die Ferne; und was ich da geschaut, ist mit Worten nicht wiederzugeben, denn nie mehr wieder war mir eine solche Aussicht beschieden.

Mit Weh und Schmerz fällt zuerst der Blick auf die allzu nahe Grenze, hinter welcher unsere hartbedrängten Brüder und Schwestern der Befreiung harren. Die herrlichen Dolomiten grüßen stumm herüber, alle die stolzen Gipfel und edlen Formen sind zu sehen, vom Rosengarten angefangen über die Langkofelgruppe zur Marmolata, die Berge um Cortina, und was mich ganz besonders freute, auch die Drei Zinnen. Sind mir doch gerade diese besonders ins Herz gewachsen, denn als ich in dem großen Völkerringen des Kaisers Rock und den Spielhahnstoß mit Stolz trug, durfte ich dabei sein, das hartbedrängte Vaterland dort zu verteidigen. — Ganz besonders fesseln aber im Vordergrunde die nahen Zillertaler mit ihren mächtigen Eisfeldern, die ja leider auch nur mehr auf der Nordseite unser sind. Dann schweift der Blick hinüber zu den Tauern, bis zum stolzen Haupt des Großglockners. Im Osten sieht man weit hinaus bis zum Dachstein. Im Norden gewahrt man hinter dem Karwendel die bayerische Hochebene, und im Westen erheben sich hinter den Stubaiern die firngekrönten Häupter der Ötztaler und die Berge an der Schweizer Grenze.

Zu Füßen liegt, infolge der starken Ausaperung wild zerklüftet, der gefrorene Wandferner, und wie Inseln ragen die beiden gefrornen Wandspitzen aus ihm heraus. So in stiller, weihevoller Andacht versunken, ward ich des Schauens nicht müde, und ein Wunsch beseelte mich nur, noch recht oft solch schöne Bergfahrten erleben zu dürfen.

Mit Vorsicht wird der Abstieg angetreten, und ähnlich wie am Glocknergrat, muß man auch hier warten und bisweilen sich anstellen, bis die einzelnen Partien passiert haben. Nur allzu schnell bin ich wieder in der Scharte, von wo ich dem Riepensattel zustrebe, um auf der gegenüberliegenden Seite bis zum Grat anzusteigen und zuletzt auf losen Blöcken zur Nördlichen Gefrornen Wandspitze zu kommen. Hier traf ich gleichfalls mit einem Alleingänger zusammen, der eben vom Riffler herüberkam. Ein kurzes Stück gingen wir gemeinsam den Grat wieder zurück, woher ich gekommen war, dann trennten sich unsere Wege. Ich hatte mir von oben die Situation angesehen und stieg nun den Ferner hinab, die breiten Spalten umgehend, die schmalen überspringend. Mehrere Partien, die von der Wildlahnerscharte zum Spannaglhaus pilgerten, hielten inne, um mein Vorwärtskommen in dem Spaltengewirre zu verfolgen. Es gelang mir, recht gut, durchzukommen und bald war ich wieder auf der „Heerstraße" und folgte ihr abwärts. Fortwährend änderte sich das Bild. Der Olperer tritt allmählich zurück, dafür gewahrt man die Eisabstürze der Nördlichen Gefrornen Wandspitze und auf der Seite gegen die Kaserersspitzen erscheinen mitten im Ferner groteske Eisgebilde, Eisnadeln und alle möglichen Gestalten, ähnlich der „türkischen Zeltstadt". Geht man auch lange Zeit so, aber in reicher Abwechslung, über das ewige Eis, so bedauert man es, wenn auf einmal die Moräne ansichtig wird. Bald ist sie erreicht, die Füße werden von den Steigeisen befreit und in wenigen Minuten stehe ich vor dem Spannaglhaus unserer Sektion: „Österr. Touristenklub".

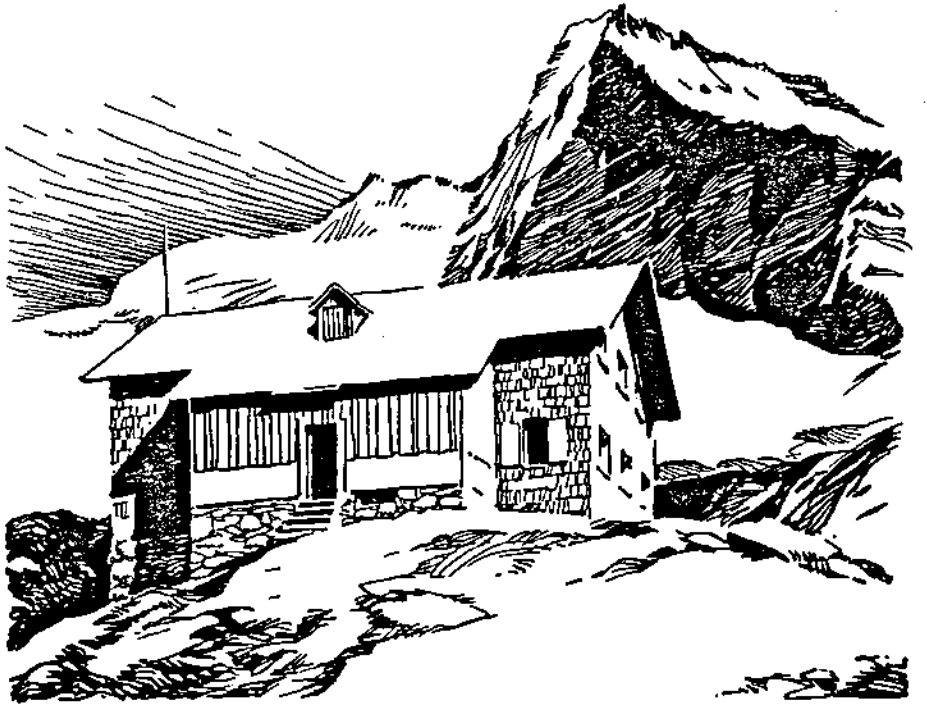
Vom Schutzhaus reicht der Blick durch das Tuxer Tal weit hinaus ins Zillertal. Mein Steig führte mich über die Moräne hinab, über den Gletscherbach, der einem mächtigen Gletschertor des Gefrornen Wandferners entspringt, und wieder aufwärts zum Tuxer Joch. Nochmals übersehe ich den ganzen vom Olperer an zurückgelegten Weg in aller Pracht, das Tuxer-Joch-Haus bietet Stärkung, und dann eilte ich die Serpentinen hinab nach Kasern und durch das Schmirntal hinaus. Beim Schießstand in Tollern hielt ich noch inne, denn durch das Wildlahnertal schaut man nochmals hinauf zum Olperer, auf dessen Gipfel ich beim ersten Besuch so Herrliches schauen durfte. Bald bin ich dann durch die Schmirner Leiten draußen in St. Jodok und daheim.

Dieser ersten Olpererfahrt folgten noch viele. Und weil ich mir den Verlauf der großen Spalten dabei eingeprägt hatte, tauchte der Wunsch auf, auch zur Winterszeit

diese Höhen aufzusuchen. Im folgenden März nach der ersten Olperertur führte ich schon diesen Plan durch[1]). Ein junger Mediziner begleitete mich damals auf dieser Osterschifahrt. Mühsam war der Aufstieg zur Geraer Hütte, mußten wir doch auch Holz mitnehmen. Tags darauf stiegen wir auf dem beinhart gefrorenen Schnee bei prächtigstem Wetter zur Wildlahnerscharte auf. Dafür sausten dann die Bretteln über den indessen salzig gewordenen Schnee hinab gegen den Riepensattel, daß es eine helle Freude war. Wir stiegen auf zum Grat gegen die Gefrorenen Wandspitzen, um nochmals die schöne Abfahrt zu haben. Weniger angenehm war der Harscht im Schatten der Nordwände des Olperers und Fußsteins zurück bis zur Geraer Hütte. Dann aber, als wir zum „Steinernen Lamm" hinüber gequert hatten, zogen wir im herrlichsten Pulverschnee unsere Bögen, daß es hoch aufstaubte. Hatten wir hier heroben noch die Pracht des Winters genossen, so war der Gegensatz um so stärker, denn draußen im Tale begann es zu grünen und die ersten Blumen läuteten den Frühling ein.

Nichts habe ich erzählt von schwindelnden Klettereien, von ganz schwerer Eisarbeit oder von gruseligen Abenteuern, sondern nur von einfachen, aber dennoch schönen und genußreichen Bergfahrten. Eines ist sicher, die Tuxer Berge können sich der Hauptgruppe der Zillertaler Alpen würdig zur Seite stellen, und jeder, der sie besucht, wird neu gestärkt und vollbefriedigt heimkehren.

[1]) Siehe Mitteilungen Nr. 7, 1924.



Geraer Hütte gegen Fußstein und Olperer

# Im rätischen Himmelreich

## Erinnerungen an die Pfälzer Hütte

Von Walther Flaig, Klosters

Obzwar in der Festschrift[1]) zur Eröffnung der Pfälzer Hütte der Satz steht: „Es ist für einigermaßen geübte Fußgänger leicht möglich, von der Pfalz aus in einem Tag zu ihr zu gelangen", so darf man das doch nicht so ganz wörtlich nehmen, wohl aber daraus schließen, daß diese Hütte einen gar günstigen Zugang hat: Von Vaduz über Triesnerberg durch eine der lieblichsten Landschaften des gesegneten Landes Liechtenstein. Wer aber ein wenig mehr Zeit hat oder diesen Weg schon kennt, der versäume es nicht, sich das Gamperdonatal anzuschauen, denn er gelangt so

### I. auf dem besten und kürzesten Weg in den „Himmel"!
### (Gamperdonatal—Pfälzer Hütte)

Und über diesen Weg möchte doch ein jeder gerne unterrichtet sein. Uns, meiner kleinen Freundin und mir, ging es ähnlich und so machten wir uns denn an einem Spätsommermorgen auf von Nenzing, das im Walgau liegt, an der Arlbergbahn, und letzter Talort ist für den Himmel, den „Nenzinger Himmel" natürlich, denn was ein richtiges Bauerndorf ist, hat seinen eigenen Himmel — versteht sich!

Das Dorfleben erwachte eben, als wir durch die Straßen eilten. Und als wir an den Halden durch die Obstanger emporstiegen, da ringelten im Gegenlicht der Morgensonne Dutzende von Kaffeefeuerlein ihre zarten Rauchwirbel in den Morgen hinauf, kleine Opferfeuer zum Lob der Heimat.

Ein fatter kühler Mischwald nahm uns auf und gab uns dann nach einer halben Stunde bei einer kleinen Kapelle wieder frei, als wir, den Talriegel überquerend, in das eigentliche Gamperdonatal eindrangen und damit in eine Talschlucht von ungebändigter Wildheit. Denn der schmale Pfad, der sich zunächst hoch über der tiefen Schlucht an den jähen Wänden hinwindet, dann schnell auf die andere Seite sich flüchtet und durch Geröllfelder talein huscht — er bändigt dies wilde Tal nicht, vielmehr steht die Naturgewalt hinter jedem Wegeck.

Oder — mit anderen Worten: Es gibt unerhört viel zu sehen dahinein, bald mächtige Konglomeratfelsen, unter deren Überhängen der Weg hinkriecht, bald jähe Tiefblicke in die Schlucht, über deren stotzige Halden die Bergbauern eben jetzt das Holz in den Mengbach hinabsausen ließen. Er muß es dann hinaustragen in den Walgau. Nach etwa 2 Stunden befindet man sich dem Eckskopf gegenüber und kann aus seinem zerfetzten Bergleib die Geschichte eines großen Bergsturzes herauslesen, dessen Trümmer zu seinen Füßen liegen. Später kommt man hinter „Kühbruck" zu einer stillen Kapelle. Während draußen der Bach herbstschwach rauschte, standen wir in dem dämmerigen Raum und lasen von dem wundertätigen Gnadenbild, das im Chor hing, wie es im Jahre 1767 wunderbarerweise erhalten blieb, obwohl ein schreckliches Hochwasser die ganze Kapelle fortgerissen hatte: Das Bild blieb mitten in der Flut auf einem Felsen unversehrt hängen.

---

[1]) Von Dr. G. Jakob, Ludwigshafen a. Rh., in „Alpine Monatshefte" 1928/29, Heft 6.

Und nun ist es recht eigentlich ergreifend, wie sich die schwachen Menschen an dieses Bild klammern in irgend einer Not und hoffen, daß auch sie inmitten der wilden Lebensflut unversehrt bleiben.

Manche Gedenktafel am Weg allerdings erzählt auch von der harten gefährlichen Bergarbeit. Und sinnt man so über alles nach und sieht man immerzu diese wahrhaft schauerlich steilen Schrofen und Bergwildnisse um und über sich, die Schlucht unter sich, dann sehnt man sich allmählich heraus aus dieser finsteren Landschaft. Jetzt hat uns die Natur so weit, daß wir reif sind für das wahrhaft unbegreifliche und überraschende Ende — für den „Himmel"!

Plötzlich nämlich weitet sich das Tal. Die Hänge fliehen zurück. Die Sohle breitert sich und schimmert grün und satt, die fernen talschließenden Höhen sind duftumzogen und sonnendurchglüht. Daß es nicht so ganz leicht ist, in den „Himmel" zu kommen, beweisen zwei Marterl am Weg, die uns berichten, daß hier einer bei der Holzarbeit umkam, der andere aber erstochen wurde, sozusagen am Eingang in den Himmel, also kurz vor dem Ziel und auch wieder nahe dem ersehnten Tore zum Frieden. Aber dann tut sich plötzlich ein großer grüner Boden auf, mit goldgrünen Wiesen und Weiden, auf denen Hunderte von Kühen Schritt um Schritt mit jener so beruhigenden Feierlichkeit ihre Glocken tönen lassen wie Gongs, die einen großen Festtag einläuten. Eine schneeige Kapelle — St. Rochus — schimmert und ganze Scharen von Hütten und Häuschen liegen umher; riesige Almhütten — die deutlichen Zeichen üppiger Fruchtbarkeit — hocken breit davor; Frauen, Männer und Kinder rufen und eilen allenthalben in geschäftig-fröhlichem Treiben. Ist dann noch solch eine Sonne drüber, wie bei unserem Aufstieg zur Pfälzer Hütte, dann weiß ein jeder, daß dies der Himmel, der „Nenzinger Himmel" sein muß und daß er mit Recht so heißt, ja daß man für den Gang durch dieses Tal das Wort gelten lassen könne, das da sagt, ein jeder Weg in den Himmel führe durch die Hölle. Der Talmarsch mit seinem himmlischen Ende ist wie ein läuterndes Hinschreiten durch die Hölle. Dem Standhaften wird der Dank des Himmelreiches.

Ja — der Gang durch dies Tal gleicht dem Gang durchs Leben. Da ist der sonnigweite Walgau, die frühe Jugend, da ist der schöne Wald mit seinem Dämmern und leisen Grauen auch, das heranreifende Verstehen und Nichtverstehen des Lebens, da ist die gefahrenreiche Schlucht, das Leben schlechtweg mit seiner Wildheit und Schönheit auch, mit seiner Zuflucht, der Kapelle, dem Glauben und Hoffen, da ist das ahnungsvolle Sich-Weiten, das beginnende Alter und da ist nun der Himmel, die große Hoffnung auf ein herrliches Ende. Wer ließe sich nicht locken von dieser Hoffnung? Wir erfrischten uns in dem vortrefflichen Gasthof, der auf einem kleinen Hügel über diesem himmlischen Bilde steht, dann zogen wir weiter bergwärts, wobei wir gerne gestehen, daß der Himmel uns das Weiterziehen recht schwer machte. Aber wir ahnten nicht, daß uns der „Siebente Himmel" noch bevorstand. Der ist nämlich unzweifelhaft am Bettlerjoch zu finden. Mit der Erbauung der Pfälzer Hütte ist er „eröffnet", das „Himmelreich über drei Ländern" steht uns offen. Wir strebten ihm zu.

Der mittägliche Aufstieg wurde zum feierlichen Gang in dieses Reich. St. Rochus, 1367 *m*, sank in die Tiefe. Das Tal engte und steilte sich und zwei Wasserfälle schäumten vorbei, deren einer brausend herniederstäubt, was der Wortkundige aus dem Ortsnamen der Karte — „Stüba" — schon herauslesen konnte. Zahlreiche Quellbächlein rinnen über ein Felsbord links vom Wege und die sattgetränkte Halde ist überwuchert in fast tropischer Üppigkeit.

Bald tut sich ein zweiter Kessel auf, sozusagen ein Seitenhimmel. Dort liegt die einsame Gufelalm, die wir nicht betraten, vielmehr gleich am Eingang in dies Hochtal über den Bach wechselten und durch den alten Bergwald emporstiegen, während große dunkle Gewitterwolken sich über die Berge erhoben. Fleißige Hummeln krab-

belten auf den großen Silberdisteln umher, um vor dem Wetter noch schnell einiges unter Dach zu bringen. Höher droben zog wieder schönes Vieh läutend über die Halden. Aber dann blieb auch dieses Leben zurück und nur die geschwätzigen Wasser eilten uns noch entgegen, als wir jetzt in die hehre Welt der Felsen und Gräte emporstiegen. Der gewaltige Schesaplanastock wuchs empor unter und zwischen den Säulen der Gewitterwolken. Aber das Unheil ließ sich Zeit und ganz überrascht standen wir plötzlich vor der Hütte, obwohl sie schon einige Zeit sichtbar gewesen war.

Durch den ostseitigen Aufstieg wurde die Überraschung vollkommen: liegt doch die Hütte so am Joch, daß man vor der Hütte mit einer schönen Plattform die Jochhöhe einebnen konnte, das heißt, man blickt nach Ost und West frei in die Täler und über die Bergketten hinaus in große Fernen. Der Aufstieg und Untergang der Sonne spielen sich vor den Augen des entzückten Wanderers ab!

Die Hütte ist ganz stilgerecht aus massigen Steinquadern aufgemauert, aus Fels, der an Ort und Stelle gebrochen ist, der einst ein Stück Berg war und jetzt eine feste Zuflucht ist. Eine Mauer verbindet den Bau mit dem Joch. Ihre Sockel wachsen aus den Hängen empor, ihre Schneide bildet der Dachfirst: Wirklich dem Berg entwachsen scheint sie, gewissermaßen die Bergverbundenheit der Erbauer stark und deutlich bezeugend.

Und als wir nun — schon in hohem Maße begeistert — die schmucke Hütte betraten, da mußten wir gestehen, daß hier schlechthin beste und schönste Arbeit geleistet war und zudem ein anderes erfreuliches Zeugnis gebracht: von der einmütigen Zusammenarbeit der neun Pfälzer Sektionen, die hier unter einem Dach sich zusammenschlossen: Edenkoben, Frankenthal, Kaiserslautern, Landau, Neustadt/H., „Pfalz" in Ludwigshafen, Pirmasens, Speyer und Zweibrücken.

Nicht vergessen dürfen wir hier, der gar freundlichen vielseitigen Hilfe der Liechtensteiner zu gedenken, der † Landesfürst Johann II. stiftete das Holz und Architekt Sommerlad hat nicht nur die Hütte entworfen und gebaut, sondern auch das ganze Werk tatkräftig gefördert. Die vielen Pfälzer, die sich sorgten und mühten, hier zu nennen, das ginge zu weit. Die Fenster der behaglichen Gaststube geben den Blick nach Osten, Süden und Westen frei! Die Hütte wird so zur Warte. Aber — so behaglich sie sich bot — es litt uns nicht länger drinnen, denn draußen vereinten sich zwei erhabene Naturschauspiele — ein mächtiges Berggewitter und ein leuchtender Sonnenuntergang — zu einem Schaustück von fast übertriebener Farbigkeit und kaum faßlichem Wechsel. Hinter den Mauern der Schesaplana stieg es silberwolkig empor und hinter den Graten des grell beleuchteten Naafkopfes zog es blauschwarz heran, hob und schob und ballte sich, verdüsterte und umdunkelte die Massen der Berge mit größeren Massen von Wolken, aus denen es urplötzlich hervorprasselte, zuckte und knallte und — verflog. Eine Weile lagen Landschaft und Wolken seltsam stille da, dann entschwebten die Wolken wie friedliche weißbesegelte Riesenschiffe, während sie eben noch als düstere Panzerkreuzer Tod und Hölle verbreitet, Feuer und Eis geschleudert hatten. Aus dem befreiten Westen brach der Abend mit ganzen Strömen goldenen Lichtes und übergoß die Nähe und Ferne. Die Hütte glänzte wie ein Märchenschloß. Der grüne Rasen an den Graten dahinter leuchtete smaragden, die Felsen — heller Kalk — strahlten wie güldene Zinnen.

Jetzt wußten wir, daß wir endgültig im siebten Himmel eingezogen waren.

## II. Drei Länder — Drei Gipfel

(Naafkopf, 2574 *m* — Tschingel, 2544 *m* — Hornspitze, 2540 *m*)

Daß man im Himmel — im Siebenten zumal — nicht früh aufsteht, erscheint selbstverständlich. Meine kleine Freundin jedenfalls würde einen Himmel, darein



Die Pfälzer Hütte gegen Panüler Schrofen, Schafberg und Hornſpitze



Die Bettlerjoch-Hütte vom Gorvion gegen Naafkopf, Grauſpitzen und Falknis



Falknisgruppe vom Gipfel der Hornſpitze: links Gleckhorn, Mitte Grauſpitzen und Falknis, rechts Naafkopf



Winter auf dem Naafkopf gegen Grauſpitzen und Falknis. In der Ferne Tödi (l.) und Glärniſch (r.)

Frühaufstehen Mode wäre, als solchen nicht anerkennen. Da wir aber noch immer höher hinauswollten und außerdem die Sonne auf dem Bettlerjoch ganz unverschämt früh in die Fenster blitzt, so brachen wir denn um 6 Uhr auf und erstiegen den Naafkopf. In der Nacht hatte ein Sturm den Himmel vollends klargefegt und als wir auf dem hübschen aussichtsreichen Weglein nach 1¼ Stunden den Gipfel dieses „Hütten- und Aussichtsberges" erklommen hatten, da lagen die Berge in der herbstlichen Klarheit des Septembermorgens ausgebreitet — so schön, daß wir mehr als 2 Stunden auf der Spitze saßen, um alle die Schönheiten zu erfassen. Was die Aussicht dieses — in dieser Hinsicht berühmten — Gipfels so schön macht, das ist neben der Fernschau bis zu den silberschimmernden Bündner und Glarner Eisriesen der Tiefblick in das Rheintal, das man sowohl im Süden bei Chur als im Norden dem Bodensee zu überblickt, auch eben diesen See erkennen und an klaren Tagen weit ins oberschwäbische Land hineinschauen kann. Die herrliche Bergwelt der östlichen Schweiz umgreift wohl zwei Drittel der weiten Schau. Natürlich liegt auch fast ganz Vorarlberg und selbstverständlich das ganze winzige Liechtensteiner Fürstentum zu unseren Füßen. Und alle 3 Länder laufen auf dieser Spitze mit ihren Grenzen zusammen! Ein wuchtiges Schaustück ist der Riesenklotz der Scheschaplana im Osten. Wir grüßten viele viele Gipfel, die wir gemeinsam erkämpft oder erbummelt hatten und die Erinnerung hätte uns eingesponnen, wenn nicht die Zeit und neue Ziele uns fortgetrieben hätten.

Wir strebten dem Augstenberg oder Tschingel zu, der als ein „historischer Berg" uns besonders anzog. Wir bereuten es nicht, denn die — harmlose — Gratwanderung über den Rücken, der ihn mit dem Naafkopf verbindet, ist wie ein Gang über den Wolken. Ganz Graubünden — „Das Land der Hundert Täler" — liegt dem Wanderer zu Füßen, gerade vornean der Prätigau, der „Wiesengau". Und fürwahr, wenn man überall hinab und hinab die hellen Halden sammetgrün leuchten sieht, dann begreift man diesen Namen wohl.

Einmal bildete der Grat eine prächtige vorgeschobene Rasenkanzel. Wir konnten nicht widerstehen und sonnten uns dort eine Weile, sahen 3 Gemsen zu, die drunten unter den Steilwänden hinzogen, träumten wieder ein wenig und zogen dann weiter, ganz im Glück der herrlichen Ungebundenheit solcher Tage. So gelangten wir auf das Barthümeljoch und sahen jetzt unsern Tschingel oder Ochsenberg dicht vor uns aufsteigen mit einem Schrofengrat, der in der Mitte eine beachtliche Steile annahm, ja etwas überzuhängen schien. Aber dicht links davon zog eine Steilrinne empor, die wir als Ausweg wählten. Und dort ging's auch. Aber das ist immerhin nur für Berggewohnte, denn bekanntlich ist nichts so tückisch als steiles Grasgeschröfe, dessen Grün den Unerfahrenen trügt.

Es ging auf Mittag, als wir den Steinmann des Tschingel begrüßten, nicht ohne allsogleich des alten Sererhard, des geschichtenschreibenden Pfarrherrn aus Seewis im Prätigau, zu gedenken, der vor etwa gerade 200 Jahren hier oben seine ersten „mirabilia" — zu deutsch Wunder — erlebte und — das ist das Erwähnenswerte — aufzeichnete. Seine „Schafschaplana-Vergreis" habe ich in unser Rätikon-Buch „Burgen an der Grenze" (Verlagsanstalt Dornbirn) aufgenommen und erläutert. Auch an seine so köstliche Gletschertheorie sei hier erinnert, die mit Beantwortung der Frage „Ad quid[1]) so viel weiße Kappen?" in die Geheimnisse der Gletscher einzudringen versucht.

Nicolaus Sererhards Aufzeichnungen über den Tschingel sind nun höchst reizvoll. Hören wir, was er da schreibt, nachdem er allerlei von dem südlich davon gelegenen „edlen Ganey-Bad" erzählt hat und von einer Goldgrube dort, die „aber durch einreißende Kriegen und Pestilenz ins Stocken gerathen" ist. Da heißt es weiter:

[1]) Ad quid = wozu. Vgl. auch Dr. Lang-Flaig, „Gletschereis" (Kosmosbändchen, Verlag Franckh, Stuttgart).

... recta ob dieser Goldgruben hinauf ist ein sehr hocher Berg-Gipfel, genannt der Tschingel, von welchem ein schöner Prospekt hinaus ist über den Lindauer See ins Schwabenland. Abermals recta jenseits dieses stehet ein noch weit höcherer Berg, genant Schafschaplana, welchen wir auch besichtigen wollen, nachdem wir einige Merkwürdigkeiten des Tschingels obiter observirt haben."

Mit der „Schafschaplana" meint er natürlich die Schesaplana (s. oben). Wir aber wollen nun lesen, was er für Merkwürdigkeiten am Tschingel observiret hat:

„Auf dem alleroberssten Gipfel dieses Bergs ist ein rundes Loch oder Grub, welches breiter und tiefer ist als ein Almkessel[1]). Die alten Leuth sagten mir ein Donnerstreich habe dieses gemachet, so auch wohl gläublich ist. Nächst neben diesem Loch ist ein Stücklein Waasen, den befande ich von vielen Mauß-Löchern durchbohret und erblickte auch eine lebendige Feldmaus, dessen mich verwunderte, daß an so gar wilden Orten so schwache vierfüßige Thierlein subsistieren und erhalten werden können."

Wir müssen gestehen, daß uns das käskesselgroße Donnerschlagloch nicht in Erinnerung ist, dagegen können wir, nunmehr vom Gipfel zur „Großen Furka" absteigend, bestätigen, daß der Pfarrherr sehr gut beobachtete, wenn er schrieb:

„Circa drey Büchsen Schüß weit dem Berggrad nach verdünnet sich der Felsen an einem Ort so weit, daß er nicht diker ist als eine Maur und in dieser Verdünnerung gehet ein Loch mitten durch den Felsen, in der Größe eines großen Hausfensters."

Diese Gratstelle ist wirklich einer künstlichen Mauer seltsam ähnlich und wir erinnern uns ihrer gar gut, zumal ich vergeblich versuchte, das eindrucksvolle Felsgebilde zu photographieren. Weiter absteigend kamen wir zu einer Stelle, wo eine auffallend dunkle Felsschicht den Grat überquert. Sererhard hat das auch gesehen:

„Ein paar Büchsen-Schüß weiterhin auf diesem Berggrat ist ein Circul runder Plaz, von weitem möchte man meynen, es sollte ein Kohlplaz seyn. Wenn man darzu komt, so ist der Grund von kleinen Schiefersteinlin, welche sonsten hinden und vornen an diesem Berggrad weis und graulicht sind, nur allein dieser circulrunder Plaz ist schwarz, welches ich der Würkung eines entzündeten Strals zugeschrieben. Under diesem Berggrad hinab ist ein ganz Gebirg von lauter brandschwarzen Feursteinen, welche sehr reichlich Feur geben, aber so scharf den Stachel mitnemmen, daß sie dahero wenig gebraucht werden."

Sererhard ist also wohl auch der (noch ein Stück weiter unten am Grat) seltsam aufgestellte helle Felsbau aus dünnblättrigem, gleißendem gipshältigem Gestein aufgefallen, dessen ins dunkle Blau aufsteigende Ruine uns gleichfalls wie von Menschenhand errichtet schien. Auch sie zeigt ein Fenster. Folgen wir nun weiter absteigend unserem Pfarrherrn, so vernehmen wir ein neues Erlebnis, das ihn geradezu zum Dichter macht:

„Nicht weit von diesem Feuersteinen-Gebirg legte ich mich auf die Erden, ein wenig zu ruhen, da hörte ich unter meinem Ohr ein Wasser-Bach under der Erden hinabrauschen und wann ich aufrecht stuhnde, hörte ich nichts, dessen mich verwunderte, daß in so hochen Bergen so reiche Hidrophilacia sein sollen, welche ihren Weg weiter hinunder in den Alpen und weiter hin an den Füßen der Berge durch unterirdische Gänge zum Nuzen und Erlabung der Menschen und des Viechs durch springende und lieblich hervor rollende oder aufwallende Quellen des süßesten frischen Wassers mildiglich ergießen, und allso ihre verborgene Schäze durch mancherley tubos et canales subterraneos[2]) gleich einer kunstreichen Wasserkunst ans Sonnen-Liecht bringen und der Erden mittheilen."

Oder ist das nicht lieb gesagt von den süßen, mildiglich sich ergießenden Wassern?

[1]) Er meint einen jener großen Kupferkessel, wie sie auf den Almhütten zur Käsebereitung dienen.

[2]) tubos et canales subterraneos = unterirdische Röhren und Kanäle.

Ich denke doch. Er lobt denn auch seinen Schöpfer sehr und berichtet dann noch von den Jöchern um den Tschingel, von einer Quelle und einem natürlichen Steintisch und anderen Dingen, um sich dann zum Schluß nocheinmal mit einem „extra ordinari seltsammen Donnerstreich" zu befassen, was zu berichten wir uns nicht verkneifen können:

„Ein Stück under dem besagten Tschingel-Gipfel sind auch an einer Bergseiten acht oder neun Gruben oder Löcher, bey nachem wie die auf dem obersten Gipfel zu sehen, welche ganz nache beyeinandern sind. Dies möchte auch von einem extra ordinari seltsamen Donnerstreich herrühren, welcher wie ein Hagel-Geschütz eingeschlagen. Vielleicht möchten sie auch entstanden seyn von einer Schneeschmelze, in welcher die Erde erweichet und weggespühlet worden, da inzwischen ein ligender, vesterer und mit Steinen vermischter Grund den Rand dieser Gruben behaltet. Ich mußte aber über die Meinung eines Bauren hierüber lachen, dann da ich anfragte, ob niemand mehr wisse, wann und wie diese Gruben entstanden? fiel die Antwort: er habe gehört, es seyen vor Altem Bäder der wilden Leuthen gewesen."

Es ist gar köstlich: Der gute Sererhard lachte über seine Bauern, wir lächeln über ihn und — die nach uns, werden sich an unseren Meinungen ergötzen, so daß es recht eigentlich ein höchst unnötiges Beginnen ist, sich mit Schreiben zu befassen.

Lassen wir dem geschichtenfrohen Pfarrer nun — freundlich seiner gedenkend — die verdiente Ruhe und rücken wir (um 12 Uhr 40 Min.) der Hornspitze zuleibe, die als ein schöner Kletterberg einen Namen hat und mit ihrer eigenartig gebänderten Südostflanke schon den Hirten und Jägern aufgefallen ist, haben sie doch diese Bänder „kurze Gäng" benannt.

Besteigt man nun den Berg wie wir über und neben seinem Südgrat, so wird einem die Ursache der „Kurzen Gäng" bald klar, habe ich doch nie mehr an einem Berg den Gesteinswechsel so auffallend auf kleinem Raum als Gestalter der Landschaft erlebt.

In ununterbrochener Folge wechseln harte und weiche, helle und dunkle Gesteine in allen möglichen Farben. Die Kletteraufgabe ist dementsprechend wechselvoll, stellt den Steiger alle 20 Schritt vor neue Fragen, zwingt ihn zu findigen Umgehungen oder verlockt ihn zu kederem Frontsturm. Wir waren entzückt von diesem Berg, der allerdings felstüchtige Gänger fordert. Der Grat ist mit hellgrauen Türmen gespickt, bald schlanke Nadeln, bald breitstirnige Kerle, die man bald rechts, bald links packt und schließlich höchlich überrascht auf der luftigen Spitze steht, zu der schon seit einiger Zeit von Westen ein ungemein steiler Pfeiler heraufstrebte und die Nähe des Gipfels ankündigte.

Eine natürliche Felsbank mit Rückenlehne lud uns zur Rast. Wir folgten gerne. Wir hatten das dritte und letzte Ziel des Tages genommen, wir hatten Zeit. Wir ließen die Beine über Bank und Wand hinausbaumeln nach Norden, während die gütige Sonne unsere Rücken wärmte und die Bräune vertiefte. Man spürte sozusagen, wie die Haut das Licht in sich saugte.

Die Berge lagen in feierlicher Stille, die Täler im Dunst, die Fernen im Blau. Die Riesenwand des Panüllers zitterte im Sonnengeflimmer. Wir begannen hinwegzusinken in die Stunde der Wunschlosigkeit, als plötzlich zwei — drei angstgrelle Murmeltierpfiffe die Ruhe zerschnitten. Ich schlug die Augen auf und sah gleich einen großen Vogel, dann einen zweiten: Adler!

Da sie unter uns kreisten, waren sie — zumal mit dem Glas — prächtig zu verfolgen. Auf einmal tauchte ein dritter Vogel auf, der viel dunkler und kleiner war und zwei große helle Flecken oben auf der Mitte der Schwingen hatte. Das hatte ich noch nie gesehen. Er klagte ungemein jammervoll und ohne Unterlaß, versuchte sich den zwei Adlern zu nähern, wurde aber, wie mir schien, nicht gerne gesehen. Manchmal segelten sie hintereinander her oder ließen sich in Abständen unter uns in der

Wand nieder, wobei der Gefleckte immerzu klagte, so daß sein Wehgeschrei das stille Kar erfüllte.

Die kleine Tragödie nahm aber kein sichtliches Ende, denn sie verschwanden schließlich nordwärts in der Ferne. Da vertrieb uns der weichende Tag.

Auf gut bezeichneter Wegspur eilten wir von der Großen Furka hinab auf die begrünte Talstufe, die dem Tschingel nordwestlich vorgelagert ist und die daher den Zerfall dieses offenbar schnellsterbenden Berges ein wenig aufzuhalten gezwungen wird. An dieser Rampe stößt und fängt sich nämlich das in Mengen herabstürzende Geröll, wovon wir ein seltenes und augenfälliges Beweisstück sahen: Eine mächtige, weit über mannshohe Steinscheibe war frisch herabgestürzt und stand auf der Stufe, aufrecht in den Grund gerammt da. Reizvoll war es, an ihren Spuren ihren Sturzweg zu verfolgen. Da sah man, daß sie in großen Sätzen — jedesmal eine halbmeter tiefe und 2—3 *m* lange Wunde in den Rasen reißend — dahergerast war. Einmal hatte sich eine große flache Felsplatte in den Weg gestellt, war aber überrannt und mit bösen Kratzern gezeichnet worden.

Die rote Tupfenkette führte uns dann über ein weites, früher lange Zeit eisbedecktes Steinfeld, das jetzt schöne Karrenbildungen zeigte. Ich liebe diese Steinöden mit den hellgrünen Raseninseln und Blumennestern sehr. Wir rasteten an einer kühlen Stelle eine Weile. Es war unmäßig heiß und wir ganz ausgedörrt, zumal meine Gefährtin. In ihrer Not begann sie Verhandlungen anzubahnen mit dem lieben Gott, in dem Sinne, daß er recht wohl ihr zuliebe könne ein wenn auch noch so winziges Quellbächlein springen lassen. Dem heiligen Fidelius habe er — meinte sie — im Gargellental auch eine Quelle geschlagen, obwohl 20 Schritt davon sogar der Suggedinbach geflossen sei, den der Heilige doch hätte noch ganz gut erreichen können. Hier aber flösse weit und breit kein Bach. Und Wasser sei ein dringendes Bedürfnis an diesem Ort.

Aber kein Quell sprang auf. Es war totenstill und einsam hier, so daß ein ganz plötzliches Sausen in den Lüften uns um so deutlicher anfiel. Es pfiff blitzschnell heran, wie wenn ein großer Meteorstein herabschösse. Wir zuckten auf und sahen in dieser Sekunde einen Sperber oder ähnlichen Vogel dicht vor uns herabstürzen — wirklich wie ein Stein. Dicht über der Erde erfing er sich und huschte weg. Wir dachten beide an den Meteorstein, den wir einmal in der Bernina gehört hatten, wie er sausend auf die Erde stürzte (vgl. Flaig, Hoch über Tälern und Menschen, S. 136).

Ohne Fährnisse gelangten wir dann zur Hütte zurück und bestätigten dem freundlichen Gastwirt gerne, daß diese Dreigipfeltur des Himmels würdig sei.

## III. Im Gamshimmel

(Gorvion, 2311 *m* — Schafälpler, 2367 *m*, und Roßspitze, 2088 *m*)

Ist es vielleicht nicht ganz am Platze, auch den Gemsen einen Himmel zu gewähren? Ach ja — sie haben ihn vielleicht mehr verdient und nötig, diese armen gehetzten Tiere, als der Mensch, der ihn sich kurzerhand sozusagen selbst schuf.

Was meine Gefährtin und mich betrifft, wir sind beruhigt, denn wir haben den Gamshimmel gesehen! Und wir hoffen nur zagen Herzens, daß die Bergfreunde, die das Bettlerjoch besuchen, ihn lassen, was er ist: eine grüne Insel im Felsland und im Getriebe. Das beginnt sozusagen gleich hinter der Hütte, wo der Augstenberg oder Schafälpler sich aufzuschwingen beginnt. Der ob einer Schrofennase wieder flacher hinziehende Grat ist mit einer dichten Matte üppigsten Rasens behängt. Die als wohl würzigstes Alpenkraut bekannten Muttern (Meum mutellina G.), die im Geschmack sehr an unsere Gartenpetersilie erinnert, wuchert allerorten. Weiter oben war der Osthang ganz dicht mit Rotklee bewachsen, ein Beweis für die Tiefgründigkeit des Bo-

dens, denn dieser Klee wurzelt tief und liebt feuchten Grund. Dieses Sichversenken in das Bild des Rasens brachte uns noch eine sonst wohl selten beachtete Pflanze dicht vor Augen: das Hahnenfuß-Hasenohr (Bupleúrum ranunculoides L.), das hier in Mengen wuchs. Es fiel auf durch das ungemein vielfältige Farbenspiel der strahligen Dolde, die im Laufe der Entwicklung einen so großen Farbenwandel durchmacht — daß man nicht glauben möchte, es sei immer ein und dieselbe! Die Strahlendolde leuchtet zuerst in Zartgelb und Orange, während die Hüllchenblätter hellgrün und gelbgrün sind. Dann setzen die kraß französischgrünen Früchtchen ganz tief kupferrotbraune Hütchen auf und die Hüllblätter werden goldbraun und goldgelb. Und dazwischen findet man jede denkbare Stufe dieses Farbenwunders. Was aber aus den vielen Kräutern noch mächtig hervorstach, das waren die hellrosaroten Federnelken, deren zartbewimperte Kronblätter auf schlanken Stielen im Bergwind sich wiegten und mit dem ungemein süßen Duft ihres Honigseims die Luft erfüllten. Gewiß — diese Nelke ist keine „Alpenpflanze" im engeren Sinne, aber sie beherrscht dort mit Farbe und Duft das Bild dieses natürlichen Alpengartens und die schönen Nelkenbuschen auf den Tischen der Pfälzer Hütte gehen nie aus, so daß vielleicht nichts so sehr sich dem Besucher einprägt als diese über alle Maßen lieblichen Blumen.

Man möchte ein Mörike sein und ein Nelkenlied dichten, das erfüllt sein müßte von der Anmut und den Wohlgerüchen dieser Pflanze.

Wir verbummelten inmitten der Blumen den Vormittag und ich gab es bald auf in der gewohnten Weise die „Zeiten" (o lästige Chronistenpflicht!) aufzuschreiben. Da heißt es: 9 Uhr ab Hütte. Dann folgen drei Gipfelnamen und der Tag ist aus. Aber was da alles dazwischen liegt!

Wir rissen uns los, um zunächst den Gorvion zu besteigen, nicht ahnend, daß sich dort das Losreißen noch viel schlimmer machen würde. Dieser Berg ist ein Unikum. Man kann ihn mit einer kleinen Burg vergleichen oder auch mit einer großen chinesischen Mütze oder mit einem Zirkuszelt. Er sitzt nämlich mit einer außergewöhnlich gleichmäßigen und hübschen Mauerkrone auf seinem grünen Sockel. Diese umgürtende Mauer aus hellgrauem Kalk ist ringsumgeführt und so steil, daß nur einige 2 oder 3 Kamine einen Aufstieg ermöglichen. Oben auf der Mauer ist wie ein spitzer Hut ein grünes Zeltdach aus Rasen aufgesetzt, das wiederum mit einem kleinen Felsgürtel oben zusammengefaßt und schließlich von einigen Zacken lustig geziert und gekrönt ist.

Man folgt dem Grat, der vom Schafälpler her den Anschluß vermittelt, geht dann rechtshin an der Mauer einige Meter entlang, bis ein gestufter Einschnitt den Aufstieg erlaubt. In leichter Kletterei klommen wir empor. Die Felsen sind deutlich abgeklettert. Schon nach wenigen Metern kann man linkshin auf das begrünte Zeltdach und gegen die oberste Krone ansteigen. Man geht auch an ihr entlang und steigt in der Mitte ihrer Südwestseite durch eine Plattenrinne empor zu den Gipfelzacken, die am besten von Nordwesten her gewonnen werden.

Da war nun, von den bizarren Gipfelfelsen abgesehen, die erste Überraschung der Tiefblick auf den Nenzinger Himmel. So hoch waren wir! Wie dieses Sommerdörfchen da 1000 *m* drunten lag, diese vielen Häuschen, wie das Geläute da heraufsang — leise und melodisch — das war so bezaubernd schön von dieser hübschen Bergkrone aus, daß wir uns nicht erinnern konnten, so etwas Liebliches, Trauliches noch erlebt zu haben.

Ich hatte mich auf eine Felsplatte, etwa 2 *m* westlich des höchsten Gipfelzackens, niedergesetzt. Da fiel mir auf, daß da eine arg verrostete kleine Eisenplatte, so ungefähr 6×3 *cm* groß, festzementiert war — die ulkige Besuchskarte eines schrulligen Bergsteigers, denn wir lasen die eingestanzten Worte: J. Forster Sulzberg. Meine Frau stellte die Frage auf, ob er sich diese Besuchskarten wohl reihenweise herstelle, woran ich die Meinung hängte, daß er als eifriger Gipfeljäger dann ein ganz beacht-

liches Gewicht an Eisen, Zement und Sand samt Wasser herumschleppte, wenn er allenthalben sich so „eisern" verewigte. Es muß auch solche Käuze geben. Pock, der bekannte und verdiente Innsbrucker, hat sich auf allen Gipfeln mit schwarzer Farbe „eingetragen" und wir hatten immer Freude, wenn wir diesen Buchstaben des eifrigen Steigers begegneten. Es bildete sich sozusagen eine Art stiller Freundschaft heraus über Fernen und Zeiten hinweg.

Nun hatten wir südöstlich unter den Gipfelzacken das grüne Zeltdach betrachtet und gesehen, daß es dort eine Kanzel bildete und daß diese Kanzel einfach ein Garten war. Die Neugier trieb uns dorthinab und hinaus. Und es lohnte sich, denn das war nun der siebte Gamshimmel, das heißt die schönste Gamspleise und Hochwiese, die ich je sah! Man bedenke, daß dort kein Vieh hinkommt, daß dort nie gemäht wird, daß dort die edelsten Kräuter auf einem ganz fattgelben saftigen Grund üppig wuchern und duften. Wir saßen da eine Weile und taten bei Gott weiter nichts als glücklich sein! Das ist ein sehr großes Kunststück, das uns gelang, denn wir befanden uns im siebten Gamshimmel.

Die Zeit stand fast stille. Wir zottelten dann halb träumend halb wachend auf den Augstenberg hinauf und über seinen luftigen Grat zur Spitze hinüber, eine harmlose Wanderung, die man über den Grat zum Sareiser Joch hinab und nach St. Rochus oder Malbun behaglich fortsetzen kann. Von dort kann man über das Jöchle der Hundstalhöhe zurückkehren zur Alm Gritsch und zum Bettlerjoch oder auch — den Gang als Heimweg benutzend — zum Triesnerberg hinüberwandern. Diese Gratwanderung für alpische Bummler wird ihresgleichen an Schönheit suchen müssen, kommt man nämlich auf den Gipfel des Augstenberges, dann überrascht uns ein Tiefblick auf Malbun, der auch dem härtesten Kaltblüter einen Ruf der Bewunderung entlocken muß.

Es fällt mir schwer, die Schönheit von Malbun zu loben, nach so viel Erlebnissen. Hatten wir eben auf dem Gorvion gemeint, es könne kaum Schöneres geben als St. Rochus dort in der Tiefe, so mußten wir beim Anblick des Idylls von Malbun uns sagen, daß diese grüne Wiege der Alpenschönheit in ihrer Art — Vergleiche sind ja ganz zwecklos! — ein Stück Märchen schlechtweg genannt werden mußte. Wir standen auf der Spitze und uns zu Füßen lag ein Tal fern der Welt. Es hatte die Form einer großen Wiege, wie man sie aus geflochtenen Körben manchmal aufgehängt sieht. So war es aufgehängt zwischen den Bergen. Mittendurch floß der Bach. Links und rechts von ihm zogen ganz fattgrüne Wiesen, die wie Samt anmuteten, empor gegen die Hänge. Und dieser Wiesengrund, der das ganze hinterste Tal einnahm und der Arena eines großen römischen Zirkusses vergleichbar wäre, war an seinem glattgeschnittenen äußeren Rand von einer langen langen Mauer eingefaßt wie ein ganz sonderbar großer Garten. Die Mauer lief ganz gerade an der einen Talseite empor, bog in weitem Halbkreis im Talhintergrund herum und zog drüben wieder gerade entlang talaus. Unten waren die zwei Enden durch eine lange, den Bach überschneidende Mauer verbunden. Und an der Mauer entlang — das war nun das Liebliche noch — standen die braunen Häuschen und Hütten und Ställe in einer Reihe!

Da das Weideland und rauhe Gebirge rings außerhalb der Mauer jäh abstach von der samtgrünen Arena, so sah das ganz unwahrscheinlich schön her. Wir lachten beide: Hier ist das Paradies oder doch mindestens Max Geislers „Herrgottswiege". So nennt dieser Dichter ein ungemein liebliches Tal in den Bergen, drein seine Geschichte spielt. Ich liebe zwar die herbe kraftvolle Wirklichkeit mehr als solche Phantasiebilder, aber als solches ist jenes Tal samt seinem Volk gar schön beschrieben und man meint wohl, er müsse Malbun als Vorbild gehabt haben.

Der Name wird wohl sicher auf Valbon, Valbona zurückzuführen sein und das ist wohl treffend, denn dies ist ein gutes Tal im Sinne der Bergbauern. So hat auch

das Land und Fürstentum Liechtenstein seinen Himmel. Denn — was ein richtiges Land ist, hat seinen eigenen Himmel. Das ist klar.

* * *

Wir kletterten über den ziemlich steilen und etwas brüchigen Nordwestgrat unseres Berges hinab, nachdem wir lange zugeschaut hatten, wie schöne weiße Wolken über die Herrgottswiege hinschwebten. Auch bei unserem ferneren Spaziergang über den unten harmlosen Grat, sahen wir dort hinab in die Mulde von Malbun. Wir kamen so zu dem schon erwähnten Joch zwischen Augstenberg und Roßspitze, Hundstalhöhe genannt. Drüber hin lief einer jener köstlichen schmalen Gebirgstrampelpfade, wie sie im Laufe der Jahre von den Einheimischen getreten werden. Ehe wir ihm folgten, turnten wir noch über den Grat durch dichte Latschen zur Roßspitze hinaus. Und damit das Blumenwunder auch hier nicht fehle, blühten Rosen (rosa alpina) am Grat. Der Gipfel erhebt sich als grafiger Schrofenhöcker. Weit hinausgeschoben gewährt er einen wiederum außerordentlich schönen Niederblick in die Täler von Malbun und Valina, von wo allenthalben Kuhgeläute heraufschwang, wo Almen grünten, Hirtenrufe schallten — kurz das ganze auch für den Vertrauten immer wieder so wahrhaft „poetisch" anmutende Leben und Treiben des Alpsommers.

Als wir auf dem Pfad von der Hundstalhöhe zur Alm Gritsch und weiterhin zur Pfälzer Hütte im Abendsonnenschein heimtrotteten, da kamen wir mitten hinein in dieses Almleben, in das heimkehrende Vieh, unter das „Almvolk" und bald hatte ich einen juchzerfrohen Hirten gefunden, mit dem ich mich messen konnte, denn das ist gar schön, am Abend, wenn drunten einer jauchzt, ihn von der umsonnten Höhe mit hellem Jodler wieder zu grüßen, immer heller und schmetternder, bis es von allen Almen heraufklingt, als jauchzten sie ihre Freude am freien Leben der enteilenden Sonne nach, sie zu halten.

## IV. Hoch über dem Rhein

(Rappenstein, 2072 *m* — Schafbodenkopf, 2213 *m*
Plasteikopf, 2356 *m* — Hintere Grauspitze, 2577 *m*)

Der dritte Tag galt dem langgezogenen Kamm, der sich jenseits des Valinatales, hoch über dem Rheintal hinzieht, der von Triesnerbergkulm aufsteigt zu den wilden Schrofen der Grauspitzen.

Da hieß es denn wieder früh heraus, was nicht so sehr leicht war, denn in der Nacht war ein tolles Gewitter über die Hütte niedergegangen, hatte eine den halben Himmel verdüsternde Wolkendecke zurückgelassen und rottelte noch immer mit jähen Windstößen an den Fensterläden.

Aber um 6 Uhr 10 Min. trabten wir in den frischen Morgen hinein, leicht und schnell, denn wir mußten erst hinab ins Naaftälchen, um im Bogen das hinterste Valina zu überqueren, wo ein schon von der Hütte aus sichtbarer Pfad unterm Plasteikopf entlangführt zur Alm Gapfahl. Er bildet einen der reizvollsten Zugänge zur Hütte, ist jedoch so üppig umwuchert, daß man ihm nur bei trockenem Wetter folgen darf, will man nicht den Reichtum der abertausend Wasserperlen von den Gräsern und Zweigen streifen. Zwei Fräulein, die halbschuhig und florstrümpfig uns entgegenkamen, hatten das für uns getan. In dem schütteren Wald wuchsen Schwalbenwurzenziane in nie gesehenen Massen. Sie sind die treuen blauäugigen Begleiter des Herbstwanderers und von jener allen Schattenpflanzen eigenen anmutigen Zartheit des Baues, die sich in hohen schlanken Stengeln und lichthungrig gebreiteten Blättern äußert. Die prächtigen sattblauen Glocken stehen wie blaue Flammen auf dem edlen Bogen des Stengels. Merkwürdig ist, wie sich der Anblick der Pflanze ändert, wenn

sie ans Licht tritt. Sie reckt sich auf und hat ein fremdes Ansehen, wie ein Tölpel, der in einen Ballsaal geriet.

Auf der Alm Gapfahl, 1746 *m*, 7 Uhr 15 Min., verließen wir dankbar den Pfad und stiegen auf einem Almweg nördlich der Alm empor in ein Weidetal (nördlich des P. 1861 im Siegfriedatlas). Hier weideten 2 Rosse — ein Fuchs und ein Rappe — einsam in der eben durchbrechenden Morgensonne, ein friedliches Bild. Im Rechtsbogen ausholend stiegen wir sodann über schon herbstgilbe Weiden nach Westen empor auf den Grat, lange schon begierig auf den Tiefblick, der sich dort droben auftun mußte. Unsere Spannung wuchs mit jedem Schritt und wir frugen uns, wie oft wir schon so von Erwartung erfüllt eine Grathöhe erklommen hatten, um den auch im täglichen Leben so spannenden Blick auf dies Kommende, auf „die andere Seite" zu tun.

Jetzt tauchen duftblaue ferne Höhenzüge über die nahe Gratkante. Wir machen — ohnehin schon fast atemlos — noch einige hastige Schritte, sehen den Blick an langen Gebirgsketten niedergleiten und — mit dem letzten Schritt — ganz plötzlich die weite breite Tiefe des Rheintales 1500 *m* tiefer drunten. Es ist 8 Uhr des Morgens, die Sonne steht hinter uns und übergießt das ganze weite Gefilde, die Felder und Wiesen, die zahlreichen Dörfer und Einzelhöfe mit breitem Licht. Gerade unter uns liegen die Dörfer des Landes Liechtenstein, auf dessen Rückgrat sozusagen wir jetzt stehen. Und wenn wir diese Dörfer, das Schloß Vaduz und die rebenreichen Gefilde, wenn wir die Obsthalden, die unbeschreiblich schönen Bergwiesen, die Mähder und die reichen üppigen Almen — wenn wir das alles nun so überschauen, so müssen wir sagen, daß wir wohl noch nie eine so nahe an das oft geträumte und gemalte Ideal heranreichende Vereinigung sahen von landschaftlicher Schönheit und wirtschaftlichem Wohlstand, von friedlicher Lage unter romantischem Gefels und wilden Gräten. Es gibt noch glückliche Inseln im ruhelosen Europa.

* * *

Wir erstiegen den nahen Rappenstein, 2072 *m*, 8 Uhr 20 Min., über seinen rosengeschmückten Grat, wir folgten weiter dem Kamm zum Schafbodenkopf, 2213 *m*, 9 Uhr 45 Min., und schritten dann dem Plasteikopf zu, immer über üppig grüne, bald schmale bald breite Gratrücken, immer zur Rechten das stets wechselnde Bild des Rheintales, des Landes Liechtenstein, der reichen Schweiz, die ihre Wohlhabenheit selbst bis hierherauf bekundete mit den hellglänzenden großen Dörfern, die sich fast ohne Unterbrechung am sonnigen Gehänge jenseits des Rheines hinziehen.

Vor dem Plasteikopf rasteten wir ein halbes Stündchen. Ich betrachtete mir den beachtlichen Steilaufschwung und Überhang, mit dem sein Nordgrat emporstieg, gepanzert mit roten Platten. Da wir kein Seil mitführten, so war diese „durchaus alpinoïde Angelegenheit" (wie mein Kamerad Dr. Bogendörfer das nennen würde) sehr zu überlegen, denn linksherum war ja eine ostseitige Umgehung leicht möglich. Aber der schöne Fels lockte uns arg und so pirschten wir uns an. Bald hatte uns die Kletterfreude gepackt und jene so eigenartige Lust, mit fast gieriger Hand über die glatten Platten emporzuturnen, den Überhang zu überlisten und lachend — oh so sehr befriedigt — über den leichten Schlußgrat zur Spitze zu stürmen, bis — plötzlich der arg verwitterte und brüchige Grat uns nochmal zeigte, daß man nie allzufrüh frohlocken darf. Es war wirklich nicht ganz harmlos, wie da die Grattürmchen und Felstafeln herumhingen und sich eigentlich nur noch gegenseitig ein wenig stützten.

Aber dann saßen wir auf der luftigen Spitze des Plasteikopfes, 2356 *m*, 11 Uhr 20 Min. bis 12 Uhr, und staunten neuerdings hinaus und hinab. Ein Eisenbahnzüglein rumpelte — ganz schwach hörbar — drunten vorbei, kroch winzig und scheinbar schnekkenlangsam durch das große weite Tal, verschwand schließlich doch und ließ uns

allein mit dem Geläute der Herde von Lavena, das jetzt heraufklang und uns stundenlang begleitete, leise und melodisch. Im Südosten bummerte schon wieder das tägliche schwarzaufsteigende Gewitter. Aber wir ließen uns nicht stören, zogen dann und wann die schönen Kristalle aus den Hosensäcken, die wir unterwegs gefunden hatten und von Zeit zu Zeit bewundern mußten.

Um die Mittagsstunde brachen wir auf, dem letzten Tagesziel, den Graufpitzen entgegen. Dieser Übergang erfordert schon trittsichere und bergerfahrene Steiger, denn der Südgrat des Plasteikopfes weist steile Grasplanken auf und auch das Zwischenstück, das man z. T. westseitig auf Schafsteigen umgehen kann, ist für Bergungewohnte tückisch und mehr noch der brüchige Sporn, über den wir den dann harmlos breiten Nordostgrat der Hinteren Graufpitze gewannen. Wir warfen das Gepäck ab und zottelten in der schwülen Hitze dieses Spätsommertages zum Gipfel hinauf, 2577 *m*, 13 Uhr 50 Min. bis 14 Uhr 30 Min., wo wir erschlafft hinsanken auf die heißen Felsen. Eine Schattenwolke erfrischte uns dann und nun sahen wir erst, wie schön es hier war. Der nahe Falknis, der durch einen ungemein wilden Zackengrat mit den Graufpitzen verbunden ist, hat ja einen ganz großen Namen als Aussichtsberg. Aber die Graufpitzen stehen ihm nicht viel nach. Da lagen Vorarlberg und die Schweiz, der Bodensee und der Walensee, Rheintal auf und ab ausgebreitet da.

Es war ein echter Hochgebirgssommertag. Das ganze Himmelsgewölbe schien mit hellblauer Seide bespannt, die mit Gold und Silber durchwirkt war. Dies Gold und Silber schmolz in der Sonnenglut und tropfte flimmernd herab. Die Gebirge, die Schneeketten und Felshöhen, die Täler alles ertrank in Licht, in Duft und Dunst, in Blau und Gold. Weißkugelige Wolken schwebten aus dem blauen Raum hervor, heran, spendeten Schatten oder zogen fern und glänzend vorbei und weiter — so weit, daß man ganz brennend und plötzlich mitzusegeln wünschte, bis dann die Goldpfeile schießende Sonne alle Wünsche in dem unruhigen Herzen tötete und wir fast wunschlos in träumendem Ruhen lagen. Wir hätten — wären wir nicht so wunschlos glücklich gewesen — nur eine Hand heben dürfen, um den Himmel zu teilen und einen Blick nach Orplid zu tun, dem fernen Land unserer Träume.

---

## V. Einige Ratschläge für die Besucher der Pfälzer Hütte

Habe ich oben unsere Erlebnisse geschildert, so sollen hier noch einige Erfahrungen folgen, knapp gedrängt, denn die „Zeitschrift" soll ja kein Führer sein. Da aber die Pfälzer Hütte am 5. August 1928 eingeweiht wurde, so ist sie in den Führern und Karten nur vereinzelt zu finden und die Turen in ihrem Bereich sind noch nicht von diesem neuen Standort aus betrachtet.

Die Hütte steht auf dem Bettlerjoch, 2111 *m*, auf der Grenze zwischen Vorarlberg (Österreich) im Osten und Liechtenstein (Fürstentum, ins Schweizerische Zoll- und Grenzgebiet eingeschlossen) im Westen. Auf dem Naafkopf schließt diese Grenze an die schweizerische an, d. h. die Hütte kann von allen drei Ländern aus erreicht werden. Eine kleine Wegliste mit Marschzeiten, von dem Pfälzer Sektionenverband (Ludwigshafen am Rhein) kostenlos zu beziehen, gibt darüber gute Auskunft.

Der kürzeste Zugang ist der von Liechtenstein her. Von der Eisenbahn (auch Schnellzügel) Station Schaan-Vaduz mit Autobus über Vaduz (Schloß besichtigen!) nach Triesnerberg. Von dort zu Fuß (Fahrstraße, auch für Auto) nach Sücca und entweder über die Almen Valina und Gritsch (Fahrsträßchen) oder Gapfahl (Fußweg) zur Hütte. Der Weg über die Alm Gritsch ist der sicherste, auch bei Nebel gut zu finden.

Die langen Zugänge von Vorarlberg her, die sehr schönen Wege durch das Saminatal (Station Frastanz) oder Gamperdonatal (Station Nenzing) eignen sich mehr für den Abstieg, wo allerdings ein Teil der Wirkung verlorengeht.

Außerordentlich schön ist es, von Feldkirch über das Vorderälpele (Naturfreundehaus) und auf dem Jubiläumsweg und Fürstensteig nach Gaflei (Gasthof) zu wandern, von wo man über Salum und Sücca den erstgeschilderten Weg erreicht.

Die Zugänge von der Schweiz vereinigen sich alle auf der Großen Furka oder am Barthümeljoch. Dorthin gelangt man entweder von dem überaus schön gelegenen Seewies (Station der Bahnlinie Landquart—Klosters im Prätigau) über Ganei oder Stürvis oder von Maienfeld (Station der Rheintalbahn) über Bargün (Sommerunterkunft), wobei man den berühmten Falknis besteigen kann.

Alles in allem also eine sehr große Zahl von Zugängen, d. h. die Möglichkeit, immer andere Wege zu wählen, wobei Findige noch viel mehr herausholen können als hier angedeutet ist.

Der Übergang zur Scheſaplana und deren Hütten wird durch einen bald zu erbauenden Steig über den Schafberg sehr erleichtert und großartig gestaltet werden. Bis jetzt geht man entweder noch durch das Schafloch von Süden zur Straßburger Hütte oder man besucht zuerst die schweizerische Scheſaplanahütte, von wo man stracks oder östlich über den Lünersee und die Douglaßhütte zur Scheſaplana gelangt.

Die Turen von der Hütte sind durch die Erlebnisschilderungen schon angedeutet.

Der gegebene Aussichtsberg ist der Naafkopf mit Weganlage, die aber einige Trittsicherheit erfordert. Näher und leichter ist der Augstenberg oder Schafälpler. Wer Zeit hat, versäume nicht den Rundgang über das Sareiser Joch—Malbun—Hundstalhöhe—Alm Gritsch anzuschließen.

Der Wanderer kann noch den Ausflug zur Alm Gapfahl und zum Rappenstein machen, oder zur Großen Furka und auf den Tschingel oder Augstenberg.

Der Kletterer wird sich vor allem an die Gratturen machen wie ich sie beschrieb, oder die Hornspitze überschreiten, der dankbarste Kletterberg. Schwierige Turen sind der Panüler (Westwand), der Westgrat des Naafkopfes. Die Grauspitzen sind über das Jesfürkele unschwierig, aber mühsam zu ersteigen.

Im Winter ist der Naafkopf von Osten eine „Glanztur", im übrigen aber sollten sich nur bergerfahrene Winterturisten dorthinauf begeben. Zugang natürlich über Triesnerberg—Sücca bei sicherem Schnee.

Karten: Zur Übersicht sei die schöne kleine Ausgabe der amtlichen Schulkarte von Vorarlberg (1 : 200 000) empfohlen, die bei Kümmerly und Frey in Bern erschien. Auf ihr beruht auch die Schreibweise dieser Arbeit (Rätikon, Scheſaplana usw.).

Zum Plänemachen und Wandern eignet sich die Karte der Rätikon-, Ferwall- und Silvrettagruppe (1 : 100 000) von Pasche & Lutz, Stuttgart, die durch Neubearbeitung recht brauchbar wurde.

Für den Bergsteiger kommen zwei Karten in Betracht:

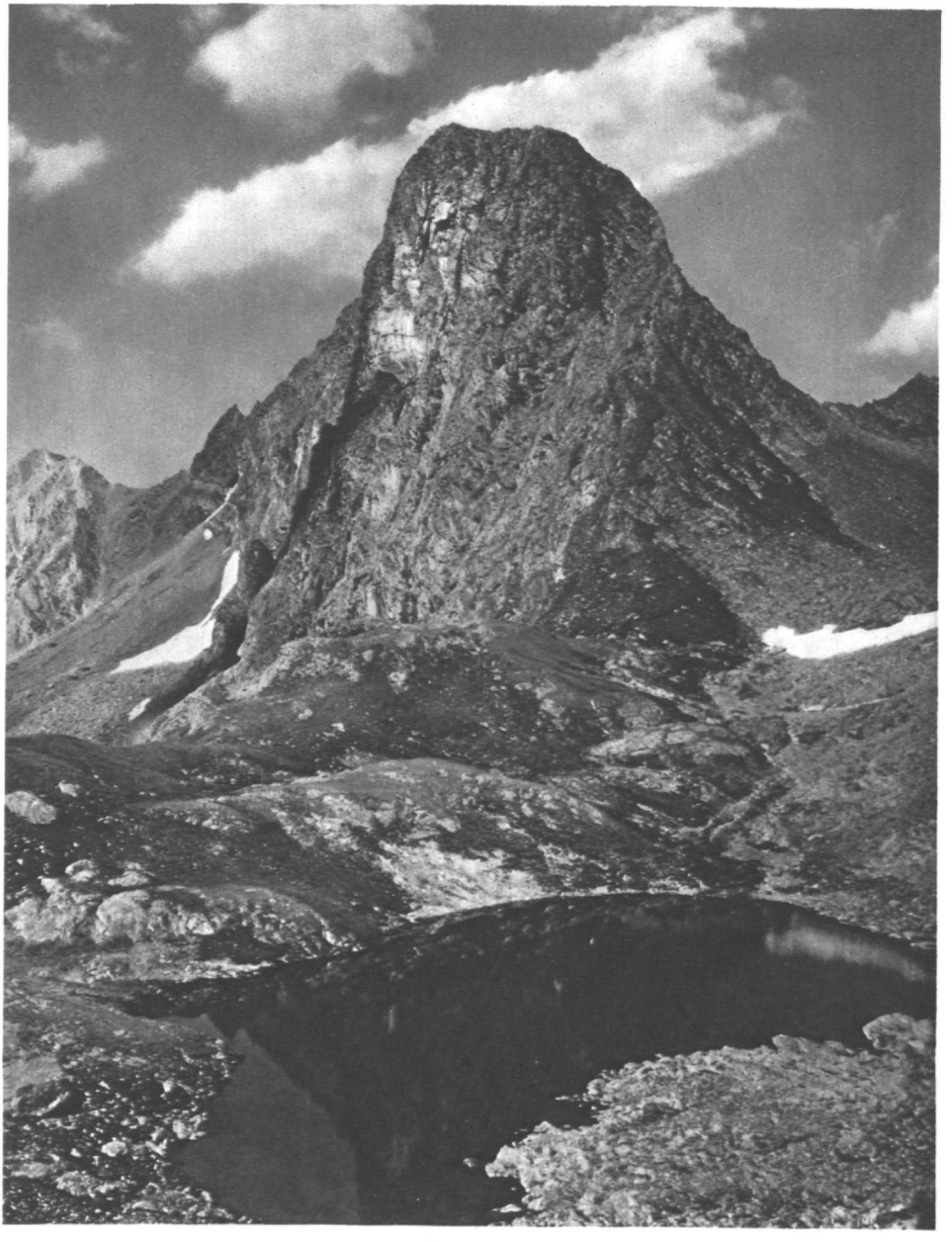
1. Die Wanderkarte „Bludenz und Vaduz" (1 : 75 000) des Kartogr. Instituts in Wien, mit Wald- und Weg-Aufdruck; sie umfaßt den ganzen Nordwesträtikon, d. h. vor allem die wichtigen Anmarschwege der Liechtensteiner und Vorarlberger Seite.

2. Das Blatt „Prätigau I" (1 : 50 000) des Topogr. Atlasses der Schweiz (Landestopographie Bern), die weitaus beste Karte. Sie umgreift die engere Umgebung der Hütte (nicht aber die Nord-Anmärsche) und die ganze Schweizer Seite. Es genügt zur Not auch gut das Blatt Nr. 273 des genannten Atlasses (sog. Siegfriedatlas).

Führer: Als Sonderführer besteht nur mein „Führer durch die Nordrätischen Alpen", Bd. I: Rätikon (Vorarlberger Verlagsanstalt, Dornbirn). Die Hütte ist dort natürlich noch nicht berücksichtigt, wohl aber alle Gipfel. Das gleiche gilt für Meyers „Hochtourist in den Ostalpen", Band IV, wo das Kapitel „Rätikon" ebenfalls von mir bearbeitet ist. Für die Talschaften seien Meyers „Ostalpen", Bd. I, und Tschudis „Schweiz", Bd. III, empfohlen.



Pfälzer Hütte am Bettlerjoch



Mezzotinto Bruckmann

Die Gösleswand vom Göslesſee.


Universitäts-Bibliothek
INNSBRUCK

# Bergfahrten im Gebiete der Neuen Reichenberger Hütte

Von Rudolf Kauschka, Reichenberg

Es mag wohl gestattet sein, die Erinnerung aufzufrischen an ein vergessenes Berggebiet, von dem seit mehr als 30 Jahren hier nicht mehr berichtet worden ist. Damals hat kein Geringerer als Ludwig Purtscheller, unser größter Bergsteiger, in seinem vielerlei umfassenden Aufsatze „Aus dem Alpenkranze des Defereggerthales" (in der Zeitschrift 1897) diese ganz verschollen gewesene Bergwelt gewürdigt, indem er nachdrücklich auf die ungeahnten und verborgenen Schönheiten des Villgrater Gebirges und vor allem der Panargen- und Lasörlingberge hingewiesen hat. Doch all seine preisenden Worte sind nicht mehr gewesen als ein Rufen in den Wind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihm in diesen vielen Jahren kaum zehn Bergsteiger gefolgt sind auf die Gipfel, über die hier sein nimmermüder Fuß geeilt ist, wo seine ewig durstigen Augen sich mit seliger Schau gefüllt haben.

Wohl flutet heute der Strom fremden Lebens reger ins Defereggertal, seit 2 Jahren besonders gefördert durch einen täglichen Autoverkehr zwischen Lienz in Osttirol und St. Jakob in Defereggen; aber über diesem langen und herrlichen Hochgebirgstale ragen noch wie ehedem die ernsten Berge in schwerer, schweigender Einsamkeit, die tiefgrünen Märchenaugen ihrer vielen Seen träumen noch immer ungestört unter einem Blau, das schon an südlichen Himmel mahnt, von überall schäumt ihrer Bäche leichtflüssiges Silber zu Tal und der Frühling ihrer reichen Almen über Wäldern voll lichter Lärchen und dunkelsamtener Zirben ist so voller Duft und Farben wie nirgend sonst. Hier wird der wahre Freund unverschnittener, köstlicher Hochgebirgsnatur noch immer sein Ideal finden, hier ist rings um ihn die „selige Öde", die er so liebt, und hier beglückt ihn von felsigen Gipfeln eine Schau, die ihresgleichen kaum hat im ganzen gesegneten Lande Tirol. Einzig um dieser unbeschreiblichen Sicht willen, sollte man auf diese Berge steigen, um feierlich zu erschauern vor der blendenden Gletscherherrlichkeit der Tauern im Norden und den still und überirdisch flammenden Felsfackeln der Dolomiten im Süden.

Die vorliegende Arbeit rein touristischer Art gilt jedoch nicht der gesamten Bergumrahmung des Defereggertales (so heißt das wohl 50 *km* lange Tal der Schwarzach, die bei Unter-Huben ihr eisgrünes Wasser in die Isel verströmt), ausgeschaltet bleibt das südlich des Isel- und Defereggertales ragende, gewaltig ausgedehnte, hundertgipflige Villgrater Gebirge, von dessen ureinsamen, felsigen und weidegrünen Hochzinnen die nur durchs Pustertal geschiedenen Dolomiten den wunderbarsten Anblick bieten; hier sollen — und auch dies nur zum Teil — die zwischen das Defereggen- und Iseltal eingekeilten Lasörling- und Panargenberge behandelt werden, in deren Herzen der Deutsche Alpenverein Reichenberg seine neue Hüttenheimat gefunden hat. Am dunkelgrünen Bödensee, ganz nahe dem wichtigen Übergange der Bachlenke, 2612 *m*, steht das am 26. Juli 1926 feierlich eröffnete Bergsteigerheim des genannten Vereins, der damit eine Bresche in eine seit je gemiedene einsame Bergwelt geschlagen hat. Doch auch der Freund der Einsamkeit braucht die Erschließung eines bislang unbekannten Gebietes nicht zu bedauern, denn der Alpenverein Reichenberg wird

zweifellos die Hütte und die Wege, die zu ihr führen, im Sinne der neuen Richtlinien der Hauptleitung des D. u. Ö. Alpenvereins betreuen und erhalten.

Aber abgesehen davon: welchen Sinn hat es, zu wissen, daß irgendwo eine Bergwelt in Stille und Einsamkeit vergraben liege und sie nie zu besuchen? Welchen Wert hat eine unbekannte Einsamkeit? Wir haben es immer als unsere gute Aufgabe angesehen, die Schönheiten der Erde gleichgesinnten Menschenbrüdern zu vermitteln, damit sie daraus Glück und Kraft für ihr Leben schöpfen. Schon aus diesem makellosen Grunde ist alles zweckmäßige und gute alpine Schrifttum hinlänglich berechtigt. Und sollen wir wohl deswegen greinen, daß die große Verlassenheit dieser Berge, die ich seit Jahren allein oder mit wenigen Freunden durchstreift habe, nun vielleicht zu Grabe getragen werde? Können wir uns nicht vielmehr freuen, daß der schwermütige Ernst und die himmelnahe Öde dieser Welt wie die überreiche Sicht von ihren Gipfeln nun auch andere zu beglücken vermögen, daß nun mehr Augen mit herrlicher Schau getränkt und mehr Herzen erhoben werden zu den Bergen, „von denen uns Hilfe kommt"?

Doch getrost: wie die Villgrater Berge, so werden viele der Panargen- und Laförlingberge noch lange, lange einsam bleiben, denn keine Prunkberge sind es, die man gemacht haben muß und denen die Menge von allen Seiten zufliegt, wie törichte Falter den Lichtern in der Nacht, sondern hoheitsvoll abweisend starren ihre braun-, grün- und schwarzfelsigen Gipfel über die lichtgrünen, sprudelnden Triften der Almen, in kleinen grünen Seeaugen spiegeln sie ihr dunkelernstes und doch so beredtes Gesicht, und rings um ihre harten trotzigen Flanken und ganz nahe den wenigen Wegen und Wegspuren wird die Einsamkeit immer wie festgemauert stehen bleiben und dem Erholung gönnen, der sie sucht.

So mag die geräumige Neue Reichenberger Hütte eine notwendige Erholungsstätte sein für den Wanderer und Bergsteiger, der aus den mächtigen Eisgefilden der Venedigerberge zur prachtvollen Fels- und Firnwelt der Rieserferner oder nach dem Zauberlande der Dolomiten pilgern will. Hier wird er mittwegs köstlich rasten können und sich freundlich aufgehoben finden. Und die Sommergäste S. Jakobs und Prägratens werden sich zu ihr herauf bemühen müssen, wenn sie vom Urquell der Alpenschönheit in vollen Zügen trinken wollen.

Vor allem aber wird die Hütte jenen Bergsteigern ein willkommener Stützpunkt sein, die nicht oder nicht mehr nach besonders schwierigen Fahrten verlangen, aber doch dem ewigen Jungbrunnen der kraftspendenden Berge recht nahe sein wollen. Ihnen bietet die Reichenberger Hütte ein Tätigkeitsfeld, das von der Rötspitze im Nordwesten bis zum Laförling im Osten reicht, ungemein verschiedenartig ist in der Art der Bergformen und ihres Gesteins, und das 6 Gipfel von 2800—3000 *m* und mehr als ein Dutzend Gipfel von über 3000—3500 *m* Höhe aufweist. Es mag in den deutschen Ostalpen wenig Hütten geben, die soviel leichte, mittelschwere und schwierigere Bergfahrten ermöglichen.

## I. Teil: Bergfahrten im Laförlingkamm

### 1. Die Berge um den Bödensee

(Gösleswand, 2912 *m*, Finsterkarspitze, 3028 *m*, Kesselpater, 2985 *m*, und Heinzenspitze, 2930 *m*)

Es sind die eigentlichen Hüttenberge. Wie eine vielzackige Krone ragen sie über dem licht- und dunkelgrünen See. Jede sonnige Frühe wirft wunderblaue Schatten um ihre rostbraunen Felskörper und an jedem klaren Abende blühen die kleinen, nie völlig verschmelzenden Schneefelder im Finsterkar in zartestem Purpur. Jeden Mittag aber singt der Bach, der den See tränkt und verschottert, am lautesten durch die Stille

dieser Einsamkeit. Mit grobem Blockwerk steigt die lange Heinzenspitze aus dem klaren Seespiegel, besät mit violettem Speik und himmelblauem Enzian neigt sich weicher grüner Almboden von der Bachlenke her dem See entgegen; und gerade über diesen blütenvollen Matten ist die Gösleswand wie eine große dunkle und unnahbare Felsglocke aufgestellt. Doch ist es nicht der Hauptgipfel, sondern nur der südwestliche Vorgipfel, 2865 *m*, des vielgestaltigen Berges, der dieses unvergeßliche Bild der Reichenberger Hütte zukehrt und im See spiegelt; denn von diesem Vorgipfel erstreckt sich nun in nordöstlicher Richtung ein wohl 500 *m* langer Rasengrat mählich steigend zum Hauptgipfel, und dieser Gipfel erscheint nun von Osten oder Westen gesehen als ein großes Horn, das sich gegen Norden über die Gösslesscharte, 2760 *m*, neigt, so als beuge der Berg sich demütig, ein armer geringer Geselle, vor seinen in lauter glitzernde Herrlichkeit gekleideten nördlichen Geschwistern und als wisse er nicht, daß jene nur durch ihn, den kleinen dunklen Bruder, ihre ganze silberne Herrlichkeit entfalten können.

Vom Verbindungsgrate beider Gipfel stürzt der Berg gegen Norden jäh ab, was ihm den Namen einer Wand eingetragen hat. Unter dem Hauptgipfel in viele Stockwerke zersprengt, unter dem Vorgipfel aber unheimlich glatt, senkrecht, und hier wohl nur der geübtesten Kletterkunst sich nicht versagend, stellt er sich als mächtige, 300 bis 400 *m* hohe schwarzgrüne und rostbraune Mauer aus Serpentin und Olivin dar, und der Wanderer, der aus dem Großbachtal der sanften Senke der Bachlenke zustrebt, hat Muße genug, dieses düstere Bild in allen Einzelheiten sich einzuprägen.

Und wiederum ganz anders ist die gegen das Finsterkar gerichtete südliche Bergseite. Man glaubt es kaum, wie rasch der Berg all sein Schreckhaftes und Einschüchterndes verliert, je mehr man sich, um ihn zu ersteigen, der Roten Lenke, 2794 *m*, dem Bachel Lenkel der alten Spezialkarte, nähert, jener lehmfarbenen Einsattlung, die den Übergang ins Kleinbachtal vermittelt und die Gösleswand vom Westgrate der Finsterkarspitze trennt. Immer harmloser entpuppt sich da der Berg, zuletzt bleibt nur noch eine mäßig steile, etwa 100 *m* hohe Rasenflanke übrig, über die man von der Roten Lenke einer Pfadspur folgend, fast mühelos den Grat zwischen Vor- und Hauptgipfel erreichen kann. Und ganz unbeschwerlich folgt man nun dem Grate zur höchsten Erhebung, wo man sich auf weichem Rasen zu herrlicher Schau niederlassen mag.

So wird die Gösleswand, die sich der Reichenberger Hütte so überaus keck und unersteiglich zeigt, auf diesem Wege zum leichtesten aller Hüttenberge und kaum einem Wanderer vorenthalten bleiben. Das Entzückendste an diesem Wege sind im späten Juli oder frühen August die mitten ins Geröll hineingestreuten Blumeninseln unter der Roten Lenke. Die zarten Dolden des violetten Speiks, der kleine blaue Sternenzian und der niedrige Gletscherhahnenfuß mit seinen weißen, rosig angehauchten Blüten, strahlen hier in anmutigster Fülle und Schönheit, ein unsagbar liebliches Gedicht.

Und dann der Gipfel selbst! Welche Herrlichkeit von Bergschönheit breitet er nach kurzer Wanderstunde rings um uns aus! Mit sprachloser Bewunderung erblicken wir plötzlich vom Glockner im Osten bis zur Rötspitze im Westen den hohen glänzenden Wall der großen Gletscherberge. Die beiden genannten Gipfel, die formenschönsten der ganzen Tauern, sind die gewaltigen Eckpfeiler des nördlichen Bildes, und die Mitte füllt der Großvenediger, der sein breites Haupt über die weitesten der Gletscher hebt. Wohl am schönsten ist dieser Gipfelblick kurz vor Abend: Schon zartblau wogt der königliche Gletschermantel der Rötspitze nieder, scharfe dunkle Schatten sind in den riesigen Felsklotz des Quirls eingeschnitten worden, in den tiefen Furchen des Umbal-, Maurer- und Dorfertales wachsen von Blick zu Blick die gezackten Schattenbilder der Berge und in diese schluchtenfüllenden, wundervoll abendlich blauen,

strecken die großen Gletscher ihre eisigen Zungen hinein. Von jenen Gletschern her, hoch über uns hinweg, segeln in seidigem Himmelsblau die letzten Abendwolken gegen Süden und kühler wird der Wind, der sie beflügelt. Nun kommt die Stunde, da die Eisfelder des Venedigers so rosenrot erblühen, als hätte der Himmel einen Becher blutroten Weines über ihr weißes Linnen geschüttet.

Draußen im Süden aber, wir brauchen nur den Kopf zu wenden, da brennen jetzt weit hinter den sanften und vielfältigen Wogen der Villgrater Berge die mächtigen Felsriesen der Sextener und Ampezzaner Dolomiten, wie große, glänzende Opferflammen. Sie starren schon jahrtausendelang, doch zu dieser Stunde ist es, als lodere in ihnen die maßlose Qual eines unerhört gepeinigten Volkes zum Himmel. In Scham und Traurigkeit empört sich jedes wahrhafte Menschentum über dieses Unmaß von Ungerechtigkeit. Uns grämt nicht so sehr, daß Österreich sein Felsenland verloren hat — denn ob sie in dem oder jenem Staate stehen, jedem Volke sind die Berge soviel, als es in sie hineinzutragen und aus ihnen zu gewinnen vermag — uns wurmt nur, daß ein gutes und gesittetes Volk von Brüdern seiner wunderbaren Heimat nicht mehr froh werden kann, daß es schon jahrelang mit jedem Tage, der ihm neues Unrecht bringt, mehr vergrämt und verbittert und zu ohnmächtiger Wut und Verzweiflung getrieben wird. Alle Schmach und die ganze Verachtung jedes rechtlich denkenden Menschen denen, die solches beschworen! Wir werden das nie verschweigen können, so lange barbarische Gewalt dort knechtet, denn immer ist uns, wenn wir dorthin schauen, als stürze ein Strahl tödlich kalten Wassers in die mit allen Seligkeiten heißen Berggluds gefüllte Schale unseres Herzens.

Die Gösleswand läßt sich natürlich nicht nur auf dem erwähnten Allerweltswege besteigen. Sicherlich kann man auch von Norden her, aus der Göslesscharte, über ihre schotterigen Stockwerke den Hauptgipfel unmittelbar erklettern. Wir gewannen diesen Eindruck, als wir auf der Suche nach der sagenhaften Bergkristallhöhle an einem Schlechtwettertage die Göslesscharte überschritten und dann am Abende vom obersten Kleinbachboden auf dem Ostgrate des Berges, dem ausgeprägtesten und längsten seiner Grate, dem Gipfel zustrebten. Dieser Grat ist arg zerschartet worden von jenen Asbestsuchern, die früher den weißen Adern des begehrten Minerals nachgegangen sind und den Berg ganz planmäßig bearbeitet haben, so daß heute nicht mehr allzuviel des faserigen Stoffes zu finden ist. Ohne Schwierigkeiten gelangten wir teils auf dem Grate, teils auf seiner südlichen, berasten und edelweißgezierten Abdachung zum Ziele.

Es mag an dieser Stelle erwähnt sein, daß die Gösleswand und ihre Umgebung zu den bekanntesten Minerallagerstätten der Ostalpen zählt. In dem großen Werke G. Gassers über die Mineralien Tirols sind wohl mehr als 60 verschiedene, zum Teil seltene und wertvolle Mineralien angeführt, die hier vorkommen sollen und die Umgebung der Reichenberger Hütte zu einem dankbaren Arbeitsfeld für den Gesteinkundigen machen.

Und dann gibt es noch einen kurzen schönen Kletterweg, der von der Hütte aus unmittelbar zum Vorgipfel führt. Von diesem fällt in südwestlicher Richtung ein geschulterter und vorwiegend beraster Felssporn ab, dessen breitausladendem Fuße der Göslesquell entspringt. Das kalte, überaus schmackhafte Wasser entströmt dunklem Gestein und tränkt den kleinen Göslessee, der, an 80 *m* lang und 30 *m* breit, eine Mulde unmittelbar nordöstlich unter der Bachlenke größtenteils füllt.

Der Anstieg über den genannten Felssporn kommt vor allem für den Bergsteiger in Frage, der die ganze Bergumrahmung des Bödensees regelrecht überschreiten will. Es ist wohl möglich, daß wir die Ersten waren, die am 10. August 1927 diesen Weg zum Vorgipfel wählten. Wir gingen von der Bachlenke aus und klommen von Süden her über eine steile Rasenflanke, wo uns Alpenastern und Edelweiß erfreuten, zur

schmalen Schulter des Grates empor. Als eine aus dem Bergleib herausgetriebene Kulisse richtet er sich hier ganz schmal und senkrecht auf und stürzt zur Rechten mit einer bedeutenden Wandflucht ins Kar nieder. Wir prüften gar nicht lange, ob diese Gratkante vielleicht doch begehbar sei, sondern querten von ihr etwa eine Seillänge nach links in eine Mulde des Bergkörpers, durch die wir den Grat höher oben wieder gewinnen wollten. Und so ging es auch ohne sonderliche Schwierigkeiten. Nachdem wir eine weitere Seillänge in der breiten Rinne angestiegen waren, erreichten wir mit der nächsten wieder den Grat zur Rechten. Er war hier wohl noch immer recht scharf und ausgesetzt, aber doch gut griffig, und brachte uns bald auf die mäßig geneigte Rasendecke des Vorgipfels und auf diesen selbst. Der bot uns an diesem Tage einen überaus klaren Anblick des Venedigers und der Dolomiten. — Die Kletterei dieses Anstieges zum Vorgipfel ist kurz und nicht schwer, doch ist mit Nagelschuhen auf dem glatten, rostbraun verwitternden Gestein besondere Vorsicht geboten. Der mühelose Gang auf dem Rasenrücken zum Hauptgipfel ist ein erlesener Genuß. Wenn die Augen, geblendet von der Gletscherpracht der Tauern, nach Ruhe verlangen, so werden sie, zurückgewendet, durch die dunkeltrotzigen Plattenwände des Panargenkammes und die grünen Almböden um die Hütte allsogleich eine linde Beruhigung erfahren. Während sich zur Rechten der Rücken des Berges immer gefälliger abdacht, stürzen zur Linken die Wände grausig unvermittelt ab. Viele hundert Meter tiefer trifft der Blick auf das von Herden durchläutete Großbachtal, aber kein Glockenklang erreicht die Höhe unseres Berges und nur das Rauschen des Großbachs fängt sich noch als ein leises, ununterbrochenes süßes Summen im Ohr.

Ganz nahe jedoch und gewaltig, eine prachtvolle Felspyramide, steht die Finsterkarspitze da. Wer ihr von der Hütte oder Gösleswand her über die Rote Lenke nahen will, hat mit dem nordwestlich gerichteten Grate, der „weißen Ader", den schwierigsten ihrer Wege gewählt. Doch so schwer ist er nicht, daß ihn ein geübter Kletterer nicht begehen könnte. Eigentlich sind es nur zwei kurze Gratstrecken, die eine gewisse Kletterfertigkeit erfordern und eine Seilsicherung rechtfertigen. Dies sind: bald nach Beginn des Grates jene Erhebung, die mit glatten hellgrauen Schieferplatten in eine Scharte abbricht, und der hierauf folgende steile Grataufschwung, gebildet von einer aus dem Finsterkar heraufstreichenden dicken Ader rotbraunen Gesteins, dem man am besten von der linken (nördlichen) Seite beikommt, wo genügend Griffe und Tritte vorhanden sind. Dann ist der Grat für eine kurze Strecke ein breiter, fast ebener Rücken. Hier kann, vom Gipfel kommend, am zweckdienlichsten über die südwestliche Schotterflanke des Berges ins Finsterkar abgestiegen werden, und diese Stelle vermittelt dann auch den leichtesten Anstieg von der Hütte zum Gipfel der Finsterkarspitze. Mehr gehend als kletternd bewegt man sich dann auf dem mäßig steigenden Grate über den westlichen Vorgipfel zum etwas höheren Hauptgipfel, den die Mappierungsmannschaft mit Steinmann und Vermessungszeichen versehen hat. Die neue Vermessung hat für den Gipfel eine Höhe von nur 3028 *m* ergeben. Ebenso sind bei vielen anderen Bergen des Hüttengebietes die neuen Höhenzahlen um durchschnittlich 2—5 *m* niedriger festgestellt worden, was möglicherweise auf die atmosphärischen Einflüsse während so vieler Jahre zurückzuführen ist.

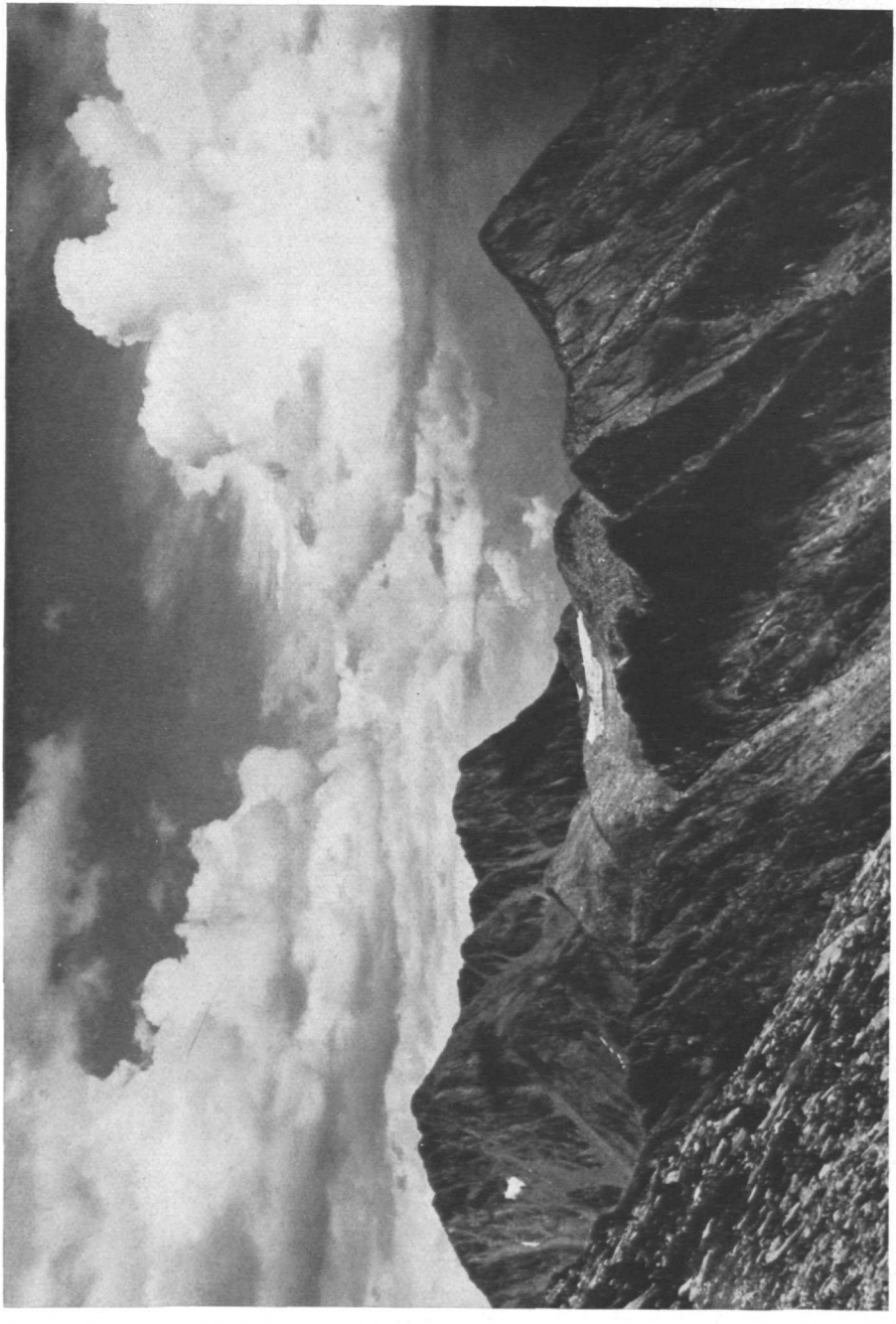
Die Fernsicht von der die Gösleswand um mehr als 100 *m* überhöhenden Finsterkarspitze ist denn auch von dieser weitaus umfassender als von jener und noch immer herrlich und malerisch genug. Bei klarem Wetter können die Augen über ein ungeheures Gesichtsfeld hinkreisen: von den fernen Julischen Alpen die ganze vielgestaltige Kette der Karnischen Alpen und Dolomiten entlang bis zum herrlichen Eisschmuck der Marmolata, dann zackt der gleißende Firnhelm des Hochgalls den Horizont, über dunklen Panargenwänden blitzt das Fleischbachkees, durch die Lucke des Rotenmanntörls leuchten die Zillertaler Eisriesen herein, dann schrägt sich der dunkle

Körper der Daberspitze ins Blau, unvergleichlich glänzt daneben die mächtige Kuppel der Rötspitze. Und weiterhin eilt der Blick über die Dreiherrnspitze, die Simonyspitzen, den Großen Geiger, den Großvenediger und das Wiesbachhorn zum Großglockner, dann sieht er in die dunkle Masse der Schoberberge kleine glänzende Gletscher eingebettet und noch weiter draußen schweben gleich weißen Inseln die Gletscherfelder des Sonnblicks in der graublauen Luft des Gesichtskreises, wahrlich eine wundervolle Schau, zu der sich noch, tief zu Füßen, die heiter grünen und anmutigen Bilder des Deferegger- und Virgentales gesellen.

Im scharfen und brüchigen Ostgrate der Finsterkarspitze, der sogen. „faulen Ader", setzt sich der Hauptkamm des Lasörlingzuges zum Stampfleskopf fort. Der kürzere Südgrat des Berges fällt hingegen mit steilen grauen Schieferplatten, in deren Kerben und Leisten sich da und dort kleine Rasenpolster verwurzelt haben, zur hohen Finsterkarscharte ab. Er bildet den kürzesten An- oder Abstieg bei der Überschreitung der Bödenseeberge. Man darf sich durch seine unfreundlich abwehrende Geste gar nicht verblüffen lassen; er ist gutmütiger als er aussieht, und nur mit einer kleinen Platte knapp unter dem Gipfel zwingt er die Hände an den Fels zu legen, sonst braucht es nichts, als bei gesteigerter Aufmerksamkeit die jeweils zweckdienlichsten der Rasen- und Felsleisten trittsicher zu benützen.

Aus der Finsterkarscharte, 2954 *m*, von der sich gegen Westen ein Schneefeld ins Finsterkar hinabsenkt und die oberste Mulde dieses Kares auch im heißesten Sommer füllt, und die nach Osten bedeutend steiler und mit rasendurchsetztem Felsgehänge abbricht, steigt man nun auf ziemlich großblockigem Grate leicht zur geräumigen Kuppe des Kesselpaters an, die einen mächtigen Steinmann trägt. Weit ausgreifend streckt diese flache Kuppe einen Gratfuß nach Süden bis auf die höchsten Böden der Dürrfelder Alm vor, wir aber benützen bei der Umwanderung des Bödensees den leicht gestuften unschwierigen Westgrat des Berges, der uns in die weit gebogene Senke, 2875 *m*, zwischen ihm und der Heinzenspitze bringt. Wenn man von der Hütte her den einen oder anderen der beiden Gipfel am leichtesten und schnellsten gewinnen will, steigt man aus dem Finsterkar über Schotterfelder ungefähr dort zu dieser Senke an, wo der Abbruch ihres rostbraunen Gesteines am niedrigsten ist. Ebenso leicht wie ins Finsterkar kann man jenseits über einen kurzen Steilhang und ein großes Blockfeld zum Kesselsee absteigen. Er füllt mit seiner lichtgrünen Flut eine seichte Schale der Alm, und in ihm spiegelt sich der mächtige Plattenpanzer der Alplesspitze. Hier sind wir einmal herabgekommen, um durch das Blütenwunder der Dürrfelder Alm nach St. Jakob zu wandern.

Von der erwähnten Senke steigt nun, mühelos begehbar, ein Schiefergrat mit großen graugrünen Platten dachartig zum Gipfel der Heinzenspitze an. Das ist der kurze sanfte Ostgrat des Berges. Doch viel reizvoller ist sein langgestreckter Westgrat, der sich in 4 größeren Stufen hinabschwingt und mit dem Geröllhang seiner letzten Kuppe unmittelbar zur Hütte niederfällt. Es ist ein Bergweg, wie geschaffen zu lustvoller Fahrt. Alle seine felsigen Steilstufen sind in genußvoller Kletterei und unschwer zu überwinden und die ebenen rasigen Gratstücke dazwischen locken nieder zu beschaulichem Verweilen. Der sternblütige Enzian, die dunkelblauen Rapunzelkugeln und die weißen Glocken des Steinbrechs leben hier oben ein selig-üppiges Leben. Über steile, in lauter Geröll zerborstene Hänge stürzt der Blick nieder in den Bödensee. Dessen herrliches Grün wandelt sich mit jeder Stufe des Grates, unwandelbar aber dunkelt es in der Mitte des Spiegels wie junger Efeu, leuchtet es heller am Rande wie Smaragd und Beryll. Über die Bachlenke schauen die vergletscherten Malhamspitzen her, flankiert von Mußwand und Quirl, den dunklen Felsriesen; im Süden aber heben sich, von der Weißspitze bis zum Wildeck, die Villgrater Berge immer höher empor und immer mehr verschwinden dahinter die mittagsblauen Türme der



Gewitter über den Laſörlingbergen. Vom Scheibenplattengrate des Blindis: links Laſörling-Nord- und Südgipfel, rechts Vigleshorn



Die Umrahmung des Bödensees und der Neuen Reichenberger Hütte. Von links: Gösleswand, Finsterkarspitze, Kesselpater und Heinzenspitze



Venedigerberge über der Reichenberger Hütte und Bachlenke, aus der Trojerwand der Alplesspitze

Dolomiten. Und je tiefer wir kommen, desto gewaltiger wuchtet auch, uns gerade gegenüber, die dämonisch lockende Wand der Alplesspitze, durchknattert von Steinschlägen: finstere Gewalt; und um so lieblicher wirkt das Bild köstlichen Friedens, zu dem wir über die letzten Felsblöcke niedersteigen: das hell geschindelte sonnige Heim am Rande blumiger Böden.

Die Überschreitung dieser 4 Gipfel um den Bödensee kann für den geübten Bergsteiger leicht die Arbeit eines halben Tages und in 4—5 Stunden beendet sein; es lohnt sich aber, sie zum Vergnügen eines vollen blauen Sommertages zu machen, damit Augen und Seele die unablässig wechselnde Pracht der Bilder geruhsam fassen und feiern können.

### 2. Blindis, 3000 *m*, Stampfleskopf, 3071 *m* und 3068 *m*, und Kriselachspitze, 2848 *m*

Purtscheller berichtet in seinem großen Aufsatze, daß diese beiden Gipfel ihren ersten touristischen Besuch durch den damaligen Vorstand der Sektion Defereggen J. Erlsbacher mit J. Ladstätter und B. Troger im Jahre 1894 erhielten. Der unermüdliche Meister des Bergsteigens, der bei der Durchstreifung dieser entlegenen Berge auf der Dürrfelder Alm nächtigte und von hier auch die Heinzenspitze, den Kesselpater und die Finsterkarspitze bestiegen hat, folgte jenen bald auf die beiden felsigen Hochzinnen. Ihm verdanken wir auch den wichtigen Hinweis, daß der Blindis nicht die in der alten Spezialkarte mit 2941 bezeichnete Kuppe ist. Diese Höhenzahl kommt dem Pizleshorne zu, von dem ein langer, vielgezackter Grat, der Faden (mit dem Fadenkopf, 2748 *m*), sich südlich gegen das Defereggertal vordrängt. Der Blindis ist vielmehr die westlich davon und höher aufragende und in der genannten Karte nicht kotierte Kuppe. Vom Gipfel des Blindis geht in südwestlicher Richtung ein etwa 1½ *km* langer, stark getürmter Felsgrat aus, der schon im alten Meßtischblatte als „Scheibenplatten" bezeichnet ist und der von seiner letzten Erhöhung, dem Punkt 2688, zu den schönen Weidegründen der Dürrfelder Alm absinkt.

Purtscheller meint, daß sich Blindis und Stampfleskopf am besten über ihre südöstlich gerichteten Grate ersteigen ließen. Ich möchte nun behaupten: Man erreicht den neuerdings mit 3068 *m* angegebenen Ostgipfel des Stampfleskopfes am besten und raschesten, wenn man, ansteigend vom obersten Karboden der Dürrfelder Alm — nahe den Scheibenplatten — den vom Gipfel in südlicher Richtung abfallenden leichten Felsrücken oder die östlich anschließende gebänderte Südflanke des Berges benützt. Und in Verbindung damit gewinnt man den Blindis am schnellsten über seinen Nordwestgrat aus der Gratsenke zwischen ihm und dem Stampfleskopf. Denn um den Blindis über seinen Südostgrat zu ersteigen, müßte man, immer die Dürrfelder Alm als Aus- oder Durchgangsort gedacht, zuerst in das Kar östlich des Scheibenplattengrates einbiegen, wo der Blindissee sein kleines, grünes Auge geöffnet hält, und dann die flache Senke zwischen Blindis und Pizleshorn zu gewinnen trachten, deren gegen Süden jäh abstürzende plattige Wände nur nahe dem Blindiskörper leicht zu überwinden sind. So erreicht man die Gratverbindung zwischen Pizleshorn und Blindis gerade dort, wo der breite Südostgrat des letzteren steil und mit stark rasendurchsetztem Gefels an 100 *m* hoch zum Gipfel aufstrebt. Aber dieser Grat ist weder leichter als der Nordwestgrat, noch ist der Grat zwischen Pizleshorn und Blindis rascher zu erreichen, als die Gratsenke zwischen diesem und dem Stampfleskopf.

Ich habe mich dem Blindis zum ersten Male und allein am 14. August des Jahres 1922 genähert. Von St. Jakob aus hatte ich den Lasörling durch das Töglscher Tal und über seinen Südwestgrat erstiegen und die unbeschreiblich schöne Sicht von diesem Gipfel solange genossen, bis mich die im Süden rasch aufgestiegenen Gewitter hinabgetrieben hatten. Um aber nicht auf demselben Wege nach St. Jakob zurückzu-

wandern, war ich vom Prägrater Törl über ein kleines ständiges Schneefeld, das Pizleshorn zur Linken, der oben erwähnten Senke vor dem Blindis zugesteuert; ihre Gratklippen überragen dieses Schneefeld nur gering. Dann hatte ich den kurzen und schotterigen Südhang des Blindis gequert und die höchste Einschartung seines Südwestgrates, des Scheibenplattengrates erreicht, von der ich zu den kleinen Seeaugen im Dürrfelder Kar und zu dieser Alm abgestiegen war. Das war in letzter Abendsonne gewesen. Eine gewaltige schwarze Gewitterbank hatte die Villgrater Berge erdrücken wollen, ihr entgegen war ich nach kurzer Rast ins Trojer Tal und nach St. Jakob hinabgeeilt. —

So hatte ich den Gipfel des Blindis sozusagen zum Greifen nahe gehabt, doch erst Jahre später, am 10. August 1925, konnte ich mit Freund Steinjan den höchsten Punkt des Berges wirklich erreichen. Es war der heißeste Augusttag jenes Sommers gewesen. Wir hatten geplant, den Blindis über den Scheibenplattengrat anzugehen, sodann den Hauptgrat des Laförlingkammes über den Stampfleskopf und die Finsterkarspitze weiter zu verfolgen und zuletzt zu unserer damals noch im Bau befindlichen Hütte abzusteigen. Aber es kam auch in diesem Falle anders als wir gedacht hatten. Erstens einmal waren wir erst um 5 Uhr 30 Min. früh von St. Jakob, dem Capua Defereggens, aufgebrochen, und dann hatten wir im Zirbenwald bald den Pfad verloren, der uns aus dem Trojer Tal hätte rasch zur Dürrfelder Alm hinaufbringen sollen. Wir hielten uns zuviel nach rechts aufwärts, kamen auf die steilen Rasenhänge, die sich vom Fadenkopf südöstlich absenken und gelangten erst nach einem mühsamen Quergang auf den steilen und felsigen Halden in das Kar der Knappengruben, wo viele verfallene Stollen und Mauernreste an die Glanzzeit des Deferegger Bergbaues erinnern.

Wir wollten uns auf der Dürrfelder Alm kräftig stärken, hatten aber nun dazu keine Lust mehr, da wir sie ziemlich weit links liegen sahen; wir gingen vielmehr gleich auf den Scheibenplattengrat los und stiegen vom Süden her in einer Rasenrinne zum Punkte 2688 dieses Grates an. Es war noch nicht 10 Uhr, als wir in sengender Sonne über die Zacken und Türme zu klettern begannen. Dabei bemerkten wir, daß sich der Grat in das östliche Kar fast überall mäßig steil abdacht, so daß man von dort ohne sonderliche Schwierigkeiten wohl zu allen seinen Scharten ansteigen kann; gegen Westen aber bricht er unvermittelt, vielfach nahezu senkrecht und ziemlich tief ab. Manchmal stellte sich uns der Grat messerscharf entgegen. Es gab, namentlich im unteren Teile, einige Gratstücke und -abbrüche, die uns grimmig anglotzten, uns auch ziemlich schwer zu schaffen gaben, mehr als der größte der Grattürme, der aus einer breiten Rasenscharte ansteigend, sich mit glatten grauen Platten wehrte, deren ich mich noch am deutlichsten entsinnen kann. Dann kamen wir in die oberste bekannte Einschartung des Grates, aus der er sich mit kleineren Zacken zum Gipfel emporschwingt. Noch einmal hemmte hier eine scharfe schwere Gratstelle, die wir auf einem Schotterbande zur Linken unschwer umgehen konnten und auch gerne umgingen, denn die ungewöhnlich brennende Sonne hatte unsere Angriffslust schon beträchtlich gedämpft. Endlich, nach mehr als dreistündigem Klettern, konnten wir uns mit mächtigem Durst und ausgedörrt wie Pflaumen auf dem Gipfel niederlassen. Wie sehr vermißten wir jetzt die verschmähte Rast auf der Dürrfelder Alm. Was wir an Eßbarem aus den Tiefen unserer Rucksäcke fördern konnten, war nichts als ein Landjäger, ein kleines Stückchen Brot und 2 Zitronen. Das war besonders für mich, der ich im Gegensatz zu meinem Freunde an Üppigkeit nichts zu verlieren habe, ein wenig erfreulicher Anblick.

So gaben wir uns denn eine ganze Stunde lang der selten schönen Schau hin und kletterten dann auf dem Nordwestgrate des Berges hinab, ohne nennenswerte Schwierigkeiten zu finden. Noch vor der tiefsten Einsenkung, aus welcher der augenscheinlich

leicht begehbare Südostgrat des Stampfleskopfes ansteigt, gingen wir nach links hinab zu kleinen Schneefeldern, die in der südlichen Geröllhalde des Stampfleskopfes unter der heißen Sonne zusehends verquollen. Hier stillten wir ausgiebig den grausamen Durst und strebten dann dem doppelzackigen Ostgipfel des Stampfleskopfes zu, der Freund über den südlichen Felssporn und ich in der Breitseite der leicht gebänderten Schieferwand.

Die Rundsicht, großartiger noch als vom Blindis und der Finsterkarspitze, beschäftigte uns diesmal fast gar nicht. Wir waren zu gespannt auf den kommenden Teil des Grates, der sich weiter in nordwestlicher Richtung fortzackt, zu dem jetzt 3071 *m* hohen Westgipfel des Stampfleskopfes, der uns in einer Entfernung von etwa 400 *m* tatsächlich etwas höher erschien als unser Standpunkt.

Ebenso wie der Scheibenplattengrat des Blindis war wohl auch diese Gratverbindung zwischen den beiden Stampflesköpfen noch unbegangen. Weder Purtscheller, der zusammenhängende Gratwanderungen bevorzugte, noch sein bergerfahrener Gewährsmann Erlsbacher wissen von diesem Grate zu berichten. Auch der Westgipfel des Stampfleskopfes dürfte damals von Bergsteigern nicht betreten worden sein. Mir hatte ein junger Hirte von der Trojer Alm vor Jahren erzählt, daß es dort oben einen „Spitz" gäbe, den „Gutweidenspitz", auf den sie manchmal stiegen, um nach dem Berge ihrer Pustertaler Heimat, dem Kronplatz, zu spähen[1]), und einen bösen Turm. Dieser Turm ist es, der im scharf zersägten Grate zwischen den beiden Stampfleskköpfen am mächtigsten protzt.

In der Tat ist dieser Verbindungsgrat, den wir nun angingen, schärfer und ausgesetzter als jeder andere Grat, den ich in diesen Bergen bislang begangen hatte. Namentlich zur Linken, also gegen Süden, stürzt das rotbraune Gefels in mächtigen unbegehbaren glatten Wandfluchten ab, während die fast ebenso steile Nordseite ein brödlig verwittertes, gefährliches Gestein zeigt. So waren wir auf dem letzten Gratzacken vor dem großen Turme angelangt. Unerbittlich hart starrte uns von dort drüben der glatte Panzer seiner Platten an und gab unserer durch Hunger und Durst erschütterten Angriffslust den letzten Rest. Und nicht nur er allein. Denn der Gratzacken, auf dem wir standen, brach etwa 10 *m* tief und senkrecht ab und wies so ungünstig nach abwärts geschichtetes und zudem noch brüchiges Gestein auf, daß ein Ausrutschen und damit ein Zerschneiden des Seiles durch die ungemein scharfen Schieferplatten zu befürchten war. Und wenn es schon gelungen wäre, diesen rotgelben Abbruch zu überlisten, dann wäre noch, so schien es, ein weiter Spreizschritt hinüber auf die messerscharfe Schneide der Gratscharte zu machen gewesen, ein Schritt, dessen Möglichkeit sich von oben nicht mehr beurteilen ließ. Es schien uns wahrscheinlich, daß wir Zeit und Kraft an dieser Stelle erfolglos vergeuden könnten. Also bliesen wir kurz entschlossen unseren Vormarsch über den Grat ab, kletterten aber nicht zum Ostgipfel zurück, sondern erzwangen uns einen Abstieg über die brüchige Nordseite des Berges bis auf ein mit unbedeutender Randkluft ansetzendes steiles Schneefeld. Hier bewegten wir uns, mehr im Fels denn im Firn, solange vorwärts, bis es uns rätlich dünkte, wieder bergan zu klettern. So erreichten wir eine Scharte jenes Grates, der vom so umgangenen Westgipfel des Stampfleskopfes in nordwestlicher Richtung zu einem niedrigeren Vorgipfel, 3049 *m*, abzweigt. Und von dieser Scharte konnten wir dann unschwer auf das vom Nordwest- und Südwestgrate des Westgipfels umklammerte kleine Stampfleskees absteigen. Als wir es überschritten hatten, warfen wir uns auf die ersten Steinplatten nieder und sogen mit lang zurückgestauter Gier das Gletscherwasser. Wir hatten unseren größten Durst kaum gelöscht, da hörten wir hinter dem

[1]) (Dies dürfte der zwischen Finsterkarspitze und Stampfleskopf nach Süden vorspringende, 2977 *m* hohe Felspfeiler des Kammes sein, den wir als Dürrfelder Eck bezeichnen wollen.)

Stampfleskopf und zweifellos in der von uns durchkletterten Nordflanke des Berges eine Steinlawine langanhaltend niederdonnern. Wieder einmal hatte uns eine gütige Vorsehung geleitet. Wären wir jetzt noch in jener Wand gewesen, vielleicht hätte uns der große Schnitter rücksichtslos hinweggemäht.

Nun wir wieder aufbrachen, dachte keiner mehr daran, auch noch die Finsterkarspitze zu überschreiten. Wir querten vielmehr die nördlichen Geröllfelder dieses Gipfels ziemlich tief unten, stiegen dann im rasch wachsenden Abende der Roten Lenke zu und waren vollauf befriedigt, als wir nach dieser 15stündigen Fastenfahrt unsere Leiber auf die schütteren Hobelspäne des Hütten-Rohbaues legen konnten.

Ich habe den Westgipfel des Stampfleskopfes später (am 7. August 1927 mit Heinrich Scholze, Reichenberg) doch noch erreicht. Wieder überschritten wir die Rote Lenke, querten die steilen Schutthalden unter der Finsterkarspitze und klommen dann über Firn, Felsen und nochmals Firn in die Gratsenke östlich der Finsterkarspitze, wo sich in einem tiefen Schneetrichter ein wundersam blaues Gletscherauge öffnet. Die gegen Süden vorgezackte (2977 *m* hohe) Kuppe des Dürrfelder Ecks ließen wir rechts und wandten uns gleich der „Runden Kuppe", 3014 *m*, zu, die durch den nordöstlich gerichteten, teilweise recht scharfen Grat mit dem erkorenen Westgipfel verbunden ist. Als schwierigste Stelle ist hiebei ein kleiner Gratabbruch zu erklettern, über dem sich die Gipfelkuppe sanft vor die Füße legt. Hier überschüttete uns der trübe, kühlwindige Tag mit Regen, aber ich konnte es mir doch nicht versagen, noch bis zum nahen bösen Gratturm abzusteigen und mir die Sache auch von dieser Seite anzusehen. Eine unmittelbare Überkletterung des Turmes ist sicherlich recht schwer und unpraktisch, da eine Umgehung des trotzigen Gesellen, nordseitig in brüchigem und südseitig in festem Gestein, leichter möglich erscheint, als ich gedacht hatte. Bleibt nur noch die Frage offen, wie man die scharfe und ausgesetzte Schneide hinter dem Turm und den folgenden brüchigen Grataufschwung zu meistern vermag; günstig ist die Stelle jedenfalls.

Der geschilderte Weg ist wohl der kürzeste Anstieg zum Westgipfel des Stampfleskopfes (etwa 2—2½ Std.), aber dennoch nicht zu empfehlen, denn an einem der folgenden schönen Augusttage konnten wir von der Gösleswand beobachten, wie sich hoch oben im brüchigen Gewände der Finsterkarspitze gewaltige Steinmassen loslösten, in minutenlangen Salven hinabtosten und unsere Wegrichtung mit einem unheimlichen Hagel von Steinen und Blöcken übersäten. Will man dieser Gefahr sicher entgehen, muß man gegen den oberen Kleinbachboden tief hinabgehen, wodurch nichts gewonnen wird, denn dann ist der sichere Weg über die Finsterkarscharte zweckmäßiger. Absteigend über den östlichen Steilabbruch dieser Scharte und nach Überschreitung eines kurzen Blockfeldes wieder anklimmend in jene Senke vor dem schon erwähnten Dürrfelder Eck, das steilplattig im Dürrfelder Kar fußt, erreicht man den Gipfel rascher (in 2½—3 Std.), als wenn man erst die Finsterkarspitze erstiege und die Wanderung über den zum Teil brüchigen und scharfen, wenn auch unschwierigen Ostgrat fortsetzen würde.

Die Finsterkarscharte vermittelt dem geübten Geher überdies den kürzesten Weg zum Blindis und demnach auch (über die oberste Einschartung des Scheibenplattengrates) zum Lasörling. Wer sich aber in den Kopf setzen wollte, von der Reichenberger Hütte über Heinzenspitze, Finsterkarspitze, Stampfleköpfe, Blindis und Pizleshorn den Lasörling, dieses vornehmste Ziel östlich der Bachlenke, zu gewinnen, sei vorbereitet, daß ihn im Grate zwischen den Stampfleköpfen ernste Schwierigkeiten erwarten. Wenn auch die anderen Stellen des Kammverlaufes viel harmloser sind, erfordert das Gestein doch fast überall ein sorgsames Gehen und Klettern. Eine mehrgliedrige Seilschaft müßte früh von der Hütte aufbrechen, wenn sie dieses Ziel und darüber hinaus noch die Stadlerhütte im Mullitztal oder die Lasnitzenalm noch vor

Nacht erreichen wollte. Von einer solchen Erkundungsfahrt hat man mir berichtet, daß deren Teilnehmer den Lasörling gar nicht erreichten, dafür aber spät abends in der Dürrfelder Alpe landeten. Von hier wurden sie zur Oberen Trojer Alm hinabgeleitet und erst nach Mitternacht zogen sie in St. Jakob ein.

Purtscheller hat gewiß recht, wenn er derartige Hochgebirgswanderungen, wobei er vor allem jener leichteren in den Villgrater Bergen gedenkt, hinsichtlich Kraftaufwand und Ausdauer einer Hochtur ersten Ranges gleichstellt. Solcher Art ist auch die vorstehend an- aber noch nicht durchgeführte Tur und noch mehr wäre es jene Fahrt, welche, die Reichenberger Hütte zur Nächtigung benützend, vom Rotenmann-Törl über alle fünf Dreitausender des Panargenkammes hinweg, St. Jakob noch am selben Tage erreichen würde. Daraus ersehe man, daß auch ein außergewöhnlicher Gipfelhunger in diesem Gebiete voll befriedigt werden kann.

### Der Grat zwischen Stampfles-West- und -Ostgipfel

Das Rätsel zwischen den Stampfleskköpfen ließ mir begreiflicherweise keine Ruhe. Wenn es für uns alte Knaben überhaupt noch zu lösen war, mußte es jetzt versucht werden, nachdem wir die Trojer Wand der Alplesspitze durchstiegen hatten.

Am 11. August 1929 brachen wir zu dritt von der Hütte auf — der junge Wiener Akademiker Ulrich Khuner hatte sich uns angeschlossen —, überschritten bei wenig erfreulichem Wetter die Finsterkarscharte und warteten auf dem Dürrfelder Eck lange auf gutes Licht. Es war zwecklos. So wandten wir uns denn über die Runde Kuppe dem Westgipfel des Stampfleskopfes zu, auf dem uns eine zeitweise stark umnebelte Rast beschieden war. So um 3 Uhr nachmittags rückten wir dann gegen den nahen Turm vor, zogen die Kletterschuhe an, und ich begann sogleich — ohne die Nordseite des widerspenstigen Gesellen sonderlich zu beachten — seine bauchig vorgewölbte Südflanke anzupacken. Es war ein glattplattiger, stark abdrängender Einstieg, besonders unangenehm für Khuner, der als Mittelmann der Seilschaft mit 2 Rucksäcken und Pickeln folgen mußte. Nach wenigen Metern hatte ich einen Felswinkel in der Mitte der Turmwand gewonnen und arbeitete mich nun in einer kurzen Verschneidung auf ein höheres, stark überdachtes und blockverschanztes Gesimse hinauf, von wo ich die Gefährten sicher nachkommen lassen konnte. Ohne besondere Schwierigkeiten gelang es uns, von hier nach rechts hin auf die scharfe Gratschneide zu entweichen. Der böse Turm war überlistet, reckte sich schon hinter uns empor. Nun drohte uns nur noch der etwa 10 *m* hohe Steilaufschwung des Grates, über den wir seinerzeit nicht abzusteigen gewagt hatten, weil wir den Abbruch nicht hatten überblicken können und die brüchige Verschneidung neben seiner Kante mir zu brenzlich erschienen war.

Jetzt aber, da ich von unten kam, lösten sich, dieweil sich die Steilkante von links her angehen ließ, die vermuteten großen Schwierigkeiten wohlgefällig auf: übrig blieb eine bloß schwierige Gratstelle, über die ich die Rucksäcke nachzog, damit die Kameraden unbehindert folgen könnten. Das Rätsel war gelöst, der weitere Weg auf dem mitunter recht scharf zerscharteten Grate zum Ostgipfel bekannt. Dieses Klettern und Balancieren war damals besonders schön, denn wir hatten zur Rechten die steilplattigen Abstürze zum Dürrfelder Kar, zur Linken aber, fast bis an den Grat heran, ein dichtes opalenes Nebelwogen, in dem wir uns als richtige Brockengespenster gehen, klettern und fuchteln sahen, sobald die Sonne die hohen Wolken im Südwesten durchdringen konnte.

Vom Ostgipfel stiegen wir auf dem Südgrate bis dorthin ab, wo er einen kleinen Knick gegen Osten macht. Hier konnten wir in einer Schuttrinne zum westlichen Karboden absteigen und auf seinen wundervoll dienlich hingelegten Schieferplatten dem Pfeiler des Dürrfelder Ecks entgegenspringen. Von seinem Fuße erstürmten wir in 50 Minuten die steile Finsterkarscharte, während uns ein grauer Graupelschleier

überfiel und uns die blaugetönten abendlichen Wälder Defereggens verbarg. — Nach 7 Uhr abends zogen wir wieder in der Hütte ein. Die Rasten nicht eingerechnet, hatte uns diese Überschreitung der Stampfleskköpfe 6½ Stunden lang beschäftigt.

### Die Krisselachspitze

Der Stampfleskopf ist eigentlich ein dreigipfliger Berg. Außer seinem Ostgipfel besitzt er noch den 3049 *m* hohen Nordgipfel, der drei Grate ausstrahlt: einen kurzen westlichen zum oberen Kleinbachboden und einen längeren östlichen zum Lasnitzengraben; mit einem fast ebensolangen nördlichen Grate setzt er zum Krisselachtörl, 2646 *m*, ab, diesem angenehmsten Übergange zwischen dem oberen Kleinbachboden und dem Lasnitzengraben.

Von diesem Törl bäumt sich der nordwärts streichende Gebirgskamm mit der doppelgipfligen Krisselachspitze noch einmal steil auf und schiebt sich dann mit allmählich niedrigeren weidegrünen Kuppen, deren letzte der Toinig Berg, 2666 *m*, ist, gegen das Umbal-Virgental vor.

Von den beiden Krisselachgipfeln ist der nördliche der Hauptgipfel, der südliche ist schätzungsweise 20 *m* niedriger; in der Scharte zwischen beiden ist ein Felsentor ausgewittert. Die an und für sich nicht bedeutende Krisselachspitze fällt mit steilen Rasenhängen zum Kleinbachgraben ab. Über sie gewinnt man den Hauptgipfel am bequemsten, in etwa 1 Stunde vom oberen Kleinbachboden, somit in 2¼ Stunden von der Reichenberger Hütte. Trotzdem habe ich im August 1929 den Berg zweimal besucht — einmal über die genannten Rasenhänge und einmal vom Krisselachtörl her —, denn er ist infolge seiner gegen das Iseltal vorgeschobenen Lage ein sehr dankbarer Standpunkt für den Lichtbildner; mehr noch aber hat mich die mannigfache Fülle seiner Blumenkinder angezogen, die sich auf dem vom Hauptgipfel nördlich abfallenden Grate am herrlichsten entfaltet. Dort läutet der Wind die blauesten Glocken, prangt das herrlichste Vergißmeinnicht, wiegen sich purpurrote und gelbweiße Wicken hin und her. Ein Teil dieses Grates ist ganz übersät mit wunderblauem Enzian, weißem und gelbem Steinbrech und zottigem Alpenlattich: es ist eine unsagbare Schönheit, die mich, so hoffe ich, noch manchmal dort entzücken wird.

### 3. Der Lasörling, 3096 *m*

Die erste und bisher wohl einzige ausführliche Schilderung einer Lasörlingbesteigung verdanken wir Karl von Sonklar. Aus dieser im 2. Bande der Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins ergötzlich zu lesenden Beschreibung erfährt man, daß der Genannte dem Lasörling, dessen großartige Gestalt er aus dem Maurer- und Iseltale bewundert hatte, im Jahre 1860 zum ersten Male zuleibe ging. Mit dem Führer Lorenz Unterwurzacher war er von Prägraten aus durchs Lasnitzental heraufgekommen und hatte über das Prägrater Törl schließlich die Kuppe 2916 westlich des Lasörling erreicht, wo sie durch Nebel und Regen nach siebenstündigem beschwerlichem Wege zur Umkehr gezwungen wurden.

Doch schon im folgenden Jahre (1861) entschloß er sich zu einem neuen Versuche, wofür er in Prägraten einen vollkommen unfähigen Führer gefunden hatte, mit dem er den Gipfel sicher niemals erreicht hätte. Aber das Glück war ihm hold, denn in der Lasnitzenalm, wo sie diesmal nächtigten, traf am Abend ein riesiger Älpler aus Bichl ein. Er hieß Johannes Kratzer, war ein echter Bergler: kühner Jäger und Wildschütz, dem jeder Winkel des Tales bekannt war. Dieser trug sich nun dem Oberstleutnant an, ihn nicht über das Prägrater Törl, sondern auf einem kürzeren, wenn auch mindestens ebenso beschwerlichen Wege zum Gipfel zu führen. So stiegen sie denn am nächsten Morgen von der Alm unmittelbar in das steile Schutt- und Schneekar hinauf, das vom Nord- und Nordwestgrate des Berges umschlossen wird. Geradeaus

ansteigend über ein 35° geneigtes Firnfeld erreichten sie so den Nordwestgrat, vermutlich unweit seiner Vereinigung mit dem stärker ausgeprägten Nordgrate, über dessen arg zerfägten Kamm sie nach 6¼ Stunden von der Lasnitzenalpe den Hauptgipfel gewannen. Hierbei war der Führer — Sonklar verbirgt ihn hinter dem Namen Vertigius — oft ein ernstliches Hindernis gewesen: er bekam häufig Schwindelanfälle und mußte dann von Kratzer gestützt und geführt werden. Dieser letzte, nur noch gering steigende Teil des Nordgrates veranlaßte Sonklar zu dem übrigens zutreffenden Urteile, daß „die mechanischen Schwierigkeiten auf diesem übel gewählten Wege jene des Großglockners bei weitem überträfen". Der Bericht ergeht sich dann in einer Beschreibung der unvergleichlichen Fernsicht und eines aufziehenden Gewitters, das sie mit dem Elmsfeuer bekannt machte. Den Abstieg vollführten sie über die steile Ostflanke des Berges zum Bergerkees und -see hinab und durch das eng eingeschnittene Zopatnitzertal hinaus nach Prägraten, wo Sonklar nach dieser 15stündigen Fahrt sogleich in köstlichen Schlaf fiel.

Der von Johannes Kratzer gewählte Weg ist in der Tat heute noch der schwierigste aller üblichen Anstiege auf den Lasörling. Wenn überhaupt, muß dieser Weg touristisch sehr selten wiederholt worden sein. Die spärlichen Angaben im alten „Hochtouristen" haben jedenfalls nicht dazu verholfen, so daß dieser Anstieg ganz vergessen werden konnte. Auch ich kannte ihn nicht, obwohl ich den Berg bereits zweimal erstiegen hatte: im August 1922 allein von St. Jakob durchs Tögischer Tal übers Prägrater Törl und über den Südwestgrat, und im August 1925 mit Freund Steinjan von der Stadlerhütte durch das „Glaurit" und über die Südflanke des Gipfels. Aber — Hand aufs Herz! — wer liest denn auch Schilderungen, die vor fast 70 Jahren geschrieben worden sind. Ich täusche mich nicht: auch diesen Bericht über die Lasörlingberge, den ich jetzt niederkritzle, wird in 50 Jahren kein Mensch mehr lesen. Aber der Berg bleibt bestehen, wer weiß wie viele Jahrtausende noch, und wird seine Kraft und dunkle Schönheit ausstrahlen und in kommenden Geschlechtern immer wieder neue Wünsche wachrufen.

Was mich trieb, den Berg auch von dieser Seite zu erklimmen, war vor allem die wundervolle Sicht, die er mir bei den früheren Besuchen geschenkt hatte. Sie ist unvergleichlich! Es fällt mir schwer, einen Gipfel der Ostalpen zu nennen, der mich mit einer reicheren Aussichtsfreude beglückt hätte; nur das Keeseck der Panargenberge braucht dem Lasörling hierin nicht nachstehen. Warum die Aussicht vom Lasörling so entzückt, mag vor allem im richtigen Maße seiner Höhe und Entfernung von der ihn umgebenden Welt zu suchen sein und nicht minder in der eindringlichen Klarheit, mit der die verschiedensten Landschaftsbilder der Alpen hier vor die Augen gestellt sind. Würde man sich beispielsweise den Wall der Dolomiten bedeutend näher gerückt wünschen, damit dem großartigen nördlichen Gletscherbilde ein südliches Felsenbild gleichwertig gegenüberstände, dann würden wiederum die weiten, weidegrünen Almberge Villgratens im Landschaftsbilde fehlen, jene Almberge, die doch einen wesentlichen Teil der Alpennatur bilden und ihren Frühling am herrlichsten verkünden. — Auch ist dies nicht zu übersehen: keiner seiner nächsten Nachbarn ist so stolz erhoben, daß er ihm gerade in die Augen sehen könnte, und er hingegen ist nicht so hoch, daß alles Nahe rings um ihn bedeutungslos zusammenschrumpfte. Wenn ich den Lasörling mit dem nahen, eisumgürteten Hochgall der Rieserferner vergleiche, der mit Recht als einer der schönsten Berge der Ostalpen gilt, so mag dessen glitzernde Schneide das jähe und herrliche Erhobensein des Herzens über die Welt wohl fühlbarer vermitteln als der schmale Scheitel unseres dunklen Felsriesen, der Tiefblick über jene Fels- und Firnflanken mag reizvoller sein — kein Seespiegel leuchtet bezaubernder zu Gipfeln empor als der smaragdene des Unterssees im Antholzer Tal — und näher mögen die Türme der Dolomiten im Abendlicht funkeln; aber dafür hat das

nördliche Gletscherbild soviel an Gestalt und Gewalt verloren, daß die anderen Vorzüge dies nicht aufzuwiegen vermögen. Und dann ist der Hochgall als Aussichtsberg für mein Empfinden bereits etwas zu hoch; denn die Schönheit und Kraft eines Eindruckes beruht ja vornehmlich auf der Größe und harmonischen Gliederung der Umrahmung eines Blickpunktes, der weder zu hoch noch zu tief inmitten seiner Umgebung ragen und eine Schau geben soll, wie sie der Gornergrat bei Zermatt — um ein weltberühmtes Beispiel zu nennen — in unübertrefflicher Geschlossenheit bietet.

Der doppelgipflige Lasörling gewährt von allen Seiten einen nachhaltigen Eindruck. Aus dem unteren „Glaurit" gesehen, zeigt sein niedriger Ostgipfel eine Pyramide von untadeliger Form; kühn und abweisend sieht besonders der Hauptgipfel, die Bergerspitze, gegen das Prägrater Törl, und noch bewundernswerter dunkelt sein zerfurchtes Antlitz über dem kleinen tiefgrünen Bergersee. Aber den mächtigsten Eindruck gewinnt der Bergsteiger wohl im Lasnitzengraben, denn dort bäumt sich der Berg mit steilen Graten an 1200 *m* hoch über den Hütten der Lasnitzenalm auf.

Mein längst gehegter Wunsch, den Gipfel aus diesem Graben zu erreichen, erfüllte sich erst im Sommer 1927. Es war ein Augustmorgen, der keinen köstlichen Tag versprach. Südwind trieb graue Wolken über unsere Berge, doch lachte die Sonne manchmal aus kurz geöffneten blauen Wolkentoren und ermunterte mich und Professor Ferdinand Gerhardt, die Fahrt trotz später Stunde doch noch zu beginnen. Erst in der achten Morgenstunde konnten uns die prachtvollen Blumeninseln diesseits der Roten Lenke erfreuen, dann jagten wir jenseits über Geröll, schmale Firnstreifen und grünen Rasen auf den obersten Boden des Kleinbachtales hinab. Fahl schimmerten im Ausschnitt dieses Grabens die Gletscherfelder der Venedigerberge unter tiefen Wolken. Nun wandten wir uns dem Kriselachtörl zu, jener 2646 *m* hohen Einschartung südlich der doppelgipfligen Kriselachspitze. Schon um 8 Uhr — wir hatten die Hütte erst um 6 Uhr 45 Min. verlassen — standen wir im Törl und sahen rückgewandt das sanft gebogene Horn der Gösleswand von großen Wolkenschatten unablässig überflogen. Uns aber lachten die Almhänge, die wir nun schräg nach rechts hinab querten, um den Lasnitzengraben so hoch als möglich zu betreten, in voller Sonne an. Ganz finsteren Gesichts jedoch sah uns der unheimlich aufgesteilte Lasörling zu; er konnte die Wolken nicht abschütteln, die in unerschöpflichen Schwärmen gegen seinen Scheitel stürmten. Knapp über ihm und den dunkel eilenden Wolken kämpfte die Sonne verzweifelt um ihren Erdenglanz; unsagbar schön war es, wie sie durch die Wolkenlucken alle ihre Lichtgarben gegen uns warf und dem neidvoll finsteren Riesen keinen einzigen Strahl schenkte. Der aber, wolkenumraucht, wuchtete um so gewaltiger über uns, je tiefer wir in die Schatten der mitunter gefährlich steil geböschten Rasenhänge vordrangen, und zeigte sich den Günstlingen der Sonne gar nicht rosig gelaunt, als wir, zwei emsige Ameisen, aus dem obersten Lasnitzengraben über den hohen Rist seines mächtigen Fußes emporkrabbelten. Wohlweislich mieden wir den hier ansetzenden Felssporn des Nordwestgrates, sondern stiegen links davon über steilen Rasen hinan. Etwa 200 *m* über dem Tale rasteten wir eine halbe Stunde auf einer Kuppe des Almgeländes, trübe Luft und kalten Wind als Gäste, während drüben an der Kriselachspitze noch immer einige Sonnenflecke wanderten.

Dann bogen wir in jenes große Schuttkar ein, in das seinerzeit Sonklar mit seinen Begleitern von der tiefer gelegenen Lasnitzenalm heraufgekommen war. Das wußten wir damals noch nicht, glaubten vielmehr, uns auf touristisch unbegangenem Gelände zu befinden; aber wenn es uns auch bekannt gewesen wäre, wir wären ihrem Wege über den oberen stark verfirnten Teil des Kares, dessen Neigung Sonklar mit 35° angibt, doch nicht gefolgt.

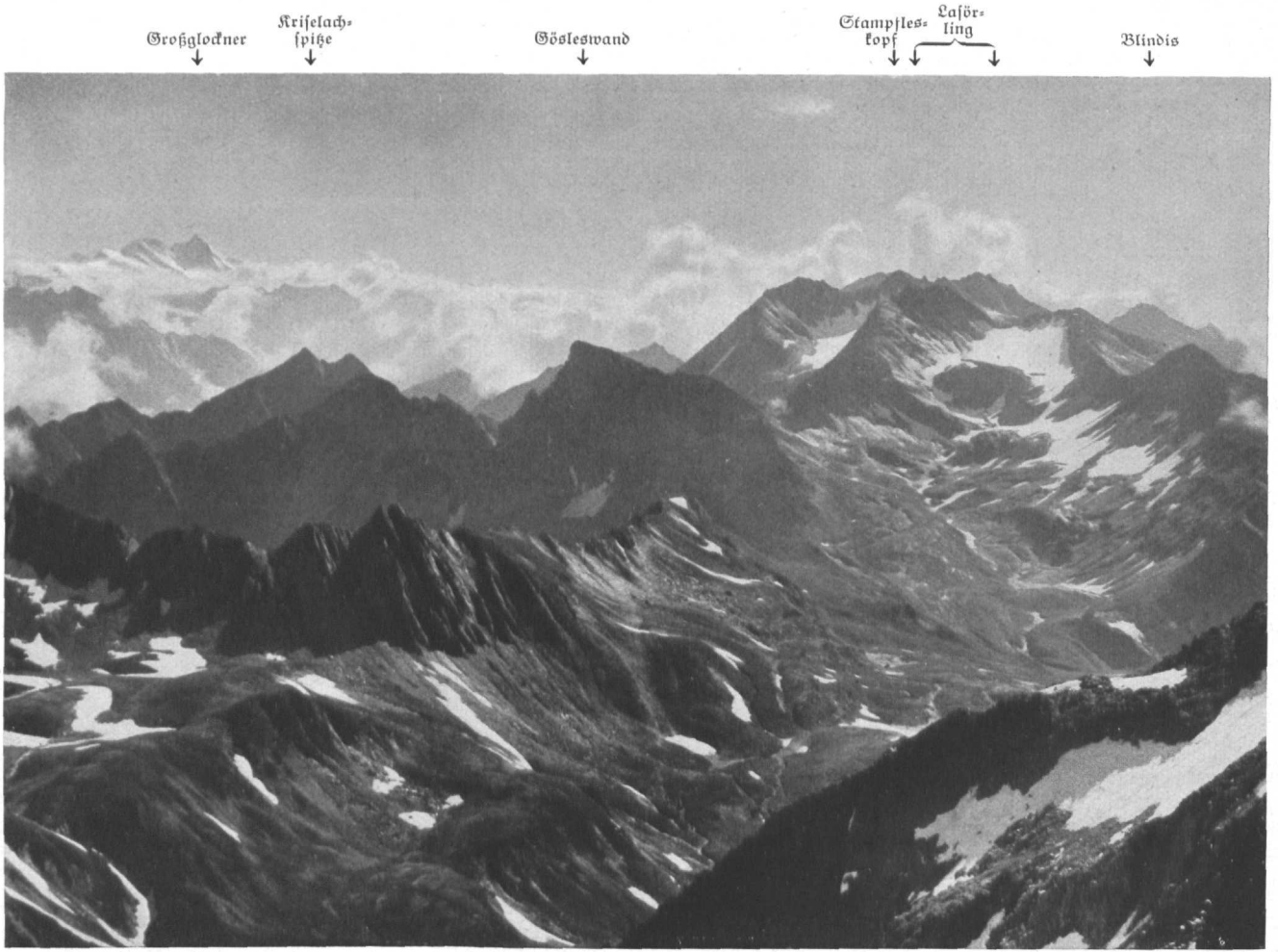
Indessen war der Morgen immer unfreundlicher geworden und hatte uns auf einem größeren Blocke des Kares zu einer längeren Regenrast gezwungen, so daß wir ernst-



Bachlenkenkopf, Reichenberger Spitze und Großschober vom Gösleſee an der Bachlenke



Sextener Dolomiten von der Gösleswand, links: Rot- und Weißſpitze der Villgratner Berge




Lasörlingberge vom Nordwestgrat des Keesecks. Links im Hintergrund der Großglockner; im Mittelgrund rechts Hütte und Bödensee

lich daran dachten, die Fahrt abzubrechen. Als es wieder spärlicher regnete, stiegen wir weiter bergan und querten dann dort, wo der Firn ins Blockfeld hereinfloß, zum Nordgrate des Berges, um uns daselbst endgültig zu entscheiden. Wir hatten den Grat an seiner sanftesten Stelle kaum erreicht, da lächelte uns die Sonne einige Augenblicke scheu und gütig an und bewog uns, die Fahrt doch zu beenden, mochten um den Gipfel auch noch immer dichte Nebel brauen.

Und wir bereuten es nicht. In leichter Kletterei über große Blöcke und festgewachsenen Gratfels gewannen wir rasch an Höhe. Unter uns leuchtete — ein entzückender Tiefblick! — die runde grüne Schale des Bergersees am Rande einer Felsöde, der jedwedes Leben entflohen schien. Bald hatten wir den Punkt erreicht, wo der Nordwestgrat sich dem nördlichen Hauptgrate anschließt. Ab und zu warfen sich jetzt graue Nebelwogen über uns, der Grat wurde schmal, war in viele kleine Türme zersägt und hob uns in mäßiger Steigung langsam in die Gipfelwolken hinein.

Wir befanden uns jetzt auf jenem letzten Gratteile, wo Sonklar ohne den furchtlosen Johannes Kratzer zweifellos umgekehrt wäre. Es war auch wirklich ein luftiger Gang, der uns in die brodelnden Wolken hinaufführte: rechts und links glitten, wenn uns die Blicke freigegeben wurden, brüchige, wild zerschrundete Felsmauern steil und tief hinab. Immer wieder starrten uns kleine Grattürme in drohend gesteigerten Maßen aus den Nebeln an; doch ihre Schrecken zerflossen wie blasiger Schaum, sobald unsere Hände den kalten brüderlichen Fels umschlossen. Nur an einer Stelle — kann ich mich entsinnen — warf uns die Gratschneide den Fehdehandschuh ganz ungebärdig vor die Füße. Wir ließen ihn ruhig liegen und kletterten in der linken Flanke, nur wenig unterhalb des Firstes, dem Gipfel entgegen. So bot uns dieser schönste der Lasörlinggrate eine ungemein genußvolle Kletterei, die wir jedem geübten Bergsteiger besonders empfehlen können.

Es ist auch nichts herrlicher, als den Berg von dieser Seite zu fassen, wo er aus den gewaltigen Tiefen des Lasnitzen- und Jopatnitzgrabens herauswächst, an Höhe und adeliger Form der König jener gemiedenen Welt. Immer wieder sinkt da der aus ungestörter Einsamkeit rückgewandte Blick in die grüne lebensvolle Tiefe des Virgentales mit dem fernen verworrenen Brausen seiner hochgeschwellten sommerlichen Wasser und kann sich kaum wegwenden von dem über alle Maßen blendenden Glanz der Gletscher um den Großvenediger. Nahe ihrem kristallenen Leibe ruhen dort, winzig klein, aber doch sichtbar dem Kundigen, die Rostocker Hütte und das Defregger Haus. Die besonderen Marksteine des nördlichen Gesichtskreises sind in der Mitte der Großvenediger, umlagert von den mächtigsten Eismassen, im Osten, aufgestellt aus hohen flachen Gletschern, das dunkle Horn des neuen Königs der österreichischen Alpen, und im Westen die überaus herrliche Domkuppel der Rötspitze, die bisher einer der einsamsten unter den großen Eisbergen der Ostalpen gewesen ist. Von ihr weg wandert der Blick über die finstere Daberspitze und den einzig schönen Firnscheitel des Hochgalls in den südlichen Gesichtskreis, dessen ganzer Horizont von Türmen und Kuppeln gezackt ist, blau im Mittag, golden am Morgen und Abend: es ist die zahllose Heerschar der Dolomiten, Karnischen und Julischen Alpen. Im nahen Osten blinken zwischen dunklen Felsmauern doppelt hell die Gletscher der Schobergruppe, fern dahinter leuchtet der Gletscherfaum des Sonnblicks und viel ferner noch: weit hinter dem dunstgefüllten Seenreiche Kärntens, dunkeln die Karawanken und Steiner Alpen. Das ist, nur in ganz groben Zügen, ein Bild der wundervollen Schau, die hier noch jeden überwältigt hat.

Ich habe sie stundenlang und mit immer neuer Freude bei meinen früheren Besuchen genießen können, diesmal aber blieb sie uns fast ganz verhüllt. Brauende Wolken stürzten von Süden her immer wieder in alle Täler herein, wir selbst saßen fast ununterbrochen im grauen Wolkenbrodeln, nur ganz selten grüßten uns versprengte

Sonnenblicke aus tiefen grünen Gründen. Es hätte jeden Augenblick regnen können. So verwahrten wir schließlich das neue Gipfelbuch im Steinmann und brachen schon nach einer Stunde auf.

Zuerst stiegen wir ein Stück auf dem Grate ab, der südöstlich gerichtet, den Hauptgipfel (die Bergerspitze) mit dem Südgipfel (dem Virgener Laförling, 3056 *m*) verbindet, dann querten wir, roten Tupfen folgend, in der gerölligen Südflanke unseres Gipfels hinab und hinüber zum Südwestgrate. Man erreicht ihn dort, wo er sich scharf aus dem Gipfelkörper heraushebt. Auf ihm gingen und kletterten wir in teilweise brüchigem Gestein, einmal auch rechts (nördlich) unterhalb des Gratfirstes, achtsam, doch ohne besondere Schwierigkeiten zu finden, in seine tiefste Einschartung hinab und aus dieser in gleicher Art zum Punkt 2916 der Spezialkarte empor. Das ist eine runde Rasenkuppe, die den Herrscher der Laförlingberge ungemein stolz erscheinen läßt. Von ihr schritten wir, die unbedeutende Erhebung der Niederen Höhe zur Linken, geradewegs dem Prägrater Törl zu, 2846 *m*, wo wir die stark verblaßte Markierung fanden, die von St. Jakob nach Prägraten leitet. Sie vermittelt den kürzesten Übergang aus dem Defereggen- ins Virgental, mag aber im Nebel schwer zu finden sein. Auch das Prägrater Törl bietet einen prächtigen Anblick der Venedigerberge, aber der weitaus schönere und angenehmere Weg nach Prägraten ist doch der Weg durchs Trojer Tal und über die Bachlenke, 2612 *m*, wo überdies die Neue Reichenberger Hütte zu wohltuender Rast einlädt.

Vom Prägrater Törl überschritten wir dann leicht die kleine ebenmäßige Pyramide des Pizleshorns, 2941 *m*, in der Richtung nach dem Blindis. Vom Grate zwischen beiden Gipfeln senkt sich nach Norden sanft das kleine Blindiskees ab, gegen Süden aber bricht der Grat fast durchaus mit steilplattigem Gefels ab; doch kann man an geeigneter Stelle — nahe dem Blindis — unschwer gegen die oberste Einschartung im Südwestgrate des Blindis steuern und kann, wenn man Zeit sparen will, auf solche Weise diesen schönen Gipfel umgehen.

Diese Möglichkeit deutete ich auch dem Freunde an. Der aber dachte gar nicht daran, sich diesen zum Greifen nahen Dreitausender entgehen zu lassen, trotzdem die Wolken bis zum Platzen mit Regen gefüllt waren und den gewaltigen Laförling in schauerliches Düster hüllten.

Wo der Grat in die steile rasendurchsetzte Ostflanke des Berges übergeht, dort gingen wir den Gipfel nach kurzer Rast an. Eine eigentliche Kletterarbeit verlangte er nicht, aber hie und da erschien es uns angezeigt, die Pickelhaue in die Rasenpolster einzubohren, um unsere Sicherheit zu erhöhen. Nach einer kleinen halben Stunde hatten wir den Scheitel gewonnen und begannen sogleich den Abstieg auf dem Südwestgrate, denn die Regenschleier, die von den Villgrater Bergen heranwogten, drängten zur Eile. Die Kletterei auf dem obersten Teile dieses Grates stand mir als ganz leicht in Erinnerung. Tatsächlich ist sie doch nicht so leicht, ja die Gratschneide wird bald so ungemütlich, daß wir es vorzogen, in der rechten (westlichen) Gratflanke auf unser Fortkommen bedacht zu sein. Und hier erkannte ich die auffallende Schotterrampe wieder, die wir drei Jahre vorher auch im Aufstiege benützt hatten.

So kamen wir unschwer in die oberste Scharte des Scheibenplattengrates und von ihr weg stiegen und jagten wir nun steil in südwestlicher Richtung über zum Teil plattiges Felsgehänge, und zuletzt ein grobblockiges Geröllfeld den beiden grünen Seeaugen entgegen, die im obersten Karboden der Dürrfelder Alm träumen und den trüb bewölkten Himmel spiegelten. Nahe dem unteren der beiden Teiche ließen wir uns auf weichem Rasen zur Rast nieder und stülpten den Zeltsack über die eingerammten Pickel, als die ersten Regenschwaden in das weltverlorene Kar fielen. Da der Regen erträglich war, gab es hier eine lange, lange Rast mit Erbsensuppe und Tee. Dann schlenderten wir oberhalb der Dürrfelder Alm und unterhalb des Kessel-

sees auf das Weidegehänge des oberen Trojer Tales und heim zur Hütte, in die wir nach 13stündiger Fahrt wieder einzogen.

Wer eine Gegensteigung von beiläufig 200 m nicht scheut, der kann sich von den erwähnten Teichen im Dürrfelder Kar gleich dem Fuße des großen Gratpfeilers des Dürrfelder Eds zuwenden und nach steilem Anstiege über die Finsterkarscharte durchs Finsterkar zum Bödensee und zur Hütte hinabwandern; er wird damit die Fahrt noch abwechslungsreicher gestalten und wahrscheinlich wenigstens eine halbe Stunde Zeit gewinnen.

Mit dieser Überschreitung des Lasörlings war uns eine der schönsten und bedeutendsten Fahrten im Hüttengebiete gelungen. Sie ist, wenn auch nicht schwer, so doch nicht mühelos, erfordert vom Bergsteiger mehr Ausdauer als Kletterkunst, aber ihre prachtvollen und verschiedenartigsten Bilder stempeln sie zu einer der genußvollsten Fahrten des ganzen Bereiches. Wir benötigten für den Hinweg 5 Stunden (mit $^3/_4$ Stunden Aufenthalten) und für den Rückweg $6^3/_4$ Stunden (mit $2^3/_4$ Stunden Rasten); ein flinker Geher wird also beide Wege in je 4 Stunden glatt erledigen können. Die Besteigung des Lasörlings ist stets eine mühsame Sache gewesen: auch bei meinem ersten Besuche von St. Jakob durchs Tögischer Tal übers Prägrater Törl und den Südwestgrat brauchte ich bis auf den Gipfel der Bergerspitze 5 reine Gehstunden; und von der 1800 *m* hoch gelegenen Stadlerhütte im Mullitztal erreichten wir, allerdings nach einem starken Neuschneefall, der in der Südflanke der Bergerspitze Ströme von Schweiß forderte, den Gipfel in kaum wesentlich geringerer Zeit. Verglichen mit diesen beiden Wegen ist der Zugang von der Reichenberger Hütte vielleicht etwas beschwerlicher, dafür aber um so reizvoller und vom geübten Bergsteiger schon wegen seiner landschaftlichen Schönheiten unbedingt vorzuziehen.

### 4. Graue Wand, 2816 *m*, Reichenberger Spitze, 3030 *m*, Rosenspitze, 3060 *m*, und Großschober, 3055 *m*

Westlich der Bachlenke, 2612 *m*, dieser tiefsten, breitesten und schönsten Senke des 26 *km* langen Lasörlingzuges, erhebt sich dieser Gebirgskamm noch einmal zu bedeutenden Gipfelbildungen, wie sie die ganze Kette auf so engem Raume nicht mehr aufzuweisen vermag. Besonders eindrucksvoll wirken diese Berge vom obersten Großbachtale oder von der Bachlenke gesehen, wo sich im kleinen klaren Gösleessee die formschönen Pyramiden der Reichenberger Spitze und des Großschobers spiegeln, ein Bild, auf dem die Blicke oft und gern verweilen. Namentlich die Reichenberger Spitze, welche die etwas höhere Rosenspitze vollkommen verdeckt, zeigt einen so prächtig geschlossenen Aufbau, daß sie unstreitig als der schönste Gipfel dieses Kammteiles der Lasörlingberge anzusprechen ist.

Von der Bachlenke schwingt sich der mäßig steigende Rasenkamm zuerst zur breiten, begrünten Kuppe des Bachlenkenkopfes, 2759 m, auf, die einen Trigonometer trägt. Auch der Ungeübte versäume nicht, diesen nahen, von der Hütte in einer halben Stunde erreichbaren Aussichtspunkt zu besuchen. Mehr noch und umfassender als von der Bachlenke wird ihn hier oben die nahe und ferne Bergwelt durch ihre Lieblichkeit und Strenge und ihren großen Glanz entzücken.

Vom Bachlenkenkopf zieht sich der Grat fast eben und in genau westlicher Richtung zur Grauen Wand hin, so jäh abstürzend gegen Norden, daß er an einigen Stellen zu schmaler Schneide geformt ist. Erinnere ich mich recht, so sind es zwei scharfe Gratteile; dem ersten kann man in der steilen Nordflanke gut ausweichen, den zweiten überklettert man südseitig nahe der Gratkante. Von diesen kurzen Kletterstellen abgesehen, ist dieser Weg hoch über dem obersten Großbachtale ein herzerfreuender Spaziergang im blütenvollen Blau und Weiß von Enzian und

Steinbrech, und dazu schwingt von hüben und drüben her der wohlvertraute Klang der Herdenglocken ineinander.

Die Graue Wand selbst, die sich nur wenig über diesen Rasengrat erhebt, zeigt so scharf zersägte Klippen, daß man meinen könnte, über diese Schneide nur reitend oder hangelnd zum Gipfel zu kommen. Man könnte tatsächlich verzagen, wenn sich nicht an der Nordseite schmale Felsleisten und Bänder befänden, die den höchsten Punkt verhältnismäßig leicht gewinnen lassen.

Auch die Graue Wand — sie ist in Wirklichkeit gar nicht grau, sondern aus großen grünen Chloritschieferplatten aufgetürmt, die sehr steil und unheimlich glatt zu den Böden abstürzen und dem sonst belanglosen Berg zu einiger Bedeutung verhelfen — ist von J. Erlsbacher zuerst besucht worden. Sie bildet den Eckpfeiler des Kammes, der nun von ihr bis zum Gipfel der Reichenberger Spitze streng nördlich gerichtet ist und, anfangs breit und grün, später immer höher und schärfer gestaltete Felszähne trägt, so daß man gut tut — falls man sich der Reichenberger Spitze rasch nähern will — dieses zeitraubende Gratstück auf den anliegenden Schuttfeldern der Westseite zu umgehen und erst dort wieder zum Grate aufzusteigen, wo er in nunmehr ungebrochener steiler Linie zum erkorenen Gipfel anstrebt. Der untere Teil dieses Grataufschwunges scheint nur schwer begehbar zu sein; es ist zweckmäßig, auf einer in die steile Ostflanke des Berges eingeschrägten ziemlich breiten Terrasse bis zu einer grauen Schuttrinne vorzudringen, welche die grüne Gipfelflanke jäh durchreißt und neben ihr über den steilen Grasboden unmittelbar zum Gipfel hinan zu klimmen.

So hat ihn, in der leicht erklärlichen Meinung, die Rosenspitze vor sich zu haben — auch von den Böden erscheint die Reichenberger Spitze auf den ersten Blick bedeutender und schöner als die Rosenspitze — Ferdinand Czasika, damals Bauleiter auf der Hütte, im Jahre 1924 zuerst erstiegen und ähnlich stieg ich bei der Überschreitung des Gipfels im August 1927 (mit Prof. Ferd. Gerhardt und Heinrich Scholze) hier ab; nur waren wir auf dem Südgrate schon zu weit vorgedrungen, bis zu einer kleinen Scharte, wo er uns ganz gemein Rätsel aufgab. Da wir seillos gingen, trachteten wir lieber in den steilen grasdurchsetzten Schrofen der Ostflanke bis auf jene Terrasse hinabzukommen, was uns auch glücklich gelang. Ein ganzer Berg von Verantwortung fiel mir vom Herzen. Dieser mit größter Vorsicht durchgeführte Abstieg hatte uns in solcher Spannung erhalten, daß wir die schönsten Edelweißsterne kaum beachten konnten. Wir hatten nicht vermutet, daß uns der Berg mit seinem Südgrate so überraschen würde.

Unbegangen ist noch der steile, scharf gespaltene Ostgrat des Berges. Aber über seinen kürzeren Nordwestgrat, der zu einer scharfen Gratscharte abfällt, und den auch wir bei unserer Überschreitung zum Teil benützten (die erste Begehung im Winter ist Herbert Müller, Reichenberg, im Feber 1926 gelungen), hat der Führer Troger aus St. Jakob schon vor 20 Jahren einen Touristen hinaufgeschleppt. „Der Spitz isch a Luder", sagte mir Troger, und man kann ihm beipflichten, denn der obere Teil des Nordwestgrates ist keineswegs leicht zu begehen. Dem kann man aber entgehen, indem man in die nördliche, allenthalben von brüchigem Gestein bedeckte Flanke des Berges vorsichtig quert und aus ihr unmittelbar zum nahen Gipfel steigt. Ich weiß nicht, ob Troger das auch so gemacht hat. Jedenfalls wußten wir im Feber 1926, da wir diesem Gebiete den ersten Winterbesuch abstatteten, noch nicht, daß die Spitze schon von anderen als Reichenberger Touristen erreicht worden sei und vollzogen daher bei einem Gelage von 20 Gängen, Wein, Kranebitter und Enzian nicht zu vergessen, feierlich den Taufakt in unserer Hütte. Es waren schöne, lebenslustige Tage, als der Reichenberger Schizirkus, dessen Leiter ich war, und dessen andere Kunstkräfte außer dem schon genannten „Schiakrobaten" noch der „hüpfende Dampfkessel", die „menschliche Lawine" und der „Schimann ohne Unterleib" waren, im Hüttengebiete

seine ersten, zuschauerlosen Vorstellungen gab. Übrigens sind die Böden und Senten ein ziemlich ausgebreitetes welliges Schigelände und die Fahrt vom 3075 *m* hohen Gipfel der Rotenmannspitze bis zum Beginn der Daberschlucht ist bei einem Höhenunterschiede von 700 *m* eine der schönsten, die man im näheren Hüttengebiete machen kann.

Purtscheller, der einmal auf der Rosenspitze war, erwähnt die Reichenberger Spitze als „eine den Hauptkamm nur mäßig überragende pyramidale Spitze", die niedriger als die Rosenspitze sei. Aber ich habe schon bemerkt, daß der Gipfel von Osten gesehen, von ganz auffallender Form und Schönheit ist und auch von den Böden höher und schöner erscheint als die Rosenspitze, so daß es durchaus gerechtfertigt ist, ihn als selbständigen Berg anzusprechen. Auch ist die Aussicht von ihm ganz hervorragend, besonders in den Nahbildern: übermächtig wirken die dunkeltrotzigen Mauern des Panargenkammes, vor allem der Alplesspitze.

Etwas höher, doch nicht so vorteilhaft geformt ist die doppelgipflige Rosenspitze. Von den Senten ansteigend erreicht man sie am leichtesten über den kleinschotterigen Südhang, dessen rötliches Gestein ihr zweifellos den Namen gegeben hat. Man steigt zuerst in die kleine Einschartung neben dem westlichen Vorgipfel und strebt dann auf dem gering steigenden Grate dem Hauptgipfel zu. Dieser kurze Grat ist ziemlich brüchig und stellenweise so scharf, daß es angezeigt ist, gleich von Anfang an im dunkelgrauen Schiefer der Nordseite knapp unter der Grathöhe sich fortzubewegen, wodurch man den Gipfel leichter und rascher gewinnt.

Auch Purtscheller hat die Rosenspitze auf diesem Wege bestiegen und von ihrer Fernsicht behauptet, daß er sie zu den dankbarsten und großartigsten in den Tiroler Bergen zähle. Sie ist es in der Tat, doch bin ich geneigt anzunehmen, Purtscheller mag bei seiner Ersteigung des Keesecks nicht von Wetterglück begünstigt gewesen sein, er hätte sonst sein hohes Lob diesem höheren und schöneren Gipfel des Panargenkammes noch viel berechtigter zollen können.

Die Rosenspitze kehrt ihre schönste, von einer Schneerinne durchzogene Felsflanke dem Großbachtale zu, dennoch wird auch von dieser Seite ihre Gestalt durch die weitaus edlere der Reichenberger Spitze in den Schatten gestellt. Für mich ist sie überhaupt der Berg des Hüttengebietes, der meine geringste Zuneigung hat. Schuld daran ist vor allem ihr schmaler bröckliger Gipfel, der von einem Vermessungszeichen fast ganz beansprucht wird und kein schönes Ausruhen gestattet. Dann sind es ihr gegen den Vorgipfel mäßig abfallender Westgrat, der kurze Abfall der Schieferplatten ihrer Südflanke, die in großen Schotterfeldern fußen, und ihre noch weniger geneigte dunkelbröcklige Nordflanke, die allesamt kein richtiges Gipfelgefühl aufkommen lassen. Dazu kommt noch das unzuverlässige schalligbrüchige Gestein, das die steil abstürzende Schneide des Südostgrates wahrscheinlich unbegehbar macht. Wohl ist die Reichenberger Spitze niedriger, aber ihre breitere Gipfelfläche ist viel geruhsamer und besser fühlt man auf ihr das selige Entrücktsein von der übrigen Welt, da ihre Grate und Wände allseits jäh und tief absinken.

Auch der Großschober ist, namentlich von Osten gesehen, eine schönere Berggestalt als die Rosenspitze, und die ungemein jähen, an 800 *m* tief zur Daberschlucht abfallenden Rasenhänge, in welche die alljährlichen Lawinen glatte, spiegelnde Felsfurchen hineingerissen haben, lassen diesen Berg auch von Westen sehr wirkungsvoll erscheinen. Von den grünen Weideflächen im Winkel zwischen Daber- und Karbach betrachtet, bildet er mit der Rosenspitze eine mächtige Bergmasse, deren beide Gipfel durch einen nordsüdlich gerichteten, stark zerscharteten Grat verbunden sind, dessen Schartung in dem zur Rosenspitze aufsteigenden Aste stärker ausgeprägt ist. Westlich dieses Grates ist zwischen beiden Bergen eine große flache Mulde eingesenkt. Diese durchschreitet man, wenn man von der Rosenspitze den dunklen Geröllhang ab-

steigend, beide Gipfel zu einer Bergfahrt verbinden will: ein unbedingt lohnendes Unternehmen. Aus der Mulde kann man dann auf breitem, steilem Rasenrücken und weiter oben auf hartem Schotter von Nordwesten her leicht die große Gipfelkuppe gewinnen. Geht man gemächlich, so ist von einem zum anderen Gipfel nicht viel mehr als eine Stunde nötig.

Der Blick vom geräumigen Gipfel des Großschobers ist wohl etwas weniger umfassend als der von der höheren Rosenspitze, aber entschieden malerischer. Erschütternd ist der Tiefblick in die dunkelgrünen Schlünde der Umbal- und Daberschlucht, freundlich das seltene smaragdgrüne Grüßen der Menschenwelt mit ihren Gehöften bei Hinterbichl. Gerade gegenüber die das Umbaltal riesig überragenden Gipfel der Malhamgruppe, allen voran der klotzige Quirl, dessen zerfurchter Körper unheimlich steil über dem Steinbrechkare aufgetürmt ist. Blendend von Eis durchflossen der dunkle Gipfel der Dreiherrnspitze, gierig vorgeleckt die Zunge des tiefen Umbalkeeses, näher aber und herrlicher als alles der eisblanke Dom des Welitzkopfes (der Rötspitze), des königlichsten jener Berge, dessen steil hängender Firn wie ein Silbermantel in prachtvollen Wogen niederfließt. Und daneben das finstere dreieckige Felsgerüst der Daberspitze. An der unglaublich scharfen Schneide ihres Ostgrates prallen Licht und Dunkel hart aufeinander. So stehen die beiden Bergriesen drüben hinter dem Hohen Kreuz, wie Sinnbilder des Guten und Bösen: Ormuzd und Ahriman.

Wir genossen dieses göttliche Bild, vielleicht das schönste, das jene Berge zu bieten vermögen, zum erstenmal an einem heißen Augusttage des Jahres 1925. Mit Freund Steinjan wanderte ich damals von unserem Hütten-Rohbau zur Schäferhütte im tiefen Umbaltal. Da diese beiden Berge: Rosenspitze und Großschober, so nahe am Wege liegen, nahmen wir sie gern mit in Kauf. Sie sind eine so gehaltvolle Zugabe des ohnehin schon eindrucksvollen Weges durch die Daberschlucht, daß man sie — so man diese Gipfel nicht schon von der Reichenberger Hütte gesondert bestiegen haben sollte — nicht versäumen soll, und sie gestalten den kurzen Weg zur Klarahütte oder der gut 400 *m* höher oben im Umbaltal neu errichteten Essener Hütte zu einer angenehmen Tagesleistung.

Zwei Jahre später ging ich, ebenfalls an einem Augusttage, mit Steinjan und Professor Dittrich vom Alpenverein Haida den Großschober zum zweiten Male an, aber im größten Gegensatze zu unserem ersten Besuche, bei geradezu winterlichem Wetter. Von der Bachlenke aus querten wir diesmal den Nordhang des Bachlenkenkopfes nach der Mulde des obersten Großbachtales, aus der wir in dichtestem Schneetreiben zum Weißen Klapf anstiegen. Das ist ein beraster Felsrücken, den die Reichenberger Spitze als Fortsetzung ihres steilen zerschliffenen Ostgrates gegen das Großbachtal vorschiebt. Er scheidet den oberen Graben des Großbaches von jenem des Rasenbaches, der aus dem großen geröllerfüllten Kare zwischen Reichenberger Spitze, Rosenspitze und Großschober nach Osten zum Großbachtale absinkt. In den Graben des Rasenbaches stürzen der Großschober und sein östlich gerichteter Gratverlauf mit sehr jähen Rasenhängen ab. Auf der Rasenschneide des Weißen Klapfes stiegen wir zuerst der Reichenberger Spitze entgegen, wandten uns dann bald nach rechts hinab und steuerten über ein großes Trümmerfeld dem Talschlusse des Rasenbachgrabens zu. Dabei fegten immer neue Schneeböen über den Großschober herab, so daß wir den viel gescharteten Verbindungsgrat zwischen ihm und der Rosenspitze nur selten sehen konnten. Von all diesen Gratscharten fallen schmale, zum Teil schneegefüllte Schuttrinnen steil ins Kar herab. Wir wählten, als wir wieder einen sichtigen Augenblick erhaschen konnten, die nördlichste dieser Rinnen, die fast schneelos war und die uns nach mühsamem Steigen in feuchtem, rutschigem Schotter in die tiefste der Gratscharten zwischen beiden Gipfeln brachte. Von dieser Scharte querten

wir nun leicht, aber gegen einen wild beißenden Wintersturm, über Schotter und Schnee zur südwestlichen Rasenkante des Großschobers, die uns in schon bekannter Art dem Gipfel entgegenführte. So erreichten wir ihn nach 2¾stündigem Steigen und versorgten, sturmdurchschauert, das erste Gipfelbuch im Steinmann.

Angenehmer, doch nur bei trockenem Wetter ratsam, mag es sein, den Gipfel aus dem Rasenbachgraben unmittelbar über seine dachartig steilen südöstlichen Rasenstreifen zu gewinnen. Wer aber den Großschober besuchen will, ohne erst die Rosenspitze mitzunehmen, dem sei dieser als der bequemste Weg empfohlen, den wir an jenem winterlichen Sommertage als Rückweg zur Reichenberger Hütte benützten: Von ihr ausgehend verläßt man den Thamweg etwa dort, wo er der Grauen Wand am nächsten ist, und steigt dann immer in nordwestlicher Richtung über die Sentenbuckel einer flachen Senke im Westgrat der Rosenspitze, der Rosenlenke, 2807 *m*, zu; sie befindet sich beiläufig in der Mitte zwischen dem Westgipfel der Rosenspitze, 3021 *m*, und dem P. 2809 der Spezialkarte. Jenseits nicht zu tief absteigend umgeht man in nördlicher Richtung einen Gratast der Rosenspitze und wendet sich nun nordöstlich über einige Wasserrunsen der Mulde zu, aus der dann der bereits genannte kammartige Rasen zum Gipfel aufstrebt. Dieser Weg ist der leichteste und kürzeste Zugang für den Großschober; ohne sich zu beeilen, kann man diesen letzten, überaus lohnenden und selten besuchten Gipfel der westlichen Laförlingberge in 2½ Stunden von der Reichenberger Hütte erreichen, und wird zum Rückwege kaum mehr als 2 Stunden benötigen. Will man jedoch zur Klarahütte weiter wandern, dann trachte man aus der erwähnten Karmulde in westlicher Richtung so über die steilen Rasenhänge herabzukommen, daß man die Daberschlucht noch vor ihrer klammartigen Verengung erreicht. Der von der Sektion Essen neu hergerichtete Weg leitet dann schluchtauswärts und bergauf und -ab dem Umbaltale zu.

Die behandelten vier Gipfel lassen sich sehr zweckmäßig zu einer schönen Tagesfahrt verbinden. In dieser Weise habe ich, vom Bachlenkenkopf ausgehend, mit meinen Vereinsfreunden Gustav Seidel und Wilhelm Müller die Tur im August 1929 durchgeführt, wobei allerdings der letzte große und gelbquarzige Turm im Gratverlaufe zwischen der Grauen Wand und Reichenberger Spitze, der ziemlich schwer und zeitraubend zu überschreiten gewesen wäre, an seinem westseitigen Fuße umgangen wurde. Auch kann nach der Überschreitung der Reichenberger Spitze der Grat zur Rosenspitze nicht mehr unmittelbar verfolgt werden. Wir querten den diesem Grate südwestlich anliegenden Schutthang und kamen so an die steilplattige niedrige Südwand der Rosenspitze, durch die wir ohne besondere Schwierigkeiten den Westgrat nahe dem Gipfel erreichen konnten. Als Rückweg vom Großschober wählten wir den angenehmsten und kürzesten, den über die Rosenlenke, 2807 *m*, wo wir einen Steinmann bauten und dann über die Senten auf dem Thamweg zur Hütte heimschlenderten.

Der II. Teil über den Panargenkamm folgt im Bande 1931

# Schifahrten rund um das Seekarhaus

Von Julius Gallian, Wien, und
Dr. Ernst Hanausek, Baden b. Wien

## Der Radstädter Tauern in Vergangenheit und Gegenwart

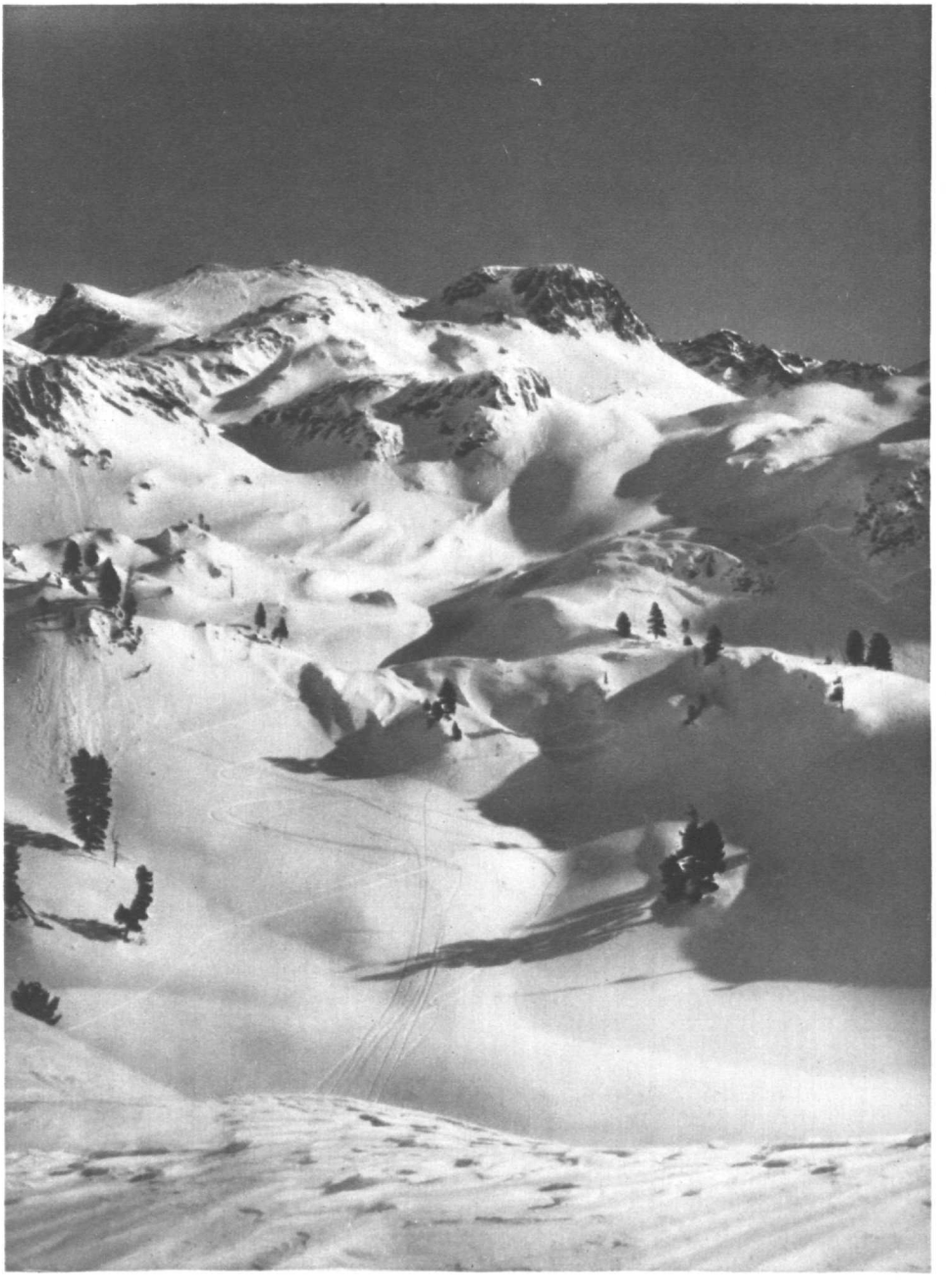
Die Geschichte des Radstädter Tauern ist so alt und wissenswert, daß einige ganz kurze Hinweise darauf, einige knappe Worte über die bedeutsamsten Ereignisse allen willkommen sein dürften, die uns im Geiste auf die Berge rund um das Seekarhaus folgen wollen.

Wenige Jahre vor Christi Geburt schickte Kaiser Augustus seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius nordwärts in die Alpen, um die dort hausenden räuberischen Volksstämme zu bändigen. Die Rhäter und ihre Stammverwandten, die Vindeliker wurden geschlagen, Tirol, die Ostschweiz und Südbayern bis zur Donau kamen in die Gewalt der Römer.

Bald folgten die ostwärts gelegenen österreichischen Länder, Salzburg, Kärnten und Teile von Steiermark, und bildeten die Provinz Noricum (14 v. Ch.). Mit den römischen Soldaten kam auch die römische Kultur in die Alpenländer, sie bauten Niederlassungen und, um die neuen Provinzen enger an das Reich zu schmieden, die Grenzen im Norden besser sichern zu können, Handels- und Heerstraßen. Zwei solche Straßen, die eine von Aquileja über Teurnia (Spital a. d. Drau), die andere von Virunum über Noreja (Neumarkt) und Tamasicis (Tamsweg) kommend, trafen sich in Imnuris (Mauterndorf im Lungau). Von dort führte eine kühn angelegte Alpenstraße über den 1738 *m* hohen Radstädter Tauern (in Alpe) ins Ennstal nach Ani (Altenmarkt bei Radstadt) und schließlich über Cucullis (Kuchl) weiter nach Juvavum (Salzburg).

Wer den Radstädter Tauern kennt, wer je die tiefen, engen Schluchten gesehen hat, die die beiden Taurachtäler — südlich und nördlich der Paßhöhe — an manchen Stellen bilden, nur der wird die ungeheure Leistung, die die Römer mit dem Baue dieser Straße vor fast 2000 Jahren vollbracht haben, richtig zu würdigen wissen. Als stumme Zeichen einer längst versunkenen Welt deuten heute noch einzelne römische Meilensteine auf dieses gigantische Werk, stellenweise zeigt der noch erkennbare Unterbau der Römerstraße den Lauf derselben. Als Raststation, zugleich aber auch als Unterschlupf bei Sturm und Wetter dürfte sich auf der Höhe des Passes eine römische mansio, eine Herberge, befunden haben; verschiedene Gegenstände, die der Tauernwirt Steger im Jahre 1825 beim Graben nach Sand neben der Mauer des Tauernfriedhofes fand, deuten darauf hin. Daß keinerlei Anzeichen für weitere römische Unterkünfte in der Strecke zwischen Wiesenegg und Schaidberg, also in dem vom Unwetter am meisten bedrohten Straßenabschnitte, zu finden sind, scheint mir den Schluß zu rechtfertigen, daß die römische Straße über den Tauern in der rauhen Jahreszeit nur wenig befahren und begangen wurde. Anders aber in den übrigen Monaten; da hat sich hier ein lebhafter Verkehr abgewickelt zwischen dem sonnigen Italien und dem kalten Norden, zwischen dem prunkvollen Rom, der damals reichsten und schönsten Stadt der Welt, und den aufblühenden römischen Provinzen.

Das weströmische Reich ging unter — und mit ihm auch die Römerstraße. Sengend und brennend gingen die Wogen der Völkerwanderung über das Land, in Schutt und Staub lag alles, was römische Macht und römischer Reichtum in jahrhunderte-



Mezzotinto Bruckmann

Abfahrt vom Keſſelkopf gegen Kleinen Pleißlingkeil.


INNSBRUCK

langer Arbeit geschaffen. Zu einem verfallenen Pfade wurde die einst so stolze Straße, bis sie schließlich von den zu dieser Zeit im Lungau hausenden Slawen aus Gründen der Abwehr gegen die vom Norden herandringenden Bajuvaren gänzlich zerstört und an ihrer Stelle ein neuer Weg durch das Weißbriach- und Forstautal angelegt wurde.

Erst Erzbischof Leonhard von Keutschach ließ im Jahre 1500 die verfallene Römerstraße wiederherstellen und in eine fahrbare Straße umwandeln. Wieder wogten wie in alten Zeiten Handel und Verkehr über den Radstädter Tauern, neuer Wohlstand war ins Land gezogen; der damals im ganzen Lande in Blüte stehende Bergbau gab dem Landesfürsten reiche Mittel, zum Segen der Untertanen zu wirken.

Und wieder tobte Krieg um den Radstädter Tauern im Jahre 1526. Lienhard von Ernau und Franz von Tannhausen zogen mit erzbischöflichen Söldnern von Mauterndorf zur Paßhöhe, um das von rebellischen Bauern belagerte Radstadt zu befreien. Blutig wurden die beiden von den Bauern, die sich am Tauernpaß wohl verschanzt hatten, bis Mauterndorf zurückgeschlagen, 200 Mann hat Tannhausen verloren. Schließlich ward aber Radstadt, dessen heldenhafte Bewohnerschaft von Christof Graf von Schernperg-Goldegg befehligt wurde, doch befreit; auf den Zinnen der Stadt wehte die Siegesfahne. Erzbischof Matthäus Lang gab der Stadt als Dank den Ehrennamen „die allzeit Getreue".

Die Nachfolger des Erzbischofs Leonhard von Keutschach ließen die Tauernstraße weiter verbessern, bis schließlich nach der im Jahre 1816 erfolgten Wiedervereinigung Salzburgs mit Österreich die gegenwärtige Kunststraße entstand.

Das Wiederaufleben des Handels, die stete Zunahme des Verkehrs zwischen Nord und Süd ergaben bald die Notwendigkeit, an besonders wichtigen Punkten der Straße, dort, wo sie beiderseits des Passes beginnt, in stärkerer Steigung zur Höhe zu klimmen und dort, wo sie aus dem Schutze der eng beisammenliegenden Talflanken auf die freien, sturmumtosten Flächen der Paßhöhe hinausführt, Unterkünfte und Poststationen zu errichten. Schon im 16. Jahrhundert finden wir das Tauernhaus Wieseneggg, 1649 *m*, und das Lungauer Tauernhaus Schaidberg, 1625 *m*, urkundlich erwähnt, doch dürfte ersteres bereits entstanden sein, als im Jahre 1212 der Lungau gänzlich dem Erzstifte Salzburg einverleibt wurde. Der altertümliche, behäbige Postgasthof in Untertauern, in dem wir noch heute so gerne Rast halten, stammt ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert und auch die Taferne in Tweng wird bereits um diese Zeit urkundlich erwähnt. Die Größe dieser beiden Gasthöfe läßt uns den Wohlstand vergangener Zeiten ahnen. Alte erbeingesessene Familien betreuen diese Gasthöfe und sorgen hier für das Wohl der Reisenden, so in Untertauern die aus Kärnten stammende Familie Kohlmayer, in deren Besitze sich der dortige Postgasthof bereits seit dem Jahre 1844 befindet. Wie lebendig mag es hier wohl in früheren Jahren zugegangen sein, als dieser Postgasthof noch für die vielen, täglich verkehrenden Fuhrwerke Vor- und Umspannplatz war. Hier wurde, wie es in einem alten Buche heißt, „mit Pferden und in der viel längeren Winterszeit mit Ochsen über die schaurigen Engen vorgespannt".

Mit der Geschichte des Radstädter Tauern ist unzertrennlich der Name Wieseneder verbunden. Fast 300 Jahre lang, seit dem Jahre 1557, hauste im Radstädter Tauernhaus (Wieseneggg) das Geschlecht der Wieseneder; auch das Lungauer Tauernhaus Schaidberg war lange Zeit in ihrem Besitze. Nach der Bestätigung der Stiftung eines Benefiziums auf dem Tauern am 30. Mai 1721 durch Erzbischof Franz Anton Graf von Harrach erbauten die Brüder Johann und Wilhelm Wieseneder gegenüber dem Tauernhaus im Jahre 1721/22 auf eigene Kosten das Vikarhaus und zwei Jahre später im Jahre 1724 erhielt das neben dem Vikarhaus befindliche kleine Kirchlein, das Peterskirchlein, die erste kirchliche Weihe.

Nach Aufhebung des Benefiziums im Jahre 1875 kam das Vikarhaus in Privatbesitz und stand lange Zeit leer. Heute dient es als Gaststätte dem Fremdenverkehr, gleich dem Wiederaufbau des von Sektionschef Karl Wurmb seinerzeit in ein modernes Alpenhotel umgewandelten, am 24. Jänner 1919 den Flammen zum Opfer gefallenen Tauernhauses Wiesenegg.

Nochmals verlor die Straße ihre Bedeutung, wieder wurde es stille auf der Höhe der Radstädter Tauern: Nach der Erbauung der Tauernbahn.

Und heute? Dort, wo einstmals der eherne Schritt der römischen Legionen dröhnte, wo Blut floß im erbitterten Kampfe zwischen rebellischen Bauern und erzbischöflichen Söldnern, wo in der alten, gemütlichen Zeit die Postkutsche mit Peitschenknall und Hörnerklang durch das Tal holperte, da rasen heute Kraftwagen schnaubend und surrend zur Höhe, durch enge Schluchten, zwischen blühenden, grünenden Almen, neben dem flammenden Rot der Alpenrosen. Auch der gefürchtete Winter, der böse Gesell, kann der vorwärtsstürmenden Technik nicht mehr Halt gebieten. Die neueste Errungenschaft, angenehm durchwärmte, vornehm ausgestattete Raupenschlepper wühlen sich in zweistündiger Fahrt durch den dicken, flaumigen Schnee von Radstadt über die Tauernhöhe nach Mauterndorf im Lungau. Und nebenher klingt auch heute noch das Schellengeläute der Pferdeschlitten durch den tiefverschneiten stummen Wald.

Wenn der Winter über Berg und Tal seine weiße, wollige Decke gebreitet hat, wenn die Weihnacht naht, dann kommt ein lustiges, frohes Völkchen auf den Radstädter Tauern: Schnee sucht es und Sonne. Schnee aber gibt es hier in Mengen, wie kaum an anderen Orten, und Wintersonne ebenso.

Da wird es lebendig im Seekarhaus, in Wiesenegg und in der Südwiener Hütte, da füllen sich die Heime der drei größten deutschen Schiverbände des Ö. S. V., des D. S. V. und des H. D. W. Tag für Tag, bis ins Frühjahr hinein, ziehen nun sehnige Gestalten ihre Spur über leuchtende Hänge, hinauf zu den sonnigen Gipfeln, Tag für Tag jagen sie auf ihren Schiern in jubelnder Fahrt zu Tal. Glückliche Menschen sind es, froh sind sie alle gestimmt, Sonnenkinder wurden sie, denen der Winter in den Radstädter Bergen unauslöschbare Freude gegeben. Braungebrannt nehmen sie Abschied, bringen Kraft und Gesundheit heim — und die Sehnsucht, wiederzukehren — zu Sonne und Schnee. (H)

## Der Tauernfriedhof

Ich blättere in einem alten Jahrgang des „Bergsteigers". Da finde ich ein Bild aus der Kamera C. J. Luthers: Der Friedhof der Namenlosen auf dem Radstädter Tauern.

Darunter stehen die Worte:

Ich lebe — und weiß nit warum,
Ich sterbe — und weiß nit wann,
Ich gehe — und weiß nit wohin
Mich wundert's, daß ich so fröhlich bin.

Eine kleine Kreuzkapelle neben der Straße, einige rostige Grabkreuze, arg hergenommen von Wind und Wetter, das Ganze umgeben von einer einfachen Steinmauer. Das ist der Tauernfriedhof. Tief vergraben im Schnee liegt er vor uns, mahnt uns an den Tod; uns, aus deren sonnverbrannten Gesichtern ungetrübte heitere Lebensfreude lacht.

Ernst senkt sich auf unser Antlitz, Wehmut greift uns ans Herz. Wer sind sie, die hier auf Bergeshöh' die Erde deckt?

Einige wenige, die am Tauern gelebt und gestorben, sind hier bestattet; alte Inschriften geben uns davon Kunde.

Und die anderen, wer sind sie?

Fuhrmannsleute und Wanderburschen, die hier den letzten Weg ihres Lebens gegangen.

Mancher, der im Sommer, wenn die Almen grünen und die Alpenrosen blühen, über den Tauern wandert, wird vor den Grabhügeln stehen, nicht ahnend die Gefahren, die hier den Wanderer bedrohen. Wer aber, wie wir Schiläufer, den Winter kennt, wer gleich uns weiß, was tosender Sturm in finsterer Winternacht vermag, der wird mitfühlend derer gedenken, die das schützende Obdach der Tauernhäuser nicht mehr erreichen konnten, der wird in wehmütigem Gedenken bei denen weilen, die sich die Tauernstürme als Opfer erkoren. Mit Roß und Wagen wurden sie, die ihrem Herrn bis zum letzten Atemzug treu gedient, von den haushohen Schneemassen begraben; einsam und verlassen kämpften andere, die heimatlos die Straße des Lebens gegangen, hier ihren letzten Kampf.

Grabhügel und rostzerfressene Kreuze sind Zeichen der furchtbaren Kämpfe, die sich auf dem Tauern im Laufe der Jahrhunderte zwischen Menschen und Naturgewalten abgespielt haben. Stumm sind sie, diese Zeichen — und sprechen doch eine so deutliche Sprache zu uns: Mensch, denke, welch winzig Ding du bist im weiten Reiche der Natur. Wenn du auch heute bei strahlend blauem Himmel keck und stolz in die Einsamkeit der winterlichen Berge vordringst und Sieger bleibst, bist du doch morgen, wenn der Schneesturm über die Höhen braust, ein Spielball roher Gewalt. Denke, wenn du dir aus den Bergen Stärke fürs Leben holst, an die Einsamen, die ihr Leben lang keine Heimat hatten, bis sie nach einem letzten schweren Kampfe unter der Erde ein Heim fanden: Im Friedhof der Namenlosen am Radstädter Tauern. (S)

## Die Zugangswege

### Das Taurachtal

(G) Der Stadt Radstadt südlich gegenüber, jenseit der Enns, öffnet sich das Taurachtal, das breit und sonnig emporzieht. Wer in Radstadt den Zug verläßt, verweile getrost ein wenig. Manch idyllischer Winkel und der Blick nach Süden auf die lockenden Berge ist reicher Lohn. Der Fremdenverkehr hat, wenn auch etwas spät, bereits seinen Einzug gehalten. Vorzügliche Gasthöfe stehen dem Besucher heute zur Verfügung, und außerdem befindet sich im Gasthof „Zur Post" ein Alpenvereinsheim der Sektion Austria, wo Mitglieder um den billigen Preis von 1,20 S gute Unterkunft finden.

Fünf Stunden erfordert der Aufstieg bis zur Tauernhöhe, und dies war auch die Ursache, daß dieser Höhenzug früher wenig besucht wurde. Was die altberühmte Straße und die Siedlungen von der Vergangenheit zu erzählen wissen, ist im vorhergehenden Abschnitt zusammengefaßt. Die fortschreitende Entwicklung hat auch hier Wandel geschaffen. Die prächtige Straße, die das Ennstal mit dem Lungau verbindet, wurde bald vom Automobil erobert, und heute ermöglicht der vorzügliche Postkraftwagenverkehr manch schöne Sonntagsbergfahrt im Reiche der Tauern.

Auch im Winter, wo einst die ungeheuren Schneemassen den Übergang über den Paß verwehrten und eine armselige Schlittenpost die Verbindung mit der Außenwelt aufrecht erhielt, herrscht nunmehr lebhaftes Treiben. Schlitten klingeln durchs weite Tal, und die Raupenschlepper der Postkraftwagenverwaltung schrauben sich durch den wolligen Schnee zur Höhe.

Nur gering ist die Steigung bis zu dem kleinen uralten Dörfchen Untertauern. Lange grüßt uns beim Rückblick die entschwindende Stadt, und immer größer baut sich im Norden der Roßbrand auf, dessen Kuppe die Radstädter Hütte trägt.

Kaum 2½ Stunden sind es bis Untertauern. Für diese Wegstrecke benützt auch der Schifahrer eine der zahlreichen Fahrgelegenheiten, die ihm immer zur Verfügung stehen.

Viele frohe, gemütliche Stunden hab' ich im Postgasthof im Kreise der Familie Kohlmayer verlebt, deren Oberhaupt nicht nur ein vorsorglicher Wirt sondern auch der tüchtige, um das Wohl seiner Gemeinde besorgte Bürgermeister des Ortes ist.

Rasch verengt sich das Tal, und steil führt die Straße bergauf. Die sonnige Weite hat einer engen Schlucht Platz gemacht. Der Taurachbach, den auch der grimmige Winter nicht ganz zu bannen vermag, rauscht im felswilden Bett, und zu beiden Seiten ragen die Wände auf. Links der Straße schäumt der Kesselfall oft unter einem Eisvorhang über steile Felsen herab. Wenn wir uns höher oben, bei einer Biegung der Straße umsehen, überrascht uns der Blick auf den herrlichen Turm der Bischofsmütze, dessen schöne Gestalt den engen Taleinschnitt abzuschließen scheint. Bald erreichen wir den Gnadenfall, der in die eisige Tiefe hinabstäubt, und dann wird der Blick wieder frei: von der Zehnerkarspitze bis zur Großwand reiht sich ein herrlicher, weißer Dom an den andern — wir sind bei der Gnadenbrücke. Westlich (rechts) zweigt der Weg zur Gnadenalm und zur Südwiener Hütte auf der Oberen Pleißlingalm ab.

Die Straße, die wir verfolgen, windet sich an der östlichen Berglehne hinan, wir schauen zurück und grüßen noch einmal Bischofsmütze und Dachstein. Bald tritt auch die formenschöne Gestalt der Steinfeldspitze mit ihren Trabanten in unseren Gesichtskreis, und wir spüren bereits den Tauernwind, der über die Paßhöhe herüberweht.

Es ist ein herrlicher Gang zur Höhe mit wechselnden Bildern von Winterpracht und Herrlichkeit. Zwei Meter Schneehöhe auf der Tauernstraße ist keine Seltenheit, und selbst in später Jahreszeit, zu Ostern noch, beschert uns dieser Aufstieg eine herrliche Abfahrt zumindest bis Untertauern.

Erst 2¾ Stunden sind verstrichen, seit wir das „Dreimäderlhaus" — so nannten wir das Kohlmayersche Haus wegen der drei frischen Töchter des Wirtes — verlassen haben, und Obertauern, 1680 *m*, ist erreicht. Dabei haben wir freilich nicht den Weg über den „Kehrbühel" genommen, sondern die alte, steilere Straße gewählt, die auch von den Fahrzeugen im Winter benützt wird.

An Stelle des, den Flammen zum Opfer gefallenen Gasthofes Wieseneggwurde ein Rohbau aufgeführt, der noch immer seiner Fertigstellung harrt. Nunmehr hat das Land Salzburg den ganzen Besitz erworben.

Von Obertauern, auch „Wieseneggʺ genannt, geht es anfangs eben, dann steil ansteigend in einer halben Stunde auf die Paßhöhe, 1738 *m*.

Tauernhöhe! Eine friedvoll ernste Stätte, Einsamkeit und Schweigen ringsum. In diese Stimmung hineingewoben das uralte Kirchlein und der Friedhof. Aber nicht Trauer erweckt der Anblick, nur das Gefühl unsäglich tiefen Friedens. Hier dereinst ruhen können, umbraust vom Föhn, vom Orgelton der Stürme, zurückgegeben dieser Erde, die uns so reich beschenkt ...

## Die sonstigen Zugangswege

Unweit des Tauernfriedhofes ist die Grenze zwischen Pongau und Lungau. Hier ist auch die Wasserscheide und der Ursprung der beiden Tauernachen — kurz „Taurachʺ genannt —, wobei die südliche dem Murgebiet, die nördliche dagegen dem Ennstale zueilt. Der wichtigste Zugangsweg wird immer das Taurachtal bleiben, das von Norden, vom Ennstal zur Höhe führt. Der Grund liegt einerseits in der Länge des Weges vom Lungau herauf, hauptsächlich jedoch in den schlechten Verkehrsverhältnissen des Murtales. So wird denn die Tauernstraße von Mauterndorf

als Ausgangspunkt weniger benützt, eher wird noch der Abstieg in den Lungau durchgeführt, um nach mehrtägigem Aufenthalt in diesem weißen Bergland auch den zweiten Teil der Römerstraße kennen zu lernen.

Deshalb sei dieser Teil des Taurachtales von der Paßhöhe ausgehend beschrieben.

Von der breiten Höhe des Passes steigen wir über den steilen Petersbühel bergab. Das Tal wird enger, und die Berge treten näher zusammen. Links des Weges erheben sich die Berge des Weißbriachtales, von denen als höchste Erhebung das Gurpitscheck, 2524 *m*, aufragt. Zur Rechten stürzt brausend der Taurachbach zu Tal, begrenzt von steilen Felswänden. Hier haben einst Bären und Wölfe gehaust, und vor nicht allzulanger Zeit soll dort ein „Gamsgeier" gesehen worden sein.

Auf diesem Wege gelangen wir in einer halben Stunde zu dem Gasthof am Schaidberg, 1680 *m*, an der linken Seite der Straße. Früher stand das Haus leer, und es kam nicht selten vor, daß es bis zum Dach im Schnee vergraben lag. Heute findet man einen stattlichen Neubau vor, der im Jahre 1928 errichtet wurde und als erstes Schiheim des Deutschen Schiverbandes eine gute und alle Bequemlichkeit aufweisende Unterkunft bietet.

Auch hier hat lange Zeit das Geschlecht der Wiesenegger, der Könige des Tauern, wie sie Kürsinger nennt, geherrscht.

Nun windet sich die Straße längs einer Felswand den Schaidbergkessel hinunter. Hier verengt sich die Straße, da links der Gamskarlspitz einen Ausläufer und rechts die Kesselspitze ihre Wände näher an die Straße rückt. Im weiteren Verlaufe der Wanderung kommen wir zur Judenlahn. Der Name rührt daher, weil an dieser Strecke einmal vorüberziehende Juden von einer Lawine begraben worden sein sollen. Nun gelangen wir in den Bereich des verrufenen Breitlahngrabens. Diese Stelle ist im Winter besonders gefährlich und dem Schifahrer ist bei unsicherem, föhnigem Wetter Vorsicht anzuraten.

Wieder treten die Berge, diesmal die Ausläufer des Gurpitscheks und des Mitteregs, enger zusammen und bilden eine Schlucht, durch welche die Straße sich hinwindet. Wir nähern uns nun dem Kalkofen. Früher hieß die Gegend hier „am Tauernkreuze". Der prächtige Rück- und Ausblick, der sich uns bietet, läßt uns verweilen. Im Hintergrunde steil abfallende Felsen, neben denen sich die Poststraße mit ihren riesigen Stützmauern hinzieht. Im Westen dagegen öffnet sich ein prächtiges Almtal; es ist dies das Lanschitztal, dessen Ache sich zu unseren Füßen mit dem Taurachbache vermählt. Über dem Tale heben die Spitzen der Tauernkette ihre riesigen Felsenhäupter in den blauen Himmel. Verfolgt man das Lanschitztal, so kann man in den Zederhauswinkel oder in das Flachautal gelangen. Der Pflanzenwuchs in diesem Hochtale ist überaus üppig. Wahrhaftig ein großartiges Hochlandsbild!

Im Weiterwandern gewahren wir links der Straße eine römische Meilensäule, deren mehrere ausgegraben und längs der Straße aufgestellt wurden. Diese Säule ist am besten erhalten und von Nadelholzbäumen umsäumt, weshalb ihrer besonders Erwähnung getan werden soll. Unwillkürlich schweifen die Gedanken zurück in die Vergangenheit, in eine Zeit, wo die römischen Heerscharen über diese Straße zogen, um das Land der Germanen zu unterwerfen.

In einer Viertelstunde erreichen wir das kleine Dorf T w e n g, 1246 *m*. Links des „Twenger Tales" zieht sich jener Ast der Tauernkette hin, der es mit seinem hohen, felsigen Bergrücken vom Weißbriachtal trennt. Wir verlassen den feuchten Twenger Winkel und folgen der Tauernstraße weiter, die in der Tiefe des Tales sanft abwärts zieht. Die Berge weichen nun etwas zurück und schicken nur ihre sanften Ausläufer ins Tal hinein. Über diese Ausläufer schauen die Häupter des Schwarz- und Weißecks, des Schönecks und des mächtigen Gurpitscheks ernst in das dunkle Tal herein. Nirgends sehen wir Laubbäume, nur Wälder von Nadelholzbäumen begleiten uns auf der Wan-

derung und geben dem Tale das düstere, schwermütige Gepräge. Links und rechts des Baches erheben sich die Höfe und Keuschen der Talbewohner, die hier ein kärgliches Leben fristen, gedeihen doch nur Roggen und Gerste als mühsamer Arbeit Lohn.

Nun sind wir am Ziele; das enge Tal öffnet sich, und als erstes Gebäude grüßt das alte Schloß Mauterndorf herüber. Dahinter lugen schon einige Häuser hervor, die dem Weichbilde des Marktes angehören.

Wenn gute Schneeverhältnisse herrschen, ist die Abfahrt vom Tauernpaß nach Mauterndorf sehr lohnend und erfordert bis Tweng nicht mehr als eine Stunde gegenüber 2 Gehstunden im Sommer. Von Tweng nach Mauterndorf braucht auch der Schifahrer 2 Stunden, doch kommt es oft vor, daß die Straße tiefer unten schneefrei ist und die treuen Bretteln geschultert werden müssen, wodurch der Abstieg dann bedeutend mehr Zeit erfordert. Nochmals sei aber darauf aufmerksam gemacht, daß der Weg einige lawinengefährliche Stellen aufweist, weshalb Vorsicht am Platze ist.

Viel könnte ich noch von dem reizenden Mauterndorf, in dem ich schon oft Rast gehalten habe, und von dem sagenumwobenen Lungau erzählen, aber dies würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten.

Nur auf zwei Täler sei noch hingewiesen, die wohl nicht unmittelbar zum Tauernpaß führen, aber doch einen Zugang zum Seekar vermitteln: Weißbriachtal und Forstautal.

Das Weißbriachtal zieht von Mariapfarr, 1120 *m*, einem hübschen, das weite Lungauer Becken beherrschenden Ort, nach Norden zum Oberhüttensattel, von dem aus leicht in einer Stunde das Seekarhaus erreicht wird.

Von Mariapfarr führt ein Sträßchen über Bruckdorf in das Tal. Dieses ist weit und offen und steigt mäßig an. An Vorder- und Hinter-Weißbriach vorbei gelangt man zur Einmündung des Znachtales (ungefähr 2½—3 Stunden). Biegt man in dieses rechts ein, so gelangt man im weiteren Verlaufe über den Znachsattel zur am gleichnamigen See stehenden Giglachseehütte der Sektion Wien, 2100 *m*. Wir aber verfolgen das Weißbriachtal weiter, das nach links zieht, und erreichen, zuletzt steiler ansteigend, nach 2½ Stunden die flache Einsenkung des Oberhüttensattels, 1872 *m*. Knapp unter dem Sattel liegt der Oberhüttensee, über dessen gefrorene und verschneite Fläche der Schimann im Winter oft ahnungslos dahingleitet. Das Tal wird hauptsächlich zur Abfahrt benützt, da es besonders im oberen Teile eine schöne Fahrt bis zur Vereinigung mit dem Znachtale vermittelt.

Das Forstautal ist die Gegentalung des Weißbriachtales nach Norden. Beide Täler verbinden das Ennstal mit dem Lungau. Das Tal nimmt seinen Ausgang bei dem Dorfe Forstau, wohin man von Mandling in 1½, von Radstadt in 2 Stunden gelangt. Dann geht es ziemlich flach 3 Stunden taleinwärts zur Vogelalm. Von hier steigt die Talsohle steil an zur Oberhüttenalm und zieht dann eben weiter zu dem bereits erwähnten Oberhüttensattel (1½ Stunden).

Infolge ihrer großen Länge und wegen der benachbarten Tauernstraße, die mehrere gute Nächtigungsmöglichkeiten und Fahrgelegenheiten aufweist, werden diese beiden Täler als Zugangswege nie eine große Bedeutung erlangen.

## Die Berge westlich der Tauernstraße

### Kesselkopf, 2252 *m*

(H) Mein erster Aufenthalt in den Radstädter Tauern war recht bescheiden, ganz nur, wie es sich eben für einen Antrittsbesuch bei vornehmer Familie geziemt. Nach sonnigen lustigen Brettelfahrten im Rockgebiet kam ich an einem Märztage um die

Mittagstunde aus dem Lungau herauf zum Seekarhaus. Neuschnee glitzerte auf den weiten Flächen, die Sonne lachte vom blauen Himmel herab: So zeigten sich mir die Berge rund um das Seekarhaus gleich im besten Licht. Viel Zeit hatte ich nicht zur Verfügung; am nächsten Abend schon mußte ich wieder daheim sein.

Wenn man im Seekarhaus war, so dachte ich, muß man auch auf dem Seekareck gewesen sein, und gar erst dann, wenn, wie heute, stäubender Neuschnee herrliche Fahrt verspricht. Eilenden Schrittes lief ich also über wellige Böden auf und ab, hin zum Fuße des Berges, Kehre um Kehre dann aufwärts über prächtige Hänge, bis mir der Gipfel zu Füßen lag. Kurze Zeit später schon stand ich wieder unten an der Tauernstraße, bei der Brandruine des Hotels Wiesenegg, nach sausender Fahrt vom Gipfel herab. Hier traf ich Freund Slezak von der Jungmannschaft der Austria. Damit hatten sich zwei gefunden, die nicht daran dachten, so zeitig am Nachmittag schon zur Hütte zurückzukehren. Ohne Ziel, ganz planlos, stiegen wir auf den Hängen westlich der Tauernstraße bergwärts, hoch hinauf, bis uns schließlich doch der Gedanke, daß der Tag nicht ewig dauern könne, zur Umkehr zwang.

Hundskogel und Roßkogel, die eigentlichen Hüttenberge, lernte ich noch am nächsten Morgen — vor dem Frühstück — kennen, dann hieß es Abschied nehmen, denn bereits mittags mußte ich, um den Wiener Schnellzug zu erreichen, in Radstadt sein.

So kurz dieser erste Besuch auf der Radstädter Tauernhöhe auch war, auf mich hatte er doch einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht. Ein großer Teil der schönsten Schigebiete Österreichs war mir damals schon bekannt, planmäßig hatte ich sie in den letzten Jahren durchstreift; und doch, was ich hier rund um das Seekarhaus an Möglichkeiten für den Schilauf sah, *diese* Fahrten inmitten *solcher* mächtiger Umrahmung ließen mich den Wunsch mit nach Hause nehmen, hierher recht bald wiederzukommen.

Zwei Jahre verstrichen. Langewährendes Tauwetter mit Regen, darauffolgender Schneefall mit Kälteeinbruch hatten die günstigsten Vorbedingungen für eine Urlaubsfahrt in die Radstädter Tauern geschaffen. Gibt es etwas Schöneres, als am ersten Sonntage nach Schlechtwetter in die Berge zu ziehen? Rauhreif blinkte, Neuschnee lastete auf den Bäumen, als wir frohgesinnt, voll Übermut ob des Wetterglücks, von Untertauern, wohin uns das Postauto von Radstadt her gebracht hatte, auf der Tauernstraße bergwärts wanderten. Eine große, lustige Schigesellschaft waren wir: Zünftige Fahrer, die von Gipfel zu Gipfel stürmen wollten und Schihaserln, die sich, eingedenk des sinnigen Spruches: „Ziellos, wahllos, planlos auf den nächsten Bam los" schon sehr darauf freuten, in den Karen und Mulden der Radstädter Berge endlich einmal den lästigen Bäumen möglichst ferne zu sein.

Straßenwanderungen sind nicht immer danach angetan, das Herz des Schifahrers zu erfreuen, die Wanderung von Untertauern auf der tiefverschneiten Tauernstraße zur Paßhöhe aber ist eitel Freude. Bald ragte hinter uns im Norden die Bischofsmütze keck und stolz in den frostklaren Winterhimmel, erinnerte uns an manche schneidige Kletterfahrt, dann wieder zwängten steile, eisüberzogene Felswände die Straße in eine enge Schlucht.

So wechselten die Bilder aus nah und fern in buntem Durcheinander, bis endlich, nicht weit von der Gnadenbrücke entfernt, im Süden die Gipfel westlich der Tauernhöhe sichtbar wurden: Zehnerkarspitze, Teufelshörner, Großwand und Pleißlingkeil. Eine Hochstufe, in einer Höhe von ungefähr 2000 *m* von Nordosten nach Südwesten ziehend, ist diesen Gipfeln des Hauptkammes im Norden vorgelagert; sie vermittelt den Anstieg zum Großen Pleißlingkeil, dem höchsten Berge rund um das Seekarhaus.

Bei der Gnadenbrücke bogen wir von der Straße rechts ab, um über den weiten, ebenen Gnadenboden die Hintere Gnadenalm, das Schiheim des Österreichischen Schiverbandes, zu erreichen.

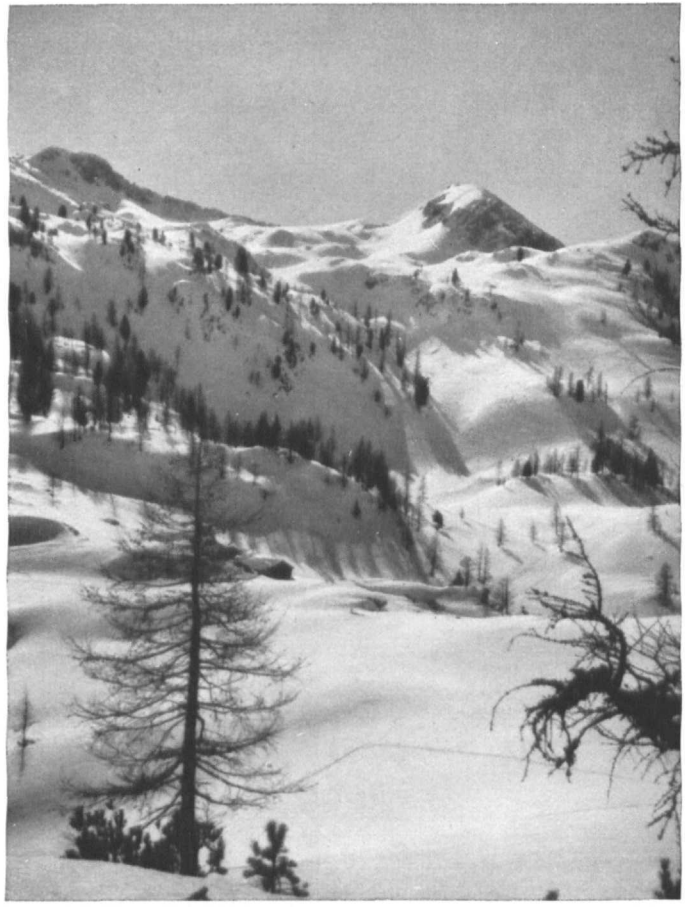
11 Uhr vormittag war es, reichlich spät, um noch einem der Hauptgipfel an den Leib zu rücken. Und doch, der herrliche Pulverschnee, der leuchtende Himmel über uns, all die glitzernde Winterpracht um uns, sie ließen uns nicht ruhen. Nach ganz kurzer Rast, die in der Hauptsache dazu diente, unsere Rucksäcke, diese lästigen Winkel, von allem unnötigen Zeug zu befreien, zogen wir los. Dem Kesselkopf galt es; von ihm erhofften wir uns nicht nur eine wundervolle Abfahrt, sondern auch einen guten Einblick in die Bergwelt westlich der Tauernstraße, durch die wir an den folgenden Tagen noch mehrmals unsere einsame Spur ziehen wollten. Dieser Einblick sollte uns auch deswegen besonders wertvoll sein, weil die österreichische Spezialkarte, die uns für die Radstädter Tauern als einzige Karte zur Verfügung steht, gänzlich unzureichend ist. Durch Herausgabe eines neuen, zeitgemäßen Kartenwerkes würde der D. u. Ö. Alpenverein allen Bergsteigern, vor allem aber allen Schiläufern einen unschätzbaren Dienst erweisen.

Von der Hinteren Gnadenalm führt ein Graben gegen Südwesten, aufwärts zur Oberen Pleißlingalm. Auf den ersten Blick sieht er gar nicht so aus, als ob dort der Schiläufer auf seine Rechnung käme; sind wir aber ein Stück Weges vorgedrungen und haben wir einen ganz kurzen Steilhang, der sich uns gleich zu Beginn des Grabens in den Weg stellt, überwunden, dann zeigt uns das Gelände erst sein wahres Gesicht. Sanft geneigte, freie Flächen ziehen aufwärts, die eben deswegen, weil wir sie gar nicht erwartet haben, den Schiläufer besonders erfreuen. Heute noch lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich daran denke, wie wir hier täglich einer hinter dem anderen schnurgerade durch den stäubenden Pulverschnee talwärts jagten. Wohl werden die Hänge weiter oben etwas steiler, enger rücken vorübergehend die Flanken des Grabens gegeneinander, immer aber bleibt das Gelände so, daß der Schiläufer seine rechte Freude daran hat.

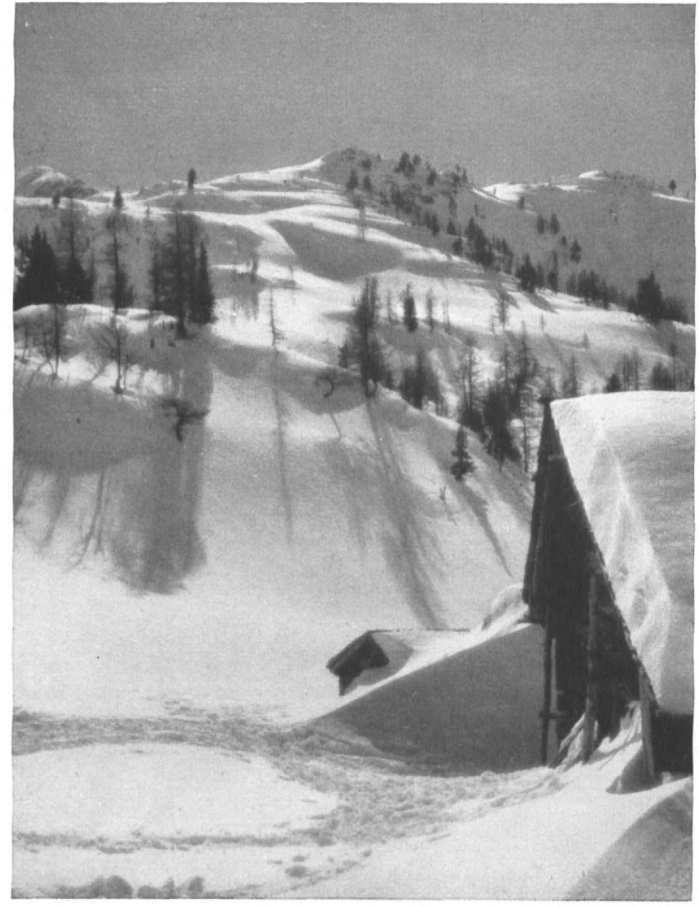
Wenn ich nun noch, nur so nebenbei, einen ganz kurzen heiklen Quergang über einen steilen Hang erwähne, den wir ungefähr auf halbem Wege zwischen Gnadenalm und Oberer Pleißlingalm antreffen, und der, wie ich aus eigener Wahrnehmung weiß, schon so manchen Jünger der Weißen Kunst (die Bezeichnung „Kunst" ist hier recht unangebracht) zum Zittern und Beben brachte, so habe ich damit auch der einzigen unangenehmen Stelle gedacht. Der zünftige Schifahrer wird lächelnd über sie hinweggleiten, der aber, dem die Schier noch Kinderschuhe sind, soll von ihr wissen und soll lernen, auch solche Stellen zu meistern. Ist dieser Quergang aber einmal zufolge besonders ungünstiger Schneeverhältnisse wirklich gefährlich, dann kann man ihn unschwer auf der gegenüberliegenden Seite des Grabens umgehen.

Nach einstündigem Marsche, bald nach Mittag, hatten wir die Obere Pleißlingalm erreicht. Tief eingegraben im Schnee lag sie vor uns, auf einem breiten Sattel, von dem ein flaches Tal nach Westen hinabführt, ins Pleißlingtal zur Tauriskahütte und weiter ins oberste Ennstal, in die Flachau. Und weiter im Westen ragen schroffe Felsbastionen in den klaren Winterhimmel, scharfe Schlagschatten wechseln mit sonnigen Graten. Welch Gegensatz zwischen den prallen Wänden da drüben und den weichen, mit Pulverschnee bedeckten Mulden und Hängen, die gerade vor uns von der Pleißlingalm gegen Süden aufwärts ziehen. Diese Hänge, da und dort mit Fichten, mit immergrünen Zirben und mit alten knorrigen Lärchen bestanden, waren unser Weiterweg.

Kehre um Kehre gingen wir aufwärts, zogen unsere Spur gleich einer Kunststraße durch den flaumigen Schnee — und dachten immer nur an eines: Wie schön wird doch diese Abfahrt sein. Nicht nur der Gedanke an den herrlichen Flug zur Tiefe beflügelte unsere Schritte, auch die Neugierde, was für eine Überraschung wohl da oben am Kamme noch unser warte, trieb uns zur Eile. Kann es denn noch schöner kommen? So fragten wir uns immer wieder, bis wir den Kamm erreicht hatten und vor uns



Beim Anstieg: Obere Pleißlingalm—Kesselkopf



Obere Pleißlingalm gegen Kesselkopf



Seekarhaus mit Seekarſpitze



Großwandkar und Pleißlingkar mit Kleinem Pleißlingkeil

ein Schiland liegen sahen, wie es uns schöner nicht der kühnste Traum hätte zeigen können. Weite, wellige Kare, überschüttet mit glitzerndem Pulverschnee, gleißten im Sonnenlicht und lockten gegen Osten hinauf zum Pleißlingkeil, uns gegenüber aber gegen Süden zu unserem Ziel, zum Kesselkopf.

Ein ganz wundersames Leuchten lag über den Hängen da drüben, ein Leuchten, ruhig und friedlich, wie es nur die Wintersonne so wundervoll hervorzaubert. Da und dort steht einsam und verlassen eine Zirbe im Kar, als letzter Vorposten des Bergwaldes, sturmerprobt und wetterfest. Welch harte Kämpfe mögen sie mit den wütenden Gewalten des Bergwinters wohl schon ausgefochten haben, diese stummen Helden, die heute so bescheiden im Sonnenlicht stehen, als ob es einen Kampf mit Wind und Wetter hier oben überhaupt nicht gäbe. Und lange Schatten werfen sie über die Hänge herab, blau wie der leuchtende Himmel über ihnen. Ganz oben, am Ende des Kares, thront, aus Fels gemauert, der Gipfel des Kesselkopfs im scharfen Gegenlichte der Nachmittagssonne, und rechts von ihm, weiter hinten, schließen die steilen Felsen und eiserstarrten Flanken der Permut-Großwand, von scharfen zackigen Schatten durchrissen, hinab ins Pleißlingtal. So fügen sich hier weite, friedliche Kare mit schroffen, abweisenden Felsmauern zu einem Gesamtbild von so überwältigender Schönheit zusammen, wie ich es in solcher Pracht bei allen meinen vielen Fahrten rund um das Seekarhaus nur noch ein einzigesmal antraf: beim Wildsee unterhalb der Teufelshörner.

Ideale Schigebiete, sogenannte Schiparadiese, besitzt Österreich in Menge; unter den Gebirgsgruppen aber, in denen sich nicht Grasmugel an Grasmugel reiht, in denen sich Berge von Wucht und Größe mit weiten Mulden und Karen paaren, wo wir also inmitten gewaltiger Bergriesen jenes Gelände finden, das unseren Bretteln jauchzende, freie Fahrt gewährt, nehmen die Radstädter Tauern wohl den ersten Platz ein. Wahrhaftig, dachte ich, als ich mit meinen Freunden auf dem Kamme oberhalb der Pleißlingalm stand, Luther hatte recht, wenn er schon vor Jahrzehnten, als vom Schilaufen noch recht wenige Leute etwas wußten, die Radstädter Tauern dem Arlberg gleichstellte. Ein kleiner Ausschnitt war es nur, der hier vor uns lag — und doch genug, um uns zu überzeugen, daß wir mit der Auswahl dieses Gebietes für einen achttägigen Urlaub den Nagel auf den Kopf getroffen hatten.

Länger habe ich nun an diesem herrlichen Erdenfleck, von dem aus wir das letzte Stück unseres Anstieges zum Kesselkopf überblickten, verweilt, als es in Wirklichkeit der Fall war. Wir wußten ja, daß wir hierher noch öfters kommen würden, und konnten also schon nach ganz kurzem Aufenthalt wieder aufbrechen, allerdings erst dann, als ich mit meiner kleinen Icarette, meiner ständigen, treuen Begleiterin, all die Schönheit auf den Rollfilm gebannt hatte.

Eine ganz kurze Abfahrt brachte uns auf den Grund des Kares hinab, dann zogen wir, gleichmäßig steigend, unsere Spur über die leuchtenden Hänge, durch die glitzernden Mulden aufwärts, hin zum letzten felsigen Gipfelaufbau. Hier schnallten wir ab, ließen die Schier zurück und stapften zu Fuß durch eine von Osten gegen Westen schief aufwärts ziehende Rinne durch tiefen Schnee bergwärts. In einigen Minuten erreichten wir so den Kamm und über diesen weiter den Gipfel.

Die Gipfelschau von hier oben, der Blick auf all die Winterpracht, die im weiten Rund um uns lag, der Aufenthalt auf felsiger Zinne inmitten schneeiger Berge, wie sollten sie anders sein, als zauberhaft schön. Lichtumspült saßen wir im Freundeskreis beisammen, träumten hinaus in die weite, sonnige Ferne und waren restlos glücklich, bis die sinkende Sonne uns an den Abschied mahnte.

Einige Sprünge talwärts brachten uns wieder zu unseren Bretteln; mit dem Kork schnell noch das Steigwachs verrieben, blitzblank glänzten die Gleitflächen. Einige Griffe noch an der Bindung, und fest saßen die Brettel an den Füßen. Was dann

kam, der jubelnde Flug von sonniger Höh' ins tiefe, abenddunkle Tal, die wilde, verwegene Jagd durch stäubenden Pulverschnee, von Hang zu Hang, mit den sinkenden Schatten der Nacht um die Wette — soll ich darüber Worte verlieren? Wer gleich mir mit den Schiern verwachsen ist, wer weiß, was unberührter Pulverschnee, über tiefe Kare und weite Hänge gebreitet, für den zünftigen Schifahrer bedeutet, wird mich verstehen; brennendes Verlangen wird in ihm keimen, unseren Spuren, die ich ihm angedeutet, in sausender Fahrt zu folgen: vom Kesselkopf herab zur Gnadenalm.

### Großer und Kleiner Pleißlingkeil, 2499 *m* bzw. 2350 *m*

#### Abfahrt vom Seekarhaus zur Gnadenalm

(H) Die eindruckvollste und gewaltigste, zugleich aber auch die längste Schifahrt im Gebiete des Seekarhauses ist ohne Zweifel die Fahrt zum Großen Pleißlingkeil. Wenn ich ihn zwar von der Gnadenalm bestiegen habe und im folgenden auch von dieser Fahrt erzählen werde, so soll dies keineswegs den Anschein erwecken, als ob man ihn vom Heim unserer Sektion Austria, vom Seekarhaus aus, nicht besteigen könnte. Auf beiden Wegen, sowohl über die Höhenstufe als auch über die Pleißlingalm, können wir ihn auch vom Seekarhaus erreichen.

Eines ist ja richtig: Wenn wir den Weg über die Pleißlingalm nehmen, müssen wir zuerst vom Seekarhaus tief hinab zur Gnadenalm und dann, nach Beendigung der Tur, am Nachmittag in zweistündigem Aufstiege über Obertauern wieder zurück zum Seekarhaus ansteigen. Das gleiche gilt natürlich auch für die bereits geschilderte Besteigung des Kesselkopfs, die ebenfalls bei der Gnadenalm ihren Anfang nahm. Mancher wird vielleicht, wenn er dies hört, kopfscheu werden — doch ganz mit Unrecht. Im allgemeinen gehört es sicher nicht zu den Annehmlichkeiten, eine Schifahrt mit einem zweistündigen Anstiege beschließen zu müssen. Gerade hier aber trifft dies nicht zu. Wer nur einmal die ganz köstliche Abfahrt vom Seekarhaus zur Gnadenalm erlebt hat, dem wird dieses Erlebnis niemalsmehr aus der Erinnerung schwinden, der wird für *diesen* Lohn den zweistündigen Anstieg immer wieder mit Freuden in Kauf nehmen.

Die Fahrt vom Seekarhaus hinunter zur Straße, nach Obertauern, wo die Mauern des abgebrannten Hotels Wiesenegg, das Vikarhaus und das Peterskirchlein eng beisammen stehen, haben wir bald hinter uns, ist es doch nur ein kurzer, leichter Rutscher talab. Freie, flache Hänge sind es, über die wir angesichts der gegenüberliegenden Zehnerkarspitze talwärts huschen; ganz vereinzelt nur bringen einige Legföhren Leben in die Landschaft. Niemand möge sich nun verleiten lassen, von Obertauern etwa der Straße entlang zur Gnadenalm hinabzufahren. *Die* Abfahrt wird ihm den zweistündigen Anstieg nicht lohnen.

Nein, sofort bei den genannten Häusern in Obertauern weg von der Straße und auf der ihr gerade gegenüberliegenden Talseite, also südlich des Taurachbaches, immer der Schimarkierung nach, hinunter zur Gnadenalm. Anfangs geht es ein Stück ganz eben, in wundervoller Landschaft, dann aber gibt es Abfahrt, immer wieder Abfahrt, bis hinab auf den Gnadenboden. Pulverschnee liegt hier, in einer Güte, wie wir ihn nur selten finden, denn Wind und Sonne, die ärgsten Feinde des Schnees, können ihm hier nicht viel anhaben. Und dazu eine Landschaft, so reizvoll, so zauberhaft schön, daß wir uns kaum losreißen können. Steile Wände und Hänge, eis- und schneeüberzogen, ragen neben uns zur Höhe, deuten hinauf zur Hochstufe und noch weiter himmelwärts zu sonnigen Gipfeln. Junge, frischgrüne Fichten und alte knorrige Lärchen, beide gleich einsam im tiefen, rieselnden Schnee, säumen hier unten da und dort unseren Weg; und zwischendurch ragt immer wieder, uns gerade gegenüber, der formenschönste aller Berge in näherem Umkreis in den tiefblauen Äther, das

schneeige Horn der Steinfeldspitze. Almhütten schlafen neben unserer Spur ihren Winterschlaf: vorerst, nicht weit unterhalb Obertauern, die Sticklalm und dann, weiter unten, tief vergraben im Schnee, einem Knusperhäuschen gleich, die Felseralm. Rotbraun leuchtet ihr Gebälk, wohlig durchwärmt von der Wintersonne, aus dem flimmernden Schnee, scharfe, blaue Schatten liegen drüben in den Steilflanken der lichtumspülten Steinfeldspitze; und wenn dann noch die Sänger des Waldes von Ast zu Ast hüpfen, wenn ihr Singen und Trillern durch die klare Winterluft klingt, dann lehne dich an die warme Holzwand der Alm, schließe die Augen — und du wirst glauben, im Frühling zu sein.

So wechseln hier Bilder von seltenster Schönheit in rascher Aufeinanderfolge, bis dann weiter unten, nicht mehr weit von der Gnadenalm entfernt, der Gruß der Bischofsmütze, den sie uns von Norden her durch das Taurachtal sendet, daran mahnt, daß dort oben hinter den uns gegenüberliegenden bewaldeten Bergen, König Dachstein thront.

Trotz des vielen unsagbar Schönen, das mir als treuem, nimmermüdem Freund der Brettel der Winter schon gezeigt hat, war mir die Fahrt von Obertauern herab zur Gnadenalm immer wieder ein Erlebnis von besonderer Freude und Größe. Und wer die landschaftlichen Reize dieser Fahrt bis zur Neige auskosten will, wer den Zauber dieser Winterbilder im schönsten Licht sehen will, der fahre einmal am Spätnachmittag talwärts, wenn die Sonne tief am Himmel steht und ein flammendes Leuchten über den schneeigen Bergen liegt. Die Felseralm im goldenen Scheine der Abendsonne und dahinter die Steinfeldspitze, lodernd wie eine Fackel im Lichte der untergehenden Sonne, d a s Bild wird jedem unvergeßlich bleiben.

Nun sei es aber genug der Erzählung von dieser kleinen, schönen Fahrt. Wir wollen ja heute noch auf den Großen Pleißlingkeil. Als wir am ersten Urlaubstage vom Kesselkopf heimkamen, da hatten meine Freunde und ich schon den festen Entschluß gefaßt, das herrliche Wetter auszunützen und gleich am folgenden Tag den höchsten Gipfel unserer Umgebung, den Großen Pleißlingkeil, anzugeben. Nicht allzufrüh brachen wir auf, um 8 Uhr morgens, wie es sich eben für eine Winterfahrt geziemt. Ist es nicht eine ganz herrliche Bevorzugung der Schileute, daß die Morgenstunden, die uns so unvergleichliche Eindrücke schenken, im Winter so lange auf sich warten lassen? Nicht, daß ich ein Langschläfer wäre, o nein; aber im Sommer schon zu mitternächtlicher Stunde aufbrechen zu müssen, um das Werden des Tages oben in den Bergen erleben zu dürfen, das gibt mir immer das bestimmte Gefühl, ich sei von der Rolle eines Märtyrers nicht weit entfernt. Da geht es uns im Winter doch viel besser, da heißt unser Leitspruch: Schlafen und schlafen lassen.

Um 8 Uhr morgens also zogen wir los, hinaus in den kalten, klaren Wintertag. In unserer Aufstiegspur von gestern schoben wir unsere mit Steigwachs recht liebevoll behandelten Brettel aufwärts zur Pleißlingalm, wo nunmehr die Südwiener Hütte des Österreichischen Gebirgsvereines steht, und von dort weiter über die schönen südwärts ziehenden Hänge, über die vereinzelt stehende Bäume lange, schier endlose Schatten herabwarfen. Immer wieder mußten wir daran denken, wie wir gestern über diese Hänge herabgetollt, immer wieder freuten wir uns an den Spuren, die wir gestern blitzschnell schnurgerade durch den Schnee gezogen. So durchlebten wir die Abfahrt ein zweitesmal, während wir noch hinaufstiegen, neuen Schifreuden entgegen.

Oben auf dem Kamme, wo wir am Vortage das große, zum Kesselkopf ziehende Kar erstmals vor uns ausgebreitet sahen, begann heute für uns Neuland. Dieser Kamm, der sich gegen Osten bald zu einer aufwärts ziehenden Terrasse weitet, und das südlich mit ihm gleichlaufende, von Osten nach Westen abfallende Kar, das fast das Aussehen eines Tales hat, bilden zusammen den Auslauf jener schon mehrmals erwähnten Hochstufe, die den Anstieg zu beiden Pleißlingkeilgipfeln vermittelt. Später ging

ich öfters über den Kamm weiter, heute aber querten wir ins Kar hinunter und zogen durch dieses in Schleifen und Bogen unsere Spur gegen Osten aufwärts. So gingen wir in trockenem, schönem Pulverschnee und konnten uns überdies für die Abfahrt das Gelände ansehen. Daß diese Abfahrt der vom Vortage nicht nachstehen werde, daß diese Abfahrt jedem Vergleich mit den schönsten Arlbergfahrten standhält, das sahen wir auf den ersten Blick.

Je höher wir kamen, desto mehr verflachte das Kar, bis es schließlich auf einer kleinen, ebenen Hochfläche, die auch wieder nur einen Teil der Hochstufe darstellt, endet. Hier mündet der Anstieg, der von Obertauern über den östlichen Teil der Hochstufe unmittelbar zum Pleißlingkeil führt, in unsere Route. Mit einem Schlage liegt an dieser Stelle ein ganz neues Bild vor uns: Rechts oben die beiden Pleißlingkeilgipfel, vor uns die Großwand; ihr vorgelagert, gerade unter uns, ein tiefes kraterähnliches Kar mit steilen, von Lawinen durchfurchten Hängen, das Großwandkar, und weit draußen im Norden die himmelstürmenden Südwände der Dachsteingipfel.

Das war der richtige Platz um zu rasten, um den Körper zu stärken für das letzte Stück des Anstieges, das uns, trotz der Winterkälte, den Schweiß auf die Stirne treiben sollte. Fast eben spurten wir vorerst am südlichen Rande des Großwandkares auf einer Hangstufe gegen Osten, dann bogen wir scharf südwärts um ins Pleißlingkar, das zwischen Großem und Kleinem Pleißlingkeil eingebettet liegt. Nun wurde es schon steiler; Kehre um Kehre legten wir in die Hänge und Mulden, bis wir schließlich, schon weit oben, vor der Wahl standen, entweder die Scharte zwischen Großem und Kleinem Pleißlingkeil anzusteuern und von dort den Gipfel über den Westgrat zu erreichen, oder aber den Gipfel von unserem Standpunkte aus über den sehr steilen, oben felsdurchsetzten Nordwesthang des Berges mit Schiern unmittelbar zu ersteigen. Einige meiner Freunde gingen zur Scharte — und blieben dort stecken; wir anderen hatten die bessere Spürnase gehabt, denn wir kamen über den Nordwesthang mit den Bretteln an den Füßen bis knapp unter den Gipfel. Allerdings, bei Lawinenwetter möchte ich d e m Hange nicht einmal in die Nähe kommen. Wenige Schritte dann noch zu Fuß — wir waren am Ziel, 2499 *m* über dem Meere.

Kein Lüftchen regte sich, tiefblau wölbte sich der Himmel über uns, nur im Südwesten, weit draußen, lagerte eine weiße Wolkenbank. So saßen wir, von der Sonne wohlig durchwärmt, hoch über den Menschen, inmitten eines Meeres von weißen, leuchtenden Gipfeln, auf lichter Höh. Immer wieder flogen unsere Blicke in die Ferne, von den Eisriesen der Hohen Tauern zum Hochkönig, von ihm zu den himmelstürmenden Wänden des Dachsteins, dann wieder zu den Bergen des Ennstales oder über die Schiberge der Rocke hinweg zu den Felsgipfeln der südlichen Kalkalpen. So grüßten uns gute Freunde unter den Bergen aus weiter Ferne ringsum; weite schimmernde Flächen tief unter uns und die Berge des Seekars jenseit der Straße verhießen uns das Glück der nächsten Tage.

Als wir nach einer herrlich schönen Fahrt durch das Pleißlingkar unten am Rande des Großwandkares wieder alle beisammenstanden, da hätten wir eigentlich für einen Abstecher auf den Kleinen Pleißlingkeil, der bei den Schiläufern viel beliebter ist, als sein größerer Bruder, noch reichlich Zeit gehabt. Schöne Mulden und Hänge führen vom Nordwesten hinauf zu ihm, fast bis zum Gipfel mit Schiern begehbar. Zweimal bin ich seither auf seinem Scheitel gestanden — Sonntagsturen von Wien her — damals aber stiegen wir nicht hinauf, das Sonnenbad unten in einem Schneeloch war uns lieber. Lange lagen wir auf unseren Schiern in der brennend heißen Sonne, schauten in den blauen Himmel über uns und ließen uns so richtig rösten. Wir konnten uns von unserem sonnigen Plätzchen gar nicht trennen, möglichst viel von der wohltuenden Wärme wollten wir mitnehmen für spätere düstere Stunden des grauen Alltages. Wir hatten Zeit in Hülle und Fülle, konnten oben bleiben auf den

sonnigen Höhen, bis der Tag zur Neige ging. Dann die Brettel flink an die Füße und blitzschnell talwärts in sausender Fahrt. Hei, wie das raste, wie es uns scharf um die Ohren pfiff! Stunden des Anstieges durchmaßen wir in kurzen Minuten herrlichster Fahrt, sanken tiefer und tiefer in toller Jagd, bis wir allzubald wieder vor der Hütte standen. Zu Ende war ein Tag, der zu den schönsten zählt, die mir die winterlichen Berge je geschenkt.

## Einsame Fahrt

### (Die Hochstufe)

(H) Einsame Fahrt? Wo? In den Radstädter Tauern? Dort, in diesem überlaufenen, allbekannten Schigebiet soll es noch eine einsame Fahrt geben, soll man wirklich noch auf einer Tur keines Menschen Spur treffen?

So wird mancher, der das Gebiet der Radstädter Tauern kennt, erstaunt fragen. Und doch ist es so, und was noch mehr wundernimmt: Diese Tur ist, etwas großzügig ausgedrückt, nichts anderes als eine ganz wunderschöne hochalpine Abfahrt von der Tauernhöhe zur Gnadenalm und gleichzeitig auch ein unmittelbarer Anstiegsweg von Obertauern auf den Großen Pleißlingkeil.

Hoch über der Tauernstraße, über gewaltigen Abstürzen, führt, von der Straße aus kaum sichtbar, unter den Wänden der Zehnerkarspitze, der Teufelshörner und der Großwand hindurch, eine mächtige Hochstufe von Nordost gegen Südwest: Das ist der luftige Weg unserer Wanderung.

Wie ich zu dieser Tur kam? Das war so:

Gegen Ende der Urlaubswoche, von der ich schon einiges erzählt habe, wußten wir zuletzt nicht mehr, auf welchen Gipfel wir denn eigentlich noch steigen sollten. Wir waren in der größten Verlegenheit, da kam mir — wie ein Blitz aus heiterem Himmel — der Gedanke, den Durchgang da oben über den Wänden einmal zu versuchen.

Aus dem Schiführer von Radio-Radiis, der hinsichtlich der Radstädter Berge eine „Überholung" schon dringendst nötig hätte, wußte ich, daß man den Pleißlingkeil auch von der Tauernhöhe aus, eben über diese Hochstufe, erreichen kann; da mußte man eigentlich auch zur Gnadenalm durchkommen. Doch soviel ich auch herumfragte, in Wiesenegg, am Seekarhaus und auf der Gnadenalm, niemand konnte mir sichere Auskunft geben.

Wenn wir von der Straße zur Hochstufe hinaufschauten, da gab es manche Stelle da oben, die uns so lange ein Rätsel blieb, bis wir schließlich selbst oben standen — und den Durchstieg fanden.

Eines Morgens, bei wolkenlosem Himmel, zogen wir zu dritt, zwei Freunde aus Baden und ich, von der Gnadenalm auf der Tauernstraße aufwärts, an Wiesenegg vorbei zur Tauernhöhe. Beim tiefverschneiten Friedhof verließen wir die Straße, um gegen Süden der Zehnerkarspitze zuzustreben. Wohlbekannt war uns der Weg, der unter den steilen Wänden der Gamsleitenspitze an mancher vom Sturm zerzausten Zirbe vorbei rasch zur Höhe leitet, von früher her.

Oben, wo das eigentliche Zehnerkar beginnt, verließen wir den vielbegangenen Weg, der zur Zehnerkarspitze hinaufführt und querten gegen Westen hin, hinein in die steilen Hänge, die unterhalb der Abstürze der Zehnerkarspitze zu Tal schießen. Verwundert sahen uns einige Zehnerkar-Bummler nach und mögen sich wohl gedacht haben, was die drei Narren nur dort drüben zu suchen haben. Einladend sehen die Hänge ja gerade nicht aus; gefährlich steil sind sie zum Teil und ungemütlich, wenn die Wände oberhalb lebendig würden. Kein Entrinnen gäbe es da aus dem sicheren Verderben! Doch heute saß alles fest da oben, bombensicher wie selten, gerade die richtige Zeit, d e n Weg zu gehen.

Oft kamen wir zu hoch, im Streben nichts an Höhe zu verlieren und die steilen Hänge nicht zu tief zu schneiden. Doch was tut es schon, wenn man Brettel an den Füßen hat und durch stäubenden Pulverschnee wieder talwärts sausen muß? Rasch rückten wir so, bald aufwärts spurend, bald abwärts gleitend, gegen Westen vor; ein kurzer Anstieg noch — und wir standen auf einem kleinen Sattel am Fuße des Nordgrates der Zehnerkarspitze.

Neugierde hatte uns eilig hier herauf getrieben, die Ungewißheit über den Weiterweg. Freudige Überraschung malte sich daher auf unseren Gesichtern, als wir auf dem Sattel mit einem Male günstiges Gelände vor uns liegen sahen: eine breite, wellige Rampe, bedeckt mit herrlichem Pulverschnee, zog weiter gegen Westen. Steile Wände, die jäh zur Tiefe stürzen, begrenzen sie zur Rechten, steile Felswände, die emporragen in den klarblauen Äther, zur Linken.

Ohne Rast spurten wir über die herrliche Hochstufe dahin, aufwärts und abwärts; doch auch hier fanden wir wieder nicht immer den besten Weg. Oft kamen wir zu weit an die Abstürze heran, standen plötzlich vor dem gähnenden Abgrund und sahen tief unter uns, einem Spielzeug gleich, die Häuser der Gnadenalm; da mußten wir dann zurück — und fanden immer wieder weiter bergwärts ein Durchkommen.

An gewaltigen fast kreisrunden Vertiefungen, die verschneiten Kratern ähnlich sahen, kamen wir vorbei, mußten manchmal auch tief hinabfahren in diese eisigkalten Versenkungen, bis wir schließlich in der letzten, tiefsten, ganz unten eine kleine weiße ebene Fläche sahen. Dort unten schläft der kleine Wildsee unter Schnee und Eis vergraben seinen langen Winterschlaf. Steile Schneehalden schießen hinab zu ihm, schroffe Felswände, die so steil sind, daß nur wenig Schnee und Eis an ihnen haftet, bäumen sich über uns zur Höhe.

Keinen schöneren Platz als diesen hier, inmitten der urgewaltigen Bergwildnis, hätten wir finden können zu sonniger Rast! Und überdies war der Wildsee so ziemlich der einzige Punkt, nach dem wir auf der recht mangelhaften Spezialkarte unseren Standort einwandfrei feststellen konnten! Dies gibt immer Beruhigung, innere Ruhe, die der Rast nottut.

Von der Zehnerkarspitze aus, hoch über uns, hatte man uns erspäht; Juchzer klangen durch die reine Winterluft herab zu uns. Vielleicht kamen sie eben von jenen her, die uns am Morgen so verwundert nachgesehen hatten! Was sie wohl jetzt denken mochten? Ob sie uns beneideten, die wir mutterseelenallein im weiten Bergrund saßen?

Allzulange währte die Rast nicht. Vor uns lag ein ziemlich breiter Schneesattel, im Grate, der vom Vorgipfel der Großwand nach Norden abstreicht. Steile Hänge führten hinauf zu ihm, recht knapp neben dem schaurigen Abgrund; eine Wächte schien den Ausstieg zu sperren! Werden wir da hinaufkommen, ist es der rechte Weg, werden wir jenseit des Sattels weiterkommen? Die Karte gab uns hierüber keinen Aufschluß!

Ganz bequem kamen wir höher, und auch das letzte Stück, das so steil war, daß wir es aus der Ferne für überwächtet hielten, konnte ich m i t den Schiern bezwingen. Nie möchte ich diese Stelle betreten, wenn der Schnee nicht ganz sicher; eine Todesfahrt wäre es, hinab in die gähnende Tiefe.

Fest rammte ich die Schistöcke verkehrt in den Schnee, zog mich an ihnen hoch, um dann mühsam mit den Bretteln Stand zu fassen; mehrmals noch wiederholte ich diese turnerische Übung, dann war ich oben. Der zweite schon mußte abschnallen, da ich allen lockeren Schnee bis auf den festen, fast eisigen Untergrund mit meinen Schiern weggefegt hatte, und der dritte kam nach zweimaligem Abrutschen erst m i t unserer Hilfe hinauf.

Als wir nun alle drei wieder vereint waren und vom Sattel Ausschau hielten,

da trauten wir kaum unseren Augen! So einfach hatten wir uns den Weiterweg nicht vorgestellt. Vor uns lag eine lange, breite Mulde, von schönen Wächtengebilden durchzogen, an ihrem Ende abermals ein breiter Schneesattel, eingebettet in jenem Grate, der vom Vorgipfel der Großwand gegen Westen abfällt.

Etwa eine halbe Stunde lang herrliches Vorwärtsgleiten, schmiegsames Wiegen, auf und ab, dann noch ein kurzer Aufstieg — und wir hatten auch diesen Sattel erreicht!

Um den Weiterweg war uns das letzte Stück des Anstieges nicht mehr bange gewesen, ahnten wir doch, daß wir hinter diesem Sattel kein Neuland mehr antreffen würden. Und so war es auch wirklich!

Breit hingelagert, in selten geschauter Größe und Mächtigkeit lag vor uns das Großwandkar, umgeben von steilen lawinendurchfurchten Hängen, und darüber das Pleißlingkar, das hinaufführt zum höchsten der Schiberge um den Radstädter Tauern, zum Großen Pleißlingkeil. Kalte, eisige Schatten lagen auf den Hängen uns gegenüber, das weite Kar vor uns aber leuchtete und blinkte, einem riesigen Hohlspiegel vergleichbar, in unerhörtem Glanze.

Zum lichtumspülten First des Pleißlingkeils, dessen Gipfelhang gleich einem schneeigen Dache im Sonnenlichte glänzte und gleißte, hätten wir noch hinaufsteigen können. Doch, wir hatten ja einige Tage früher von dort oben herrliche Gipfelschau gehalten; so konnten wir ihm heute leichten Herzens entsagen und ohne Umwege die Weiterfahrt zur Gnadenalm antreten. Schließlich, dachten wir uns, die heute erlebte Fahrt über die einsame Hochstufe war von so gewaltiger Größe und Schönheit, daß es müßig gewesen wäre, nach diesem Erlebnisse im Spurengewirre der anderen noch Schöneres zu suchen.

Über einen unheimlich steilen Hang, auf dem sengende Hitze brütete, fuhren wir in engen Bögen durch rauschenden Firn hinab, um dann weiter unten — welch herrlicher Gegensatz! —, durch Pulverschnee den Boden des Großwandkares zu erreichen. Nochmals mußten wir bergauf, hinan zur gegenüberliegenden Anhöhe, dann standen wir vor unseren Spuren, die wir wenige Tage früher zum Pleißlingkeil hinaufgezogen hatten.

Ein Fliegen hub nun an, hinab in die Tiefe, dahin und dorthin, bald im Scheine der Sonne durch gischtenden Firn, bald im Schatten durch eisigen Pulverschnee. Schon flogen die ersten Bäume an uns vorbei, die Berge wuchsen höher empor, durch stäubenden Schnee schossen wir hinab zu den Hütten der Oberen Pleißlingalm. Ohne Rast ging es weiter, über die herrlichen Böden, in toller Fahrt jagten wir, einer hinter dem anderen, dem Tale zu.

Als wir bald im trauten Schiheim auf der Gnadenalm einzogen, da harrten unser die Freunde, aber auch die für unser leibliches Wohlergehen im Schiheim Besorgten: der wackere Hüttenwart, die brave Risa und Seppl, das unverwüstliche, immer hilfsbereite Hütten-Faktotum.

Ohne Unterlaß stürmten alle mit Fragen auf uns ein, alles wollten sie wissen, was wir Schönes gesehen und erlebt hatten. In unser aller Augen spiegelte sich Glück und Freude, wenn wir ihnen von unserer schönen Fahrt erzählten, wenn wir an diesem Abend noch oft vor die Hütte traten und hinaufschauten zu den leuchtenden Höhen, über die wir heute, hoch über den Wänden, unseren einsamen, sonnigen Weg gezogen waren.

### Osterfahrt auf die Zehnerkarspitze, 2280 *m*

(G) Im Tale läuteten die Osterglocken! Sie läuteten aber nicht nur das Auferstehungsfest sondern auch den Frühling ein, der die Täler bereits aus den Fesseln des Winters befreit hat. Überall sah man frische, weite Matten und braune, duftende Felder, auf den Wiesen und Berghängen steckten die Frühlingsblumen ihre zarten

Köpfchen vorwitzig aus der Erde, um sich von den warmen Strahlen der Sonne neue Kraft zu holen.

Jedoch die Berge trugen noch ihr weißes Kleid, hell leuchtend in der Sonne, und in den tiefverschneiten Karen und Mulden verhieß idealer Firnschnee echte Schifreuden.

Seit Tagen hauste ich in dem, damals noch unfertigen Haus, sonnte mich stundenlang nach jeder Fahrt, obwohl ich schon braun gebrannt vom Wildkogelhaus gekommen war, und wartete auf Freunde und Kameraden, die die Ostertage heraufführen sollten.

Am Freitag kamen sie alle, auch Bruder Otto, und da gab es trotz „drangvoll fürchterlicher Enge" in der alten Gaststube einen gemütlichen, richtigen Hüttenabend.

Der nächste Morgen hatte mit einem Meer von Licht und Helle begonnen. Soweit das Auge reichte, allüberall funkelten der Berge weiße Spitzen im Glanz der Sonne.

Die Teilnehmer des Austria-Kurses waren bereits losgezogen, während Sandtner und ich fleißig die Kamera in Tätigkeit setzten, um die Schönheit der Stunde zu nützen.

Die Sehnsucht nach dem Berge wurde zu mächtig. Nicht lange konnte ich tatenlos verweilen, und bald lenkten auch wir unsere Bretteln der Paßhöhe zu. Eine kurze Abfahrt ist ein kleiner Vorgenuß, und dann beginnen wir unmittelbar vom Paß aus den Anstieg zur Zehnerkarspitze. Unter den Hängen der Gamsfeldspitze geht es in nordwestlicher Richtung aufwärts. Unterwegs kehrt Sandtner um, und so ziehe ich mit Bruder Otto weiter. Vereinzelte Zirben, zerzaust vom Sturm und verwittert, bleiben zurück je höher wir kommen. Wir folgen der Spur der Vorläufer, die uns durch eine große breite Mulde führt und dann in das Zehnerkar leitet. Als wir den Beginn des Kares erreichen, stockt unser Fuß. Ein herrliches Bild offenbart sich dort: das weite prächtige Schneekar, von einer einzigen Spur durchfurcht, im Hintergrund der mützenförmige Gipfelaufbau der Zehnerkarspitze, alles übergossen von sonniger Lichtpracht! Da fühlten wir den Atem Gottes wehen, und eine Ahnung von Bergglück zog in unsere Seele.

Viele schwarze Gestalten, Ameisen gleich, krabbeln am Gipfelaufbau herum, es sind die Kursteilnehmer, die im Abstieg begriffen sind.

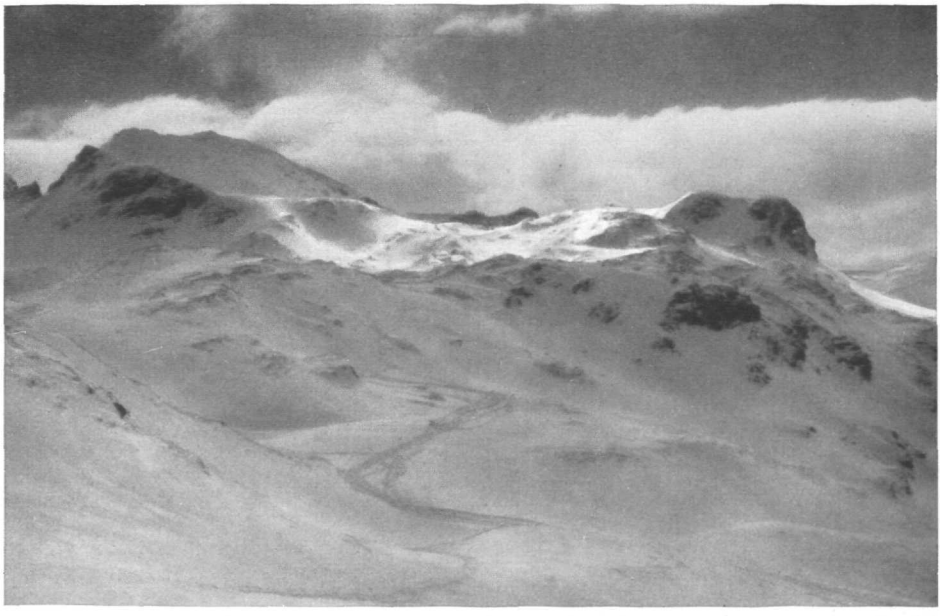
Voll Tatendrang, die Brust von Lust geschwellt, eilen wir aufwärts, schnallen die Bretter am Fuße des Aufbaues ab und kommen gerade noch zurecht, um einigen Zaghaften behilflich zu sein. Wenige Minuten später stehen wir auf dem Gipfel. Aufgeschlossen liegt das weite Becken des Seekars vor uns, während sich westlich die zahlreichen Grattürme unseres Berges anreihen. Die kleine Mühe wurde reich belohnt durch eine herrliche Fernsicht.

Keine lange Rast gönnten wir uns, waren rasch wieder bei den treuen Gleithölzern und jagten den anderen nach. Schon ist das Kar hinter uns, wir überholen die Ersten und sind in wenigen Minuten in der großen, breiten Schneemulde. Hier hemmen wir den sausenden Flug, um Rast zu halten und unsere Körper zu baden im Lichte der Sonne!

Die anderen fuhren zu Tal, nur zwei gesellten sich zu uns. Auf einem aperen Fleck machten wir es uns bequem und stärkten die knurrenden Mägen. Dann ausgestreckt auf dem weichen Boden, die Arme verschränkt, den Blick nach oben, wo die knorrigen Äste der Zirben hinausgrüßen in den blauen Äther — und stille geheißen den Gedanken! Wie sich der Sonnenbrand wohlig auf Brust und Arme legt, du fühlst es ordentlich, wie dein ganzer Organismus sich verjüngt in dem Heilbade der Natur.

Lange lagen wir so, und nichts störte den Bergfrieden, die Harmonie gleichgestimmter Seelen.

Tief stand schon die Sonne, als wir die Schier anschnallten. Eine herrliche Abfahrt folgte, wie wir sie uns schöner nicht denken könnten. Bogen an Bogen reihten wir



Kleiner Pleißlingkeil



Auf der Hochstufe beim Wildsee (gegen Zehnerkarspitze und Teufelshörner)



Zehnerkarſpitze vom Grünwaldſee geſehen



Ausblick vom Großen Pleißlingkeil gegen Ankogel und Hochalmſpitze

am schütter mit Zirben bestandenen Hang, und doch nahm uns die Tiefe zu rasch auf; zuletzt noch eine Schußfahrt, und wir standen auf der Straße, leuchtenden Auges, und jauchzen laut vor jubelnder Winterseligkeit.

Als wir in sinkender Sonne auf bekanntem Wege der Hütte zustrebten und noch einmal zurücksahen, wie die letzten Strahlen die schneeigen Grate und Hänge in goldiges Licht tauchten, da erkannte ich, daß ich heute eine der schönsten Fahrten in meiner Tauernheimat getan, da wußte ich, daß sich uns die Berge nur selten in ihrer ganzen Schönheit offenbaren und wir diese Stunden hüten müssen gleich kostbaren Edelsteinen.

## Der Kessel des Seekars

### Im Seekar

Ihr bringt mit Euch die Bilder froher Tage
Und manche liebe Schatten steigen auf.....

(G) Will man ins Seekar, zieht man von Obertauern, auch kurz „Wiesenegg" genannt, auf der Tauernstraße in der Richtung gegen die Paßhöhe dahin. In etwa zehn Minuten, dort wo eine Tafel die Richtung angibt, zweigt man links (östlich) ab und steigt auf dem rot bezeichneten Sommerweg, der im Winter, wo nötig mit Stangen versehen ist, bergan. Er folgt im großen und ganzen der Fernsprechleitung und erreicht nach ungefähr einer Viertelstunde den sanfter geneigten, mit Zirben schütter bewachsenen Almboden, der ein herrliches, ideal schönes Übungsgelände darstellt. Links von unserem Anstieg ist das Felsenbett des Seekarbaches, der sich im Kessel des Seekares und Hundsfeldes bildet und mit starkem Gefälle zu Tale stürzt. Schon während des ersten steilen Wegstückes läßt uns ein prächtiges Bild verweilen. Eine kleine, tiefverschneite Felsenschlucht verwehrt jeden Ausblick, nur im Hintergrunde ragt, gleichsam aus der Schlucht emporwachsend, das weißverbrämte Horn der Seekarspitze!

Im Weiterschreiten öffnet sich der Kessel und weitet sich der Blick. Vor uns erheben sich die mächtigen Gestalten der Gamskarlspitze und Plattenspitze, die ihre Steilseiten zeigen und kaum ahnen lassen, welch herrliche Almböden auf der anderen Flanke wonnige Schifreuden verheißen. Bald taucht auch der Hundskogel auf, und dann schiebt sich der zackige Grat der Wurmwand vor, abweisend, mahnend...

Rechts liegt der verschneite Spiegel des Sees, und nach einer kurzen Abfahrt — noch ist keine Stunde seit unserem Abmarsch von Obertauern vergangen — liegt im innersten Winkel des Kessels das Seekarhaus vor uns.

Einst ein kleines Knappenhaus, ist es heute das stattlichste Haus der Sektion Austria.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde im Seekar auf Silber und Kupfer geschürft. Ein 700 *m* langer Stollen, der unmittelbar in der Berglehne hinter dem Hause seinen Eingang hat, zeugt von einstiger emsiger Tätigkeit. Zuletzt hatte die Silber- und Kupfergewerkschaft „Seekar" das Schurfrecht erworben. Da der Bergwerksbetrieb immer weniger Erfolg zeitigte, wurde mit dem Bau eines großen Hotels begonnen. Der Bau wurde auch im Winter fortgesetzt, verschlang ungeheure Summen, und im Jahre 1923 litt das Unternehmen Schiffbruch. In Anbetracht des ganz hervorragenden Schigeländes erwarb 1925 die Sektion Austria den Grund samt den darauf stehenden Ruinen des geplanten Hotelbaues. Unter großen Opfern ließ die Sektion ein stattliches Schutzhaus erstehen, das zur Zeit 40 Betten und 40 Matratzenlager aufweist. Außerdem wurde eine vorbildliche Jugendherberge errichtet, die außer einem eigenen Tagesaufenthaltsraum 27 Jugendlichen in getrennten Räumen Nachtlager bietet. Ein großer und ein kleiner Gastraum ermöglicht eine angenehme Unterbringung der Besucher; Schiablage, Dunkelkammer und Duschraum

tragen zu einem idealen Aufenthalt bei. Alle Räume sind mit elektrischem Licht versehen.

Eine Terrasse im ersten Stockwerk vermittelt eine genußvolle Schau zu den Bergen westlich der Tauernstraße. Da grüßt in der Ferne die mächtige Masse der Gamsfeldspitze und Kesselspitze herüber, an die sich die mützenförmige Gestalt der Zehnerkarspitze mit ihren zahlreichen Grattürmen und die doppelgipfelige Glöcknerin anreihen. Die stattlichste Erscheinung ist die Seekarspitze, die sich gewaltig im Hintergrund aufbaut, das ganze Gesichtsfeld beherrschend. Dank ihrer glücklichen Lage, wie sie nur wenige Berge aufweisen können, beschert sie jenen, die ihren Scheitel erklimmen, eine schier unbegrenzte Rundschau — wenn der Wettergott gnädig ist. Überdies ist eine schöne Schifahrt damit verbunden, so daß niemand versäumen wird, diesem wichtigsten Hüttenberg zu Leibe zu rücken.

Zwischen Seekarspitze und Wurmwand liegt noch die Steinfeldspitze — auch Gallineserzipf genannt —, die für Schifahrten nicht in Betracht kommt.

Nur ungern nimmt man Abschied von dem gastlichen Haus, das wie ein Juwel inmitten eines Kranzes weißleuchtender Berge eingebettet ist. Immer wieder sehen wir zurück, bis auch die wehende Fahne unseren Blicken entschwindet.

Wir wollen aber diesmal auf die Paßhöhe und verlassen die Aufstiegspuren, um den gut mit Stangen bezeichneten Weg nach links zu verfolgen, der schwach ansteigend in die Mitte des großen Almgeländes führt. Eine hindernislose, jagende Schußfahrt bringt uns in die tiefergelegene Mulde. Noch ein ebenes Stück, ein kurzer Aufstieg auf eine kleine Höhe — und der Paß mit dem stimmungsvollen Friedhof und der kleinen Kapelle liegt zu unsern Füßen. Über eine freie Wiese sind wir in wenigen Minuten auf der Straße, um dem Tale und den Menschen zuzueilen.

Tief ergriffen ob dieses einzigartigen Bildes stehen wir stumm bewundernd und gedenken der stillen Schläfer. Noch einmal danken wir unserem Herrgott für die Stunden, die er uns in diesem Bergparadies erleben ließ, und bei den letzten Strahlen der sinkenden Sonne lenken wir die Spitzen unserer Bretter talwärts...

## Hundskogel, 2100 *m*, und Hundsfeldkopf, 2080 *m*

Es klingt so hell, es klingt so frei
Das Lied der weißen Weiten —
Wer es vernimmt, der fühlt dabei
Der Erde Seligkeiten.

(G) In die fernste Jugendzeit reicht meine Erinnerung an den Radstädter Tauern. Aber nur dunkel und schattenhaft ist, was mir die Erinnerung gibt, denn zu wild und unverständig war wohl der kindliche Geist, um die leuchtenden Bilder dieser glücklichen Tage der Kinderzeit festzuhalten. Nur ein Abend im Gasthof „Wieseneggʺ, dem freundlichen Tuskulum des Erbauers der Tauernbahn, Ing. Wurmb, das in den Jahren des Weltkrieges den Flammen zum Opfer fiel, und ein strahlender Morgen auf der Höhe des Passes, am Tauernfriedhof — nur diese beiden Bilder heben sich klar und deutlich ab aus dem Dunkel der Vergangenheit.

So wurden diese, im schimmernden Weiß leuchtenden Höhen und Täler das Land meiner Sehnsucht, das Land meiner Träume...

Viele Jahre waren vergangen, manch schöne Bergfahrt hatte ich vollführt, aber nie wieder hatte mich das Schicksal seither in das Land meiner Träume geführt. Eines Tages lud mich Freund Holl, der unermüdliche Vorkämpfer für den Schilauf, ein, ihn auf einer Fahrt zum Seekarhaus zu begleiten. Hei, wie freudig schlug ich da ein. Endlich sollte also der Tag der Erfüllung kommen, wo sich die Schleier der Vergessenheit von dem Geschauten früherer Tage heben!

Nun saßen wir in der wohlig durchwärmten Stube des Hauses. Aus der dämmeri-

gen, nebeligen Tiefe des Tales waren wir aufgestiegen auf die vom Sonnenlicht durchfluteten winterlichen Höhen. In fleckenloser Reinheit war der junge Tag angebrochen, und mit jedem Schritt wurde das Glitzern der Schneedecke reicher, so daß es schien, als ob sie mit unzähligen Edelsteinen übersät wäre.

Wir waren die einzigen Gäste. Keine Spur durchfurchte damals die weißen Hänge, wochenlang kam kein Schifahrer in diese winterliche Einsamkeit. Ungestört konnte man sich der Schönheiten der einsamen Bergwelt freuen, während heutzutage sich viel Schiläufervolk dort oben am Tauern tummelt, denn nun ist auch dieses „Schiparadies" entdeckt worden. Und doch sind erst sechs Jahre seither verstrichen!

Zu später Mittagstunde brachen wir auf. Göttliche Ruhe, heiliger Friede lag über Berg und Tal, und des Himmels Bläue war wie eine große Glocke über uns ausgebreitet. Hinter dem Hause stiegen wir sanft empor zu den kleinen, verlassenen Knappenhäusern. Anfangs deckt sich der Aufstieg mit dem zur Seekarspitze leitenden Weg, zweigt aber bald nach rechts ab. Heute geben Tafeln die Wegrichtung an. In steileren Kehren mußten wir nun emporspuren, um den Sattel zu erreichen, von dem aus der Ostgrat der Wurmwand sich mächtig und kühn aufschwingt, von uns als „Wurmwandsattel" bezeichnet. In sengender Sonnenglut strebten wir den Hang hinan und gewannen rasch an Höhe. Stark und hell strömte aus dem tiefblauen Meer über uns das Licht herab.

Nun standen wir auf dem Sattel. Zum ersten Male grüßen die Dachsteinriesen über die Kuppe des vorgelagerten Roßkogels herüber, während im Rückblick Seekareck und Seekarspitze sich wuchtig aufrichten. Vor uns aber zieht der steile, zackige Grat, der von mächtigen Schneewächten gekrönt ist, wie eine silberne Linie empor zum Gipfel der Wurmwand. Ehrfürchtig gleitet der Blick über die Abgründe links und rechts. Damals hab ich wohl nicht geahnt, daß auch ich einmal den Gang über diese Gratschneide wagen würde.

Wir zweigten nun von dem Weg, der zum Oberhüttensattel führt, rechts ab und zogen mit unseren Bretteln die welligen Böden hinauf, die in die Einsattlung zwischen den beiden Höhen leiten. Fälschlich ist in den Führern nur von *einem* Gipfel die Rede, tatsächlich handelt es sich aber um *zwei*, durch eine Scharte voneinander getrennte Erhebungen. Die *rechte*, vom Seekar aus sichtbare, ist der *Hundskogel*, 2100 *m*, die gegenüberliegende, etwas niedrigere, etwa 2080 *m* hohe Erhebung wird *Hundsfeldkopf* benannt. Die Richtigkeit dieser Namengebung geht aus dem alten Werk Kürsingers über den Lungau deutlich hervor.

Es ist nicht ratsam, wie es vielfach geschieht, noch vor Erreichung der Scharte — Hundsfeldscharte genannt — also von *vorne* den Hundskogel zu besteigen. Am besten ist es von der Scharte aus rechts über den vorerst steilen Gipfelaufschwung in Kehren emporzusteigen und über den etwas sanfteren Kamm die Spitze zu erreichen.

Diesen Weg schlugen auch wir ein, und noch waren keine zwei Stunden seit Verlassen des gastlichen Hauses verstrichen, als wir schon auf dem Gipfel standen.

Ein herrlicher, einzigartiger Ausblick bot sich uns. Berg an Berg reihte sich gleich den weißschimmernden Wellenkämmen einer bewegten See. Selig schweifte der Blick in die blau verdämmernde Ferne. Vor allem des Dachsteins prächtige Südwände zogen den Blick in ihren Bann. Einen Gruß zu dir! Bin ja schon oft auf deinem Haupt gestanden und habe mit deinen Dirndln geliebäugelt. Aber dort im Süden, ganz ferne, das silberne Horn — ist's nicht des Glockners Reckengestalt? Die zauberschöne Hochalmspitze, das leuchtend weiße Ewigschneefeld und viele traute Bekannte grüßt Herz und Hand. Vor uns betrachtet das staunende Auge die Plattenspitze, zu der ein sanfter Kamm emporleitet, schweift weiter zur ebenmäßigen Pyramide der Gamskarlspitze und stößt drüben an die wuchtige Gestalt der Wurmwand. Seekareck und Seekarspitze umrahmen den Seekarkessel auf der gegenüberliegenden Seite und

verbinden sich mit einem überwächteten Grat brüderlich. Im Osten aber breiten sich die zahllosen Höhen der Schladminger Tauern aus, von denen das Auge nur wenige markante Gestalten erkennen kann.

Unvergeßlich wird mir die Rast auf dem ersten Gipfel der „Radstädter" bleiben inmitten all der ragenden silberglänzenden Spitzen, und in dieser Stunde lernte ich sie lieben, wurden sie mir zur Bergheimat. Dankbar schüttelte ich dem „Schipapst" die Hände, und das köstliche Bild tief eingeprägt meinem Innern, nahm ich Abschied.

Wer weiter zur Plattenspitze fahren will, muß nicht in die Scharte zurück, sondern kann unmittelbar den steilen Hang vom Hundskogel in das Kar hinunterfahren. Voraussetzung ist dabei freilich, daß er die Schier in seiner Gewalt hat.

Für uns aber war die Zeit schon zu weit vorgeschritten, wir mußten zurück in die Scharte. Einige kunstvolle Bogen auf dem Hang, eine kurze Schußfahrt, und wir standen unten. Den geringen Aufstieg auf den Hundsfeldkopf wollten wir uns nicht versagen. Zehn Minuten später waren wir auf der ebenen Fläche dieser Kuppe angelangt. Die Fernsicht ist nahezu dieselbe und wird nur durch die gegenüberliegende Spitze des Hundskogels eingeschränkt.

Und nun begann des Tages köstlichster Teil.

Eine ganz eigenartige, prächtige Schneegattung, der sogenannte „Naphthalinschnee", hatte uns schon beim Aufstieg herrliche Freuden für die Abfahrt verheißen. Was wir in den wenigen Minuten ungetrübter Freude erlebten, war ein weißes Wiegenlied von unbeschreiblicher Seligkeit. Ohne Hemmung ging es in berauschender Fahrt über die silberglänzenden Böden dahin. Es schien, als ob die Tiefe uns entgegengeflogen käme. Jedem kleinsten Druck gehorchten die hölzernen Rösser, es war ein Schwingen und Fliegen, gelöst von aller Schwerkraft der Erde, das erst am Wurmwandsattel unterbrochen wurde. In großangelegten Bogen fuhren wir dann die Hänge zu den Knappenhäusern hinab, noch eine jagende Schußfahrt in die Mulde, und mit jähem Schwung stand ich still mit glühenden Wangen, den Glanz der sinkenden Sonne in den Augen ...

Die Dämmerung hatte sich herniedergesenkt, und der Vollmond goß sein mildes Licht über die weißen Höhen. Da trat ich noch einmal vor das Haus, um Abschied zu nehmen von dem Berg, der mir soviel geschenkt, denn am nächsten Tag ging's wieder zu Tal. Oft bin ich seither auf seinem Scheitel gestanden, allein und mit Gefährten. Auch die Tücken des Schnees hat er mich kennenlernen lassen, denn in schlechtestem Bruchharscht, wo jeder Bogen den Knöcheln Schmerzen verursacht, mußte ich einmal die Talfahrt antreten.

Nie aber werde ich diese Fahrt vergessen, bei der ich zum erstenmal den Zauber dieses Berglandes in mich gesogen, wo ich es wiedersah, das Land meiner Sehnsucht, das Land meiner Träume ...

### Plattenspitze, 2150 *m*, und Gamskarlspitze, 2458 *m*

(G) Wenn man auf dem Gipfel des Hundskogels steht und hinübersieht zur Plattenspitze, zu der ein mäßig ansteigender Kamm emporführt, dann meint man, es sei nur ein „Katzensprung" dorthin. Freilich, lang braucht man nicht dazu, aber eine Halbe-bis-Dreiviertel-Stunde Zeitaufwand erfordert diese „Luftveränderung" immerhin. Die Fahrer gemäßigter Richtung tun am besten, in den Sattel zwischen dem Hundsfeldkopf zurückzukehren und über leichtes Gelände in sanfter Fahrt den Fuß des Kammes zu erreichen. Wer aber den Genuß einer jagenden Schußfahrt so recht auskosten will, der fährt unmittelbar den gegen die Plattenspitze gerichteten Hang hinunter und läßt sich von seinen Hölzern in einem Zug bis zum Beginn des Kammes tragen. Allerdings steht nicht jeder den Schuß durch und manche „Trichter" geben Zeugnis von gestürzten Größen.

Der Aufstieg über den breiten Kamm ist leicht. Fast immer kann man bis zum höchsten Punkt die Schier benützen. Der Ausblick ist jenem der benachbarten Gipfel gleich. Besonders schön ist der Tiefblick auf den aufgeschlossenen Kessel des Seekars. In nächster Nähe zieht die ebenmäßige Linie des Nordgrates der Gamskarlspitze die Blicke auf sich. Auch über diesen Grat, der sich aus einer tiefen Scharte emporhebt, die der Abfall der Plattenspitze gegen Süden bildet, kann man sich den Weg zur Spitze bahnen. Er ist schwer und gefährlich und im Winter nicht anzuraten. Da ist es schon besser, von der Plattenspitze über den Aufstiegsweg zurück und über die welligen Böden unter der Ostflanke der Gamskarlspitze bis zum Beginn des Südostgrates zu fahren und über diesen den Anstieg zu nehmen. Auch hier müssen die treuen Hölzer am Fuß zurückgelassen werden.

Oft stand ich auf der Plattenspitze und habe sehnenden Herzens die von hier gar mächtig aussehende Pyramide der gegenüberliegenden Gamskarlspitze betrachtet. Endlich ward mir auch diese Bergfahrt beschert. Zweimal stand ich auf ihrem Scheitel und jedesmal allein. Dafür hat mir dieser Berg Stunden seliger Gipfelrast geschenkt! Beide Male sah ich über mir die schimmernde Welt, überflutet von Sonnenlicht — eine nie voll zu schildernde Herrlichkeit!

### Ein Neujahrstag auf der Seekarspitze, 2378 *m*

(G) Neujahrswende — ob auch Schicksalswende? Wir gaben uns keinen solchen ernsten Betrachtungen hin, da wir in der kleinen gemütlichen Gaststube unseres Seekarhauses beisammen saßen. Im Gegenteil! Wir waren fröhlich und guter Dinge, und als zur mitternächtigen Stunde nach altem Brauche das Licht verlosch und Herwig als oberster Häuptling aller Austrianer das neue Jahr begrüßt hatte, da wurde unsere Runde gar ausgelassen, und wenn nicht der Neujahrstag mein letzter freier Tag gewesen und ich nicht gar zu gerne auf einen Berg gestiegen wäre, so hätten wir wahrscheinlich bis Sonnenaufgang gezecht und gesungen.

Es war gar nicht so spät, als wir aus den Federn krochen. Freilich meine holde Ehegesponsin setzte anfangs allen solchen Versuchen energischen Widerstand entgegen. Unser Wetterbericht gab ihr nämlich die Möglichkeit, an einem vernünftigen Zweck unserer Tätigkeit zu zweifeln. — Draußen braute dichter weißer Nebel und verwehrte jede Aussicht. Schön fing das neue Jahr nicht an!

Schließlich saßen wir doch beim Frühstück, worauf die Stimmung schon wesentlich besser wurde. „Also, ein Stückerl geh ich mit" hieß es dann beim Anschnallen. „Gut, geh mit, so lang es dich freut", ich wußte ja, daß das „Stückerl" immer beim Gipfel endete.

Wir stiegen anfangs zu den verlassenen Knappenhäusern an, da wir noch unschlüssig waren, ob wir auf die Seekarspitze oder auf den Hundskogel gehen sollten. Bei der Wegtafel, wo sich die Sommerwege trennen, machten wir halt. Noch verhüllte der Nebel alle umliegenden Berggestalten, aber es kam bereits Bewegung in die weiße Masse. So entschieden wir uns für die Seekarspitze, die Herwig noch nicht kannte.

In nordwestlicher Richtung strebten wir nunmehr in das erste, untere Kar unseres Berges. Da ich stets eine andere Wegrichtung eingeschlagen hatte, sah ich der weiteren Entwicklung unseres Anstieges mit Spannung entgegen. Bald erkannte ich, daß der andere Weg der bessere ist. Man steigt nämlich nicht bis zu den Knappenhäusern an, sondern quert die Mulde bis zu ihrem Ende und gelangt dann, immer steiler aufwärts strebend, in das obere Kar; von dort an der westlichen Berglehne höher in das zweite, unterhalb des Gipfelaufbaues gelegene Kar.

Wir dagegen mußten einen großen Bogen unter den Wänden der Wurmwand beschreiben, verloren etwas an Höhe und erreichten erst beim Aufstieg über den westlichen Hang die richtige Spur.

Von einem breiigen Weiß umgeben, zogen wir unermüdlich unsere Spur über wellige Mulden, langsam, aber stetig empor. Der Nebel kroch höher, und als wir im obersten Kar in großen Kehren aufwärts strebten, brach plötzlich die Sonne durch, ein Lichtmeer ergoß sich über uns, die wir sonnentrunken dieses herrliche Schauspiel bewunderten. Aber noch blieb sie nicht Siegerin, die Spenderin von Kraft und Wärme, es entspann sich ein Kampf zwischen Licht und Schatten. Während wir uns auf steilem, breitem Hang dem Grate näherten, umdampften uns sonnig vergoldete Nebel.

Auf dem Grat! Wild umfauchte uns der Sturm, der die Nebelwolken verjagte, und als wir die Bretter abgeschnallt und wohl verstaut hatten, hüllten wir uns sorgsam ein, ehe wir das Stück zur Gipfelpyramide emporklommen. Sogar Herwig, der gern der Sonne sein Haupt preisgibt, zog seine Wollhaube über die Ohren, denn Bruder Sturm liebt er nicht sehr.

Im guten Schnee gewannen wir rasch an Höhe. Der Grat ist nicht schwierig, nur das letzte Stück ist etwas ausgesetzt und erfordert Vorsicht. Eine Viertelstunde später reichen wir uns die Hände auf sturmumbrauster Höhe. Beschränkt war der Blick in die Ferne, denn Wolkenwände verdeckten im Südwesten die weißen Bergketten. Der Großglockner und die edelgeschwungene Linie der Glocknerwand ließen sich nur ahnen und doch hatte ich mich schon oft hier oben in Licht und Wärme nicht sattsehen können an all der leuchtenden Schönheit, die sich offenbart. Die Seekarspitze bietet ja unstreitig die schönste Rundsicht von allen Bergen in der Umrahmung des Seekarkessels.

Nicht lange konnten wir verweilen. Rasch wuchs des Gipfels Felsbau über uns und bald standen wir bei unseren lieben Bretteln.

Der Hang sah in dem noch immer wechselnden Lichte abschreckend steil aus, was meiner Frau einige Zweifel über die Schönheit der Abfahrt entlockte. Aber bald war die Bangigkeit verschwunden, als der Erste allzu innig mit dem Schnee in Berührung kam, und ihr silberhelles Lachen verbreitete rasch sonnige Fröhlichkeit.

Es war eine lange Fahrt, bald gerade, bald in weiten Bögen den sanften Bildungen der Kare folgend. Der Schnee war recht mäßig, was trotz einigen Stürzen dem Genuß der Abfahrt keinen Abbruch tat.

Beim Haus angekommen lag die Sonne über den weiten Schneefeldern. Nur allzufrüh kam die Abschiedsstunde von den Lieben, die noch einige Tage die sonnige Pracht genießen konnten. Gar zu lange hatte ich mir Zeit gelassen — nun folgte eine jagende Schußfahrt hinab zur Straße und über diese ohne Aufenthalt bis Untertauern. Den Abschluß bildete eine wahnwitzige „Skijöringfahrt mit dem Postauto" bis nach Radstadt, die zur Folge hatte, daß ich voll Schnee und mit zitternden Knien am Bahnhof ankam.

Wieder hatten mir die Radstädter Berge einen herrlichen Tag geschenkt. Einen von jenen Tagen, die uns das Sehnen ins Herz pflanzen nach der Berge weißschimmernder Pracht!

## Auf dem Seekareck, 2200 *m*

Drum Jugend, wenn auf der Höhe du stehst,
Dann nütze die Stunde, die holde,
Erfasse, was du zu tragen verstehst
Von der Bergpracht sonnigem Golde!

(G) Wenn ich daheim in trauter Stube in dem Büchlein blättere, wo meine Fahrten verzeichnet stehen, und Erinnerungen Einkehr halten, dann gedenke ich gerne eines Berges, der mir so oft selige Schifreuden und sonnige Gipfelstunden und eine der schönsten einsamen Fahrten beschert hat — des Seekareck. Von ihr sei jetzt erzählt.

Zwei Tage hatte es geschneit und die Spitzen hatten neidisch ihre Nebelhauben aufgesetzt. Trotzdem ich zeitig zur Ruhe gegangen war, schlief ich recht lange — als einziger Gast von niemandem im Schlafe gestört.

Helles Licht flutete ins Zimmer, als ich erwachte. Hei, wie die Berge schon blitzblank Parade halten! Nur schnell hinaus! Selten noch war ich so schnell aus den Federn.

Rasch die Brettel angeschnallt, und in herrlichem Pulverschnee zog ich die erste Spur in dem fleckenlos reinen Schnee. Schon brannte die Sonne kräftig auf Arme und Nacken als ich zum Grünwaldsee in westlicher Richtung anstieg.

Ja, heute will ich mich sonnen in deiner Kraft, du strahlendes Gestirn, daß dein heißer Atem sich in mir umsetze in gesunden Stoff!

Bald war der Sattel erreicht. Unten im Schnee begraben lag der Grünwaldsee. Heute weisen Stangen den Weg zum Sattel und erleichtern im Nebel das Zurechtfinden. Ich umfuhr den See nördlich (rechts), hatte eine nette Abfahrt und gewann den Kamm, der zum Seekareck führt. Eine tief im Schnee vergrabene Stange mit Wegtafeln ließ erkennen, daß hier auch der Sommerweg führt. Einige steilere Kehren brachten mich auf die Kammhöhe, und über diese gelangte ich unschwierig bis fast zum Gipfel. Die letzten wenigen Meter legte ich zu Fuß zurück und stand nach kaum zweistündigem Steigen auf der Höhe.

Rein und klar wölbte sich die blaue Himmelsglocke über das Bergland. Welch leuchtendes Bild! Ganz in der Ferne der König der Norischen Alpen, der Hohen Tauern mächtige Erhebungen, Dachstein und Hochkönig und im Westen der Niederen Tauern weiße Rücken. Von meinem Gipfel zieht, einem Dachfirst ähnlich, eine überwächtete Gratschneide zur Seekarspitze. Hei, wär das ein luftiger Gang! Wie gerne würd' ich ihn begehen, hätte ich einen Pickel zur Hand. So verträumte ich ein paar friedvolle Stunden in sonniger Höh'!

Gipfelrast! Eine köstliche Ruhe um und in mir. Herz, wie rastest du aus hier inmitten all der Herrlichkeiten, die dein Herrgott vor dir ausbreitet.

Doch einmal mußte an den Abstieg gedacht werden. In wenigen Minuten war ich bei den Hölzern, und auf dem Anstiegsweg ging es hinunter — eine herrliche Abfahrt! Zuerst einige Bogen und Schwünge in dem staubenden Neuschnee und dann ein atembeklemmender Flug bis zum Grünwaldsee. Eine kurze Gegensteigung brachte mich auf den Sattel. Jetzt kam die letzte Lust des Tages — ein Gleiten und Schwingen, berauschendes Fliegen in frischem Schnee, daß Raum und Zeit versinken und ich mich losgelöst fühle von aller Schwerkraft! —

So hat mich der Berg doppelt reich beschenkt: sonnengoldige Feierstunden und selige Fahrt im stäubenden Pulverschnee!

Als die Schatten über die weißen Hänge heraufkrochen, trat ich wieder in die Hütte, der einzige, aber ein zufriedener Gast ...

## Ausklang

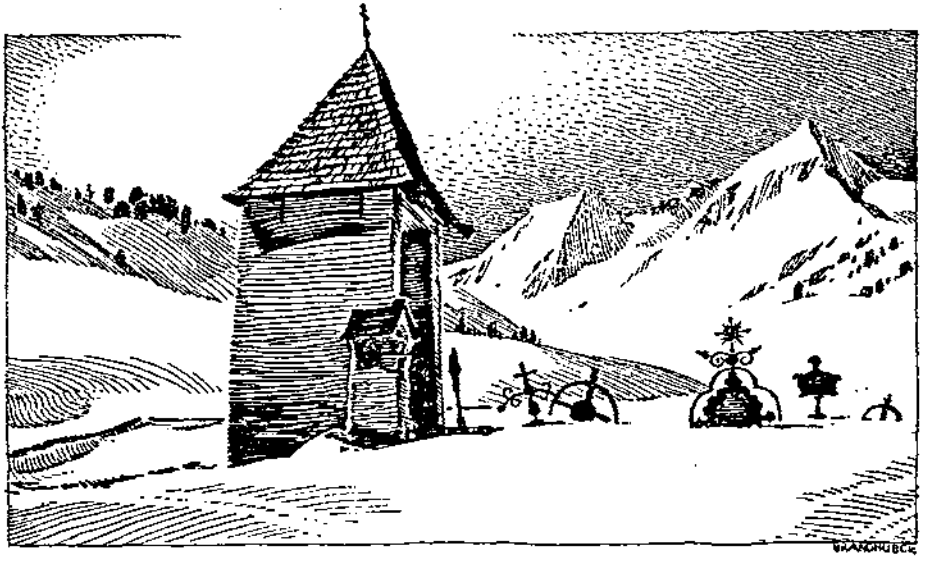
(G) Inmitten der mächtigen, firngekrönten Bergketten liegt ein Gebiet, über dessen welligem Meer von Kuppen und Kämmen ein eigenartig seltsamer Zauber ausgebreitet ist, der jeden in seinen Bann zieht, der eindringt in das Geheimnisvolle ihrer wasserdurchfurchten Täler und Schluchten, in das Rätselvolle der dunklen Forste und hellgrünen Triften. Manche Felswände steigen aus den grünen Tälern zur Höhe auf und senden da und dort zerzackte, dunkle Grate in die Tiefe. Aber auch zahlreiche, üppige, weitausgedehnte Matten breiten sich aus, und die Hänge der sanften Bergkuppen sind im Sommer wie mit einem Teppich von Blumen bedeckt. In allen Farben leuchten sie dem Wanderer entgegen — die Primeln, Enziane, Aurikeln und Eriken — und jeder Wiesenplan gleicht einem Wunder. Bäche sind umkränzt, Felsen überwuchert von Blumen, und wenn an einem der tiefdunklen Seen, die an sonnenhellen Tagen wie Smaragde funkeln, die Alpenrosenfelder ihre Herrlichkeiten auftun, dann bleibt man gebannt stehen ob dieser reichen Schönheit der Natur.

Kommt aber die Winterkönigin zur Herrschaft, dann breitet sie über all den Sonnenzauber ihren weißen Hermelinmantel, der in der Sonne glitzert und glänzt, als ob er mit unzähligen Edelsteinen durchwirkt wäre. Eine eisige weiße Starre liegt über der Berge Rund; seit aber die Menschen auch d i e s e Schönheit verstehen lernten, blühen auch zur Winterszeit seltsame Wunderblumen voll leuchtender Glut — aber nicht jeder findet sie. Nur derjenige, der reinen Herzens und gläubigen Gemütes aufsteigt in diesen Tempel des Schöpfers, kann sie erringen, die Wunderblumen, die da heißen Winterglück und Seligkeit.

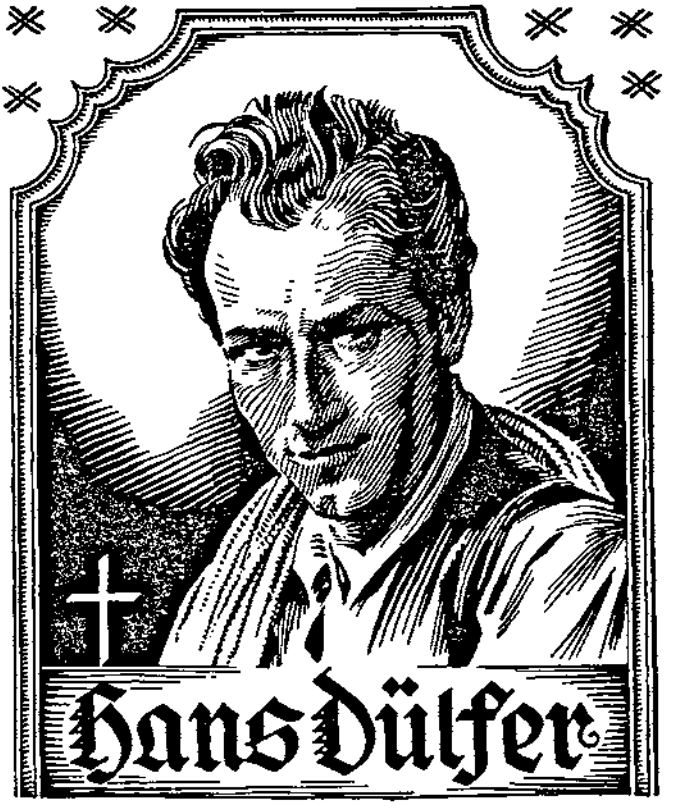
Von einem Hochtal, rings von Bergen umschlossen, habe ich erzählt und jener Tage gedacht, an denen ich diese Wunderblumen fand. Ein Lied wollte ich singen, ein Loblied des Winters und ein Lied zum Preise jenes Bergkranzes, in dessen Bereiche ich so sonnenfrohe Stunden verleben durfte. Wohl wäre die Feder zu schwach gewesen, um alle Herrlichkeit zu schildern, aber da stieg Frau Erinnerung, die gütige Fee, empor, um mir die Hand zu führen und die Bilder froher Tage erstehen zu lassen.

Selbstgewählte Pflicht war es anfangs, die mich immer wieder in dasselbe Gebiet führte. Schien sie mir gleich drückend, so erkannte ich gar bald, daß erst in stetem Werben um ihre Schönheit die Berge die letzten Geheimnisse preisgeben. So ist es nur Dankesschuld, die ich den Berggeistern zolle für das, was sie mich schauen ließen und mir mitgegeben haben auf meinem Weg in die Tiefe.

Mich reut kein Tag, wo ich auf Berg und Hügel
Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmt.
Im Sturm umbraust von seiner Allmacht Flügel,
Im Sonnenschein von seiner Gunst durchwärmt.
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
War's auch kein Tag im Joch der Pflicht —
Auch auf den Bergen hält die Gottheit Schule,
E s r e u t m i c h n i c h t !



Kapelle auf dem Radstädter Tauern




# Larſec-Erinnerungen

Von Georg Jasker, Hamburg

Larſec, du Land meiner Sehnſucht, du meine zweite Heimat! Der Zauber König Laurins hält dich umfaßt, und auch heute noch liegſt du im tiefen Zauberſchlaf. Hin und wieder hat dieſer und jener verſucht, dich, Larſec, aus dem Schlaf zu wecken; doch ſo recht iſt es noch keinem gelungen. Zum benachbarten Gartl mit den Vajolettürmen zieht's allgewaltig hin. Auch ſchreckt Larſecs unnahbares Antlitz, wie es ſich ſo recht vom Tal aus zeigt, die meiſten ab.

Entdeckt iſt Larſec eigentlich ſchon lange; doch erſchloſſen hat's noch niemand außer einem, und der mußte zu früh ſterben. Der brachte ſein Herzblut dem Vaterland zum Opfer in jenem grauſigen Ringen, das uns allen noch in der Erinnerung haftet wie ein böſer ſchwerer Traum. Es war kein geringerer als Hans Dülfer.

Von allen Seiten hatte er Einblick in dieſe ſcheinbar unnahbare Gruppe genommen. 1913 machte er dort ſeine erſten größeren Turen und ſie haben ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er im Winter 1913 ſchon wieder dieſe Gruppe beſuchte. Auch der folgende Sommer ſah ihn dort. Das will bei einem Dülfer ſchon etwas heißen. Er hatte ſich ſogar entſchloſſen, Larſecs Schönheiten in Wort und Bild zu preiſen und

bereitete eine Geschichte der Larsecgruppe für die Zeitschrift des D. und Ö. Alpenvereins vor. War Dülfer bisher literarisch nicht besonders hervorgetreten, so sollte diese seine Arbeit eine g r o ß e Arbeit werden, in der sich sein junges und doch schon so reiches Bergsteigerleben widerspiegelte, ein Bergsteigerleben, wie selten eins gelebt worden ist. Da kam der Krieg! Dülfer eilte zu den Fahnen. Am 15. Juni 1915 fiel Dülfer auf dem Felde der Ehre, hat er sein begonnenes Werk mit ins Heldengrab genommen.

Vielseitige Umfragen nach seinem begonnenen Manuskript bei seinen früheren Turenkameraden und Freunden hatten keinen Erfolg. Dankbar bin ich seiner lieben Gefährtin, dem früheren Fräulein Hanne Franz. Ihr verdanke ich einige reizende Erinnerungsbilder aus Dülfers Larsecturen. Nach Hans Dülfers Tod hat Hanne Franz seiner Mutter den geistigen Nachlaß ihres Sohnes übermittelt. Dülfers Mutter ist aber seit 1923 verschollen, und damit sind auch diese Aufzeichnungen nicht mehr erreichbar und werden wohl immer in Vergessenheit ruhen.

Wo liegt denn die Larsecgruppe, wird vielleicht mancher fragen? Wie ich schon oben andeutete, gehört sie der Rosengartengruppe an und bildet in ihr den südöstlichsten Teil[1]).

Von Süden bis Westen wird die Larsec vom Vajolettal und dem Val de Sent Lurenz umschlossen. Das Val de Sent Lurenz erstreckt sich von der Vajolethütte bis hinauf zum Grasleitenpaß. Eine ältere Bezeichnung für dieses Hochtal ist Val de Scalieret. Im Norden wird die Larsec umgrenzt vom Untermojakessel und im Osten vom Val d'Udai. Damit ist der Kreis geschlossen.

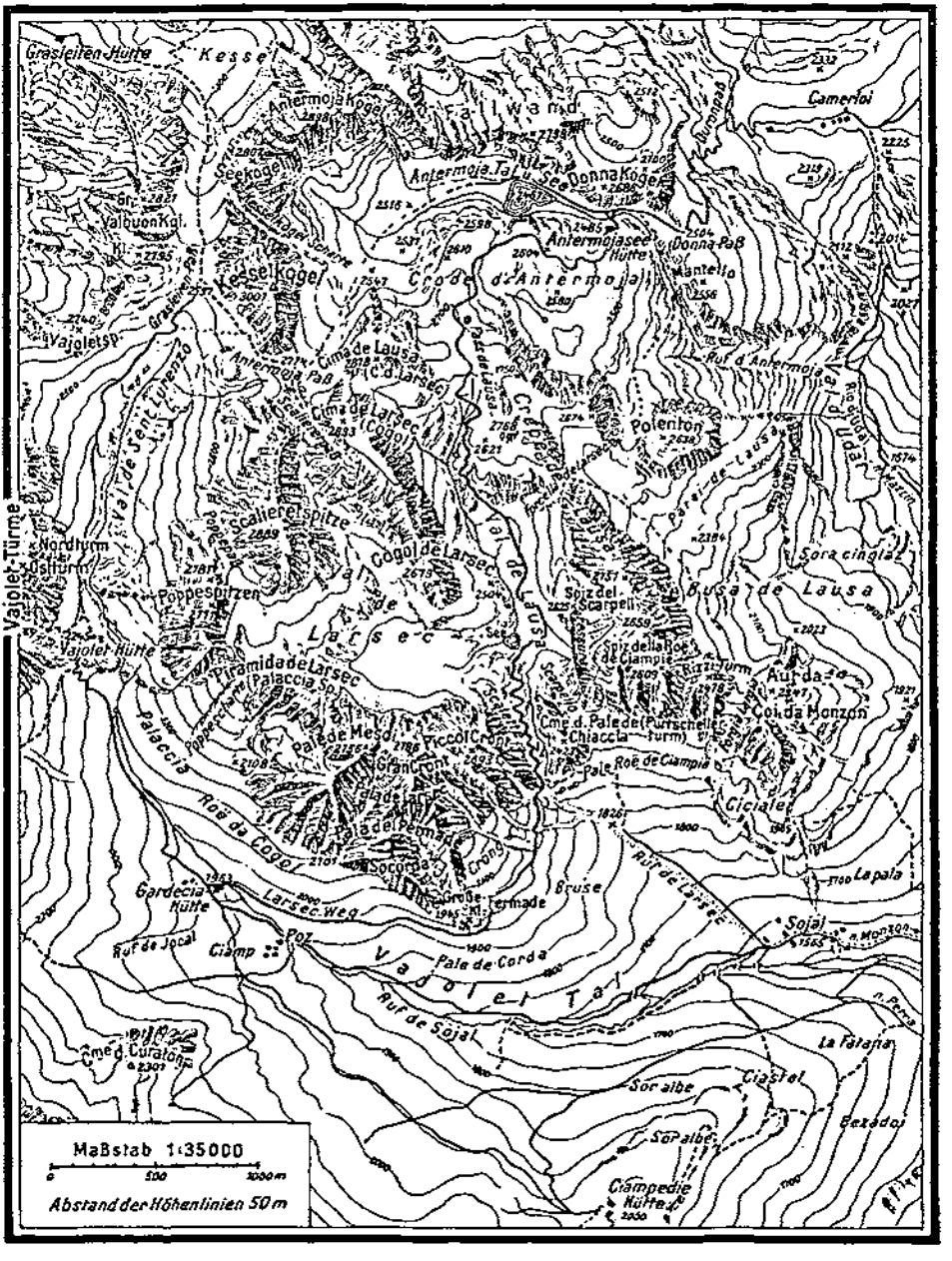
Der neue „Hochturist", Band VII, Ausgabe 1929, sagt in seiner Einleitung zur Larsecgruppe, Seite 168, daß in der Nomenklatur der Gruppe auch heute noch ziemliche Unklarheit herrsche. Ich habe daher auf meiner Reproduktion der A.-V.-Karte die Bezeichnungen nach dem neuen Band des „Hochturisten" gewählt, um nicht noch größeren Tohuwabohu entstehen zu lassen. Eingeklammert und in kleinerer Schrift habe ich die Bezeichnungen hinzugefügt, wie sie nach den Ansichten einheimischer Ortskundiger richtig sind, also die Namen, die von den Bezeichnungen des „Hochturisten" abweichen. Außerdem habe ich auf meiner Kartenreproduktion Namen aufgenommen, die in der alten A.-V.-Karte nicht enthalten sind.

## Der Larsecweg

Da vom Larsecweg aus alle bedeutenden Gipfel, Zinnen und Türme der Larsecgruppe zu sehen und auch größtenteils zu ersteigen sind, ist er heute d e r Anstiegsweg für dieses Gebiet.

Einen Schritt hinter der Gardecciahütte beginnt er, und auf ihm mache ich jetzt einen gemütlichen Bummel, ohne ein festes Ziel im Auge zu haben. Nach einigen Schritten hinter dem Hause durchsteige ich das Bett des S o j a l b a c h e s, ein recht unebenes Bett, ein Gemisch aus groben Blöcken bis zum feinst gemahlenen und geschliffenen Kalkkörnchen; fast ist es Staub. Tiefe Runsen hat das Wasser in das Bachbett gerissen. Meist ist der Bach an dieser Stelle trocken. Ohne wesentliche Steigung quert der Weg nach rechts den latschenbestandenen Hang, der besonders in der Mittagshitze für Rheumatiker sehr zu empfehlen ist. Hier bekommt er umsonst ein russisch-römisches Bad. Es ist der auf der beigegebenen Karte verzeichnete Hang R o ë d e C o g o l. Der aussichtsreiche Weg führt mich dicht unter der furchtbaren

[1]) Ich mache darauf aufmerksam, daß ich, wenn irgend möglich, überall die l a d i n i s c h e n Namen anführe. Dabei gehe ich von dem Gedanken aus, daß es für den Besucher wertvoller ist, die gebräuchlichsten volkstümlichen Ausdrücke zu wissen, als die durch besondere Umstände willkürlich geänderten Namen, die sich doch nie einbürgern werden. Habe ich es doch erlebt, daß ich bei Anwendung italienischer Ortsbezeichnungen von den Einheimischen gänzlich falsch verstanden worden bin.




Die Larsec-Gruppe

Socordawand entlang. — Bei der Großen und Kleinen Fermade führt der Weg an die Felsen. Die ganz eigenartige und stark ausgeprägte Schichtung der Felsen ist wirklich wert, etwas genauer betrachtet zu werden. Meine Frau hat sie mit dem Namen „Ägyptische Felsen" getauft wegen ihres säulenförmigen und stufen-

weise abgesetzten Aufbaues. Sie muten auch wirklich an wie Säulen der Tempelruinen von Edfu und anderer ägyptischer Tempelbauten.

Wenn ich aber so weiter gehe wie jetzt und überall stehen bleibe, jedes Edelweiß am Wege betrachte, den Sennerinnen der tief unter mir gelegenen Almhütten von Poz übermütig zurufe, werde ich heute wohl nicht weit auf dem Larsecweg kommen. Also, auf ihr faulen Glieder!

Der Weg steigt jetzt schärfer an und macht um die Kleine Fermade einen Bogen nach links. Dann wird er wieder ebener und führt mich durch schütteren Wald mit prächtigen alten Zirben und Lärchen. Es ist ein wirklicher Urwald. Hier kann alles wachsen, wie es will. Fast eben komme ich bis zu den beiden großen, tief und schmerzhaft in den Hang gerissenen Schuttreißen der oben thronenden Cronte. Auch der Wald bricht plötzlich ab und setzt sich weiter unten, wo die großen Blöcke liegen, als ein fast undurchdringliches Latschengewirr fort. Nachdem ich die tief eingerissenen Schuttreißen, die die Steingrüße der Cronte weiter zu Tal befördern, überschritten habe, sehe ich erst den Schlüssel zur Larsec: die Scalette himmelhoch oben über einer scheinbar ungegliederten Wand.

Die zu meiner Linken sich aufbäumenden Felsmassen gehören den Cronten an und sind von dieser Seite ohne Ausnahme als „schwer bis äußerst schwierig" zu bezeichnen. Sie sind schon alle, auch von dieser Seite aus, bestiegen. Namentlich Dülfer hat hier sein ganzes Können gezeigt: (Erste Ersteigung über die Ostwand 1913 durch Dülfer, Hanne Franz und Guttmann.) Erst kürzlich noch ist die Südostwand des Piccol Cront von dem Pfarrer des kleinen Dörfchens Mazzin im Fassatal allein im Auf- und Abstieg „gemacht" worden.

Rechts der Scalette steht wie ein vorgeschobener Leuchtturm der schneidig aussehende Cimone delle Pala de Ghiaccia mit seiner lotrechten, noch nicht erkletterten Westwand.

Rechts vor dem Cimone delle Pala de Ghiaccia erhebt sich die Crepe de Lausa, ein wilder zerrissener Felskamm, der seinen grandiosen Abschluß in dem Spiz delle Roë de Ciampiè findet. Welche Kletterfahrten von Süden aus auf die Crepe de Lausa ausgeführt worden sind, vermag ich nicht zu sagen. Dülfer ist jedenfalls auch hier von Süden aus angestiegen; denn ein Anstieg von der entgegengesetzten Seite dürfte ihn kaum befriedigt haben. Der Spiz delle Roë de Ciampiè zeigt von Südwesten aus seine imposanteste Form. Weder in den Dolomiten noch sonst in den Bergen habe ich einen Turm mit ähnlichen kühnen Umrissen gesehen. Man denkt unwillkürlich an den Campanile di Montanaia, an die Guglia oder an den Bergerturm in der Sella. Direkt von Süden wird der Spiz delle Roë de Ciampiè wegen des riesigen Überhanges und der durch die intensiv rote Felsfärbung gekennzeichneten Brüchigkeit wohl unbezwingbar bleiben. Der Turm wird wohl meist von der Forgia Largia aus erklettert. Übrigens trägt er zu Ehren Purtschellers auch den Namen Purtschellerturm.

Etwas niedriger, aber auch von außerordentlich kühner Form steht rechts vor ihm, also östlich, der Rizziturm. Die Ladiner haben in ihrem Idiom keinen Namen für ihn. Benannt ist er nach dem bekannten Dolomitenführer Luigi Rizzi. Der Rizziturm wird wie der Spiz delle Roë de Ciampiè meist von der Forgia Largia aus erklettert. Sein Gipfel ist jedoch auch über die sehr ausgesetzte Südwand erreicht worden.

Den Abschluß nach Osten bilden in schön geschwungener Linie die beiden wenig beachteten Gipfel des Aut Coi da Monzon.

Diese ganz wundervolle Rundschau muß jeden Schritt bannen. In der Ferne zeigt sich mir die Marmolata von ihrer kühnen Südseite. Wahrhaft königlich läßt sie ihren blendend weißen Hermelinmantel um ihre Schultern fließen. Ein Compton hätte hier sicherlich seiner Begeisterung durch ein Kunstwerk Ausdruck verliehen.

Mancher Alpenwanderer wird sich dort besorgt fragen, wie der Weiterweg wohl sein mag. Doch keine Sorge! Auch dem klettertechnisch weniger leistungsfähigen „Nur"-Wanderer ist der Übergang durch den Larsecweg leicht gemacht.

Die zwei großen Schuttreißen habe ich jetzt hinter mir. Nun eine kurze Steigung über edelweißbestandene Hänge und weiter an Schrofen entlang. Die Schrofen bergen die im August blühenden und jetzt so selten gewordenen Dolomitenglocken; doch stehen sie glücklicherweise so hoch und meist an überhängenden Felsen, daß der Turist gar nicht erst in Versuchung gerät, sie zu pflücken. Dann gelange ich über eine kleine Scharte in das Bachbett des Ruf de Larsec. Hier scheint mit einem Male die Welt zu Ende zu sein. Ein Ausweg ist nicht zu sehen; doch Wegmarken, Steinmänner und Versicherungen zeigen den Weiterweg. In der linken Verschneidung an der Wand entdecke ich schon einige Eisentritte und Eisengriffe. Rechts von dieser Stelle schäumt und braust ein kleiner Wasserfall. Er ladet zum Bade. — Dann hat Sepp Defilvestro den Weg über einige schrofige Steilstufen, die mit begrünten Hängen abwechseln, zur Scalette aufwärts geführt. Die tief eingerissene düstere Schlucht des Larsecbachs bleibt immer rechts. Grabeskälte weht mich daraus manchmal an. Wenn der alte „Hochtourist" noch schreibt: „mühsam und nicht leicht", so galt das für Verhältnisse, als es den Larsecweg eben noch nicht gab. Heute sind etwa vorhanden gewesene schwierige Stellen behoben, und das früher nicht ganz einfache Wegsuchen ist jetzt überflüssig geworden.

Wie Dr. Kiene, Bozen, schreibt, ist dieser Übergang kein eigentlicher Paß. Es ist der hier ausnahmsweise nicht von Felstürmen besetzte Rand des Larseckessels. Die Einheimischen nennen diesen Übergang auch nicht Paß, sondern einfach nur Scalette. Der Weg hier hinauf ist das schwierigste Stück des Weges, und es hat auch viel Mühe und Schweiß gekostet, ihn durch das Schrofengewirr zu führen.

Hier oben habe ich erst den richtigen Einblick in die Larsecgruppe. Ein paar Schritte über die Höhe hinweg, und vor mir liegt der Larsecsee, das heißt, wenn die letzten Tage niederschlagsreich waren. Sonst sieht man nur den Seeboden, dessen Mulde von Schlick angefüllt ist. Heute aber ist der „leere See" ein wirklicher See. Er ist sogar ziemlich stark gefüllt.

Von Norden kommt hinter leichten Schrofen das Laufatal herab, von Westen das eigentliche Larsectal. Vor mir steigt direkt aus dem Larsecsee die imposante Südwand oder, besser gesagt, der Südvorsprung des Cogol de Larsec auf. Von Norden ist der Cogol de Larsec ganz harmlos. Er ist nichts weiter als ein breiter langgestreckter Rücken. Von der Südseite dagegen fordert er eine ganz zünftige Kletterei. Bei der zentralen Lage des Cogols ist seine Südwand nicht nur klettertechnisch, sondern namentlich der schönen Aussicht wegen recht genußreich. Selbst ein Dülfer konnte sich für sie begeistern. Natürlich ist der Cogol auch von Süden aus schon erklettert. Eine bestimmte Kletterroute ist jedoch bisher noch nicht festgelegt. Das ist auch nicht nötig; denn überall finden sich günstige Einstiege und Weiterwege. Sehr verlockend ist ein vom oberen Laufatal mäßig ansteigendes Band, das teilweise so breit wie eine Dolomitenfahrstraße ist; läßt es doch gar keine Schwierigkeiten vermuten. Diese ergeben sich erst bei näherer Inaugenscheinnahme. Dülfer hat den Cogol direkt vom See aus erstiegen.

Rechts vom Laufatal steht im Vordergrund die Scarpellospitze (auf der alten A.-V.-Karte mit Punta di Canalone und von den Erstersteigern der Südkante Punta delle Fessura bezeichnet). Die Scarpellospitze hat eine außergewöhnlich schwere Südwand, die Dülfer damals bezwungen hat, eine unmöglich erscheinende Ostwand, eine klettertechnisch genußreiche Westwand und eine im Val de Lausa beginnende, von Norden her zur Spitze führende Promenade für eine Lackschuhpartie. Sie hat also für jeden etwas. Dülfer war übrigens 1913 auch mit Skiern oben.

Die Scarpellospitze und die Crepe de Lausa trennt eine enge, tiefe und fast senkrecht eingerissene Schlucht, die Fessura. Durch diese Schlucht abwärts würde man auf die eigentliche Scarpello kommen. Der angebliche Paß ist aber ebensowenig ein Paß, wie die Scalette.

Der Spiz del Roë de Ciampiè und der Rizziturm sind jetzt bedeutend näher herangerückt. Aus der Zerschrundung ihrer Wände lassen sich Schlüsse auf die Schwierigkeiten einer Besteigung von der Südseite her ziehen. Nach rechts rückblickend erhebt sich der Cimonedelle Palade Ghiaccia mit dem edlen Aufschwung seines schönen Nordwestgrates. Eine Ersteigung ist wegen des Einblickes in die Südwände der Crepe de Lausa und ihrer wilden Türme sehr zu empfehlen. Trotz nötiger Vorsicht wegen des etwas brüchigen Gesteins ist die Begehung des Nordgrates eine kurze, aber recht anregende Kletterei. Der Cimone delle Pala de Ghiaccia ist der Brückenkopf der Larsec. Er teilt sie in zwei Teile, den westlichen Teil, die Cronte, und den östlichen, die Lausagruppe, umfassend. Zu beiden Seiten kommen die Hänge, im Westen die der Scalette, im Osten die der Scarpello herauf. Ganz links sehe ich einen von hier aus ganz unscheinbar aussehenden Rugel, die Scalieretspitze. Die Cimadelle Poppe mit ihren Ostwänden sieht dagegen schon wesentlich schneidiger aus und ist es auch. Die Scalieretspitze wird von Norden her über den Antermoja- und Scalieretpaß in gemütlichem Spaziergang erstiegen. Auch über den Poppepaß ist eine Besteigung über die Schrofen der Westwand der Scalieretspitze nicht schwierig. Obwohl sie leicht, ist sie doch sehr lohnend, denn sie bietet einen prächtigen Tiefblick ins Vajolettal und ins Val de Sent Lurenz und auf die gerade gegenüberliegenden Nördlichen und Südlichen Vajolettürme. Besonders schön baut sich die Crontgruppe auf.

Hatte mir der Aufstieg zur Scalette recht warm gemacht, so habe ich mich jetzt beim Umschauen wieder abgekühlt. Ich wandere nun zunächst noch etwas weiter ins Larsectal hinein, um einen besseren Einblick in die Ost- und Nordwände der Cima delle Poppe und des Gran Cront-Massivs nehmen zu können. Den günstigsten Einblick finde ich wohl im oberen Teil des Larsectals etwa zwischen dem Cogolo und der Scalieretspitze. Von hier kann ich die Gliederung der Ostwände der Cimadelle Poppe deutlich sehen. Auch ihre drei Gipfel kann ich jetzt sehr gut unterscheiden. Der Scalieretpaß ist auch für die Cima delle Poppe der leichteste Zugang. Von Norden sind ihre drei Gipfel leicht zu erklettern. Von Osten her sind sie allerdings in ausgesetzter Kletterei schwierig zu erreichen. Der idealste Anstieg führt natürlich direkt über die Westwand, den zuerst Herold und Luigi Rizzi 1899 gemacht haben, und zwar unmittelbar von der Vajolethütte aus. Noch im Sommer 1928 ist diese Wand auf einem teilweise neuen Wege begangen worden. Im allgemeinen wird aber die Westseite der Cima delle Poppe als Aufstieg wenig gewählt.

Weiter links sehe ich dann die Poppescharte und noch weiter links die auf der alten A.-V.-Karte bezeichnete Pyramida di Larsec. Dieser Name ist der einheimischen Bevölkerung unbekannt. Der wohl beste Kenner der Larsec, Josef Delsilvestro, nennt diese Spitze nach dem darunter befindlichen breiten Grashang, der von den Ladinern ganz allgemein mit Palaccia bezeichnet wird, Palacciaspitze. Sie ist nicht ganz leicht und besteht zum Teil aus außerordentlich brüchigem Fels, der nur mit äußerster Vorsicht zu begehen ist. Der Schutt hat seinen Abfluß zum größten Teil in den Rinnen gefunden, die von der Poppescharte zum grasbewachsenen Abhang unter ihr, der Palaccia, führen. Bei einem Abstieg in einer dieser Rinnen sind mir unter den Füßen riesige Steinlawinen losgegangen.

Was nun noch weiter links folgt, also von meinem jetzigen Standpunkte genau im Süden, ist das ganze Cront-Massiv. Ideal schön, wenn auch mit gewissen

objektiven Gefahren verbunden (in erster Linie wieder brüchiges Gestein!), ist die Überschreitung des ganzes Kammes von der Pala del Mesdi (auf der alten A.-V.-Karte mit Pala delle Fermade bezeichnet) über Gran Cront und Piccol Cront. Dülfer hat diese Überschreitung zuerst gemacht. Die ganzen Gipfel des Gran-Cront-Massivs werden in der Regel von der Nordseite aus bestiegen und sind verhältnismäßig leicht, während ihre Ersteigung von Süden zu den ausgesprochen schweren Klettereien in der Larsec gehört.

Nicht erwähnt habe ich bisher den nördlichen Teil der Larsec. Hier sind ausgesprochene Kletterberge nicht zu finden. Dagegen laden schöne Aussichtsmugel zu genußreichen Höhenwanderungen ein. So die Cima de Lausa (ladinisch allerdings mit Cima de Larsec bezeichnet). Die Cima de Lausa ist das Bollwerk und bildet den Talschluß des Lausatales. Sie zeigt sich als flacher breiter Rücken und schenkt ihrem Besucher einen wundervollen Blick ins Antermojatal. Die Cima de Lausa ist ganz leicht zu ersteigen. Nirgends braucht der Fels angepackt zu werden. Geschieht das doch einmal, dann sagt unser Turenkamerad, der Sepp: „Aufrecht geh'n, der Mensch ist doch ka Viech!".

Nun steige ich wieder das Larsectal abwärts zum See. Der Larsecweg führt auch bis an die Sohle des Sees hinab, steigt dann in den östlich vom See liegenden Schrofen aufwärts und leitet nun ins eigentliche Lausatal. Ebenso einfach ist der Anstieg direkt am See entlang bis zu seinem Nordufer und nun die Schrofen hinan, von denen sich ein Bächlein aus dem Lausatal in zierlichen Kaskaden in den See ergießt. Das Wässerchen hat regelrechte Badewannen aus dem Fels gewaschen und ist kristallklar, so klar, daß ich mich wiederholt über die Tiefe des Wassers in diesen Wannen ganz gewaltig getäuscht habe. Sie laden fast unwiderstehlich zum Bade. Doch kalt ist das Wasser, das muß ich zugeben, hundekalt. Dafür ist es aber auch sehr erfrischend. Allerdings wird bei längerer Trockenheit der durstige Wanderer auch diesen Born vergeblich suchen.

Der Larsecsee selbst hat keinen sichtbaren Abfluß. Sein Wasser versickert und kommt etwa 30 bis 40 *m* südlicher in einer tief eingerissenen Schlucht wieder zum Vorschein. Hier ist immer Wasser vorhanden. Diese Schlucht, deren Beginn etwa 10 *m* höher liegt als der gewöhnliche Seespiegel im Sommer, fällt nach Süden steil ab in die Scaletteschlucht. Sie kann also nichts anderes sein als der natürliche Überlauf des Sees im Frühling bei hohem Wasserstand. Dann muß allerdings der See eine stattliche Größe annehmen. Der beste Beweis dafür sind die Wassermarken an den Felsen.

Steige ich vom See hinauf ins Lausatal, so breitet sich vor mir ein großer, grüner, ebener Plan aus. Ich stehe jetzt auf der Talsohle. Sie ist völlig eingeebnet, und der fruchtbare Schlamm hat eine ungewöhnlich dichte Grasnarbe gedeihen lassen. Wer wollte hier nicht rasten? Hier sind Zeltplätze in Menge zu vergeben und eine ganz erstklassige Spielwiese. Kein Stein macht sich anstößig bemerkbar. Wie ein grüner Perserteppich liegt der schöne Fleck Erde da, allseits umschlossen von himmelhohen Felswänden.

Auf der Talsohle ist der Larsecweg durch Stangen und Steinmänner bezeichnet. Er führt weiter über mehrere harmlose Steilstufen und leitet mich nach etwa 300 *m* Steigung auf den Lausapaß. Auf der anderen Seite wenig unter der Paßhöhe grüßt ein kleines schwarzblaues Auge, ein winziger See, eher noch ein Tümpel. Dieses kleine Gewässer erhält seinen Zufluß von einem über ihm liegenden Schneefeld, das sich wohl den ganzen Sommer über hält. Hier gibt es eine geologische Eigenart, die wohl mehr auf Zufall beruht. Nur das Bett dieses Rinnsals ist in seiner ganzen Länge von schwarzgrünem Porphyr gebildet, aber auch nur diese schmale Rinne, während sonst weit und breit (jedenfalls nicht in dieser Höhenlage) nichts anderes als der übliche graue Dolomitkalk zu sehen ist. Ich glaubte erst, von Algen geschwärzte Fels-

broden vor mir zu haben, doch eine genaue Untersuchung ergab zweifelsfrei die Struktur des Porphyrs. Im übrigen liegt hier viel feinkörniger, nasser Schutt. Bei jedem Schritt quillt das Wasser heraus. Jede Fußspur füllt sich sofort. Viel Schnee liegt noch, Schnee, der nicht mehr lange der hochstehenden Sonne Widerstand leisten wird. Alles ist recht ernst gestimmt. Unter mir ein ungeheurer Felsenkessel. Wieder eine ganz großartige Schau, aber ganz anderer Art als bisher. Ich sehe jetzt ins Antermojatal. Links droht mir die Südwand des Kesselkogels. Steile Schneerinnen durchreißen sie. Mir gerade gegenüber liegt das Hochtal des Seekogels. Er, der Seekogel, schließt das Tal wie eine hohle Hand ab. Massig breitet sich der Antermojakogel aus, und wie eine stolze Felsenburg ragt der Kamm vom Mittleren zum Hinteren Molignon gegen den schwarzblauen Himmel. Dann aber, weiter rechts, stürzt die Fallwand in den dunklen Antermojasee. Sie hat von den zahllosen Kaminen ein faltiges Antlitz bekommen. Der Donakogel bäumt sich noch einmal wie ein scheues Roß auf. Überall ist der Blick beengt, eingekreist von stummen, trotzigen und scheinbar unnahbaren Felsgestalten. Dann leitet ein sanft geschwungener Sattel in schönem Rhythmus zum Mantello. Über ihm baut sich der Langkofel in der fernen Bläue auf, und noch weiter rechts fliegt mein Auge ungehindert zur Sellaburg hinüber, und die königliche Marmolata und ihr Hofstaat zeigen sich in ihrer ganzen Majestät. So verstärkt sich der ernste Charakter der Landschaft noch mehr.

Und doch hat sich gerade hier etwas begeben, das in krassem Widerspruch zu all dem steht, was das Auge schaut. Eine Tragikomödie war's in drei Akten!

1. Akt: Die schwere Verliebtheit eines nicht mehr ganz jungen „jungen Mannes" in die von ihm geführte Touristin.

2. Akt: Die große Dummheit des nicht mehr ganz jungen „jungen Mannes", einen noch jüngeren „jungen Mann" sich der Tur anschließen zu lassen.

3. Akt: Wie es nicht anders kommen konnte. Ausruf des nicht mehr ganz jungen „jungen Mannes": „Wenn i a Madel führ', nehm i kan Herrn wieder mit!"

Motto: Alter schützt vor Torheit nicht.

Also geschehen Anno 1929 auf dem Lausapaß. — Schließen wir die Akten über den betrüblichen Fall.

Doch jetzt meldet sich der Magen, und in großen weitausholenden Schritten geht's hinab zur Antermojaseehütte. Unterwegs falle ich noch in ein Schneeloch. Mit nassem Hosenboden stürme ich weiter und in wenigen Minuten stehe ich vor der Hütte. Da sehe ich etwas, was mein Auge schon oben auf dem Lausapaß und beim Abstieg lockte. Es ist der im äußersten Nordost der Larsec liegende Polenton. Von Süden gesehen, hat er tatsächlich die Form eines umgestürzten Polentakuchens, und einen treffenderen Namen hätte man ihm gar nicht geben können. Von allen Seiten scheint er unzugänglich zu sein, und doch hat auch er seine schwache Seite, nämlich im Südosten. Hier läßt er sich über einige unschwierige Platten und ein paar Bänder leicht bezwingen. Vom Polenton aus ist der Blick sowohl ins eisige Antermojatal, als auch ins grüne Val d'Udai ganz wunderschön. Selbst der sonst so harmlos erscheinende Aut Toi da Monzon zeigt von hier ein sehr abweisendes Gesicht. Und den hätte ich beinahe vergessen. Er ist der einsamste Berg von allen und bestenfalls von Schafen und Ziegen besucht. Touristen steigen da nicht hinauf, und doch ist gerade dieser Berg besuchenswert, schon wegen seiner wunderbaren Flora, die wirklich einzigartig ist. Stunden tiefsten Glücks habe ich hier verleben dürfen. Beide Gipfel schenken durch ihre freie Lage einen prachtvollen Blick ins tiefe, grüne Fassatal und auf die Koryphäen der Dolomiten: Langkofel, Sella, Marmolata mit ihrem Anhang, Monzoni und auf den ganzen südlichen Rosengarten, bis die Larsec den Horizont abschneidet.



Mezzotinto Bruckmann

Oberes Larsectal.


Universitäts-Bibliothek
INNSBRUCK

## Die Übergänge in der Larsecgruppe

Antermojapaß. Außer dem Larsecweg wird wohl am häufigsten der Antermojapaß als Übergang benutzt, um in die Larsec einzudringen. Von ihm aus ist es leicht, sowohl in das eigentliche Larsectal als auch in das Laufatal zu kommen. Allerdings ist hier keine Bezeichnung zu finden, kaum eine Pfadspur. Doch hat es sicherlich für viele Besucher einen Reiz, auch einmal den Weg selbst suchen zu müssen.

Paß Poppe. Zwischen Scalieretspitze und Poppespitzen führt der Poppepaß steil aus dem oberen Vajolettal, Val de Sent Lurenz, ins Larsectal. Er wird selten gemacht und hat eigentlich nur besondere Bedeutung für diejenigen, die aus dem Larseckessel direkt zur Vajolethütte absteigen wollen.

Poppescharte. Ganz ähnlich liegt es mit der Poppescharte. Durch sie führt der kürzeste Anstieg von der Gardecciahütte ins obere Larsectal; doch auch sie wird fast ausschließlich zum Abstieg gewählt. Durch eine stark zerklüftete und äußerst brüchige Schlucht führt der Weg ziemlich steil abwärts, um unten in lange, mühsame, meist großblockige Geröllhalden zu münden.

Scarpello. Auch der Weg hier hinauf wird nur sehr selten begangen, seit dem Bestehen des Larsecweges eigentlich überhaupt nicht mehr. Sein Anfang scheint sehr leicht zu sein; doch bald mehren sich die Schwierigkeiten. Er bietet, immer zwischen zwei hohen Felswänden ansteigend, nur wenig Reiz.

Forgia Largia. Der Übergang über die Forgia Largia ist ganz einfach. Nachdem einige harmlose, allerdings recht griffarme schräge Platten überschritten sind, führt der Weg über mäßig steile Grashänge. Auch hier trifft man nur höchst selten einen Menschen an, etwa einen Hirten mit seinen Schafen. Oben aber bietet sich ein wundervoller Tiefblick ins Val d'Udai, und vor sich sieht man den Polenton. Von hier kann man selbstverständlich auch ins Val d'Udai absteigen, doch die 1000 *m* Höhenunterschied lohnt es nicht. Das überlasse ich andern. Doch unmittelbar über der Forgia Largia steht der Rizziturm, und über ihm wieder der Spiz del Roë de Ciampiè. Von der Forgia Largia erreicht man, sich stets an der Nordostseite der Crepe de Lausa haltend, auf Steigspuren die von weitem sichtbare Polentonscharte. Von ihr führt ein Weg ins tiefer unten liegende Antermojatal. Dem folgen wir dieses Mal aber nicht, sondern gehen auf jetzt deutlich ausgeprägtem Pfade weiter zur

Forcella de Larsec. Durch sie gelangen wir wieder ins untere begrünte Laufatal, das von hier oben fast wie ein See aussieht. Der Fernblick ist ganz herrlich. Etwas tiefer unten nach Osten hin, liegt die eben überschrittene Polentonscharte. Sie verdeckt jetzt den Talboden des Val d'Udai; doch über ihm erheben sich wieder die weiße Marmolata, der stahlgraue, massige Vernel und die Firnfelder des Vernale. Doch auch von hier wollen wir noch nicht absteigen, sondern wandern auf dem nach Norden weisenden Sporn der Crepe de Lausa weiter und kommen so auf den schon bekannten

Paß de Lausa. Hier haben wir den Larsecweg wieder erreicht. Zwischen der Cima de Lausa, von den Ladinern allerdings Cima de Larsec benannt, und der Cima di Larsec, die die Ladiner gewissermaßen als Ausläufer des Cogol de Larsec betrachten und ihn deshalb nicht besonders bezeichnen, könnte ich auch einen Paß konstruieren. Er ist wenig höher als der Antermojapaß und käme als Übergang demjenigen zugute, der vom Laufapaß aus auf kürzestem Wege ins Vajolettal absteigen oder auch den Grasleitenpaß erreichen will, um so den Abstieg zur Antermojaseehütte und den dann folgenden mühsamen Aufstieg zum Antermojapaß zu vermeiden.

## Ferienende

Abschiednehmen ist immer hart. Der Urlaub ist zu Ende. Es ist wie ein Soldatenbegräbnis. Im Trauermarschtempo wandern wir schweigsam nach Ciampedie. Noch einmal sehen wir die traute Gardecciahütte, noch einmal grüßt uns Larsec und ganz drüben der Langkofel und die Sella; nur die Marmolata bleibt uns. Sie schaut uns noch lange nach. Sepp bringt uns bis hinten ins Vajolontal. Ein kräftiger Händedruck, ein aufrichtiges Lebewohl, die Augenwimpel verdächtig feucht, dann springt er ins Fassatal hinab. Wir aber bleiben noch oben und wandern dem Karerpaß entgegen.

Weite Matten, prachtvolle Almen, blumenübersät. Der Rasenteppich ist weich wie ein Perser. Heiß ist der Tag, und drohende Wolken ballen sich zusammen. Leise grollt es in den Bergen der Pala. Doch über uns ist strahlend blauer Himmel. Nur ein weißes Wölkchen begleitet uns. Es steht fast still, wird groß und wieder kleiner, hat jedesmal, wenn wir hochschauen, eine andere Form. Jetzt ist es fast ganz verschwunden, dann steht es wieder da. Was es wohl will? — Wie ist es heiß! Aber es ist kein Wunder. Wir sind jetzt im Backofen unter der Punta del Masarè. Von der Dolomitenstraße herauf hören wir deutlich das Summen und Brummen der schwer arbeitenden Automotoren. Das erste Zeichen der „Kultur". Ein kleines, munteres Wässerchen durcheilt den Wiesenhang. Neben ihm fühlt sich eine breite Tanne wohl. Das scheint mir ein Rastplatz im Sinne Kugys zu sein. Unwiderstehlich lockt er uns, und mit Behagen schlürfen wir das köstliche Naß. Dann strecken wir uns lang hin. Ich schließe die Augen und lasse all die köstlichen Bilder, die mir Larsec in diesem Jahre geschenkt hat, vorübergleiten. Nur zu bald mußten wir wieder aufbrechen, und gegen Mittag stehen wir auf dem Karerpaß. Wir flüchten in den prachtvollen Karerwald. Sehr bald taucht aus dem Wald das Karerseehotel auf. Hier haben wir wieder die „langentbehrte" Kultur. Kasernen mit unzähligen Zimmern, in denen Menschen wohnen, die sich nicht kennen, sich nicht grüßen, heute kommen, morgen gehen und sich verlieren wie Spreu im Winde. Nun kommt auch der große Autobus von Cortina an, der uns nach Bozen führen soll. Nach kurzer Mittagsrast setzt sich der Wagen in Bewegung und biegt in die große Fahrstraße ein. Der Wagenführer muß recht guter Laune sein. Er hat wohl ein gutes Trinkgeld bekommen; denn am Karersee fährt er ganz langsam vorbei, und an einer Lichtung läßt er den Wagen halten. Ein wahres photographisches Kreuzfeuer beginnt auf den See. Daß er dabei so ruhig bleibt, wundert mich. Er liegt in märchenhafter Schönheit da. Sein Wasser hat eine Farbe, die ein Maler wohl kaum wiedergeben kann, und wenn er's täte, würde es ihm niemand glauben. Nachdem alle Photoapparate auf den See losgelassen worden sind und ihre Opfer haben, setzt sich der Wagen wieder in Bewegung und in flotter Fahrt geht es Bozen zu. Sichtlich verlieren wir an Höhe. Bald stehen echte Kastanien am Wege, bald kommen kleine Weingärten. Jetzt das schattenkühle Eggental mit seinen schroffen Basaltsäulen. Rechts stehen auch einige Erdpyramiden, ähnlich denen am Ritten. Dann kommt die stolze Burg Karneid, und nun geht's in Licht und Sonne, Staub und Hitze nach Bozen hinein. Und dann ein Tag und noch eine Nacht im Zuge. Der Sommer vergeht. Mit den kürzeren Tagen kommt die Sehnsucht nach der scheidenden Sonne. Und alles Erleben ist Erinnerung! Aber Erinnerung, die leuchtet wie die Felsenburg Larsec im Rosengarten und der unvergeßliche Name jener Gebilde, den Hanns Barth preist:

„Solange deine Fluren prangend blühen
Und deiner Felsen Rosenwunder glühen,
Solange leuchtet deiner Firne Schein,
Wird Südtirol für uns dein Name sein!"



Blick über den Larſecſee nach Süden



Larſecgruppe von oberhalb Pozza aus geſehen



Triglav-Nordwand

# Die Triglavkante

Von Dr. Karl Prusik, Perchtoldsdorf bei Wien

## Eine Einladung

Im Sommer 1928 erhielt ich von Herrn Roman Szalay, den ich zwar nicht persönlich kannte, jedoch nach den Berichten über Neufahrten als hervorragenden Bergsteiger schätzte, eine Einladung, mit ihm einen Versuch am sogenannten Triglavpfeiler[1]) zu unternehmen. Herr Szalay war schon seit Jahren um dessen Ersteigung bemüht, war aber immer wieder abgeschlagen worden und einmal sogar ziemlich tief gestürzt, glücklicherweise ohne ernstlich verletzt zu werden. Gleichzeitig bemühte sich auch eine überaus erfolgreiche jugoslawische Bergsteigerin, Frau Marko Pibernik-Debeljakova, um den Pfeilerweg — gleichfalls vergeblich —, und einer ihrer Begleiter war an derselben Stelle und ebenso glücklich gestürzt, wie Herr Szalay.

Diese Versuche waren nicht unbekannt geblieben. Bald galt es in slowenischen Bergsteigerkreisen als eine völkische Ehrensache, den neuen Weg am Berge Zlatorogs, dem heiligen Berge der Slowenen, zu erringen. Zwei weitere ausgezeichnete slowenische Bergsteigergruppen traten auf den Plan, die eine geführt von Fräulein Paula Jesih, die andere von Herrn Cop; außerdem noch zwei Münchner Seilschaften.

In dieser Zeit der Bedrängnis hatte Herr Szalay keinen geeigneten Begleiter und wandte sich unter Vermittlung weiland Heinrich Pfannls schließlich an mich. An Hand zahlreicher Lichtbilder und Anstiegszeichnungen machte er mich mit der Triglavnordwand — ich kannte die Julier noch nicht — und mit den Ergebnissen seiner Versuche vertraut.

Aus den Bildern konnte ich entnehmen, daß man an der Triglavnordwand einen weniger steilen östlichen und einen ungemein steilen und wenig gegliederten westlichen Teil unterscheiden kann, daß durch den östlichen Teil schon eine ganze Anzahl von Wegen führte, während der Westen bis über das Nordwestkar hinaus noch völlig unberührt war.

Herr Szalay hatte seinen Weg mitten durch den steilen Teil der Wand gedacht, aus der in der oberen Hälfte ein riesiger Pfeiler vorspringt, den links eine finstere Schlucht, der „Schwarze Graben" begrenzt. Herr Szalay wollte in der Fallrechten des Pfeilers gerade hinauf durch den senkrechten, mehrere hundert Meter hohen Teil der Wand zum Pfeiler und an ihm weiter.

Der Pfeiler schien ersteigbar. Die Versuche waren aber schon in der Wand darunter gescheitert.

Herr Szalay erhielt auch von mir eine Absage. Einerseits hatte ich in diesem Sommer schon eine Reihe herrlicher Neufahrten hinter mir und mehr Geld ausgegeben, als ich vorgesehen hatte, andrerseits reizte es mich wenig, daß ich nicht mehr einsehen sollte, als bloße Kletterfertigkeit.

## Der erste Versuch

So kam der Winter. Die verschiedenen Sturmläufe hatten im westlichen Teil der Wand bereits ein bedeutendes Ergebnis gebracht. Herrn Cop und Gefährten war es gelungen, vom östlichen, stärker gegliederten Teil der Wand aus in den Schwarzen Graben zu queren und über den Pfeiler auszusteigen.

[1]) Siehe: lange Mittellinie des Vollbildes!

Wenn auch die von Herrn Szalay angestrebte Bezwingung der Wand unter dem Pfeiler noch nicht gelungen war, so verlor doch der Pfeiler für mich weiter an Reiz. Es blieb ja eigentlich nur mehr ein verhältnismäßig kurzes Stück vom Entwurfe Herrn Szalays ungeklärt, da auch Herr Szalay bei seinen Versuchen bereits beträchtliche Höhe erreicht hatte. Dafür aber stellte ich bei der Betrachtung von Triglavbildern mit Staunen fest, daß die Grenze der Triglavwand gegen das Nordwestkar durch eine ungeheure Kante gegeben ist, die, weit vortretend, in einem Zuge vom oberen Rand der Wände zum Schutt verläuft und die auffallendste Linie in die Nordabstürze zeichnet; daß diese Kante — die Landkarte zeigt über 1200 *m* Felshöhe an — eine der höchsten Felskanten in den Alpen sein mußte und anscheinend noch keine Bewerber hatte.

Ich behielt diese Entdeckung für mich und beschloß, bei günstiger Gelegenheit die Julier zu besuchen.

Sie kam früher als erwartet. Durch eine Verkettung sonst belangloser, jedoch unüberwindlicher Hemmungen hatte ich im Sommer darauf eine Reise in die Schweizer Berge auf halbem Wege und damit große Sommerpläne aufgeben müssen. Ich fragte nun bei Herrn Szalay an und fand ihn bereit. Nachdem wir in den Wienerwald-Kletterschulen noch ein wenig miteinander geübt hatten, reisten wir nach Süden.

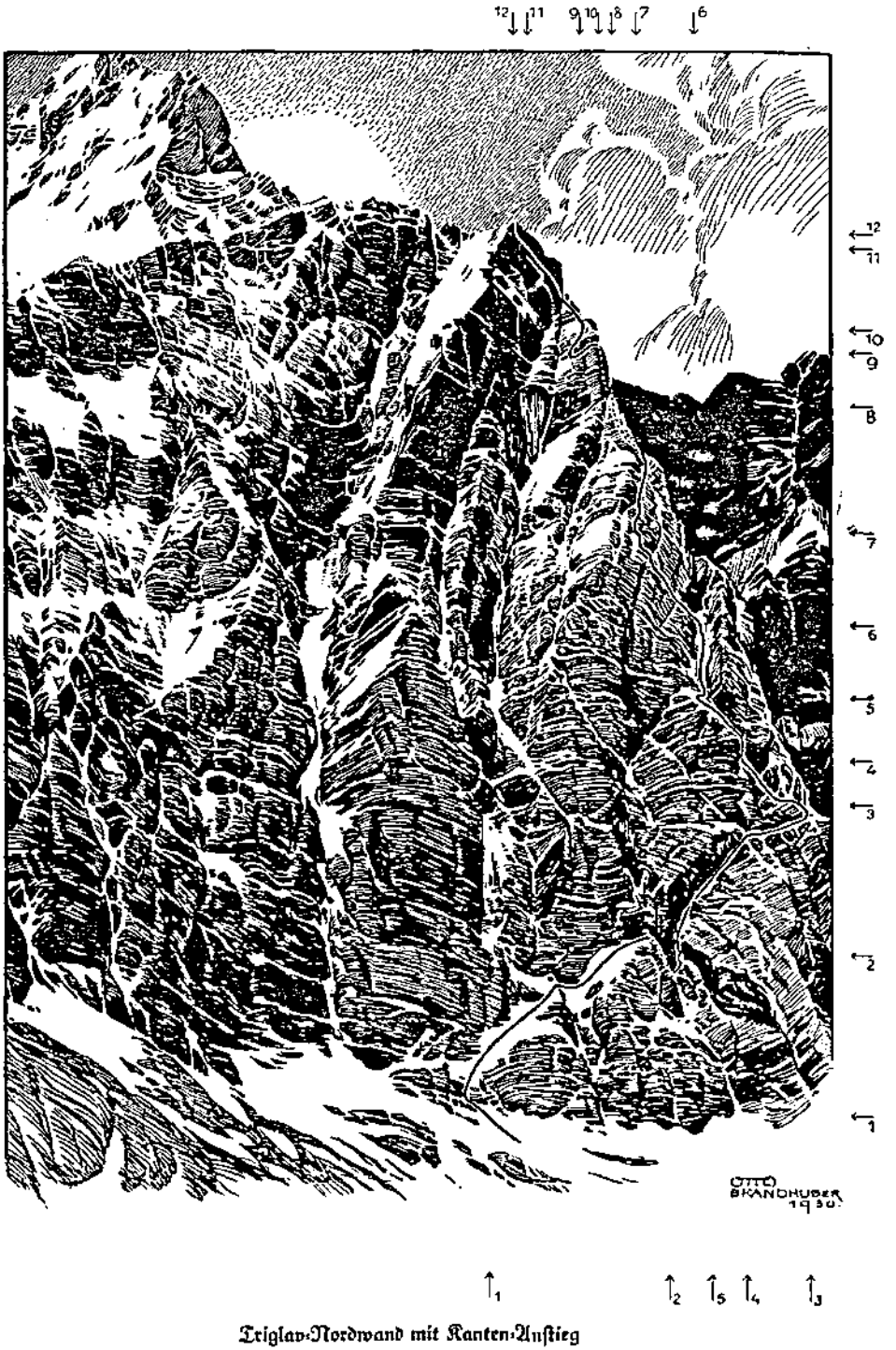
Da mein Gefährte selbstverständlich der Meinung war, daß mich der Pfeiler locke, bestand die erste Schwierigkeit meines Weges darin, meinen Gefährten, der mit edlem Eifer an seiner doch schon zum größten Teil verlorenen Sache hing, zu gewinnen. Vorsichtige Bemerkungen, die ich zu diesem Zwecke machte, zeigten ihn völlig unzugänglich, trotzdem auch er auf seinen Bildern Anstiegslinien an der Kante entworfen hatte. Doch der Gang der Ereignisse kam mir unerwartet zu Hilfe.

In der Glut des 10. August schlenderten wir im Vratatal aufwärts. Ich war überrascht über die unbefangene Fröhlichkeit, mit der die Bäche der Julier das Gemüt erfüllen. Während es über den Wassern vieler anderer Teile der Alpen wie Schwermut zu liegen scheint, empfand ich hier eine ähnliche Freude wie beim Anblick von Birken im Frühlingslaub oder von helläugigen, blonden Mädchen, die übermütig im Grünen spielen. Dieser Eindruck wird durch das blendende Weiß der Steine hervorgerufen, die den Grund der Bachbette bilden, und durch das helle Braun, das sich an der Grenze zwischen Humus und Geschiebe zeigt; aber auch durch den besonderen Glanz des Wassers, der wohl auf die starke Lichtbrechung im Bett, vielleicht aber auch auf gelöste Stoffe zurückzuführen ist. Wer sorgenlos an diesen Bächen wandert, dem wird in diesen Lichtwirkungen schließlich auch das Bachrauschen lichte Heiterkeit, unbändig fröhliche Musik.

Eigenartig sind auch die Berge. Trotz der Höhe und Steilheit ihrer Felsflanken, trotz ihrer Achtung gebietenden Kanten und Grate erscheint ihre Haltung müder, älter als die anderer Felsgebirge: der Gesäuseberge oder der Dolomiten. Die Randlinien der Julier sind weicher, abgeschliffener ihre Formen.

Die Triglavnordwand enttäuschte mich eigentlich beim ersten Anblick. Da sie einen unverhältnismäßig niedern Sockel hat und im Hintergrunde eines nur wenig ansteigenden Tales aufragt, dessen Länge man unterschätzt, wirkt sie anfänglich weit weniger gewaltig als die nur halb so hohe Nordwand der Planspitze von Gstatterboden. Weiß man jedoch, daß das Matterhorn, wenn es in der Höhe des Furggjoches durch einen waagrechten Schnitt von seinem Unterbau getrennt und vor diese Wand gestellt werden könnte, noch von ihr überragt würde, dann gibt man nicht allzuviel auf diesen ersten Eindruck und wartet ab. Wenn man dann die Wand erstiegen hat und wieder talausgeht, sieht man sie ganz anders.

Vor der ungewöhnlich drückenden Mittagsglut zogen wir uns in die kühle Flut der Vrata zurück, wurden aber bald durch ein Gewitter zum Aljazhaus gescheucht.




Triglav-Nordwand mit Kanten-Anstieg

Dort erfuhren wir, daß sich Fräulein Jesih im Triglavgebiet befinde und am Vortag das Schutzhaus verlassen habe. Der Rest des Tages verging damit, daß mir mein Gefährte die Nordwandwege und seinen Entwurf erläuterte. Ich schaute dabei sehr viel nach der bewußten Kante, und es gelang mir auch, Herrn Szalay zu einem Versuch an ihr zu überreden — für den Fall, daß wir am Pfeiler erfolglos bleiben sollten.

Nachdem wir noch alles gründlich für die Bergfahrt vorbereitet hatten: Mundvorrat für mehrere Tage, Gummizelt, Haken usw., gingen wir bei stark bewölktem Himmel schlafen.

Nicht lange nach Mitternacht weckte mich mein Gefährte mit der Mitteilung, daß der Himmel völlig klar sei. Hatte ich in der vorhergegangenen Nacht im Eisenbahnwagen kaum eine Stunde geschlafen und nun höchstens drei, so war doch die lähmende Schwere, die mir in den Gliedern lag, und ein überwältigendes Schlafbedürfnis nicht auf Schlafmangel allein zurückführbar: ich wußte aus Erfahrung, daß dies Vorzeichen eines großen Wettersturzes sind. Wenn ich nicht zum ersten Male mit Herrn Szalay in den Bergen gewesen wäre, hätte ich mich ruhig auf die andere Seite gedreht. So stand ich auf und tröstete mich mit der Schönheit der bevorstehenden Morgenwanderung.

Die Luft vor der Hütte war zu meiner Überraschung kalt und der Himmel wirklich vollkommen klar. Indes die Lichter der Sterne flackerten. Mäßig ansteigend geht es an der Vrata auf schönem Steige gerade auf die Wand zu. Bald sind wir bei der jugoslawischen Grenzwache, wo unsere Ausweise beim Scheine einer schlechten Lampe geprüft werden. Nach freundlichen Grußworten von beiden Seiten wandern wir weiter. Und die Wand wächst, wächst ins Ungeheure.

Der schöne Weg wendet sich schließlich nach links über die Vrata dem versicherten, zur Kredaricahütte führenden Felsensteig zu. Wir blieben am linken Ufer und stiegen weglos gegen den Beginn der großen Rampe empor, die durch den untersten Teil der Riesenwand nach rechts zur Kante emporzieht. Auf einmal umflutete uns lauwarme, bewegte Luft. Wir waren aus dem im Talgrund ruhenden See kalter Luft heraus. Auch mein Gefährte zweifelte nun an der Beständigkeit des Wetters.

Da wir das Gummizelt mithatten, stiegen wir weiter und beschlossen, bei schlechtem Wetter soviel als möglich zu erkunden.

In der Morgendämmerung erreichten wir den Fuß der Wand. Schon auf dem Schutt leuchteten uns neue, rote Markierungsblätter entgegen, die mit unverkennbarer Absicht hingelegt waren und zum Einstieg auf die Rampe wiesen, von deren Beginn die Versuche, den Nordwandpfeiler unmittelbar zu ersteigen, bisher ausgegangen waren. Mein Gefährte hatte Laibacher Bekannten von unserem Vorhaben geschrieben, und man hatte sich augenscheinlich bemüht, uns zuvorzukommen und uns, um uns unnötige Mühe zu ersparen, dies durch die Markierungsstreifen angezeigt. Nun hatte ich Herrn Szalay für die Kante. Ich fürchtete zwar ein wenig, unsere Vorgänger könnten sich der Kante zugewendet haben. Doch das mußte sich an Hand der roten Papiere bald zeigen.

Da wir am Fuß der Wand Gegenstände zurücklassen wollten, spannte mein Begleiter, um einen regensicheren Platz zu schaffen, sein Zelt mittels Mauerhaken dachartig in einen überhangenden Riesenkamin. Da ich weiß, wie Kamine bei heftigen Regengüssen aussehen, und da wir noch dazu über 1200 *m* Wandhöhe über uns hatten, war ich gegen die Wahl dieses Platzes. Allein mein Gefährte, der die Wand seit Jahren kennt, war anderer Meinung. Schließlich wurde ich neugierig auf die Entwicklung der Dinge, beschloß aber, auf der Hut zu sein.

Wir hatten beide schon die Kletterschuhe angezogen, als plötzlich — es mochte etwa 4 Uhr sein — ein gewaltiges Donnergrollen die Luft erschütterte. Unglaublich rasch schoben sich riesige Wolken über die Wände vor, und einzelne Tropfen fielen. Mit größter Beschleunigung zog ich meine Nagelschuhe an und begann unsere herum-

liegenden Sachen in die Rucksäcke zu stopfen. Unterdessen hatte wolkenbruchartiger Regen eingesetzt, und mein Gefährte, durch meine Hast mißtrauisch geworden, wollte nun ebenfalls die Schuhe wechseln. Eben als er mit dem ersten Fuß aus dem Kletterschuh war, brauste durch den Kamin ein Wasserfall nieder, der mit einem Schlage die waagrecht befestigte Gummihaut mit Wasser füllte. Ein bauchiger Kessel, der jeden Augenblick zu zerplatzen drohte, hing über uns, während an allen Seiten Wassermassen niederrauschten und unsere Füße in einer fröhlich sprudelnden Flut standen.

Ich half noch meinem Gefährten durch Druck von unten den Kessel entleeren; dann raffte ich unsere Sachen auf und lief weg, während Szalay, der mit hocherhobenen Armen säulenartig das Zelt stützen mußte, ein Fußbad bekam. Zum Glück fand ich in nächster Nähe an einer basteiartig aus der Wand vorspringenden Ecke einen völlig sicheren Platz unter einem Überhang, wo wir uns schließlich mit dem glücklich geborgenen Zelt gemütlich einrichten konnten.



Rast während des Gewitters

Überaus prächtig war der Anblick der über die Riesenwand niederstürzenden, zahlreichen Wasserfälle, deren Brausen zeitweilig so stark war, daß man sich selbst auf kurze Entfernung nur mit großem Stimmaufwand verständigen konnte. Dazu verdüsterten tief hereinhängende Wolken das noch schwache Morgenlicht zu fahler Dämmerung, in der die Blitze greller flammten und die Donner beklemmender dröhnten. Dieses Schauspiel allein war des frühen Aufstehens wert.

Im Zelt trockneten unsere Kleider rasch. Doch erst gegen 7 Uhr konnten wir mit dem Klettern beginnen. Mehr als eine Erkundung war daher an diesem Tag nicht möglich.

Mein Gefährte, der von seinen vielen Versuchen fast jeden Griff am Beginn der Rampe kennt, war bald weit voraus, während ich etwas zu weit links und an brüchige Überhänge gekommen war, unter denen ich nach rechts queren mußte. Dabei nahm ich ab und zu einen Griff an den nicht sehr weit vorspringenden Überhängen und kletterte wegen der ungewöhnlichen Brüchigkeit mit größter Vorsicht. Auf einmal fühlte ich eine gewaltige Last auf mich niederbrechen. Ein sicherlich über einen Zentner schweres Stück des Überhanges hatte sich gelöst, und nur durch blitzschnelle Bewegungen gelang es mir, dem Fall des Blockes auszuweichen. Unter Mitnahme von etwas Gesichtshaut glitt er an meinem Körper hinunter und löste sich bald in eine Geröllawine auf.

Das war eine Warnung, hier besonders auf der Hut zu sein. Das Gestein ist im allgemeinen nicht sehr fest. Ausgesprochene Griffe finden sich daher nur selten und man ist

beim Klettern hauptsächlich auf das Stützen angewiesen. Ein marmorweißes, durchscheinendes Felsstückchen, das sehr fest erschien, konnte ich zwischen den Fingern in feinkörnigen Sand zerdrücken.

Die Rampe (auf dem Vollbild 1—3), die von der Hütte wie ein mäßig breites Band aussieht, hat die Mächtigkeit eines beachtenswerten Bergrückens und ist stellenweise durch eine ziemlich tiefe Schlucht von der Wand dahinter getrennt. Die roten Marken führten nicht auf der Rampe weiter, sondern in eine mächtige Verschneidung, die mein Gefährte bei seinen Versuchen benützt hatte. Ich war beruhigt. Szalay dagegen konnte mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Slowenen zum Pfeiler durchgekommen seien, denn zur Hütte waren sie nicht zurückgekehrt. Von einem höheren Punkt der Rampe erklärte er mir seinen kühnen Weg. Lotrecht geht es zunächst mindestens 200 *m* hinan. Ungefähr 150 *m* über uns war mein Gefährte gestürzt. Trotzdem kam er wieder, Jahr für Jahr — nun zum Siege anderer.

Auf der Rampe kommt man meist gut weiter. Stellenweise geben jedoch rinnenartige Unterbrechungen zu schaffen, über die man sich auf unangenehmen, schmalen Bändern forthelfen muß. Nach drei Viertelstunden standen wir bei der größten Unterbrechung, die schon vom Tal aus deutlich zu erkennen ist, und die ich für das erste ernste Hindernis hielt (2). Die von uns absinkende Wand der Schlucht sah begehbar aus. Auf der anderen Seite endete die Rampe mit einer ziemlich hohen und teilweise überhangenden Kante, die von der Bergwand durch einen ziemlich geräumigen Hof getrennt war. In dessen Grunde zog ein vorgeneigter Riß zur Höhe der Rampe. Szalay war für die Ersteigung des Risses, ich für die Kante. Zunächst mußte aber erst festgestellt werden, ob die Schlucht überhaupt überschreitbar war. So tief wir in sie sehen konnten, zeigte sich keine Möglichkeit.

Schon der Einstieg in die Schlucht ist unangenehm, und ich versah ihn für den Rückzug und für weitere Versuche mit einer Griffschlinge. In etwa 30 *m* Tiefe sah ich, daß die Querung möglich sei. Wir gaben uns damit zufrieden und beschlossen, am nächsten Morgen einen großen Angriff zu wagen.

Beim Rückzug fand mein Gefährte bei seiner Verschneidung einen toten Vogel: das Sinnbild für den Tod eines hochfliegenden Gedankens.

Im Zelt ließen wir ein weiteres Gewitter über uns ergehen, dann wanderten wir auf dem unter den Wänden gegen den Luknapaß führenden Steiglein weiter und legten, durch eine kleine Ausheiterung begünstigt, auf zahlreichen Schauplätzen die Linie fest, nach der wir ansteigen wollten: noch vor dem Ende der Rampe nach links durch eine Schlucht (3—5) — ein sie unterbrechender Überhang sollte ganz außen links erklettert werden (4) — und darüber nach rechts in eine zweite Schlucht (5—6). Aus dieser wollte mein Gefährte nach rechts, ich nach links heraus auf die Grathöhe. Der oberste, steile Teil der Kante (8—10) war in der unteren Hälfte durch eine Schlucht gespalten (8—9, unsichtbar), die obere Hälfte sah unmöglich aus. Da erinnerte ich mich, daß ich auf einem Winterbild in der linken Flanke dieses Teiles einen Schneehauch gesehen hatte. Vielleicht war dort ein Ausweg. In die Westseite der Kante hatten wir leider keinen Einblick.

## Die Ersteigung des Triglavpfeilers durch Paula Jesih

Im Aljazhaus erfuhren wir durch von oben Kommende, daß die Slowenen noch nicht auf der Kredaricahütte eingetroffen seien. Sie waren nun den dritten Tag weg. Eine tragische Wendung schien eingetreten.

Noch am selben Nachmittag begab sich Herr Cop, der wegen der Aufnahme eines Triglavfilmes eingetroffen war, auf die Kredarica und versprach, am nächsten Tag von oben in die Wand einzusteigen. Am nächsten Morgen trommelte Regen auf dem

Dach unseres Schlafraumes. Wieder kam von oben die Nachricht, daß noch niemand aus der Wand ausgestiegen sei.

Der Tag verging uns mit erfolglosen Versuchen, das Aljazhaus auf einem Mauersims vollständig zu umklettern. Unter dem Einflusse der ungewohnten Kost, vielleicht auch infolge der Durchnässung, begann sich mein Magen an den Krieg, einen Winter, den Kleinen Pal und elende Unterstände zu erinnern, was er bei solchen Gelegenheiten gerne tut. Da das Wetter stetig schlechter wurde, schien es am besten, nach Hause zu fahren und abzuwarten.

Der nächste Tag brachte eine überraschende Nachricht. Herr Cop hatte sich der Seilschaft des Fräulein Jesih auf Rufweite nähern können und auf seine Fragen die verblüffende Antwort erhalten: „Wir sind gut bei Kräften und lehnen jede Hilfeleistung ab!" — Am Abend des vierten Tages und bei dem Wetter!

Wir richteten uns nun unter dem weit vorspringenden Hausdach — da es fast ununterbrochen regnete — einen Beobachtungsstand ein. Ein Herr — der bekannte slowenische Altmeister Dr. Tuma aus Laibach — stellte sein überaus starkes Glas zur Verfügung.

Durch planmäßiges Absuchen des Geländes entdeckte ich schließlich die Bergsteiger. Sie hatten etwa zwei Drittel der Wandhöhe unter sich und näherten sich einer Felsnase am Pfeiler. In schönen frischen Bewegungen gewannen sie rasch Höhe. Der Überhang gab ihnen allerdings länger zu schaffen. Damit hatten sie aber auch die letzte Schwierigkeit des Pfeilerweges überwunden.

Allmählich waren so ziemlich alle auf der Hütte Anwesenden herausgekommen — meist slowenische Bergsteiger —, und das Glas ging von Hand zu Hand. Ich glaube, wir alle hatten das Gefühl, Zeugen einer seltenen und unerhörten Leistung zu sein. Besonders — und mit Recht — begeistert waren die Slowenen. Sie konnten auf ihre Landsleute stolz sein.

Als die Bergsteiger in den Wolken verschwunden waren, gingen wir unsere Rucksäcke packen. Ich hatte erfahren, daß in den Juliern im August ziemlich regelmäßig eine längere Schlechtwetterzeit eintritt, deren Ende Schneefälle vorauszugehen pflegen. Mein Magen wollte auch nicht besser werden. Am nächsten Morgen war ich im sonnigen Niederösterreich.

## Der zweite Versuch

Durch vorsichtige Erkundigungen hatte ich auf dem Aljazhaus erfahren, daß auch von den Slowenen sehr eifrig die Ersteigung der Kante erwogen worden war, daß man aber eine verhältnismäßig niedere Steilstufe (12), die wir gar nicht beachtet hatten und die man auch von unten nur schwer erkennen kann, für unersteiglich hielt. Der mäßig steile Grat, in den die Kante oben übergeht, reicht nämlich nicht ganz bis zum Rand der Wand hinauf, sondern endet etwa eine Seillänge unterhalb. Man hatte sich dieses Wandstück von oben angesehen. Es sollte durchwegs überhangend sein. Ich glaube jedoch in solchen Fällen nur an das eigene, nach Versuchen von unten gebildete Urteil und wollte dieses so bald wie möglich abgeben. Ganz abgesehen davon, daß hier eines der gewaltigsten und schönsten Felsprobleme der Alpen zu lösen war: mich drängte auch die Tatsache, daß Münchner und Wiener Bergsteiger am Pfeiler ins Hintertreffen geraten waren. Bei aller Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, mit der die Slowenen meinen Gefährten behandelt hatten, war doch nach dem Siege Paula Jesihs ein Zug in ihren Mienen gewesen, über den ich mich unbeachtet und ungestört hatte ärgern können.

Während ich zu Hause meinen Magen zu versöhnen trachtete, stieg Szalay, der in den Juliern geblieben war, auf den Triglav und sellte sich bei Nebel ein Stück über die



Auf den Platten unter dem großen Überhang

fragliche Wand ab. Er kam ohne Schwierigkeit bis zu einem überhangenden Abbruch, unter dem er in etwa 4 *m* Tiefe den Gratansatz zu erkennen glaubte. Er hielt auch den Überhang nicht für übermäßig schwierig.

— — — — — — —

Bei klarer, kalter Luft und wolkenlosem, ruhigem Sternenhimmel machten wir uns am 5. September wieder vom Aljazhaus auf den Weg. Wir rechneten für die Ersteigung zwei Tage, für einen allfälligen Rückzug von ganz oben ebensoviel. Um auch gegen einen Wettersturz möglichst gefeit zu sein, nahmen wir für eine ganze Woche Mundvorrat mit. Dazu kamen noch Haken, Kälteschutzmittel usw., so daß wir selbst durch Zurücklassung der Nagelschuhe das Gewicht des Rucksackes nicht unter 15 *kg* herabdrücken konnten. Der Zweite hatte wirklich nichts zu lachen.

Die große Schlucht, bis zu der wir beim ersten Versuch auf der Rampe gekommen waren, ließ sich ganz gut queren. Aus Höflichkeit versuchte ich zuerst den Kamin. Obwohl er mir ersteigbar schien, entschloß ich mich wegen des vielen lockeren Gesteins darin dann doch für die Kante. Durch eine versteckte Verschneidung war überraschend leicht eine kleine Kanzel an der Kante zu erreichen. Ein Überhang, der sich als Baldachin über diese Kanzel neigte, ließ sich rechts umgehen: an einer steilen, kleingriffigen Platte hing der Körper in harter Arbeit völlig frei über einer großen Tiefe. Damit war die Aufnahmsprüfung bestanden. Gerade als ich mich zum Sichern bereit machte, lief neben mir ein wunderschöner, überaus bunter Vogel an der Wand empor, hoch hinauf.

Auf der Rampe ging es nicht so gut weiter, wie wir gehofft hatten. Steilstufen stellten sich ziemlich unfreundlich entgegen und schließlich zwang ein Abbruch zu weitem Ausweichen nach rechts.

Von dieser Rampe lockt nichts nach oben. Senkrechte, unübersehbare Riesenwände stehen an ihr Wache und erdrücken mit ihrer Wucht alle Freude im Gemüt. Ein Gefühl von Hoffnungslosigkeit und Beklommenheit wird hier wohl jeden erfassen, und nur der vorgefaßte Entschluß allein trägt weiter. Fast wären wir im Eifer an der Schlucht vorbeigeklettert (3), durch die wir unsern Weiterweg erhofften. Sie sah schauderhaft aus. Wände und Überhänge türmten sich darin übereinander.

Eine Plattenflucht, die so blank gescheuert ist, daß man sie vom Tal aus für ein Schneefeld halten kann, zog hinauf zu dem die ganze Schlucht sperrenden Überhang (4), den wir vom Tal aus als eines der größten Hindernisse festgestellt hatten.

Schon das Hineinkommen in die Schlucht war nicht leicht — ein glatter Kamin wollte uns noch vorher kennenlernen —, dann kamen die glatten Platten. Zum Glück

hangt die zweite Schluchtwand dachartig über, und man kann sich in der Ecke durch Verstemmen über ganz tritt- und griffloſe Stellen forthelfen — bei der Glätte und Steilheit des Gesteins eine überaus heikle Angelegenheit. Da wir stets mit Haken sicherten, fürchtete ich einen Sturz an dem glatten Hang nicht übermäßig. Ich hätte mich dann auf den Hammerstiel gestützt und Abfahrtstellung eingenommen.

Schließlich kamen wir an den Überhang. Soweit man ihn überblicken konnte, war er nicht ersteigbar. Wir mußten also trachten, nach links hinaus an die Stelle zu kommen, die uns schon im Tal als einzige Möglichkeit erschienen war.

Der Anfang des Querganges war außerordentlich schwierig. Es gehörte große Hartnäckigkeit dazu, um Zlatorog zu bewegen, diese Stelle als öffentlichen Weg zu erklären. Man mußte sich ein Stück am Überhang forthangeln und sah nichts vor sich, als ein paar unsichere Tritte über dem haltlosen Plattenschuß und die Tiefe.

Ganz draußen hinter einer Ecke wurde tatsächlich der Überhang so schmal, daß man über ihn hinwegsehen konnte. Auch ein halbwegs guter Stand war dort. Mein Gefährte bewältigte den Quergang mit dem Rucksack — eine unglaubliche Leistung.

An dem Überhang zeigte sich in zwei Meter Höhe ein griffartiges Gebilde, das sich aber ohne besondere Mühe wegwischen ließ. Der nächste Halt war zwei Meter höher. Doch schon beim ersten Anblick des Überhanges war mir ein wenige Millimeter breiter Riß aufgefallen, der ihn durchzog. In diesen schlug ich — in Erinnerung an einen Bericht Roland Rossis — so hoch wie möglich einen Mauerhaken. Durch den darangehängten Schnappring wurde das Seil gezogen. Dann arbeitete ich mich, Griff am Schnappring nehmend, empor; während mich mein Gefährte durch kräftiges Einholen des Seiles dabei unterstützte. Schließlich war das Seil bis an den Knoten durchgezogen und ich hatte den Haken in Hüfthöhe. Vom Seil gehalten, schlug ich einen zweiten Haken über dem ersten. Ich kam nun darauf, daß es bedeutend weniger anstrengend ist, wenn man sich nicht am Schnappring, sondern an dem zum Gefährten laufenden Teil des Seiles anhält. Man zieht sich dann selbst mittels des Seiles empor.

In der durch den zweiten Haken gewonnenen Höhe konnte ich bereits Tritte und Griffe erreichen. Doch als ich — etwa 1 *m* rechts über dem zweiten Haken — einen weiten Spreizschritt auf einen unsichern Tritt ausgeführt hatte, verklemmte sich das schwer laufende Seil — es ging bei Herrn Szalay durch zwei weitere Schnappringe — vollständig. Den weiten Tritt hatte ich nur mit Hilfe der Seilspannung erreicht: ein Rückzug war also unmöglich. Trotz größter Anstrengung gelang es mir nicht, den Schwerpunkt über den neuen Tritt zu bringen. Vom letzten war ich nach dem weiten Schritt abgeglitten. Nur durch stetes Nachstemmen der an der glatten Wand gleitenden Handballen konnte ich mich gegen den Zug des schräg abwärts gespannten Seiles behaupten. Der Sturz war nur noch wenige Augenblicke hinauszuschieben.

Ich warf noch einen Blick auf den Seilknoten und erklärte Szalay meine Lage. Dann konnte ich mich nicht mehr halten. Gleich am Beginn des Sturzes wendete ich den Rücken zur Wand. Daher sah ich, als ich über den Überhang glitt, frei aus der Luft über die Wände hinab. Dann umfaßte mich mit rasch zunehmendem Druck wie ein starker Arm das sich spannende Seil, trug mich nach links und stellte mich 1 *m* neben meinen Gefährten auf das Bändchen. Da ich im letzten Teil des Sturzes unwillkürlich das Seil mit beiden Händen ergriffen hatte, endete die Bewegung so sicher, wie eine gut gedrillte Turnübung.

Wenn auch die Sturzhöhe höchstens 3 *m* betrug, wenn auch das Seil neu, sehr stark

und an vier Haken gesichert war, so machte dieses Erlebnis wegen der ungeheuren Ausgesetztheit der Stelle und wegen der Höhe und Haltlosigkeit der Wände doch einen tiefen Eindruck auf uns.

Mein Gefährte hatte mir kaum den Rat gegeben, daß ich mich wenigstens eine Viertelstunde erholen solle, als es stark donnerte. Gleichzeitig zeigten sich auch schon große dunkle Tupfen auf dem Gestein. An ein Niedersetzen auf dem Bändchen war nicht zu denken. Auch hätte der flache Wulst des Überhanges nicht vor Wasser geschützt. Mit dem Zelt war bei dem unsicheren Stand ebenfalls nicht viel anzufangen. Zwei Seillängen über uns winkten Riesenüberhänge!

Unverzüglich ging ich die Stelle wieder an. Diesmal ließen wir das Seil nur durch zwei Schnappringe laufen. Der oberste war ja sturzerprobt. Im Nu hatte ich den Überhang erstiegen. Die Felsen darüber ähneln denen an der schwierigsten Stelle auf dem Pfannlweg in der Hochtornordwand, sind aber weniger steil. Wir liefen so rasch als möglich aufwärts, denn am Gestein begannen schon Quellen aufzuspringen. Jeden Augenblick konnte aus der zweiten Schlucht, die überhängend über uns abbrach, ein Wasserfall oder eine Steinlawine hervorbrechen und uns von der Plattenwand in die Tiefe fegen.

Wir hatten Glück. Vollkommen durchnäßt zwar, doch sonst ungefährdet, kamen wir zu den Überhängen und fanden einen ebenen und trockenen Platz, der uns nach den vorausgegangenen Erlebnissen traulich wie ein Gemach vorkam (5). Wir hängten das Zelt wie einen Vorhang auf und schauten hinaus in das Wetter, das inzwischen seine höchste Steigerung erreicht hatte. Die Donner krachten mitunter derart betäubend, daß man sich unwillkürlich den Rockkragen aufstellen wollte. Da wir uns noch sehr tief unter dem Gipfel und abseits von großen Wasserrinnen befanden, war ich der Meinung, daß wir an dieser Stelle vor elektrischen Entladungen sicher seien. Ich hatte die letzten Worte dieser Überzeugung noch nicht ausgesprochen, als ein ungeheurer Blitz knapp vor uns — es schien fast greifbar nahe — an der Wand bis ins Tal niederfuhr und es gleichzeitig wie ein gewaltig verstärkter Peitschenknall in unsern Ohren gellte. Zlatorog ließ uns nicht vorlaut werden. Daraufhin zogen wir uns beleidigt hinter unsern Gummivorhang zurück.

Dreieinhalb Stunden — von ½12 bis 3 Uhr nachmittags — hielt uns das Wetter fest. Es hörte dann zwar zu regnen auf, doch der Himmel blieb bedeckt.

Die Felsen trieften noch, als wir auf einem Bändchen unter den Überhängen in die zweite Schlucht querten. Ihr Grund ist eine abgeschliffene Treppe mit mehrere Meter hohen Stufen. Hier begann die Bedrückung etwas von unserem Gemüt zu weichen. Über uns waren keine unübersehbaren Steilwände mehr. Der große Steilgürtel, der den Fuß der Triglavwand bildet, lag unter uns. Wildzerklüftetes Gefelse krönte die Wände, die einen Felskessel am oberen Ende der Schlucht umgaben. Nach rechts führte unter Überhängen ein breites Band hinaus, das einladend aussah wie eine in den Fels gesprengte Straße. Darauf hätten wir nach Herrn Szalays Vorschlag weiter müssen. Doch drohten weiter oben unüberwindlich scheinende Riesentürme, und wir gingen nach links (6).

Ich war eigentlich betroffen. Nach Schichtung und Neigung des Gesteins hatte ich gefühlsmäßig hier schöne, breite Bänder erwartet — es ist vom Tal aus unmöglich, diese Schluchtwand zu überblicken —, in Wirklichkeit aber begann ziemlich hoch über dem Schluchtgrund ein dürftiges Bändchen, zu dem man nur mühsam hinaufkam. Es ist der Anfang einer Reihe von Bändern und Simsen, durch die in geradezu lehrhafter Weise alle Schwierigkeiten dargestellt werden, die diese Gebilde bieten können. Sehr langsam, doch stetig kamen wir weiter. Über uns waren ununterbrochen Überhänge, die jeden Blick in die Wand darüber verwehrten, unter uns lotrechter, auswegloser Fels. Da die Bänder im Bogen um einen riesigen Pfeiler führten, konnten

wir auch vor uns nicht mehr als einige Meter überblicken. Wir gingen ins Ungewisse. Jeden Augenblick konnte unser Vordringen zu Ende sein. Mitunter schien es, als ob ein Riß den Anstieg zum Grat ermöglichen wolle. Doch wir erreichten nur höhere Bänder, immer wieder unter riesigen Überhängen. Wurden wir hier in die Irre gelockt?

Schließlich führte ein Riß lange Zeit gerade hinauf. Er endete auf einem mehrere Meter breiten Band, von dem man über die Überhänge schauen konnte. Wir standen nur noch 10 *m* unter dem Gratrücken im mittleren Teil der Kante! — Hinter einer Ecke hoffte ich einen leichten Riß. Dort wartete indes eine große Enttäuschung.

Das breite Band brach vollständig ab, und statt des Risses sahen wir eine Verschneidung, die durch einen griffloſen Überhang verteidigt wurde (7). Auch die Anbringung von Haken schien in dem hier sehr festen Gestein zweifelhaft.

Um in die Verschneidung zu kommen, hätte man vom Band aus zuerst an einem Überhang queren müssen. Als ich zugreifen wollte, bemerkte ich, daß ich die Arme nur mit Mühe heben konnte, und in den Händen hatte ich nicht das mindeste Kraftgefühl. Es war ½7 Uhr abends. Wir waren seit 3 Uhr früh unterwegs. Von diesen 15½ Stunden waren wir nicht weniger als 8 Stunden geklettert! Ich wurde verzagt. Doch mein Gefährte hatte das rechte Wort bereit. „Übernachten wir!" sagte er.

Als wir ein kleines Steinmäuerchen errichtet hatten, war es Nacht. Wir hatten auch den Schotter gut ausgeklaubt, so daß wir auf ganz feinem Grieß lagen, über den wir noch alles Verfügbare gebreitet hatten. Mir war in diesem Augenblick der Weiterweg vollständig gleichgültig. Ich hatte in den letzten zwei Nächten wieder nur sehr wenig geschlafen, war todmüde und sah daher nichts als die beglückende Tatsache, mich bald niederlegen zu dürfen. Der Umstand, daß ich morgen beim Einstieg erwachen würde, wirkte ebenfalls tief beruhigend.

Über uns war der Himmel wieder klar geworden. Auf fernen Bergen lagen Wolkenhauben, die zeitweilig im Blitzen erglühten. Scharf schnitt der Überhang in den Sternenhimmel. Als das letzte Tageslicht verrann, kam ein kleiner Vogel auf unser Mäuerchen und sang. Wer dachte an uns?

Im Zelt war es so warm, und ich lag so gut, daß ich bald einschlief. Da das Band nach innen geneigt war, rollte ich im Schlaf gegen die Wand, an der mein Gefährte lag. Dieser suchte der ihm unangenehmen Pressung durch Kreiselbewegungen um seine Längsachse und durch eine Art Kamintechnik zwischen mir und der Felswand zu entgehen. Dadurch wurde ich immer wieder geweckt und hatte schließlich unangenehme Gedanken über den Weiterweg.

Zlatorog hatte wirklich nicht mit sich spaſſen lassen. Was mochte er wohl alles für den nächsten Tag vorbereitet haben? Schneesturm wäre nach meiner Meinung das Wirksamste gewesen! Dann war ein tagelanger Rückzug mit allen seinen Reizen: Lawinen, steifgefrorene Seile, gefühllose Finger usw. unvermeidlich. In dieser Riesenwand waren wir in diesem Falle menschlicher Hilfe kaum näher als auf dem Nordpol. — Erst um 6 Uhr, in hellem Sonnenschein, erwachten wir: gut ausgeschlafen, frisch und heiter. Mein Gefährte fühlte sich so behaglich, daß er nicht aufstehen wollte, vorsichtigerweise die Augen nicht öffnete und den Tagesanbruch leugnete.

Um 6 Uhr 15 Min. begannen wir mit der Arbeit. Nach geraumer Zeit standen wir höchst unsicher unter dem Überhang. Er war wieder nur mit Seilzug zu bewältigen. Die Ersteigung der nur 10 *m* hohen Stufe erforderte insgesamt zwei Stunden. Doch nun waren wir in leichtem Gelände und gewannen, gleichzeitig ansteigend, rasch Höhe. Bald enthüllte sich der oberste Teil der Kante unserem Blick. Weiß wie Marmor, lichtstrebig und schlank wie ein spätgotischer Domturm, ragte von breitem Sockel ein Wunderbau noch mehrere hundert Meter über uns, durch Sonnenglanz und tiefe Schatten scharf in das Blau der Luft gezeichnet.



An der Ecke vor dem entscheidenden Quergang

Um 9 Uhr standen wir am Fuß des Steilaufschwunges (8). Breite Bänder führen von hier in das düstere Nordwestkar. Mein Gefährte hatte mich, da ich mit Rücksicht auf meinen Magen bei der großen Anstrengung nur wenig feste Nahrung zu mir nahm, den in der Feldflasche mitgenommenen Malzabsud fast ganz allein trinken lassen. Da er nun sehr unter Durst litt, querten wir in das vor uns noch von keines Menschen Fuß betretene Nordwestkar, aus dem wir Tropfwasser hörten. Es kam von einem Überhang am Rande der Hochfläche und fiel mehrere hundert Meter frei durch die Luft nieder bis in den Schutt.

Die ersten 30 *m* des Steilaufschwunges kosteten wieder Stunden. Ein Hinundher auf schmalsten Simsen, dazwischen Steilstufen und Überhänge. Häufig verklemmte sich auch das Seil und war nur mit größter Anstrengung nachzuziehen. Endlich erreichten wir die den Steilaufschwung spaltende Schlucht, in der wir überraschend gut weiterkamen. Sie führte unter ungeheure Überhänge (9). Alles hing nun von der Möglichkeit ab, in die linke Flanke zu queren. Ein breites Band führte hinauf an die Ecke. Dahinter senkrechte Wand und ungeheure, haltlose Tiefen. Ein handbreiter Sims zieht in diese Riesenwand. Meter um Meter schob ich mich darauf weiter. Ich wußte, jetzt fiel die große Entscheidung. Weit hing der glatte Fels über mir vor. Sollte ich auf dem Winterbild nur angewehten Schnee gesehen haben? Das Sims ging weiter, viele Meter. Gerade als es endete, wurde der Blick nach oben frei. Unirdisch schön und ganz nahe leuchtete die sonnenbeschienene Kantenkrone über dem Dunkel der Wand. Und die Wand hinauf war gangbar. Oben lagen Riesenblöcke übereinander, unter denen man durch einen engen Schlupf kriechen mußte. Dann war die Höhe des zur Schlußwand ziehenden, mäßig steilen Grates erreicht (10). Wir standen auf schmaler Schneide, mehr als 1000 *m* über dem Einstieg und umbrandet von der Lichtflut des Mittags, in die wir nach dem vielstündigen Ringen im Düster des Nordwandschattens scheu, befangen: wie in ein unerwartetes Fest traten.

Doch selbst auf dem Grat ließ Zlatorog noch nicht locker. Drei Türme stellten sich in den Weg, die nur mit einem Aufgebot von viel Fertigkeit und List zu überwinden waren. Wandschleifen, Risse und Simse reihten sich zu einer sonderbar geschlungenen Anstiegslinie um und über die Gratzacken. Besonders hartnäckig war ein Turm, dessen Riesenüberhang von der Hütte als zierliches Felsnäschen erscheint. Ich wollte zuerst mit Seilzug gerade hinauf über die Nasenspitze. Wir kamen aber dann in der linken Flanke durch. Den Haken haben wir zur Erinnerung stecken lassen. Doch die Türme waren nur Vorspiel. Oben wartete die gefürchtete Schlußwand. Wir ahnten nicht, daß auch noch ein ganz besonderes Zwischenspiel für uns vorbereitet war.

Immer neue Fernen grüßten uns beim Anstieg auf dem Grat, und mein Gefährte nannte mir viele Gipfel. Als wir den letzten Turm überwunden hatten und uns von der Schlußwand nur ein leichtbegehbares Gratstück trennte, das stellenweise nach

Westen in sanften, blumigen Rasenhängen abfiel, konnten wir auch bereits den italienischen Teil der Triglavhochfläche überblicken. Ich bemerkte auf ihr in etwa 800 Schritt Entfernung eine menschliche Gestalt und mein Gefährte rief sie trotz meines Abratens an. Auf die von drüben gestellte Frage: „Italiani, Italiani?" bekannten wir uns als Österreicher. Darauf kam drohend die Aufforderung: „Zurück, zurück, ich schießen(!)!" und die Gestalt schien mit etwas Gewehrähnlichem zu hantieren. Wir befanden uns zwar auf jugoslawischem Hoheitsgebiet, suchten aber trotzdem so rasch als möglich Deckung, indem wir den Grat hinanliefen, bis uns die Schlußwand der Sicht von der Hochfläche entzog. In der Schlußwand fanden wir auch eine Höhle (11), so daß wir uns auch vor herabgeworfenen Steinen sicher fühlen konnten. Nun war auch noch Militär zur Verteidigung der Kante herangezogen worden. Wir hielten das für unsportlich.



Quergang über dem großen Überhang

In dieser Höhle blieben wir bis gegen 3 Uhr. Das Wetter hatte sich wieder verschlechtert. Wir hatten daher keine Zeit zu verlieren. Der Grat endet einige Meter links über der Höhle und bildet vor der Schlußwand (12) eine ungemein luftige Kanzel. Eine 4 *m* hohe, brüchige und überhangende Wandstufe darüber erforderte mehr als eine Viertelstunde an Zeit. Ich erreichte dann einen sehr schlechten Stand in einem Riß und glaubte an der Stelle zu sein, bis zu der mein Gefährte von oben gekommen war. Allein über mir baute sich $1^1/_2$ *m* weit ein Überhang vor, der schon von unten nicht leicht ersteigbar aussah. Im Vertrauen auf einen gut sitzenden Haken schob ich mich zwischen den glatten Kaminwänden hinaus. Meine Schuhsohlen waren mit Lehm vom Höhlengrund verschmiert und trotz vieler Bemühungen nicht trocken zu bekommen. Sie hafteten daher nur höchst unsicher. Ich hoffte mit Rücksicht auf den Bericht meines Gefährten den Überhang ganz nieder und mit guten Griffen versehen. Zu meinem Schrecken sah ich aber, als ich den Kopf unter dem Überhang hervorstreckte, eine griffloſe, $1^1/_2$ *m* hohe Platte über mir, über die die Rißwände nur wenig vorragten. Auch diese waren griff- und trittlos und wichen außerdem talwärts auseinander.

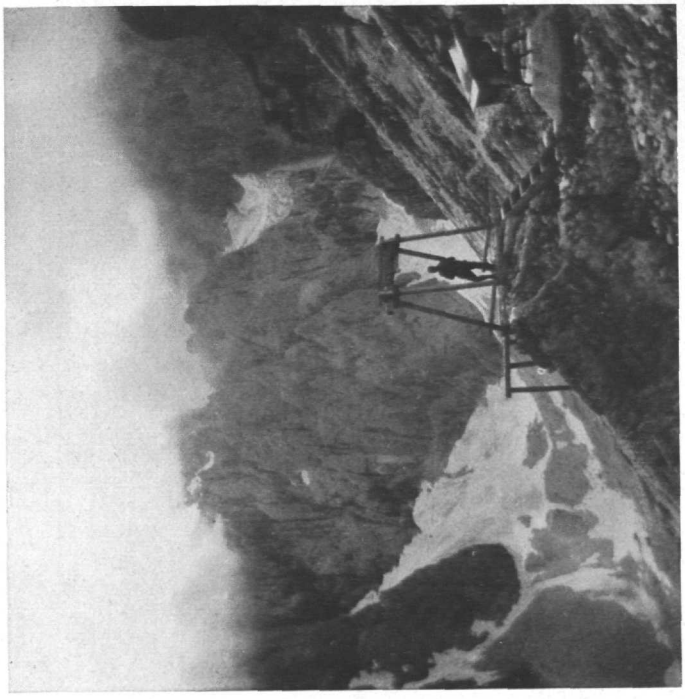
Sturm und Regen, der plötzlich einsetzte, ließ mir keine Zeit zu langem Besinnen oder zu Vorwürfen für meinen Gefährten, der schlecht beobachtet haben mußte. Ich schlug noch einen Haken in die Platte. Er drang nur einige Zentimeter tief in den Fels. Dann nahm ich das Seil aus der guten Sicherung unter dem Überhang heraus, weil ich Verklemmung fürchtete. Die Rißunterbrechung ist die schwierigste und ausgesetzteste Stelle des ganzen Anstieges. Sie befindet sich gerade über der steilsten Stelle der ganzen Triglavwand, die hier fast ohne Gliederung 1250 *m* bis zum Schutt abfällt. Regen peitschte mir das Gesicht, während ich mich unter höchstem Krafteinsatz an den schmalen, sehr weit auseinanderliegenden Kaminwänden emporarbeitete. Über der Platte fanden sich keine Griffe. Eine schräge Schutthalde erfüllte den Riß. Es gab hier kein Zurück, und auch auf die Sturzsicherung konnte ich mich nicht verlassen. Ich stemmte weiter, bis ich in den Schutt hinüberspreizen konnte. Über mir war nun

nur noch leichtes Gelände. Bis hierher mochte mein Gefährte von oben gekommen sein. Er hatte die Tiefe weit unterschätzt.

Gegen 5 Uhr betraten wir die Hochfläche. Der Regen hatte zwar aufgehört, doch trieb ein eisiger Wind dichte Wolkenmassen über den Himmel. Langsam wanderten wir durch den grauen Abend zur Kredarica.

Der nächste Morgen sah uns im Sonnenschein auf dem Triglavgipfel. Am Nachmittag gingen wir mit Fräulein Jesih, die gekommen war, um die Kante zu versuchen, vom Aljazhaus zur Bahn. Frohsinn war überall mit uns. Und doch auch etwas Schwermut. Denn nicht nur ein schöner Sieg lag hinter uns: auch ein Erleben sondergleichen war vorbeigezogen, vergangen wie ein kühner Traum.





Arzalpenſcharte. Blick ins Valle Popera (Arzalpe)



Blick ins obere Altenſteintal mit Paternkofel vom Oſtanſtieg der Langlahnſpitze



Altensteingruppe von Süden, Morgenalpenspitze — Altensteinspitze
Altensteinplatte — Langlahnspitze



Gipfelansicht von der Langlahnspitze gegen Morgenalpenspitze

# Aus den Sextener Dolomiten

Von Ing. Otto Langl, Wien

## Über die Sentinella

Die Sentinella sollte man nicht als Punkt soundsoviel eines Sextener Turenprogrammes erledigen, sondern ihre Ersteigung im Rahmen einer besonderen Vorbereitung genießen. Unter dieser „besonderen Vorbereitung" verstehe ich nicht allein die Kenntnis gedruckter Wissenschaft aus diesem oder jenem Führerbuche, — opfere vielmehr für sie nur einen Tag auf den Matten des Außergfells, ehe du den herrlichsten aller Sextener Pässe betrittst. Dort zwischen blauen Wellen unzähliger Vergißmeinnicht und Glockenblumen, über welchen tausende blaßlila Knabenkrautdolden schwanken, wird dich aus lockender Bergferne die Sehnsucht nach der Sentinella überraschen. Hier schmiegt sich die Kammlinie der Rotwand und des Elfers viel vertrauter in deine Sinne und du beginnst die stumme Gebärde des Felsenfingers in der Scharte zu begreifen, — Sentinella, Schildwache einst zwischen zwei mächtigen Reichen.

Jenseits unter dem blaßblauen Himmelsdreieck breiten sich die Felsenwunder der Arzalpe. Du ahnst sie und dein Wille sie zu sehen, hebt dich leichtbeschwingt aus den Blumenwiesen hinüber zu Eis und Fels.

* * *

Morgenstille über dem Fischleinboden! Noch schläft der Dolomitenhof unter den erwachenden Bergen. Ihre fahlgelben, mattschattierten Leiber tragen schon die Flammenkrone des jungen Tages. Da wandert man gerne durch den morgenkühlen Nadelwald des „Artillerieweges" zum Rotwandköpfl hinan.

Erst hat uns der König Schuster nachgeblickt—, nun empfängt uns die Rotwand auf ihrer blumengestickten Wiese. Fürsorglich nimmt uns eine gelbe Markierung bei der Hand und führt uns mitten durch mannshohe Königskerzen, Vergißmeinnichtbüsche und Farnkrautdickicht ans andere Ufer. Dort findet sich ein säuberlicher Prügelweg, der uns überraschend hoch in die Talflanke des Fischleinbodens bringt. Vergnüglich und bequem wandern wir an dem Hang dahin und benützen jede Gegensteigung des Weges, um rastend die Dreischustergruppe zu bewundern. In gleichem Maße fesselt uns die Riesenwand des Einfers. So kommen wir unter den Rotwandköpfen vorbei zu einem Durchstieg, von dessen Kriegsarmierung nurmehr ein Unterstand vorhanden ist. Sobald wir diese Felsenge verlassen, wechselt mit einem Schlage das Bild, — das eisige Hochkar der Anderteralpe mit der Sentinella liegt aufgeschlossen vor uns.

Was uns vom Außergfell zierlich und unbedeutend erschien, ist jetzt in Wirklichkeit riesengroß und überwältigend geworden. Der Felsenfinger in der Scharte hat sich in einen gewaltigen Turm verwandelt, der mauerglatt zur Paßhöhe abfällt. Die Abstürze der Rotwand scheinen unangreifbar, allein der Elfer stellt sich in aufgelöster Zackenreihe zu freundlicherer Geste.

So sind wir im Hochkar ansteigend zu jenen Schnee- und Eisfeldern gekommen, die den Zugang zur Sentinella umlagern. Rechts droben erspähen wir in der scharfen Elferscharte die ersten Stellungen, darunter hölzerne Unterstände, Kehrensteige klimmen steil hinauf. Dort hielten die Österreicher jahrelang den Feind in Schach, der sich auf den Türmen und Bändern des Elfers eingenistet hatte. Mancher der wackeren

Sextener Führer, der heute friedlich seine Touristen auf die „Kleine" führt, könnte ein starkes Stück von der Elferschartenstellung erzählen.

Wir nähern uns der Schneerinne, die von der Sentinella herabzieht und steigen im Bogen, von rechts kommend, zu ihrem unteren Ende hinauf. In respektvoller Entfernung von einigen ausgeaperten Blindgängern und Handgranaten mustern wir die gänzlich veränderte Umgebung.

Die Rotwand zeigt in einer breitausladenden Terrasse ihre schwache Seite und damit die österreichischen Befestigungen am Nordrand. Die Schneerinne sieht auf den ersten Blick nicht gerade einladend aus. Zwischen steilen Felswänden eingeschnitten, steigt ihre enge Sohle scharf zum Fuße der „Schildwache" an, um abschließend, leicht geknickt, zur Schartenhöhe emporzuziehen. Durch die brüchigen Felsen zur Rechten führt eine rote Markierung zum gleichen Ziele. Während des Morgens herrscht hier die eisige Ruhe des Bergschattens.

Die Geduldprobe der Stufenarbeit beginnt. Ist der Schnee trittsicher, dann kann das Seil im Rucksack bleiben. Ungleich ernster wird jedoch der Anstieg bei Hartschnee oder Vereisung. Dann bekommt der Pickel scharfe Arbeit und das Seil seine Berechtigung. Wer in den Felsen zur Rechten sein Heil sucht, muß mit einigen brüchigen Rinnen vorliebnehmen, die aber im aperen Zustand keine nennenswerten Schwierigkeiten bieten. Nach viereinhalbstündigem Anstieg treten wir über die Sandsackbrustwehr der Anderteralpenscharte oder Elferkofeljoch, 2750 *m* hoch, der Passo della Sentinella der Italiener. Im Rückblick baut sich die Dreischustergruppe in herrlichster Formengliederung über dem Fischleintale auf und in der Ferne blinken die Eisfelder des Hochgalls und Schneebigen Nocks.

* * *

Die italienischen Kavernen finden sich knapp hinter der Sattelhöhe in die pralle Mauer der „Schildwache" eingebohrt. Ihre hölzernen Vorbauten sind nur mehr teilweise erhalten. Die noch vor wenigen Jahren vorhandenen, in Strickleitern ausgeführten Steiganlagen sind schon der Verwitterung zum Opfer gefallen. Lange haben die österreichischen Standschützen diese Stellung gehalten, bis es 1916 den Alpini gelang, die Scharte überraschend vom Elfer herab zu stürmen. Der einzige dem Überfall Entrinnende, ein Sextener Standschütze, rettete sich durch eine Schiabfahrt zur Anderteralpe. Der Erfolg der Italiener, von dem einige Erinnerungstafeln im Felsen berichten, war mehr ein Prestigeerfolg; denn ungebrochen und unbesiegt blieb der österreichische Widerstand auf den Türmen der Rotwand.

Friedlich verzehren wir, in der warmen Sonne sitzend, unseren Imbiß und blicken hinab zur Arzalpe. Ein spaltenreicher, kleiner Gletscher füllt das oberste Kar und darüber lugt das freundliche Grün des Val Padola herein. Die gewaltigen Felsburgen des Comelico werden erst beim Abstieg sichtbar. Schon in der Scharte fällt uns eine eigenartige Markierung auf, die an den Felsen der Rotwand hinableitet und einen roten Farbring um eine schwarze Nummer 3 darstellt. Diese in der Nachkriegszeit vom Z. A. C. angebrachte Markierung führt, vom Rifugio Carducci unter dem Zwölfer ausgehend, über das Giralbajoch und erreicht auf äußerst kühngebauten Stellungswegen („Strada Alpini" der Italiener), die Elferscharte. Die Strecke durch das Hochkar der Anderteralpe zur Sentinella ist nicht einheitlich und deutlich markiert. Dem Vernehmen nach plant der Z. A. C. einen Wegbau zwischen Elferscharte und Sentinella unter Benützung der untersten Bänder in den Elferabstürzen. Von unserem hohen Sitz läuft die Ringmarkierung meist deutlich bis zum Rifugio Popera des Z. A. C. auf dem Crestone di Popera durch.

Wir steigen ohne Schwierigkeiten über die steilen Schutthalden ab, um den ebenen Gletscherboden zu erreichen. Hier stehen wir ganz unvermittelt vor einem Hochlands-

bild von erdrückender Wucht und Großartigkeit, — die Ostabstürze des Elferkofels. Fast widerwillig sucht das Auge durch diese abschreckende Wildnis von Randklüften und Eisrinnen einen „Weg" und jeder mag im stillen die Tatkraft Oskar Schusters bewundert haben, die hier schon 1891 siegte.

Talaus an der Elferwand löst sich über einem Eisbruch ein kecker Zacken, die Punta Rivetti, ab, deren Schartenkehle die Hochbrunnerschneide durchblicken läßt. Sie war das Ausfallstor Sepp Innerkoflers am 24. Juni 1915, als der Tollkühne nach einem gelungenen Feuerüberfall im Bacherntale, vom Feinde bedrängt, mit 7 Standschützen über den Hängegletscher der Elferostwand entwischte. Erst in der Sentinella erreichte Sepp mit den Seinen die österreichischen Linien. Heute zählt dieser „Fluchtweg" zu den schönsten und interessantesten Elferanstiegen und trägt in Erinnerung an Sepps glänzende Leistung die Bezeichnung „Sepp-Innerkofler-Route".

Gegenüber der dreizackigen Punta Rivetti schiebt die Rotwand den massigen, stark befestigten Felsrücken des Sasso del Fuoco vor. Am seinen Fuß windet sich eine mächtige Moräne talaus, die unseren Abstieg mit nachgiebigem Schutt beschleunigt. Der Talgletscher senkt sich zerklüftet über eine Stufe und taucht in Geröllhalden. Darüber prangt wieder eines der unvergleichlichen Arzalpenbilder, — die blaugrüne Eispracht eines Hängegletschers, flankiert von den gelben Klippen der Punta Rivetti und der düsteren, glattgefegten Eisgasse des berüchtigten Schustercouloirs der Hochbrunnerschneide.

Der Steig wird deutlicher und führt an einem der moosgrünen Quellseen der Risena vorbei. Aus der nächsten Kulisse hat sich die riesige Felsenzange der Cima Popera gelöst. Sie ist wohl der wildeste und unzugänglichste Berg des Comelico. Ihre würdigen Trabanten sind die blanke, schneegebänderte Plattenwand der Hochbrunnerschneide und die feingefingerte Wandfalte der Fulmini.

Schon sehen wir auf dem grünen Querriegel, der die Arzalpe östlich abschließt, den italienischen Dreifarb flattern und damit die Lage des Rifugio Popera verraten. Unser Sichtkreis im Norden, das Massiv der Rotwand und die Neunerkofelgruppe, haben sich inzwischen in ein unentwirrbares Zackenlabyrinth verwandelt. Als engstes Frontgebiet der Italiener tragen sie ein dichtes Netz kunstvoller Stellungsbauten. Von unserem Wege zweigt in der letzten Mulde vor dem Querriegel ein rotmarkierter Steig links ab, der in zahlreichen Kehren der nahen, sanftgeschwungenen Höhe des Arzalpensattels, 2296 *m*, zustrebt. Will man nach Sexten oder Moos gelangen, so verfolgt man die gleiche Markierung, jenseits absteigend, weiter, bis durch den Weißgraben die neue Kreuzbergstraße erreicht ist. Niemand versäume den kleinen Umweg über den nahen Gipfel des Arzalpenkopfes, 2374 *m* hoch, zu machen, um auf seiner Höhe den herrlichen Gesamtblick über die Berge der Arzalpe zu genießen.

* * *

Wir haben endlich die Höhe des mit Stellungsruinen bedeckten Crestone di Popera erklommen und nehmen die Fahne zur Richtung, um die vorzüglich maskierte Hütte aufzustöbern. Schon nach kurzem Abstieg taucht der geräumige Bau aus der Versenkung auf und bald können wir uns überzeugen, daß wir hier gut aufgehoben sind. Die holzgetäfelte, freundliche Gaststube, die lichten Schlafräume mit guten, gefederten Matratzen, die saubere Küche, nicht zuletzt der freundliche, biedere Hüttenwirt geben dem italienischen Bergsteigerheim eine durchaus gemütliche und behagliche Note. Der ehemaligen Verwendung als Kriegsunterstand entsprechend fehlt der Hütte der freie Ausblick über die Arzalpe. So beherrscht nur e i n Berg den Hüttenausblick, — die Cima Bagni.

Die Gestalt dieses Dolomitriesen ist einzig in seiner Art. Der plattengepanzerte, massive Unterbau erscheint von zahlreichen, tiefeingeschnittenen Eisrinnen in Falten

zerlegt, die stellenweise hahnenkammartige Auszackungen zeigen. Diese Wandfalten fallen vom hohen Scheitel eines mächtigen Vorbaues, der Cima Selva piana, nordwärts ab, der von dem kühnen Gipfelhorn noch fast 250 *m* überragt wird. Der Gesamteindruck wird noch durch die Farbenpracht und Schlankheit der benachbarten Riesenfinger der Dita di Popera und dem lieblichen Talblick gegen Padola gehoben.

Im Hüttenbuche des Rifugio finden wir nur ganz wenige deutsche Bergsteiger eingetragen. Die italienischen Turisten benützen die Hütte meist, um die kampfberühmte Sentinella zu besuchen, oder über diese die Elferscharte und die „Strada Alpini" die neue Mussolinihütte im Bacherntale zu erreichen. Wenige messen ihr Können an den schwierigen Bergen der Arzalpe. Besonderer Beliebtheit erfreut sich der Papernturm (Dente, 2500 *m*) und der unschwierige Neunerkofel (Pala di Popera, 2579 *m*). Die großen Kletter- und Eisturen werden selten und dann nur von erstklassigen, meist führerlosen Alpinisten deutscher und italienischer Zunge ausgeführt. Neuerdings haben österreichische Bergsteiger die Sentinella als Ausgangspunkt für die Eisturen im Elferstock gewählt.

Mit dem Erscheinen des Bandes VII der Neuauflage des „Hochturist in den Ostalpen", ferner des Gallhuber-Führers „Dolomiten" und des italienischen Dolomitenführers von A. Berti „Le Dolomiti Orientali" in den Jahren 1928—1929 hat der deutschitalienische Werbefeldzug für den turistischen Besuch der Dolomiten begonnen und bereits im verflossenen Sommer einen guten Anfangserfolg erzielt. Auch die Sentinella und Arzalpe haben ihren gebührenden Teil abbekommen. So erscheint auch der Zweck dieser Zeilen, das wiedererwachte Interesse der Bergsteigerwelt für dieses Gebiet zu fördern, gerechtfertigt.

## Von Osten auf die Langlahnspitze, 2784 *m*

Dieser Berg ist kein Blender, kein „Mekka der Bergsteiger" wie die Zinnen. Er ist an Gestalt nur der unscheinbare Eckpfeiler des gewaltigen Schustergratbogens, mit dem dieser über dem Fischleinboden endend in den Karschutt taucht. Bescheiden an die Seite der riesenhaften Zeiger der Sextener Sonnenuhr gefügt, trägt er dennoch stolz den Namen, den ihm der Donner seiner Lawinen gegeben hat. Wenn im Frühjahr sein „Langlahner" lebendig wird, dann erzittern auch die Großen in der Runde, dann ist er im blendenden Hermelinkleide selbst ein Gekrönter wie diese. Leuchtende Schneefahnen wehen dann von seinem Haupte.

So sah ich oft und oft diesen Berg und lernte ihn lieben. Doch mußte erst der Weltkrieg über seine Felsen brausen, ehe er mir seine Geheimnisse erschloß. Im Sommer 1925 stieg ich allein über die Stellungspfade in seiner Ostflanke auf und erreichte, einen felsigen Vorkopf durch eine hohe Schlucht südwärts umgehend, die Scharte zwischen diesem und meinem Berg. An letzterem kletterte ich solange empor, bis ich unter der rotfelsigen Zwingburg seines Kopfes stand. Ich wußte genug für eine Wiederkehr mit „tauglicheren Waffen" und stieg befriedigt zum Fischleinboden ab.

* * *

Ein Jahr später, fast auf den Tag genau, war meine Zeit für diesen Berg gekommen. Am 24. Juli 1926 stieg ich mit meinem Begleiter Dr. M. Behr aus Wien zeitlich früh wieder in die Altensteinstellung der Ostflanke ein und verfolgte wie im Vorjahre den hochinteressanten Stellungspfad bis unter den Vorkopf. Was den Anstieg über diese Steiganlage besonders eindrucksvoll gestaltete, war der Anblick der Einsernordwand, die zum Greifen nahe, aufgeschlossen ihr wahres Antlitz zeigte. Ich tastete mich mit Scheu und Beklemmung über ihre grimmigen Züge hin und dachte mir im stillen, — vor 17 Jahren warst du doch ein ganz anderer Kerl! Da gab's da drüben

nur einen Gedanken, der mich beseelte, — durch, hinauf, um jeden Preis! Das waren eben die 27 Lenze! Heute schien mir schon die brave Langlahnspitze steil genug.

Aus der obersten, ganz aus Felsblöcken erbauten Stellung querten wir unter dem Vorkopf den breiten Graben des „Langlahners" nach rechts und mühten uns in steilem Schutt bis unter die Bergwand empor. Links abschwenkend war nun bald die Scharte erreicht, die ich im Vorjahre, von Süden kommend, erklommen hatte. Gerade reichte noch die Zeit, um in eine etwas höherliegende, kleine Höhle zu kriechen, als ein kräftiges Donnerwetter mit knatternden Hagelschauern über die Felsen fegte. Im Nu verschluckte der Nebel den Fischleinboden. Da hieß es abwarten und mit Proviant die aufsteigenden Zweifel besänftigen.

Beim ersten schüchternen Sonnenstrahl kroch unser Seilschlänglein wieder den nassen Fels empor. Die paar wohlbekannten Rinnen waren rasch durchstiegen und erwartungsvoll querten wir in der engen Randkluft einer breiten, geneigten Schneeterrasse, in der Richtung auf einen gelben Riesenturm, nach Norden hinaus. Seillänge um Seillänge spannte sich um unsere Pickelknäufe und sieh' da — dort ganz nahe schloß sich das Rätsel auf, das ich sooft vom Tale aus vergebens zu lösen suchte: ein Blockkamin gab den Einstieg in eine breite Eisschlucht frei, darüber schnitt die Bergwand ab, — das hieß Gipfelnähe!

Flink stiegen wir zu dem Kamin hinauf und prüften erst die Blöcke. Dann gab es kein Halten mehr und im Nu standen wir in der Eisschlucht und hackten uns in steilem Hartschnee zum obersten Abschluß hinauf. Aus der Randkluft erhob sich halbkreisförmig, senkrecht, von Rissen durchzogen die Gipfelwand, auf deren Zinnen die Sonne wartete. Das gab uns den letzten guten Schwung. Ein Versuch, dem eisigen Felsenloch durch eine Scharte linkerhand zu entwischen, scheiterte an Überhängen. Da blieb nichts übrig, als einen erst geflissentlich übersehenen, seichten Kamin geradeauf näher zu untersuchen. In richtiger Würdigung der Einstiegswand blieb Pickel und Rucksack in der Randkluft und vom sicheren Schneebord abstoßend, hing ich bald in einer kombiniert gestemmt, gedrückt und gezogenen Position, eigentlich an Nichts. Aus der andauernden Stemmspreize an vernünftige Griffe und Tritte zu kommen, war schwer, viel schwerer noch unser Gesamtgepäck 20 *m* frei aufzuziehen. Doch das gehört schließlich zum Handwerk und lehrt Überflüssiges daheimzulassen. Der anschließende Stemmkamin und der angenehme Ausblick auf leichten Fels darüber brachte wieder Tempo in unsere Beine. Links im Bogen aus der Wand steigend marschierten wir, nun selbst von der warmen Nachmittagssonne umschmeichelt, den Pickel unter dem Arm, zum Steinmann hinauf.

Unsere Vermutungen waren richtig. Wir standen auf der Höhe einer trümmerbedeckten Kalotte, die allseits in Steilwänden abbrach und von sämtlichen Bergen der Altenstein- und Schustergruppe überhöht erschien. Der Scheitel des Einsers lag unter uns, was auch dem Höhenunterschied nach der Karte entsprach. Die Rundsicht löste in uns helles Entzücken aus. Eine glasklare Nachgewitterstimmung mit weißballigen Wolkenbänken färbte die Felsen mit hellorangeleuchtenden Tinten, gab den Schatten sattviolette Tiefen, den Seen stahlblaue Spiegel und den Almen ein scharfes, stechendes Grün. Jeder einzelne Berg schien sich seiner besonderen Form bewußt und gab uns in ungewohnter neuer Gestaltung den Anreiz zum Vergleich ihrer Eigenart.

So ging eine geruhsame, glückliche Stunde hin. Die Sonne sank schon hinter die kraftvolle Schulter der Morgenalpenspitze, als wir zum Abstieg fertig machten. Uns stand nur die dürftige Beschreibung der Erstersteiger aus dem Jahre 1890 zur Verfügung. Ringsum fanden wir senkrechte, gelbe Abbrüche, nur nach Norden verlief ein kurzer Blockgrat, der uns auch den richtigen Abstieg zur „Hohen Warte" entdecken ließ. An steiler, schrofiger Schluchtwand abwärtskletternd, sprangen wir bald in den Schnee einer Gabelrinne, die von der Einsattlung zwischen unserem Berge und der

westlich benachbarten Altensteinplatte, 2800 *m*, nordwärts tiefer zog. Noch eine wunderschöne Querung der in der Gabel sitzenden Felspartie und der Schneesattel der „Hohen Warte" nahm uns zu kurzer Umschau auf.

Wir befanden uns an einem strategisch wichtigen Stützpunkt der Österreicher im Weltkriege. In den uns zugekehrten Abstürzen der Altensteinplatte entdeckten wir eine noch gut erhaltene Steiganlage mit Unterständen, die zu ihrem Gipfel führte. Die Gabelrinne nach Norden hatte nichts Anziehendes an sich, dagegen lag der Ausweg nach Süden im Altensteinkar hindernislos vor uns. Bei zunehmender Dämmerung fuhren wir im Eiltempo südwärts ab und querten die Karhänge bis zur abschließenden Geröllschulter der Morgenalpenspitze. Zwischen ihren Unterständen gönnten wir uns eine Rast, um das mit inbrünstiger Farbenkraft einsetzende Alpglühen in Ruhe zu genießen.

Dort kauerten wir lange, viel zu lange für die Entfernung unseres Nachtquartiers, aber unfähig dem Zauber dieser Stunde zu entrinnen. Als wir dann wie besessen, funkensprühend die Riesenhalde zum Kalkofen am Hüttensteige im Altensteintale hinabfuhren, stand längst der Mond über dem Einser.

## Eine Überschreitung des Gsellknotens, 2864 *m*

Eigentlich sollte ich dieses Kapitel „Auf der Suche nach Robert Hans Schmitts Wegen" überschreiben. Viele Jahre muß ich bis in meine Bergsteigerjugend zurückgreifen, um der Schilderung zu gedenken, die mir der verewigte Altpostmeister von Sexten Stemberger von der denkwürdigen Bergfahrt des erst achtzehnjährigen Robert Hans Schmitt auf Gsell und Schuster in seiner drastisch humorvollen Eigenart gab. Völlig zerfetzt, blutig und zerschunden wäre der Junge nach zweitägiger Abwesenheit vom Schuster heruntergekommen. Als Zugang zur Dreischusterspitze hätte der „sakrische Bua" gleich den Schustergsell als erster allein überklettert.

Das hörte ich 5 Jahre nach dem tragischen Tode Schmitts in Zanzibar, gelegentlich meiner ersten Turen in den Sextener Dolomiten. Jugendzeit und Weltkrieg waren golden und ehern verklungen und mir erstand die Aufgabe das Schrifttum über die Sextener Bergfahrten für die Neuauflage des „Hochtourist Purtscheller-Heß" zu sichten. Da tat sich wieder die alte Lücke auf, die „Gsellknoten in Breit' und Länge" hieß. Schmitts Turenberichte gaben mir keinen klaren Aufschluß, auch Meister Witzenmann wußte keinen Rat. So entschloß ich mich im Sommer 1926 noch knapp vor Torschluß, (lese Schriftablieferungstermin), eine Überschreitung des Gsellknotens von Norden nach Süden zu versuchen.

* * *

Ein taufrischer, köstlichklarer Morgen über den Bergen, Sonne allüberall, auch im Herzen! So marschierte ich am 24. Juli 1926 mit meinem Begleiter Dr. M. Behr aus Wien frischweg vom Fischleinboden nach Sexten. Das war unpraktisch aber wichtig, sonst hätte ich meinen alten Führerfreund Ignaz Schranzhofer versäumt, der mir schlapphutschwingend, am Stocke einherhumpelnd, auf halbem Wege begegnete. In unser Vorhaben eingeweiht, rief er voll unverwüstlichen Temperaments, die Faust gegen den Gsellen schüttelnd: „Der Schustagsell über'n Grod isch an erschtklassige Tour, Herr Inschinir!" und wünschte uns gutes Gelingen. Fast traurig sah ich dem Führerveteranen, heute Sargtischler und Totengräber, nach, wie er mühselig hinkend über den blühenden Boden seinen Bergen zuging, die er früher so meisterhaft bezwungen hatte.

In Nikele Holzers Laden wurde noch in Vorausahnung einer „kalten Nacht" ein schlichtes Rumfläschchen zugeladen. Dann aber ging es erbarmungslos im schärfsten

Tempo zum Außergfell empor. Meine Vermutungen über den Einstieg R. H. Schmitts veranlaßten uns, die wilde Eisrinne neben dem Sextener Stein, wie der Nordgipfel des Gfellknoten von den Einheimischen genannt wird, auf eine Durchstiegsmöglichkeit zu prüfen. Um 10 Uhr vormittags hatten wir ihr gewaltiges Schuttdelta erklommen und drangen, in steilem Hartschnee stufenschlagend, in der Sohle vor. Linkerhand sperrte ein gelber Riesenturm den Überblick, geradeauf bot die Fortsetzung der Eisrinne ein wenig anziehendes Verwitterungsbild. So war unsere Ablenkung in die Felsen des Nordgipfels von Natur aus gegeben. Hier legte sich ein breites Terrassenband um die Mitte der Abstürze, das wir in Erwartung irgendeiner angenehmen Überraschung zur Querung benützten. So waren wir ganz nach Norden hinausgekommen und sahen bereits auf das Innerfeldtal hinab, ohne an unserem Berge die erwartete Nachgiebigkeit zu entdecken. Also zurück zur Eisrinne! Um 12 Uhr mittags betraten wir wieder ihre Bahn, doch nur um uns jenseits schleunigst vor ihren Geschossen in Sicherheit zu bringen. So war es auch für den Anstieg durch die Rinne zu spät geworden.

Nun saßen wir auf einem Block und führten weise Gespräche. Sexten im Sonnenglast lächelte uns innig an, die Mittagsglocken klangen klar herauf, die Sommergäste steuerten dem Postgasthofe zu, man ging zum Mittagessen. Die Verlockung war groß in einer Stunde auch beim Tafeln zu sitzen, aber wir blieben standhaft.

Schon beim Eingang der Eisrinne war mir neben dem gelben Riesenturm eine enge, sekundäre Schneerinne aufgefallen, die aus einer hohen Scharte zur Linken des Turmes herabzog. Diese Scharte mußte noch erobert werden. Sollte sich auch dort oben kein Ausweg finden, wollten wir uns, der späten Zeit entsprechend, geschlagen geben.

Wie an einer Leiter emporklimmend zogen wir in hochgeschlagenen Stufen hinauf und siehe da — das Bergsteigerglück war mit uns! Wir hatten den Einstieg in jenes Hochkar gefunden, das vom Ost- und Nordgrat des Hauptgipfels und der eben betretenen Turmrippe umrahmt, gegen den Innergfell in hoher Steilwand abbrach. Sein tiefster Geröllkessel und Zugang vom Ostgrat her war den Sextener Gemsjägern wohlbekannt. Wir hielten ungefähr in halber Höhe, wo das Kar in felsigen Steilterrassen zur Turmreihe des Nordgrates anstieg. Gerade gegenüber trumpfte unser Ziel, der Hauptgipfel mit einer Nachdrücklichkeit an Höhe und Steilheit auf, daß uns um das Nachtquartier ordentlich bange wurde. Aber das Unbekannte, Neue tat so mächtig seine Wirkung, daß wir im Vertrauen auf unser Zelt im Rucksack vorwärts wollten.

Aus der Scharte ohne Schwierigkeit in das Kar hineinquerend, erkletterten wir, in Schleifen den besten Durchstieg suchend, die uns zugekehrten Abstürze des Nordgrates. Bald zwangen uns die ausgewaschenen Platten die Kletterschuhe anzulegen und in Seillängen zu steigen. Aber schon war die Turmreihe bis zum Nordgipfel zu überblikken, noch eine schiefe, heikle Rinne und wir schwangen uns aus der Wand auf den freien Grat hinaus.

Ein heller Jauchzer gellte jenseits ins Steinalpenkar hinab. Zwar ängte dort die Schusterhütte verheißend aus schattiger Innerfeldtiefe empor, aber wir zwei waren schon unrettbar dem Schusterzauber verfallen. Des Schustermeisters gewaltige Gestalt reckte sich wie wahrhaftig steingewordene Verdammnis in den strahlenden Abendhimmel. Man sah es ihm nicht an, daß einst auch er der heißen Werbung zweier Menschen nicht widerstehen konnte.

Mit einem „Heil Löschner!“ erhoben wir uns und berieten über die Fortsetzung der Tur. Wir hatten um 5 Uhr 30 Min. abends den Nordgrat erreicht, den schon R. Redlich am 29. August 1913 überkletterte. Somit erwartete uns beim Gratübergang zum Hauptgipfel begangener Fels. Da die Gestaltung der von uns durchstiegenen Wand in keiner Weise der R. H. Schmittschen Anstiegsbeschreibung entsprach,

mußte der Alleingänger die große Eisschlucht zu Beginn der Tur gänzlich durchstiegen, den Nordgrat zunächst dem Nordgipfel überquert haben, um in den Steinalpenkarabstürzen unseres Grates querend den Hauptgipfel gewinnen zu können. Der Anblick dieser von engen Eisrinnen zerrissenen Steilhänge gab uns auch die Erklärung für die „Gratflucht" R. H. Schmitts. Dem Alleingänger war es zweifellos darum zu tun gewesen, nicht von schwierigen Grattürmen aufgehalten zu werden, sondern querend möglichst rasch die Steinalpenscharte zu erreichen. Unsere folgenden „Entdeckungen" bestätigten diese Annahme.

Wir hielten uns also an den Grat und das gab eine prachtvolle Kletterei turmauf, turmab in festem Fels. Der letzte Zacken vor dem Gipfel, der schon von Sexten aus durch seine absonderliche, pilzartige Form auffällt, erforderte die heikelste Arbeit. Endlich im Knotenpunkt des Nord- und Südwestgrates angelangt, fanden wir den Hauptgipfel zu unserer Überraschung nach Osten vorgeschoben. Noch ein letztes Wandl und kein Fels ragte mehr über uns — wir standen auf dem höchsten Gipfel des Gsellknoten, 2864 *m* hoch.

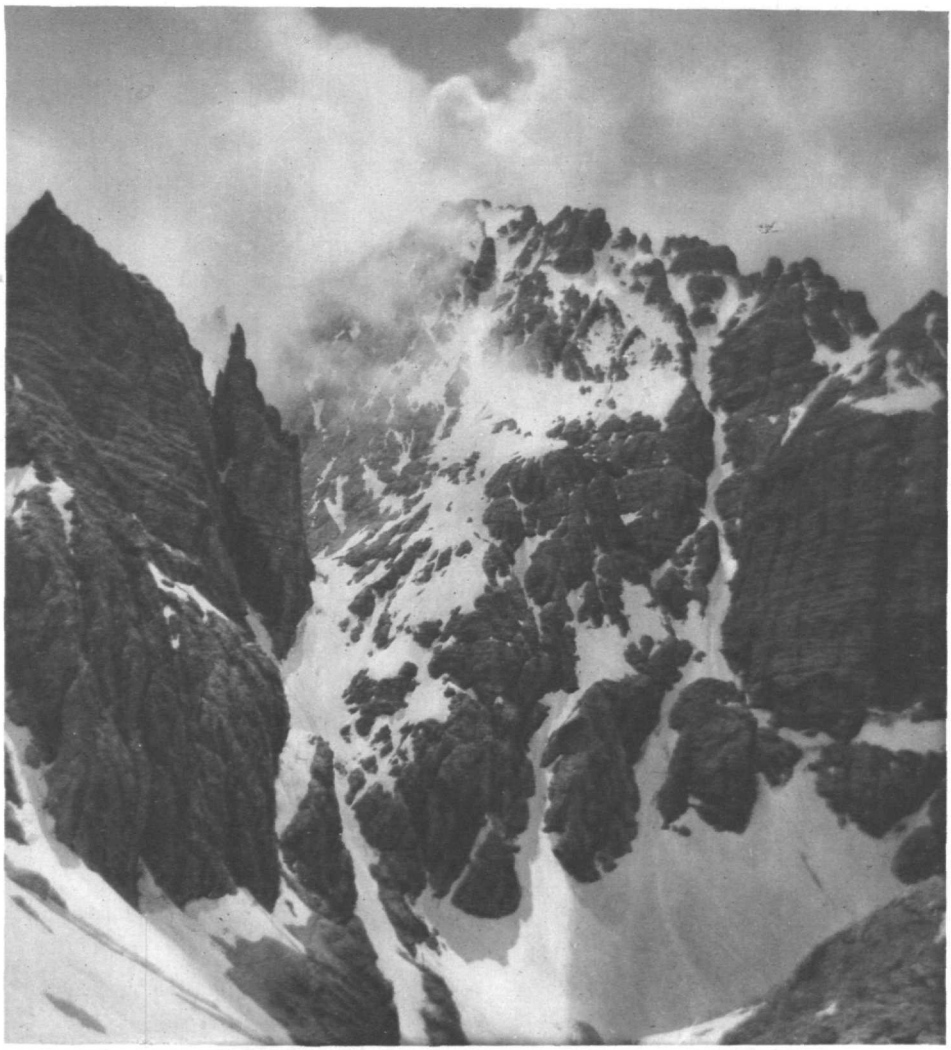
7 Uhr 45 Min. abends. Die Sonne sank aufstrahlend hinter den Bergen. Wir stöberten im Steinmann und zogen einige verwaschene Karten früherer Besucher hervor, die meist Kriegsteilnehmer zurückgelassen hatten. Zu einem gemütlichen Gipfelzigarettchen mußte die Zeit noch reichen. Diese war vielleicht das letzte Vergnügen an diesem reichen Tage. Im Dolomitenhofe, Moos und Sexten blitzten die Lichter auf, in tiefem Dämmer verschwamm die Taltiefe und an den Bergen ringsum bleichte das scheidende Tageslicht.

Hier also war R. H. Schmitt nach seiner Wandquerung heraufgestiegen, um als erster Mensch den Steinmann zu bauen. Sein Abstieg lag für uns im wahrsten Sinne des Wortes im Dunkeln. Zwar wußte ich von Löschners Tur über den Ostgrat, doch kam dieser begreiflicherweise nicht in Betracht. Wir kletterten daher kurz entschlossen wieder zur Vereinigung des Nord- und Südwestgrates hinab und gleich durch eine Rinne tiefer zur obersten Scharte des letzteren Grates. Hier ragte ein kecker Turm auf, dessen Form mir schon von der Langlahnspitze her aufgefallen war. Wir hatten nun keine Wahl mehr. Eine steile, sich rasch verengende Schlucht in der Ostflanke des Südwestgrates nahm uns auf und bald hatten wir vollauf zu tun, uns des auf uns losgelassenen Zauberspuks des erbosten Schustergesellen zu erwehren. Die Schluchtsohle schrumpfte zwischen den Klippen zu einem ausgeschmolzenen Eisgrat zusammen, der eine höchst abenteuerliche, heikle Hackarbeit erforderte. Stundenlang klangen die Pickelhiebe und unsere Zurufe durch die Mondnacht. Seillänge um Seillänge rollte ab, Überhänge mit armdicken Eisgehängen wurden überspreizt, an Klemmblöcken abgeseilt oder in den morastigen Randklüften abgestemmt. Um Mitternacht war noch kein Ende abzusehen.

Da gaben wir den aussichtslosen Kampf auf und rüsteten in einer Nische zum Biwak. Ein heißes, teeähnliches Getränk mit Nikeles Rum versteift gab uns wieder Rückgrat und Humor zurück und bald beschien der Mond ein gelbes, unruhiges, kugeliges Etwas, aus dem bisweilen Zähneklappern oder leises Fluchen klang.

* * *

5 Uhr morgens. Auf Kamerad und an die Waffen! Da hieß es sich ordentlich zusammenreißen, um marschfähig zu werden. Aber die Hoffnung, auf den grünen Schusterflecken in warmer Sonne Versäumtes nachzuholen, brachte Schwung in unsere Gliedmaßen. Unsere Schluchtsohle vereinigte sich alsbald mit einer viel breiteren, die aus einer Scharte ostwärts des Gipfels herabzustreichen schien. Gleichzeitig löste sich die Steilwand des Südwestgrates in zerklüftete Schrofen auf. Langsam stapften wir im breiten Schneebett der nun geräumigen Schlucht hinab und wähnten uns schon dem



Mezzotinto Bruckmann

Paſſo della Sentinella.


Universitäts-Bibliothek
INNSBRUCK

Morgenschläfchen nahe. Da setzte uns der um seinen Zauber gefoppte Geselle den letzten Trumpf — wieder ein Überhang, der Gott weiß wievielte seit gestern abends! Und gleich einer mit Abwärtsgriffen und schlammigem Loch, — aus der Tiefe streckte sich uns eine blinkende Eiszunge entgegen. Wir waren aber schon auf ganz andere Zauberkünste eingestellt und überwanden das letzte Hindernis gleich den nächtlichen. Im Schotter der Schlucht tiefefahrend, sprangen wir um 8 Uhr mit Riesensätzen auf die begrünten Schusterflecke unter der Steinalpenscharte hinaus.

Ah, das tat wohl — Sonne allüberall und auch im Herzen! Eine gottvolle Stunde faulenzten wir hier im üppigen Gras, aus dem die blauen Enzianglocken lugten, schliefen ein wenig, blinzelten nach den sonnigen Felsbergen ringsum und waren glücklich, so restlos glücklich.

Und wo hatte der wundervolle, deutsche Bursch mit dem blonden Haarschopf zum Schuster durchgefunden? Ganz klar wurde es mir daheim beim Vergleich mit seinem Bericht. Er war vom Hauptgipfel in die nächste Scharte des Ostgrates abgestiegen und hatte unseren Weg, aus der breiteren Schlucht kommend, dort gekreuzt, wo wir die Ostflanke des Südwestgrates begehbar fanden. Hier stieg der Kühne wieder zum Grat empor, um über diesen die Steinalpenscharte zu gewinnen. Dort stand ihm der Weg zum Schuster offen.

Wir selbst wurden durch „höllischen Mondnachtszauberspuk" in eine Falle gelockt, die einstens schon einem Wolf v. Glanwell zu schaffen machte.

So war der Zweck unserer Spürtur voll erfüllt und das steinerne Geheimnis des Gsellknoten gelüftet.



Kirche in Sexten



Zillertaler Alpen

westl. Teil

Zillertaler Alpen, westl. Teil.



# KARTE DER ZILLERTALER-ALPEN

WESTLICHES BLATT

N

S

Lizumalpe
Lizumhütte
Torwand
Grüblspitze
Kalkwandspitze
Sonnenspitze
Hecknerl
Lizumer
Plunderling
Grießspitze
Malhamkogel
Hochwartspitze
Sidenkarspitze
Kristallkar
Kristallerspitze
Gunskopfspitze
Teufelsspitze
Wahlspitze
Hintertux
Wilder Kopf
Hornspitze
Tuxer Joch Haus
Seejöchlspitze
Kleinboden
Schlußkamm
Pfaffenspitzl
Lizumerblach
Wahlhörnerspitze
Tefernjoch
Larchtumpfboden
Pfaffenjoch
Freithof
Brunnhausgraben
Wetterspitze
Lachtalspitze
Rauchkopf
Brunnach
Gruberkopf
Gamshütte
Mittl. Grubenspitze
Hinterer Grubenspitze
Kristallkar
Wetterkopf
Kaiserkamm
Ballerstein
Rauchkopf
Mittereisenkar
Nesselspitze
Hausenspitze
Roßkopf
Rotschneide
Schmittenberg
Redlspitze
Nanspitze
Grererkarspitze
Lizumerblach
Kesselböden
Lizumer Hütte
Kleinboden
Kesselkopf
Hoher Riffler
Riffler Hütte
Kleiner Riffler
Schwarzenbergkopf
Schwarzenbergscharte
Spannagelhaus
Dornstange
Schoberspitzen
Friesenbergscharte
Gefrorne Wand-Kees
Friesenberghütte
Peterskopf
Kleiner Käserer
Gefrorne Wand Spitzen
Großer Käserer
Falscher Käserer
Wildlahnerscharte
Wildlahnerferner
Kahlseodlspitze
Olperer
Olperer Gletscher
Großer Riepenkees
Kleines Riepenkees
Keeskopf
Vallstein
Zwischbergkees
Wetterkopf
Kaiserkamm
Tuxgrube
Wenndlerscheid
Verbrochener Kopf
Rauchkopf
Breitlahner
Brenner
Bruckerspitze
Kleiner Ident
Großer Ident
Stidl-Kellerspitze
Kellerwand
Zillertal
Gmünd
Kreuzalpe
Lizumerblach
Lizumer Kopf
Wildalpe
Bockenalpe
Tristkopf
Tristalpe
Tristbachhäuser
Tristbach
Tristbachtal
Tristbachwald
Tristbachalpe
Tristbachkopf
Tristbachsee
Tristbachkees
Tristbachferner
Tristbachscharte
Tristbachspitze
Tristbachgletscher
Tristbachmoräne
Tristbachtal
Tristbachwald
Tristbachalpe
Tristbachkopf
Tristbachsee
Tristbachkees
Tristbachferner
Tristbachscharte
Tristbachspitze
Tristbachgletscher
Tristbachmoräne

Trigonometrische Ausgangspunkte vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen, Wien.
Vermessung stereophotogrammetrische Aufnahme und Ausarbeitung von W. Richard Finsterwalder unter Mitwirkung von Regierungsbaumeister W. Kinzy u. H. Biersack.
Ausgearbeitet am Lehrstuhl Stereoautographen des Geodätischen Instituts der Technischen Hochschule München.
Ergänzung des äußeren Ferwall- und Tirolertales aus Luftaufnahmen der Photogrammetrie G.m.b.H. München, ausgearbeitet am Zeiss'schen Stereoplanigraphen, an der Technischen Hochschule in Stuttgart durch Regierungsbaumeister W. Kinzy.
Wegaufnahmen von M. Bruckmann.
Namen nach Karl Finsterwalder.
Das Südtiroler Gebiet ist nach der österreichischen Originalaufnahme 1:25000 ergänzt.

Zeichenerklärung:

Fahrstraßen, Karrenwege, Fußwege, Häuser, Kirche, Kapelle, Bildstock, Wegkreuz, Mühle, Brücke, Steg, gemauerte Punkte, A.H.-Jägerhaus, Brunnen, Flüsse, Wasserfall, Quelle mit Auslauf, Quelle, Steige, Weg und Richtungsspuren, Wald, Krummholz. Die 100m Höhenschichte ist strichliert.
Offene Spalten und Einwände, Terrainbildung

Maßstab 1:25.000

1000M 500 0 1 2 Klom.

Höhenschichtenabstand 20m.

Böschungsmaßstab

Schichtenabstände bei verschiedener Neigung

Aufnahme und Ausarbeitung der Felsen und Geländedarstellung sowie Text von Hans Rohn in Wien.

Die derzeitige österreichisch-italienische Grenze verläuft:
von P.2892 Klappen über Ötztalerscharte P.2771, P.2760, P.2900, P.2939, P.3096, P.3012, P.3096, P.3834 (Granvaudaljoch), P.3640, P.3422, P.3250 zum Fürscher Joch, P.3214, P.2980, P.2985 Rotbachspitze, P.2952, P.2879, P.3040, P.2907, P.2886 Großvenediger, P.2900, P.2925, P.2846, P.2840, P.2854, P.2967, P.2520 (Hochfeiler), P.3356, P.3279, P.3371 Hoher Weißzint, Schlegeiskarscharte, Breitnock, Mattenock, Nößenwandel, P.3122, P.3059 Moselekopf, Großer Möseler, Kleiner Möseler, Mörtennock, Roßruggspitze, Roßruggenscharte, Berwerkkamp.

Grenze

Kartogr. Anst. G. Freytag & Berndt A.G., Wien.

Herausgegeben vom Hauptausschuß des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins
1930